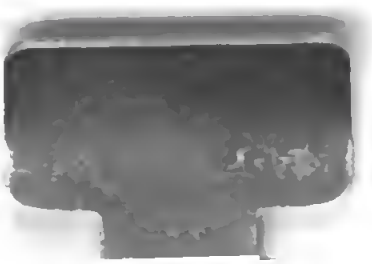
4° Per. 15 a (1862



Digitized by Google

<36633516910015

<36633516910015

Bayer. Staatsbibliothek

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 1862.

1862

Speyer,
Buchdruckerei von Daniel Kranzbühler.

AS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

1. Gedichte.

Punsch-Abschied an das Jahr 1861. Nro. 2.
Genrebilder aus dem pfälzer Volksleben. 4. 6. 16. 34.
Nachruf an F. C. Fuhrmann, 5; an H. A. Schneider, 7; an Dr. Nardini, 12; an Justinus Kerner, 22; an Freifrau v. Gienanth, 27; an Frau v. Laroche, 32; an Uhland, 114. 125.
Ueber den Sternen. Von A. 10.
Neujahrsrundschau in Knittelversen. 11.
Der Kirchhof. Von A. 13.
Gedichte von Albert Träger. 14. 21. 28.
Nur eine Rose. Von Aulenbach. 19.
Dintenlied. 20.
Der Löwe des lateinischen Viertels. 24.
Wegelnburg. Von Chr. Böhmer. 25.
Liebster Bote, sei willkommen. Vom demf. 26.
Maiandacht. Von Fr. Blaul. 38.
Der Jungfernsprung, von K. 46; von Chr. Böhmer 55.
Zwei Gärten. 49. 50.
Sonnette von L. Maurer. 50. 62. 63. 103. 105.
Ueber Nacht. Von Chr. Böhmer. 55.
Der Kinder Märchenzeit. Von Paraquin. 58.
Heimweh. 59.
Deutschlands Genius. Von A. 61.
Festgruß an König Ludwig und Erzherzogin Hildegarde. Von Molitor. 76.
Die Centralsonne. Von Fr. Blaul. 77.
Lore-Lay. Von Chr. Böhmer. 80. 82.
Die Kirchenweihe in Waldfischbach. Von A. 82.
Ludwigshöhe. 83.
Kaiser Rothbart und der Nationalverein. Von Guido Blaul. 85.
Ein Sonnenuntergang. 86.
Das Bad. 88.
Nach Thomas Moore. Von J. Bodenstedt. 95.
Verschieb's nicht auf den andern Tag. Von Chr. Schad. 96.
Auf dem Rehberg bei Annweiler. Von A. 98.
Die Aussicht bei Nacht. Von A. 100.
Gott Bacchus in Dürkheim. 113.
Der 28. November. Von Aulenbach. 116.
Gott Silvan im Westrich. 117.
Blicke in die Herbstnacht. Von Chr. Böhmer. 118.
Hans Trapp. Von demf. 120.
Germania auf der Kalmit. 126.
Der Wanderer in der heill. Nacht. Von Chr. Böhmer. 127.

2. Novellen und Erzählungen.

Der Prellschuß. Eine Geschichte von Unterwegs. Nro. 1—4.
Die Erscheinung im Schlosse zu Stockholm. 5. 6.
Angelica Kauffmann. Von Freiherrn A. v. Loen. 7—15.
Eine alte Geschichte. Nach Acten erzählt von Ernst Fritze. 16—21.
Der Schäferhannes und die kaiserl. Werber in Montabaur. 22—53.
s'Photographien-Lische. Novelle von Franz v. Kobell. 43—45.
Schwester und Geliebte. 46—51.
Ein glücklicher Kuß. 53.
Das Auge der Blinden. Eine Strandgeschichte von Heinrich Smidt. 54—66.
Satisfaction. 59. 60.
Sylvester. Von C. v. Schwartzkoppen. 70—74.
Auch ein Zeugniß. Eine criminalistische Novelle von R. Kraft. 75.
Zundelfrieder in England. Von Robert Langer. 77.
Am Wildbach. Von Adolf Stern. 78—81.
Des Künstlers Rückkehr. 85.
Ein letzter Sonnenblick. Eine kleine Herzensgeschichte von L. Wohlmuth. 86—89.
Eine geheimnißvolle Geschichte. Mitgetheilt von E. Benedict. 86. 87.
Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben. 90—110.
Lederherz. 103. 104.
Das Loos der Wittwe. Eine Geschichte von F. W. Hackländer. 112—122.
Der Schmetterling. Mährchen von Andersen. 116.
Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln. Von E. v. Barfus. 123—128.

3. Geschichte und Tagesereignisse.

Die Franzosen in Speyer im Jahr 1794. Nr. 4. 5. 8.
Marientraut. 14. 15.
Die Gräber der deutschen Kaiser u. Könige. 17. 18.

Justinus Kerners Begräbniß. 18.
Eine Scene aus dem Seegefechte in der Hampton-Rhede. 33.
Tschistlik. 37.
Der Kaiserslauterer Hecht. 54. 55.
Zum deutschen Schützenfeste. 57.
Die römischen Alterthümer in Rheinzabern. 67.
Die Erschießung Chiavone's. 72.
Rückblicke auf das zweite pfälzische Sängerfest. 80. 81. 84.
Die Enthüllung des Maria-Theresia-Monuments in Wiener Neustadt. 83.
Die Insignien und Heiligthümer des deutschen Reichs. 88—90.
Umschwung im Festungskrieg. 105.
Ludwig Uhlands Leichenbegängniß. 114.
Ein Brief von einem früheren österr. Offizier im Lager der südl. conföderirten Staaten von Nordamerika. 117—119.
Aus Amerika. 120.
Die Kämpfe zur See zwischen der nordamerikanischen Union und den conföderirten Südstaaten. 121.

4. Biographien.

Ein Germersheimer Dichter, Johannes Posthius. Nro. 7. 9. 16. 69. 70.
Freiherr von Zedlitz. 24.
Franz Graf v. Schlick. 25.
Fürst Windisch-Grätz. 26.
Agnes Bernauer. 31.
Graf Nesselrode. 32.
Eine pfälzer Notabilität, Fr. Chr. Laukhardt. 34.
Fichte. 39—42.
Therese Forster. 47.
Ein Brief Heine's. 76.
Jefferson Davis. 113.
Ludwig Uhland. 115.
Drei Züge aus dem Leben des Kunstmalers Horaz Vernet. 126.

5. Länder- und Völkerkunde.

Der Sonntag und die Deutschen in Amerika. Nr. 20.
Die Gräber der Patriarchen zu Hebron. 38.
Hinrichtung in London. 69.
Chinesische Mahlzeiten und Morgenbesuche. 71.
London und seine Bauten. 73—75.
Die Negerscheu in den freien vereinigten Staaten Amerikas. Von A. Hasel. 83. 84.
Kusel und die Steinalb. 91—93.

6. Zur Cultur- und Sittengeschichte.

Besoldungen sonst und jetzt. Von L. Nr. 3.
Die Selbstmorde in Bayern. 13.
Nichts anzuziehen. 21.
Die Pariser von heute und die Pariser vor 50 Jahren. 27—30.
Mittel reich zu werden. 57.
2000 fl. — ein Opfer des Aberglaubens. 65. 67.
Der blaue Montag. 67. 68.

7. Aus dem Gerichtssaal.

Die Geschichte eines „reellen Heiraths-Gesuches." Nro. 6.
Der Prozeß Jacoby in Darmstadt. 9. 10. 12.
Ein salomonisches Urtheil. 29.
Irrthümlich gehenkt! 63.
Einer der grundsätzlich nicht zahlt. 66.
Der Raubmörder Hubertus. 94.
Ein Heirathsversprechen. 99.

8. Vermischtes.

Das Alapaka in Australien. Nro. 1.
Die Augenheilanstalt in Wiesbaden. 19.
Professor Virchow und die Fleischbrühe. 22. 23.
Wilhelm Bauer und seine Erfindung. 34—36. 105.
Der Siebenschläfertag als Wetterprophet. 92.
Die Frau im Sprichwort. 67. 68.
Eine Luftfahrt. 78. 79.
Zur Glocken- und Kirchenweihe in Ludwigshafen. 82.
Lose Blätter aus der Londoner Weltausstellung. 94—97.
Panegyrikus auf die Schneider. 101. 102.
Politik des Sprichworts. 108—111.
Die Straßenlocomotiven. 111. 112.

Miscellen und Räthsel fast durch alle Nummern laufend.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. Speyer, Samstag 4. Januar 1862.

Der Prellschuß.*)

Eine Geschichte von Unterwegs.

Ein heller Sommertag lag auf dem grünen Thale. Es ist ein frohes Wandern auf der Straße am Waldesrand, hüben und drüben steigen steile bewaldete Berge hinan, drunten rauscht und braust der Bach über wildes Gestein und auf den saftig grünen Wiesen zittert das Sonnenlicht und flimmert durch das Gezweige, wie tausend und abertausend hellgrüne Tagessterne. Es ist stille ringsum, nur die Nußhäher schäkern noch laut mit einander im Wald, die Finken und Amseln, die jetzt nicht mehr singen, fliegen oft von den Waldbäumen auf die Straße, lassen den Wanderer ganz nahe kommen, schauen ihn verwundert an und fliegen davon.

Einen tiefen vollen Athem des Lebens sog der Wanderer ein, der sich jetzt unter einen Baum am Wege niederlegte.

Bald trat ein alter städtisch gekleideter hagerer Mann aus dem Walde und grüßte den Ruhenden, und erquicklicher als der Blick über Wald und Berg und Fluß ist der Blick in ein freundliches Menschenauge, und wohltönender als aller Vogelsang ist der Zuruf einer wohlwollenden Menschenstimme.

Der Alte und der Wanderer gingen bald mit einander fürbaß in guter Wechselrede.

Eine Wolke zog auf und stand über dem Thale. Der Alte forderte den Wanderer auf, bei ihm einzukehren, denn das Gewitter werde bald losbrechen und bis eine Stunde Weges weiter hinauf sei kein menschliches Obdach mehr zu finden.

Die Beiden waren bald bei einer Sägmühle, daneben stand ein stattliches Wohnhaus, der Alte führte den Wanderer in eine abgesonderte Stube und sagte: „Da bin ich daheim. Seien Sie willkommen.“ Er reichte die Hand.

Es war behaglich und wohnlich in der Stube. An der Seite stand ein Clavier und darüber war ein Bücherbrett mit einigen vielgelesenen Büchern bestellt. Der Wanderer sprach seine Freude aus, hier in wilder Waldgegend solch ein wohliges Dasein zu schauen, worein sich natürlich die Verwunderung über Clavier und Bücher mischte.

„Ich war vordem Schullehrer“, erklärte der Alte und ließ den Wanderer allein, kam aber bald wieder mit Speise und Trank.

Das Gewitter brach mächtig los und der Alte sagte: „Sie müssen in Geduld abwarten, bis das Unwetter vorüber ist. Wenn sich einmal ein Gewitter in unser Thal verfangen hat, da muß es sich ganz ausladen. Und so geht es auch bei manchen Menschen: wenn da ein Unwetter ins Herz gekommen ist, es kann nicht mehr heraus und muß sich ganz austoben.“

Wer so etwas sagt, muß Schweres erlebt und erfahren haben.

Der Wanderer berichtete manche Erfahrungen und bald waren die Beiden mit einander wie alte Vertraute.

„Ja“, sagte der Alte endlich, als draußen der Regen in mächtigen Güssen niederfloß, „ich könnte Ihnen auch etwas berichten und es wäre gut, wenn Sie es weiter geben möchten; vielleicht wäre der Prellschuß, den wir erfahren haben und der fast uns Alle niedergeschmettert hätte, auch anderen Menschen zu Nutz und guter Lehre.“

„Erzählen Sie. Was ist denn das mit dem Prellschuß?“

„Es war eigentlich kein Schuß, aber

*) Auerbach's Volkskalender.

ich nenne es so und habe damit schon oft geholfen. Sie werden schon erfahren, was ich damit meine.

Ich bin, wie gesagt, eigentlich ein Schulmeister und habe zweiundvierzig Jahre meinen Beruf erfüllt, so gut als ich's konnte. Seit drei Jahren bin ich hierher gezogen zu meinem Sohn, dem da die Sägmühle gehört. Er hat mir das Stübchen schon lange hergerichtet, aber ich habe nicht müßig sein wollen, und bin erst jetzt, seitdem mir meine Frau gestorben ist, hierher gezogen. Ich habe seitdem die rechte Kraft nicht mehr und habe auch, wie ich glaube, das Meinige gethan in der Welt. Man muß Feierabend machen, so lang es noch Tag ist. Und ich kann auch hier meinen Enkeln Manches beibringen, ich hab' deren fünf, sie sind jetzt in der Schule, eine Stunde von hier thalaufwärts, da im Dorf, wo Sie hin wollen. Ich habe nur den einzigen Sohn, den Sägmüller, und eben den betrifft die Geschichte vom Prellschuß.

Ich war also Schulmeister drüben im jenseitigen Thal; wenn Sie zwei gute Stunden thalaufwärts gegangen sind und da auf die Anhöhe kommen, sehen Sie das Dorf Hüttenbach links. Es liegt ganz abseits von der Landstraße. Da ist meine ganze Lebenszeit drin und Alles, was mir zugekommen ist und was ich erstrebt habe. Wenn ich sterbe, müssen sie mich auch dorthin bringen und mich dort neben meiner Frau begraben.

Aber ich will Ihnen jetzt vom Prellschuß erzählen. Mein einziger Sohn Konrad war ein unbändiger Bursch. Er hat einen guten Kopf, im Rechnen war er mein bester Schüler. Ich hätte es gern gehabt, wenn er auch Schulmeister geworden wäre, oder besser, sich zu einer Amtsschreiberei ausgebildet hätte; er will aber nichts davon wissen, er artet seiner Mutter nach und ist ein echtes Bauernkind und will nichts vom Stubenhocken.

Ich muß bekennen, ich habe meine besondere Freude an dem Konrad gehabt. Er war ein ganzer Bursch, wild wie ein Füllen auf der Weide, aber auch folgsam und gutherzig. Sein größtes Glück war, wenn er Einem eine Freude machen konnte, wo man es gar nicht erwartet. Befehlen ließ er sich nicht gern, er that lieber Alles von selbst, und er konnte vor Zorn weinen, wenn man ihm etwas auftrug, was er eben aus freien Stücken thun wollte. Sie werden schon merken, was dahinter steckt, und daß das ebenso zum Guten wie zum Bösen ausschlagen kann.

Weil ich mich in meiner Jugend als armes Schulmeisterkind habe viel ducken müssen, so freute mich's besonders, daß sich Konrad von Niemand was gefallen ließ und ich habe ihm noch zugeredet: „Wehr' dich! Gib zwei Schläge dem, der dir einen gibt."

Ich seh's jetzt wohl ein, weil ich das übertrieben habe, trage ich auch meinen Theil Schuld.

Drei Stunden von hier, drüben in Haidenreuthe hab' ich einen Schwager, der die Tochter eines reichen Wälders geheirathet, viel Waldung hat und einen großen Holzhandel treibt. Ich erlaubte dem Konrad oftmals, drüben beim Ohm zu bleiben, und da war er lustig und anstellig zu Allem. Wilde Pferde reiten, ein Viergespann regieren, das war seine höchste Lust. Wie er nun aus der Schule kommt, erklärt er mir rundweg, daß er nichts Anderes werden will als ein Bauer. Ich gebe ihn zu meinem Schwager als Knecht. Er hat eine schwere Schule durchzumachen, aber er macht sie gut durch. Und mit siebzehn Jahren ist er schon ein ausgewachsener Mann, stark in Gliedern, so groß, wie er jetzt ist, um einen halben Kopf größer als ich, und doppelt so schwer als ich. Er ist der erste Raufbold in der ganzen Gegend, aber auch der beliebteste Mensch. Er hat was an sich, daß ihn alle Menschen lieb haben müssen, und dabei kann er Zither spielen und singen, daß einem Jeden das Herz aufgeht. Er hätte es in der Musik zu etwas bringen können, aber er will keine Noten lernen und ist zufrieden, daß er Alles, was er nur einmal hört, spielen und singen kann.

Beim Schwager auf der Haidenreuthe ist, seitdem der Konrad dort dient, ein ganz anderes Leben, und der Stallbub — denn das war Konrad das erste Jahr, es ist ihm nichts geschenkt worden an schwerer Lehrzeit, darin war mein Schwager mit mir

einig, daß das nicht sein soll — der Stallbub war auf einmal eine wichtige Person auf dem Hof.

Neben meinem Konrad, oder eigentlich über ihm, ist ein Oberknecht, ein stolzer Mensch, hat aber auch was Tüchtiges gelernt, denn er ist auf der Ackerbauschule Knecht gewesen und versteht die Feldwirthschaft meisterlich, aber er ist auch herb und streng und geht das ganze Jahr herum, wie wenn er immer vergessen hätte, noch etwas zu befehlen. Er läßt sich nicht bei seinem Taufnamen rufen, sondern bei seinem Geschlechtsnamen: Falkensteiner. Der Falkensteiner nimmt den Konrad besonders in die Zucht, plagt ihn bis aufs Blut, und verspottet den Schulmeisterssohn, wo er nur kann, und bürdet ihm immer das Schwerste auf. Der Konrad ist zu stolz, das dem Ohm zu klagen und bei ihm Hilfe zu suchen. Er verdruckt Alles in sich hinein und lacht den Falkensteiner heimlich aus, und endlich lacht er ihm ins Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Alpaka in Australien.

Ueberzeugt, daß die gebildeten Leser der Palatina, mag diese auch zunächst nur für Belletristik bestimmt sein, Allem ein Interesse schenken, was den Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen, auf welchem Fleck der Erde sie wohnen mögen, fördert und mehrt, räumen wir nachstehenden Zeilen über das Alpaka in Australien ein Plätzchen hier ein.

Die englischen Colonien in dem Welttheile der Südsee auf den Inseln Australiens, versprechen für das Mutterland immer mehr Bedeutung zu gewinnen. Sie werden ihm von Tag zu Tag mehr und bessere Abnehmer und reichere Erzeuger der Rohstoffe, die es für seine Fabriken und Manufacturen so dringend bedarf. Die Landescultur entwickelt und erweitert sich, und insbesondere ist es die Viehzucht mit Allem, was sie für den Wohlstand im Gefolge hat, die in einem raschen Aufblühen begriffen ist.

Alle, oder fast alle Thiere, die man in Australien eingeführt hat, sind vorzüglich gediehen, haben sich vollständig acclimatisirt. Im Jahre 1788 hatte Australien kein einziges Schaf; der Viehstand von Neusüdwales war ein Fassel, 3 Kühe, ein Hengst, 3 Stuten und 3 Fohlen. — 1859 hatte Neusüdwales allein 200,000 Pferde, über 1 Million Stück Rindvieh, Ziegen ꝛc. (cattle), 22,000 Schweine und 7½ Mill. Schafe, während das Erzeugniß an Wolle, die aus den australischen Colonien nach England eingeführt wurde, im Jahre 1860 die Höhe von 600,000 Ctr. erreichte.

Eine äußerst wichtige Thiergattung werden die Alpakas für Australien werden. Dieselben sind den Schafen sehr ähnlich und wie die Llamas in Peru, Bolivia und Chili einheimisch, wo die letzteren auch als Lastthiere benützt werden. Die Wolle der Alpakas wird hoch geschätzt, und der Handel darin gewinnt eine ungeheuere Zunahme. Im Jahre 1834 betrug die Einfuhr in Liverpool blos 75 Ctr., und gegenwärtig erreicht sie nahezu 30,000 Ctr. Wie die Quantität, so ist auch der Preis im Steigen begriffen. 1836 kostete das Pfund 8 Pence oder 24 Kr.; während der letzten 10 Jahre dagegen schwankte der Preis zwischen 1 Schilling 8 Pence und 3 Sch. 9 P. per Pfund d. h. zwischen 1 fl. und 2 fl. 12 kr.

Die Verpflanzung der Alpakas nach Australien stieß auf außerordentliche Schwierigkeiten. Die Regierung von Peru, eifersüchtig, daß ein so nützliches, Wohlstand erzeugendes Thier in den Besitz anderer Länder komme, erließ 1845 ein strenges Verbot gegen die Ausfuhr desselben. Die Strafe, welche nicht bloß den Ausführer, sondern sogar den Eigenthümer und den Treiber einer Heerde traf, die innerhalb einer gewissen Strecke von der Seeküste gefunden wurde, d. i. der Küste näher kam, als das Gesetz erlaubte, war keine geringere, als Wegnahme der Thiere und zehnjährige Kettenstrafe.

Trotz dieser furchtbaren Maßregel, wodurch die peruvianische Regierung ihrem Lande und dem Südwesten Amerikas den Alleinbesitz der Alpakas und das Monopol seiner Wolle sichern wollte, gelang es Herrn Charles Ledger, nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten und Beschwerden, im November 1858, von 1500 dieser Thiere,

welche er zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten geſammelt hatte, zu Sydney 276 Stück zu landen und hiermit den Anfang ihrer Zucht in Auſtralien zu machen. Engliſche Blätter glauben, man könne die Bedeutung, welche dieſer Culturzweig für die dortigen Colonien habe, nicht hoch genug ſchätzen.

Herr Ledger erwartet eine raſche Vermehrung der Thiere. Er nimmt an, daß die Zunahme in 50 Jahren bis auf 5 Millionen ſteigen werde, was, zu 7 Pfund (eine niedere Schätzung), ein Total von 39 Mill. Pfund Alpaka-Wolle ergebe, die, das Pfund zu 2 Schilling gerechnet, ein Einkommen von 4 Mill. Pfund Sterling verſchaffen werde.

Dieſe Zahlen ſind ohne Zweifel groß; aber die Zeit, lang in dem Leben eines Menſchen, aber nur eine Spanne in der Geſchichte eines Volks, wird eine raſche Zunahme der Thiere bringen. Ihre Zahl war bei der letzten Zählung erſt 368, und der Monat, wo ſie ihre Jungen werfen, ganz nahe. Nach der Wurfzeit ſollte die Schur (die zweite in der Colonie) ſtattfinden, von der man im Voraus annehmen konnte, daß ſie in hohem Grade für die Zucht ermuthigend ſein werde.

Die Thiere, wovon einige Stück zur nächſten großen Weltausſtellung nach London kommen werden, haben ein Vlies, wie es Peru nie geſehen hat, und ein Fett, welches das ſüdamerikaniſche weit übertrifft, ein ſchlagender Beweis, nicht blos, daß ſich das Alpaka in Auſtralien vollkommen eingewöhnt hat, ſondern auch, daß die Kreuzung, welche Herr Ledger eingeführt, vollſtändig gelungen iſt.

Eine Photographie, die wir geſehen, ſtellt die Thiere bei der Fütterung an der Wohnung eines Herrn Atkinſon zu Sophienburg dar, etwa 23 engl. Meilen von Sydney an der großen Südeiſenbahn. Dieſer Ort, glaubt man, werde in der Geſchichte Auſtraliens einen Namen bekommen, als derjenige, wo die Alpakas das erſte Jahr ihres Lebens in der Colonie zugebracht haben; wo im November 1859 die erſte Flocke von Colonial-Alpakawolle geſchoren ward, und wo am 7. September 1861 das erſte in der Colonie geſchlachtete Alpaka von einer Geſellſchaft von mehr als 300 Damen und Herrn aus der Elite von Sydney verzehrt wurde. Dem Mahle wohnten ſelbſt der Hon. C. Comper, der Premier, viele Mitglieder der Geſetzgebung und der erſten Handelsfirmen von Sydney bei, ein Beweis, daß die gebildete Welt den Werth des Thieres zu ſchätzen weiß.

Auch die Geſellſchaft für Verbreitung der Künſte hat die Wichtigkeit des Alpaka für Agricultur, Gewerbe und Handel erkannt und ſucht daher zur Zucht dieſes Thieres aufzumuntern. In ihrer erſten Wochenſitzung des Jahres $18^{61}/_{62}$, am 20. November d. J. ließ ſie Herrn Ledger eine Medaille überreichen, mit der Aufſchrift:

„To Mr. Charles Ledger, for the introduction of the alpaca into the Australian Colonies.“

Miscelle.

(Claque und Jury.) Bei der Eröffnung der jüngſten Seſſion der Geſchwornen zu Paris ereignete ſich folgendes Intermezzo: Bei der Looſung der Geſchwornen traf das Loos auch einen Hrn. Dacoſta, der auf der Liſte als Rentier figurirt. Dieſer Herr bat nun, man möge ihn von ſeiner Function während dieſer Seſſion dispenſiren. „Welches ſind die Motive“, fragte ihn der General-Advocat, „die Sie hiefür geltend machen können?“ — Dacoſta: „Ich bin Chef der Claque (Vorſtand der bezahlten Beifallklatſcher) im Theater Ambigu; es wäre mir unmöglich, die hieraus entſpringenden Functionen mit denen eines Geſchwornen zu vereinigen; eine ſolche Häufung von Aemtern könnte ich nicht aushalten.“ — General-Advocat: „Aber Ihr Amt erheiſcht nur, daß Sie Abends im Theater anweſend ſind?“ — Dacoſta: „Das iſt wohl wahr, aber ich halte bei Tage Proben, da es nöthig iſt, daß ſich meine Leute mit dem Stücke bekannt machen.“ — Der Gerichtshof entband hierauf Herrn Dacoſta ſeiner Bürgerpflicht in Gemäßheit jenes Artikels, wonach Alle, „die von ihrer Hände Arbeit leben“, zu dispenſiren ſind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Leib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Mittwoch, 8. Januar 1862.

Der Prellschuß.

Eine Geschichte von Unterwegs.

(Fortsetzung.)

Der Falkensteiner hat die Tochter des Schwagers gern und sie hat ihn auch gern. Aber der Konrad, der so lustig ist wie ein Vogel im Hanfsamen, singt seine Lieder zur Zither, Liebeslieder und Schelmenlieder, und da singt und nistet er sich ins Herz der Marie hinein. Der Falkensteiner merkt's und will's nicht glauben, daß ihn so ein grüner Bursch vertreiben kann — die Marie ist nur acht Tage jünger als der Konrad — und wie er's endlich glauben muß, da redet er kein übriges Wort; wenn er aber mit dem Viergespann ins Feld fährt und heimkommt, da knallt er beständig mit der Peitsche so mächtig, daß der Wald immer widerhallt und man meint, eine ganze Schwadron kommt daher.

Weder der Marie noch dem Konrad hat der Falkensteiner ein böses Wort gesagt, und die Ungetreue fürchtet, daß der Falkensteiner einmal plötzlich ein Unheil anrichten werde, aber es geschieht nichts; der Falkensteiner ist zu stolz, es merken zu lassen, daß ihm die Untreue zu Herzen geht, und die Marie ist lustig und macht sich gar kein Gewissen daraus, so plötzlich einen sonst braven Burschen aufgegeben nnd sich an einen Andern gegeben zu haben. Dafür hat sie auch büßen müssen.

Sehen Sie, ich bin jetzt alt, habe viel erfahren und tausendmal gesehen, an mir und Andern, daß sich Alles im Leben bezahlt. Wenn man nur ehrlich sich Rechenschaft geben will, kann man's finden. Freilich, ich kenne auch grundschlechte Menschen und begreife nicht, wie sie so im Wohlleben stehen. Ich kenne einen Menschen, der ist wie ein Wolf, unbarmherzig und raubgierig, und Alles was er anrührt, schlägt ihm zum Glück aus; und ich kenne einen Andern, bei dem ist jedes Wort nichts als Lug und Trug, und er gedeiht dabei. Da muß man denn doch den Uebertrag auf jene andere Rechnung im Himmel machen, wo es eine Rechnung gibt, die nicht mit unsern vier Spezies abgethan ist.

Der Falkensteiner war Soldat und muß wieder einrücken und Konrad tritt auf dem Haidenreuther Hof an seine Stelle Mit achtzehn Jahren wird er Oberknecht und das ist viel. Er füllt aber seinen Platz mit Ehren aus.

Es kommt die Zeit zur Militärpflicht. Mein Konrad möchte sich gern loskaufen, er hat sich ein ordentlich Stück Geld verdient. Jetzt hat sich auch an den Tag gegeben, daß die Marie ihn gern hat und so gern, wie nur je ein Mädchen einen Burschen im Herzen gehabt. Der Schwager hat nichts dagegen, er will nur, die jungen Leute sollen noch ein paar Jahre warten. Und in Ehren haben sie einander lieb gehabt, wie es rechtschaffenen jungen Leuten zusteht.

Gerad' in dem Jahr als der Konrad zur Militärpflichtigkeit kommt, haben sie das Gesetz gegeben, daß Keiner mehr sich loskaufen darf, wie's auch recht und billig ist. Mein Konrad muß Soldat werden, und sie haben bei der Musterung ihre Freude an ihm. „Er hat ein mächtig Kreuz," sagen sie bei der Visitation. Und sie haben ihn zur reitenden Artillerie genommen.

Es ist nicht mehr Mode, daß die Mädchen weinen, wenn die Burschen Soldaten werden müssen. Es glaubt kein Mensch mehr an den Krieg. Und doch, mein' ich,

könnten wir einmal plötzlich über Nacht darin stecken und dann heißt es: Jetzt, Deutschland, jetzt mach' dich fertig, oder — Nein, es gibt kein oder, es ist eine Sünde, das nur zu denken. —

Die Marie hat beim Abschied des Konrad geweint, wie's noch in meiner Jugend gewesen ist, denn damals hat man nichts als den Tod vor sich gesehen, wenn man hat Soldat werden müssen. Hat ja der Napoleon einmal selbst gesagt: so und so viel Menschen werden jährlich geboren und so und so viel brauche ich, um sie erschießen zu lassen, damit ich die Welt unterjochen kann.

Drei Tage ist die Marie bei uns im Dorf geblieben, nachdem der Konrad abgereist war, und ich muß sagen, ich und meine Frau, wir hatten unsre Freude an ihr. Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, als so ein rechtschaffen liebendes Herz zu sehen. Daß sie eine Untreue auf dem Herzen gehabt, davon habe ich damals noch nichts gewußt und sie selber hat auch nichts mehr davon gewußt.

Ich brachte sie heim zu ihrem Vater und unterwegs hat sie mir immer noch mehr gefallen, denn draußen auf dem Feld da war sie noch viel gescheiter, und jetzt ist sie auch wieder lustig gewesen wie eine Lerche. Dabei hatte sie ein besonderes Auge auf die Hausgärtnerei in den Dörfern. Bei manchem Blick über den Zaun sehe ich's ihr an, daß sie denkt: das haben wir bei uns daheim besser im Stand; aber wenn sie was Vortheilhafteres sieht, sagt sie: „So will ich's auch machen, das ist viel geschickter," So war sie fröhlich und guter Dinge und einmal geht sie ein paar Schritte von mir weg und betrachtet mich und sagt: „So wie Ihr, Ohm, nur ein Bischen breitschultriger, so wird mein Konrad auch einmal aussehen, wenn er ein alter Mann ist."

Es war ein fröhliches Wandern mit dem lustigen Mädchen, als sie aber ihr elterliches Haus sah, da jammerte und weinte sie, daß der Konrad nicht mehr da ist, und daß er in der Kaserne stecken muß; sie klagte, daß sie ihn gewiß hudeln und plagen werden, aber — und das hat mir besonders gefallen — keine Minute ist nur ein Gedanke über sie gekommen, daß er ihr untreu werden könnte.

Es vergeht ein Jahr, Konrad kommt auf Urlaub, und ich sehe erst jetzt, was für ein prächtiger Bursch er ist und dabei hat er was Manierliches bekommen. Er bleibt nun wieder drüben beim Schwager bis er einrücken muß. So vergehen die Jahre und jeder Mensch hat seine Freude daran, wie ehrbar und wie schön die beiden jungen Leute leben und wie lustig Alles auf Haidenreuthe ist. Der Konrad hat seine besondere Freude an der Sägmühle, und er bringt den Schwager dazu, noch eine Sägmühle anzulegen und die alte zu vergrößern. Man hat viel mehr Verdienst, wenn man die Stämme verbrettert. Und überhaupt, Konrad benimmt sich als ordentlicher, gesetzter Mann, weit über seine Jahre hinaus. Wo's aber einen Tanz gibt, eine Hochzeit oder eine Kirchweih, da ist er der Tollste von Allen und die ganze junge Mannschaft der Umgegend ist ihm unterthan.

Bei der letzten Kirchweih war er mit seiner Braut bei uns in Hüttenbach. Ich bin bis tief in die Nacht hinein beim Tanz geblieben. Es war eine Augenweide, den Konrad und die Marie miteinander tanzen zu sehen, und es thut gut, einmal wieder leichtherzige junge Leute vor sich zu haben, man kommt sonst dazu, daß man meint, die ganze Welt sei so alt geworden, wie man selber ist. Alle aus dem Ort und aus der Nachbarschaft sind zu mir und meiner Frau gekommen und haben uns Glück gewünscht.

Der Konrad sitzt einmal bei mir und wir trinken miteinander und er sagt: „Vater, das Schwerste beim Soldatenleben ist eigentlich das, daß man so viel Hudelei erdulden muß und nichts dagegen sagen und thun darf. Ich gäb' einen Finger von der Hand drum, wenn ich Rache nehmen dürfte an meinem Feldwebel."

Ich rede ihm nun zu, daß er sich das um Gotteswillen aus dem Kopfe schlagen soll. Denn es gibt nichts Schrecklicheres auf der Welt als Rache, und wer Rache nimmt, den trifft sie selbst.

Ich sehe, wie der Konrad feuerroth im Gesicht wird. Er sagt kein Wort mehr und erst später ist mir's wieder in Erinne-

rung gekommen, was wir damals gesprochen haben.

Jetzt also kommt der Herbst, da Konrad zum letzten Male einrücken muß. Das war ein fröhliches Abschiednehmen. Wir begleiten ihn ein gut Stück Wegs, und er sagt noch zu seiner Braut: „Für dieß Mal nehme ich noch Abschied, in zwei Monaten kriege ich den Abschied und dann gehe ich nicht mehr vom Fleck.“ Wir hören ihn noch lang, wie er im Thal jauchzt und singt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Newyork, 14. Dec. Der Fellnersche Mord. Die Grand Jury von Monmouth County, New Jersey, hat nach Vernehmung einer großen Anzahl von Zeugen, welche jedoch nichts Neues aussagten, den bis jetzt noch nicht eingefangenen und wahrscheinlich in die Rebellen-Armee entschlüpften Radzski wegen des an Sigismund Fellner verübten Mordes in Anklagezustand versetzt, hingegen die seither verhaftete Frau Marks, wegen unzulänglicher Beweismittel gegen sie, aus der Haft entlassen. Ihre Geständnisse beschränkten sich darauf, daß Radzski den Fellner ermordet, daß sie jedoch nichts davon gewußt habe, bis man sie verhaftete und später widerrief sie auch diese Aussage. Nach hier kürzlich eingetroffenen Berichten seiner Verwandten soll Fellner ohne Wissen seiner Familie von Hause abgereist und ungefähr 100,000 Doll. mitgenommen haben. Er hinterläßt eine Frau und ein Kind und eine Menge einflußreicher und begüterter Verwandten. Seine Familie fühlt sich durch sein Benehmen, welches er während seines hiesigen Aufenthaltes gezeigt hat, bitter gekränkt. Sie bietet für die Verhaftung des Mörders eine weitere Belohnung von 3000 Doll. aus, und außerdem die Hälfte seines vielleicht wieder zu erlangenden Geldes.

In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft der wissenschaftlichen Presse (Cercle de la presse scientifique) zu Paris haben die Doctoren Bertillon und Kaff sehr interessante Details über das Gehirn einiger berühmten Personen mitgetheilt, und hiebei auf die gegenseitigen Beziehungen dessen Umfangs und der geistigen Fähigkeiten des Menschen hingewiesen. Das Gehirn Cuviers wog 1,860 Gramm, das Byrons 2,238 und das Cromwells 2,231 Gramm. Diese Ziffern, deren Richtigkeit unbestreitbar ist, sind um so erstaunlicher, wenn wir dieselben mit dem Durchschnittsgewichte des Gehirnes eines gewöhnlichen Menschen vergleichen, welches 1,350 bis 1,450 Gramm wiegt. Uebrigens wechselt das Gewicht des Gehirns je nach den verschiedenen Racen und steigt nach dem Grade ihrer geistigen Entwickelung. Das Gehirn der australischen Race geht nicht über 1,210 Gramm, während es bei den egyptischen Fellahs bereits 1,300 Gramm beträgt; das Hirn eines Irländers wiegt durchschnittlich 1,400, das eines Menschen teutonischen Stammes 1,500 Gramm. Das Minimum des Gewichtes eines mit Vernunft ausgestalteten Hirnes beträgt 400 Gramm; unter dieser Ziffer beginnt der Idiotismus (Blödsinn). Aus diesen Beobachtungen läßt sich der Schluß ziehen, daß der Umfang des Gehirnes den Fähigkeiten des Menschen und der möglichen Entwicklung derselben mit ziemlicher Genauigkeit entspricht. Ebenso hat auch der Umfang des Gehirnes einen großen Einfluß auf die Dichtigkeit der Hirnschale, wenngleich die Schädellehre mit ihren absoluten Schlüssen häufig auf die eigenthümlichsten Irrthümer geräth. Nach Dr. Kaffs Untersuchungen ist das Gehirn eines Kindes, welches noch nichts gelernt hat, an Umfang dem Gehirne eines Idioten gleich; die Hirnschale eines Arbeiters, dessen Beschäftigung nicht zum Nachdenken veranlaßt, ist dick und grob; die Hirnschale eines Denkers oder Gelehrten dagegen ist äußerst fein und sogar durchsichtig. Die Hirnschale Cuviers war nicht dicker als Papier. Diese Feinheit und Zerbrechlichkeit der Hirnschale kommt vorzugsweise bei Musikern und Sängern vor, deren Organismus sehr verfeinert ist. Dr. Kaff führte die verschiedensten Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung an. Er war mit einem italienischen Arzte bekannt, welcher nebenbei ein ausgezeichneter Musiker und Sänger war. Dieser Arzt hatte einst das Unglück aus dem Wagen zu stürzen und auf den Kopf zu fallen, was seinen plötzlichen Tod herbeiführte. Kaff fand bei der Section, daß seine Hirnschale wie Glas zersplittert und ebenso durchsichtig wie letzteres war Diese Thatsache veranlaßte Dr. Kaff, seine Aufmerksamkeit der

Digitized by Google

Hirnſchale der Singvögel zuzuwenden, und hier fand er die von ihm gemachte Wahrnehmung vollkommen beſtätigt. Verletzungen der Hirnſchale kommen auch anderen Erfahrungen gemäß bei Künſtlern häufiger vor als bei anderen Menſchen, und iſt deren Heilung immer ſchwieriger.

Punſch-Abſchied
an das Jahr 1861.

Schlaf wohl! du warſt kein Jahr des Heils! —
Für all' die Rechtsverhöhnung
Bot uns nicht einmal anderntheils
Erſatz die preuß'ſche Krönung.

Du haſt die Steuern hoch geſchraubt,
Erſchöpft die vollen Kaſſen,
So manchen Mann von Werth geraubt,
Manch' ſchlechten uns gelaſſen.

Zum Grab mit dir, du altes Jahr,
Das ſo viel Zwiſt geboren.
Beim Trauermarſch klirrt's wunderbar
Von ungariſchen Sporen.

Todtfeind der deutſchen Bundesnorm
Haſt du doch nichts bereinigt,
Und den Adepten der Reform
Nur Eintrittsgeld beſcheinigt.

Du haſt die Fluthen wild erpicht
An Petri Schiff geſchlagen;
Haſt's nicht verſchlungen, und auch nicht
Zum ſichern Port getragen.

Wo iſt auf Ruf und Widerruf
Jemals ein Reich gediehen?
D'rum hat zuletzt ſelbſt der Veſuv
Vor Schwindlern ausgeſpieen.

Frankreich gabſt du ein Deficit
Von Millionen Franken,
Und ein Dekret, daß der Credit
Bekommt Geſetzesſchranken,

Und ein Reſcript: wenn's doch paſſirt
Und wächſt das Schuldregiſter,
Daß wenigſtens contraſignirt
Sei alles vom Miniſter!

Wer damit nicht zufrieden iſt,
Der ſcherzt mit Völkerloſen;
Glaubt, daß der Kaiſer wohl bemißt,
Was möglich bei Franzoſen.

Dieß alles und noch mehr ſogar,
Humbug in That und Worten,
Verſtreuteſt du, gemeines Jahr,
Freigebig aller Orten.

Du brachteſt England Schmach und Weh,
Es wird ſich dein erinnern;
Die Schmähung gabſt du ihm zur See,
Den Schmerz im tiefen Innern.

Was haſt du nicht für Aasgeſtank
Beim Türken angerichtet?
Und erſt zu welchem ſchlechten Dank
Die Ruſſen dir verpflichtet!

Und Preußen! — Welche Neberei,
Welch' Jammern, welch' Gezappel!
Krautjunker in der Vorderreih,
Die Flotte ohne Stapel!

Ein Meſſer ohne Kling' und Schneid',
Ein Bein und keine Wade!
Als einz'ger Troſt im Herzeleid
Die fixe Gottesgnade!

Und erſt der doctrinäre Wahn,
Wie ſchaal und widerwärtig.
Ja, käm's auf „Jahrbuch"-Schreiber an,
Dann wär' das Ding ſchon fertig.

Doch bis der Gimpel wird zum Aar
Und kann den Flug beginnen,
Wird noch ſo manch' ſteriles Jahr
Im deutſchen Sand verrinnen.

D'rum: achtzehnhundert ſechzig eins —
Schlaf' wohl bei deinen Ahnen.
Warſt egoiſtiſch, wie nur ein's,
Trotz manchen deutſchen Fahnen.

Du brachteſt Wirrwarr, Noth und Zwiſt,
Gefahr und keinen Retter,
Nur ein's an dir zu loben iſt:
Dein dauernd ſchönes Wetter.

(Münchener Punſch.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. Speyer, Samſtag 11. Januar 1862.

Der Prellſchuß.

Eine Geſchichte von Unterwegs.

(Fortſetzung.)

Man ſollte nichts darauf halten, aber wunderlich iſt's doch, daß es ſo oft eintrifft. Die Braut war dieß Mal gar traurig, und ſie ſagt: „Mir iſt, wie wenn ein Unglück geſchehen ſollte, ich weiß nicht was, aber ſo ſchwer iſt mir's beim erſten Abſchied nicht geweſen, wie jetzt.“ Sie ſteckt mich mit ihrer Traurigkeit an, und ich habe bei mir gedacht: die beiden jungen Leute werden faſt zu ſehr glatten Weges glücklich, das geht im Leben faſt nie. Ich rede der Braut ihre Traurigkeit aus, aber ich ſelber werde eine Bangigkeit nicht los. Ich ſchreibe gleich am andern Tag dem Konrad, er ſoll mir doch berichten, ob er gut angekommen und ihm kein Unglück zugeſtoßen ſei. Ich kriege einen guten Brief von ihm, einen luſtigen und geſcheiten, und er ſagt darin, er wiſſe nicht, was uns Alle plage, auch die Braut habe ſo traurig geſchrieben; er ſei munter und glücklich.

So ſind wir's denn auch geworden.

Die Zeit vergeht und es ſind nur noch zwei Tage, bis der Konrad ſeinen Abſchied erhalten muß. Die Braut kommt wieder herüber zu uns und ſagt, ſie will ihn da erwarten. Und mir iſt's recht, ich bin auch voll Unruhe und es wartet ſich am beſten, wenn man beiſammen iſt. Aber dieſe zwei Tage iſt mir's ſchwer geworden, Schule zu halten.

Ich hatte dem Konrad geſchrieben, er ſolle nicht zu Fuß gehen, er ſolle mit der Poſt fahren bis zur Amtsſtadt und dort wollten wir ihn abholen. Alſo am Morgen des Tages, an dem er ankommen muß, gehe ich mit der Braut nach der Stadt. Wir ſitzen in der Poſt und trinken einen Schoppen, aber es will uns nicht recht munden. Ich ſage: Laß noch ein Glas geben, daß der Konrad gleich mittrinken und anſtoßen kann. „Nein“, ſagt die Braut. „er braucht kein beſonderes Glas, er trinkt aus Einem mit mir.“ Und ſie ſtellt einen Stuhl an den Tiſch und blickt ihn an, wie wenn ſie den ſchon ſähe, der darauf ſitzen wird. Da tönt das Poſthorn. Wir ſpringen auf und eilen auf die Straße. Ein Handlungsreiſender, von Kopf bis Fuß grau gekleidet, ſteigt aus und ſtreckt ſich und gähnt. Es iſt doch lächerlich, daß man ſich ſo etwas merkt und in Gedanken behält; ich glaube, ich ſehe den Menſchen noch jetzt ganz leibhaftig vor mir. Ich ſpringe an die andere Seite des Wagens: Konrad, biſt du da? — Keine Antwort. Der Schaffner löst das Felleiſen vom Deck, ich frage ihn: Iſt kein Soldat mit Euch gefahren? „O freilich!“ ſagt er, „zwei, der eine war aus Kreuzlingen, der andere aus Wolterdingen.“

„Wo ſind ſie denn?“

„Sie ſind bei Wolterdingen ausgeſtiegen. Die Burſchen waren ſo luſtig wie die Vögel, die aus dem Käfig kommen.“

„Und war keiner von Hüttenbach dabei?“

„Nein, aber ich glaube, ſie haben von Einem erzählt, der eingeſpundet worden iſt. Ich weiß aber nichts Gewiſſes.“

Meine alte Bangigkeit kommt wieder und die Braut ſchaut drein, als ob ſie irrſinnig wäre. Ich ſage ihr: Er kommt gewiß zu Fuß, er iſt zu geizig, um mit der Poſt zu fahren. Ich ſage das, wie man oft ſo etwas ſagt, man glaubt es ſelber nicht recht und will es noch einem Andern einreden. Mir ſelber war auch bang um's Herz, und ich ſage der Marie: Ich will ihn

ſchon tüchtig auszanken, daß ſich da vier Hände ausgeſtreckt haben und wieder leer heimfahren müſſen. Die Marie lächelt, wie ich das ſage. Wir kommen ins Zimmer, wo noch der Wein ſteht, den der Konrad hätte trinken ſollen. Und wie da die Marie den leeren Stuhl ſieht und das volle Weinglas, das auf ihn wartet, da wendet ſie ſich ſchnell ab und weint und bedeckt ihr Geſicht mit der Schürze. Der Poſtmeiſter kommt zu mir und ſagt: „Gut, daß Ihr da ſeid, Herr Schulmeiſter, da iſt ein Brief an Euch.“ Die Hand zittert mir, wie ich den Brief nehme, und ich ſage der Marie: „Sei ruhig, das iſt ſeine Handſchrift, er iſt geſund.“ — Ich öffne den Brief, mir wirbelt's vor den Augen und die Marie ruft: „Um Gotteswillen, was iſt? Ihr verfärbt Euch ja, Vetter?“ Ich hab's ihr nicht verleugnen können, und in dem Brief heißt es: Lieber Vater! Jetzt in dieſer Stunde wartet Ihr auf mich mit meiner Marie. Ich habe die Erlaubniß bekommen, Euch ſchreiben zu dürfen, dann wird meine Hand wieder in Ketten gelegt, und ich möchte ſie Euch doch ſo gern reichen. Ich komme vor das Kriegsgericht. Wenn Ihr nur zu mir kommen könntet. Wer weiß, was aus mir wird...

Wir beſinnen uns nicht lang und beſchließen, gleich zum Konrad nach der Hauptſtadt zu fahren. Wir ſchicken einen Boten zu meiner Frau und zu den Eltern der Marie und laſſen ihnen das ſagen.

Um ein Uhr in der Nacht kommt der Eilwagen, der nach der Hauptſtadt fährt. Ich will, die Marie ſoll ſich ein paar Stunden ſchlafen legen, aber ſie kann nicht, und ſo ſitzen wir beide in der Wirthsſtube beim einſamen Licht, und der Wein ſteht vor uns und Keines trinkt einen Tropfen, und Jedes will ſchlafen und kann nicht. Stundenlang ſteht die Marie am Fenſter und ſchluchzt in ſich hinein und ruft immer: „Da ſind ja noch alle Sterne am Himmel, alle! Und wie oft haſt du geſungen: So viel Stern' am Himmel ſtehen, ſo vielmal ſeiſt du gegrüßt.“ — Und dann weint ſie wieder und ſchluchzt, als ob es ihr Herz abſtoßen müßte. Ich weiß nicht, wie ich ſie tröſten ſoll, und ich bin ſo müd und kann doch auch nicht ſchlafen und ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin.

Endlich um ein Uhr kommt der Eilwagen aber er iſt voll und ich muß mit der Marie in einen Beiwagen und da müſſen wir auf jeder Station ausſteigen. Und überall iſt's, wie wenn die ganze Welt verkehrt wäre und man hätte gar nie in der richtigen Welt gelebt. Wir ſtehen da in der Nacht vor fremden Scheunen und in fremden Höfen und halten uns an der Hand und können uns doch nicht helfen, und da gehen die Pferde ſo langſam an den Wagen und ſtehen ſo gemächlich an der Deichſel, und es wird ſo langſam angeſpannt und ſie fahren ſo langſam. Und die Marie ſagt einmal: „Ich möchte den Pferden helfen ziehen, das dauert ja eine Ewigkeit und an jedem kleinen Berg geht's im Schritt.“ Wir ſteigen oft aus und gehen hinter dem Fuhrwerk drein und die Nacht war ſtockdunkel. Und es iſt, wie wenn man gar nicht mehr aus der Nacht herauskäme und iſt gar nie Tag geweſen und wird nie Tag werden. Mir iſt es, wie wenn das Herz aus der Bruſt ſich löſen und zur Erde fallen müßte.

O, ſo eine Nacht verleben! Das geht nie mehr aus den Gedanken. Man weiß gar nicht, ſo lang man in Ruhe daheim iſt, wie ſchrecklich es iſt, in der wildfremden Welt auf der Straße in der Nacht und einen Kummer im Herzen, daß man meint, man muß zuſammenbrechen.

Wir fahren endlich in die Hauptſtadt ein, an der Kaſerne vorüber, wo der Konrad drin iſt. Aber wir dürfen da nicht ausſteigen, wir müſſen nach der Poſt und von da erſt wieder zurück. Wir ſteigen aus und es iſt Morgens ſieben Uhr, aber noch Nacht. Die Straßenlaternen werden ausgelöſcht und die Leute, die das thun, geben uns den Weg an zur Artilleriekaſerne. Endlich ſtehen wir am Thor. Ich frage nach Konrad, es heißt: er ſitzt im dritten Grad. Wir wollen zu ihm, das muß aber erſt beim Hauptmann gemeldet werden. Das Hin- und Herlaufen dauert lang und mir ſchneidet es ins Herz, wie ich von den Soldaten, die die Kleider ausklopfen, Lieder ſingen höre, vielleicht haben ſie die von ihm gelernt und er ſitzt jetzt im Finſtern und weint und raſ't.

(Schluß folgt.)

♂ Besoldungen — sonst und jetzt.

Von L.

Das neue Jahr hat Manchem unter denen, die ihre Kraft im öffentlichen Dienste verzehren, als willkommene Gabe eine Zulage gebracht und noch Mehreren eine solche in Aussicht gestellt; wir freuen uns dessen um so reiner und uneigennütziger, je weniger wir persönlich von der Sache berührt werden. Gebietet's doch nicht bloß Menschlichkeit und Ehre, sondern auch der eigene Vortheil, daß der Staat seinen Dienern, zwar nicht luxuriös — und da hat's noch weit hin — aber doch auch nicht kümmerlich, sondern auskömmlich lohne, sintemal es gar ein trübselig Geschäft ist, am großen Staatswagen mitzuziehen, oder gar ein Paradepferd zu reiten und dabei an leerem Magen und sorgenschwerem Herzen zu laboriren. Das nimmt den Muth und lähmt die Kräfte, der Versuchungen zu geschweigen, in die schon Mancher dadurch gerathen ist! Darum vivant — es leben die Zulagen! Freilich ein „herrschaftlicher Diener" aus der „guten alten Zeit" würde sich vor Verwunderung vielleicht auf den Kopf gestellt und ein Mährlein zu schauen gemeint haben, wenn er etwa in einem Traum der Neujahrsnacht 1462 einen Besoldungsetat von 1862 zu Gesicht bekommen hätte. Heutzutage sind wir zwar zu klug und wohlgeschult, um uns noch ordentlich zu verwundern, und zum „Auf den Kopf stellen" bringen wir es vollends gar nicht mehr, so oft wir auch Ursache dazu hätten; aber ein Rückblick auf etliche Amtsbestellungen und Besoldungen der Vergangenheit dürfte doch wohl zu manchen interessanten Betrachtungen über den damaligen „Staatshaushalt", die einfachen Verwaltungsformen und die totale Verschiedenheit der Einnahmen und Ausgaben gegen heute Anlaß geben. Gehen wir deßhalb einige Jahrhunderte zurück!

Aus der Regierungszeit der Herzoge Ludwigs des Schwarzen († 1489) und Alexanders († 1514) von Zweibrücken liegt uns ein Beamtenverzeichniß vor, dem wir folgende Proben entnehmen: 1. Amt Zweibrücken. Amtmann: Friedr. Rabolt seit 1507, Sold 30 fl., ein Hofkleid, Futter für 2 Pferde; Landschreiber: Walther Zuckschwert 16 fl.; Küchenschreiber: Breuder; Kellner: Hans Stollen von Riffenberg 10 fl. 2. Bergzabern. Kellner: Clas Hackfleisch (1476), Lohn mit Einschluß der Kost 12 fl., 1 Fuder Wein, $^{12}/_{8}$ Korn, $^{8}/_{8}$ Haber, $^{1}/_{8}$ Kern, 1 Eimer Oel, die Kleidung mit andern reisigen Knechten, als Schultheiß die Wetten und Scheltfreveln von Gerichtswegen. 3. Veldenz. Oberamtmann: Joh. v. Steinkallenfels (1493), Besoldung 60 fl.; Kellner: Willrich, dessen Hausfrau zugleich Viehmagd (nach heutigem Sprachgebrauch Oekonomie-Aufseherin) war, Besoldung 16 fl. und eine Hofkleidung. 4. Lichtenberg. Amtmann: Thomas von Kuntwig (1484); Landschreiber: Peter Bube, Besoldung 16 fl, 4 M. Korn, $^{1}/_{2}$ Fuder Wein. 5. Rohfelden. Amtmann und Pfandsinhaber für 600 fl.: Johann von Schwarzenberg (1470), 4 fl, 4 M. Korn, 4 M. Haber, 6 M. beider Frucht für $^{1}/_{2}$ Fuder Wein. 6. Meisenheim. Heinrich von Ramberg, Amtmann (1490), 30 fl. für Rüstung auf 3 reisige Pferde; Landschreiber: Albrecht (1493); Schultheiß: Simon von Heidesheim (1494), Besoldung 6 fl. und Hofkleidung, gewärtig mit einem reisigen Pferd, wofür der Hof Futter, Nagel und Eisen gibt. 7. Landsberg. Kellner: Gerhard von Rupertseck, mit Einschluß seiner Hausfrauen als Magd betrug der Lohn 12 fl. 8. Ranstuhl (Landstuhl), Amtmann: Wirich Haus, 12 fl, 12 M. Korn, 12 M. Haber, dann die Nutzung der Wiesen und Gärten und der herkömmlichen Frohne; den herrschaftlichen Dienern gibt er die Mahlzeit für 8 Pfennige; Schultheiß: Kremer-Henen (1477) hält 2 gerüstete reisige Pferde gegen 30 fl. jährl. Gehalt. 9. Neucastel in der Herrschaft Gutenberg. Amtmann: Rudolph von Zeiskeim (1509), auch über Triefels und Wegelaburg, 60 fl, $^{40}/_{8}$ Korn, 3 Fuder Wein, $^{25}/_{8}$ Haber, dazu Nagel und Eisen und ein Hofkleid, unterhält 4 reisige Pferde. — Ein Amtmann hatte aber laut seines „Amtsbrieffes" die Aufsicht auf die Burgen, den Schutz und Schirm der Hintersassen, die Einnahme und Verrechnung der fürstlichen

Gefälle unter seinen Dienstesobliegenheiten; von den Geschenken (sogen. Weisaten) der Hintersassen war ihm nur ein geringer Theil bewilligt (ein Viertel Weines, eine Gans, ein Kapaun oder ein Huhn), das Uebrige hatte er der Herrschaft zu verrechnen. Den Landschreibern, Vögten und Kellnern lagen nach Umständen die ähnlichen Funktionen ob; die beiden letztern waren zugleich für die Schloßwache und die Schloßökonomie bestellt, unter der Oberaufsicht des Amtmanns und des Landschreibers.

Gehen wir ein Jahrhundert weiter, so gibt uns ein Verzeichniß des „Dienstgeldes" der herzogl. zweibrückischen Hofhaltung von 1583 (unter Herzog Johann I.) wieder Stoff zu interessanten Vergleichungen. In diesem Verzeichniß ist nicht bloß die Hofdienerschaft, sondern auch ein großer Theil der Regierungsbeamten begriffen. Einige Proben! 1. Fürstliche Räthe. Wolff Wonboltt von Umbstatt, Hofmeister, 150 fl, Beschlaggeld auf 4 Pferde 12 fl. Johann Stieber, Kanzler, 150 fl. Heinrich Schwebel, Licentiat, 150 fl., für Heu, Stroh, Nagel und Eisen 14 fl. Otto Heinrich Landschadt, Amtmann und Frauenzimmer-Hofmeister, 50 fl., Hauszins 12 fl., für Heu, Stroh, Nagel und Eisen 21 fl. ꝛc. 2. Räthe und Diener von Haus aus. Christoph Landschadt von Steinach 40 fl. Dionysius Gremp von Freudenstein 41 fl. 14 Alb. Dr. Bernhart Botzheim 72 fl. 18 Alb. Dr. Bernhart Kuehorn, Procurator zu Speyer 26 fl. Petrus Agricola 103 fl. Otto Graffter, Landschreiber zu Meisenheim 14 fl. u. s. w. 3. Hofjunker. Salomo von Kötschau 40 fl. Dienstgeld, 40 fl. für Kleidung. Hans Werner Brockh von Klingen 14 fl. u. s. w. 4. Sieben Kammerjungen, darunter Hans Münch von Pforzheim, Zwerg, erhalten je 3 fl. Schuhgeld. 5. Frauenzimmer. Hofmeisterin Agatha v. Rödern geb. von Obentraut erhält 41 fl. 14 Alb., für Schuh 2 fl. 2 Alb. Vier Jungfrauen erhalten je 2 fl. 2 Alb. für Schuh. Jede bekommt jährlich einen Rock oder 22 fl. dafür. Die Kammermagd erhält 14 fl., die Kindswärterin 24 fl. 24 Alb., andere Mägde je 7 fl., der Stubenheizer 12 fl. 6. Kammer-Canzlei. Ruprecht Silberborner, Rath und oberster Kammersecretarius 103 fl. 22 Alb., für Heu, Stroh ꝛc. auf 2 Pferde 14 fl., der Secretarius Jost Lauer 30 fl., die Substitnten je 18 fl. 7. Land-Canzlei. Hans Weigandt, Secret. 40 fl.; Basilius Weinreich, Botenmeister 18 fl. ꝛc. 8. Rechenkammer. Daniel Obernheimer, Kammerschreiber 65 fl. ꝛc. 9. Andere Hofbedienstete. Der Hofbarbier 30 fl., der Hofschneider 17 fl., der Silberknecht 12 fl., der Küchenschreiber 30 fl, der Mundkoch 33 fl., der Bäckermeister 15 fl., der Hofmetzger Hans Haß-den-Teufel 20 fl., der Jägermeister 80 fl., der Vogler 16 fl., der Hoffischer 31 fl. 19 Alb., der Marstaller und Sattelknecht 28 fl. 17 Alb, der Kutschenknecht 27 fl. „Meiner gnädigen Fürstin und Frauen" Fuhrknecht 23 fl. 18 Alb. Gärtner 24 fl. Lakeien je 4 fl. Summa aller Dienstbesoldungen 3082 fl. 2 Alb. Darunter sind aber natürlich die Besoldungen der „im äußern Dienste" Angestellten nicht mit einbegriffen. Der Amtmann von Lichtenberg z. B. bezog damals 25 fl, 20 Malter Korn, 2 Fuder Wein; der Landschreiber 20 fl. und 25 fl. „Zulage", 6 fl. Fleischgeld, 12 M. Korn, 26 M. Haber, 1½ Fuder Wein. (Das Malter Korn ward angeschlagen zu 2 fl., Gerste zu 1½ fl., Spelz zu 1½ fl., Haber zu 5 Ort, wahrscheinlich = 1 fl., das Fuder Wein zu 33 fl. 5 Batzen.) Für den Herzog selbst endlich finden wir folgendes Deputat angenommen: 2000 fl., für seine Zehrung 500 fl und für den Küchenschreiber 3000 fl — Der geneigte Leser mag nun entscheiden, worüber er sich am meisten zu wundern habe: über die große Sparkunst im Staatshaushalte, oder über den geringen Werth der Lebensbedürfnisse und den hohen Werth des Geldes, oder über die Einfachheit der Lebensweise von damals! Auf alle Fälle wird er aber unserer Zeit einen großen „Fortschritt" zuzugestehen kein Bedenken tragen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. Speyer, Mittwoch, 15. Januar 1862.

Der Prellschuß.

Eine Geschichte von Unterwegs.

(Schluß.)

Man bringt uns zum Feldwebel und wie die Marie den Feldwebel sieht, fällt sie fast um, denn wer ist's? Der Falkensteiner. — Er sieht die Marie mit einem bösen Blick an und lacht und spottet: „Du hast jetzt auch den Lohn für deine Treue." Darauf wendet er uns den Rücken.

Wir erfahren endlich vom Oberfeldwebel, was mit dem Konrad geschehen ist. Es war am letzten Tag vor dem Abschied, da sagt der Falkensteiner zum Konrad: „Schulbub, hol' Wasser für mein Pferd." Konrad sagt: „Ich hab' das meinige geholt, ich brauch' kein weiteres." Und der Feldwebel: „Kerl du gehst!" — Drauf Konrad: „Kerl, ich geh' nicht!" Und da hebt der Feldwebel die Faust und schreit: „Nimm dich in Acht! Du bist noch in meiner Gewalt!" — „Was? in deiner Gewalt?" schreit Konrad. „Da liegst du mitsammt deiner Gewalt", und packt an und wirft den Feldwebel zu Boden. Da war das Unglück geschehen. Sechs Jahre hindurch hatte sich der Konrad untadelig gehalten und am letzten Abend kann er den Ingrimm nicht mehr verhalten und läßt sich eine solche Widersetzlichkeit zu Schulden kommen.

Zum Glück treffe ich einen Soldaten aus meinem Ort, einen Schüler von mir, denn allein hätte ich mich nicht zurecht gefunden zum Hauptmann, und dieser erlaubt mir, mit der Marie den Konrad zu besuchen.

Es war heller Tag, aber wir haben eine Laterne mitnehmen müssen. Die Riegel gehen auf, da sitzt er, gefesselt in einer Ecke, und das ist mein Sohn. Ich rufe ihn an, Marie ruft ihn; er schaut nicht auf und beugt sich nieder, tief, und verhüllt sich mit den gefesselten Händen das Gesicht und weint. Auf das kalte Eisen weint er und stöhnt und bringt kein Wort hervor. Die Marie hält mich, sonst wäre ich umgesunken. Ich trete auf ihn zu und lege ihm die Hand auf den Kopf und rede ihm zu und tröste ihn. Er kann lange nicht reden. Die Marie redet ihm zu, sich zu fassen, sie kann's besser als ich. Endlich sagt er: „Es geschieht meiner Hand recht, sie hat nicht ihn getroffen — er hätt's verdient, tausendfach; sie hat Euch getroffen, Euch, Vater, und dich, Marie."

Allmälig beruhigte er sich etwas, und plötzlich mitten im Zureden der Marie fragt er mich: „Vater, ist's draußen denn auch noch Nacht, oder ist schon Tag?" Ich sage ihm, daß es heller Tag ist, und da weint er wieder: „O Marie, was hab' ich gethan! Mir wird's nicht mehr tagen, dir und Euch auch nicht. O Marie, könnt' ich nur mit Euch heim! Nimm mich mit, ich ersticke hier!"

Ich muß sagen, ich war schwach, ich habe vor Herzbrechen gar nichts vorbringen können. Aber die Marie war stark, ich habe im Gefängniß keinen Klagelaut von ihr gehört. Sie hat dem Konrad so zugeredet, so gute Worte hat sie gehabt, so gefaßt und stark, daß wir endlich zur Ruhe gekommen sind. Und der Konrad sagt: „Vater, Ihr habt damals Recht gehabt, Rache nehmen, trifft den, der sie nimmt. Das war ein Prellschuß, der geht auf den Schützen zurück"....

Das ist das Wort, das hab' ich seit damals behalten und es hat gar Manchem schon gut gethan, wenn ich ihm erklärt habe, was es bedeutet. Und es wird gut sein,

Digitized by Google

wenn Sie es noch weiter sagen, Anderen, Allen, es kann's Jeder brauchen.

Unsere Zeit war um, wir mußten den Konrad verlassen, ich habe nichts mehr reden können. Aber die Marie sagt ihm: „Sei stark, Konrad, du bist ja immer stark gewesen. Und wenn du Jahre lang büßen mußt, mein bist du, und ich warte geduldig auf dich. Quäle dir dein Herz nicht ab, sonst stirbst du und wir sind Alle elend."

Wir müssen jetzt fort, ich kann nicht vom Fleck, ich bin da selber angeschmiedet, wie mein Sohn. Der Gefängnißwärter bringt mich hinaus, die Thüren werden wieder geschlossen, die Riegel vorgeschoben, die Schlösser umgedreht, jeder Ton ist mir durch Mark und Bein gedrungen.

Ja, man sollte es nicht meinen, was man Alles im Leben ertragen kann.

Der Heimweg war fast noch schrecklicher als die Hinfahrt. Jetzt ist das Elend erst recht über die Marie gekommen. Es begegnen uns viele Soldaten, die lustig singen, sie haben ihren Abschied in der Tasche, und ein Wort, das die Marie da sagt, das hat mir ihr ganzes Herz gezeigt. „Ach Gott!" klagt sie, „wie gern möchte ich mich mit ihnen freuen, aber das ist das doppelte Elend, daß man sich nicht freuen kann mit Andern, wenn man selber im Elend, und man wird fast bös, daß es neben uns glückliche Menschen geben soll."

Weil der Konrad sich seine ganze Dienstzeit so untadelig benommen und der Hauptmann ihm gern geholfen hat, ist er nur auf drei Jahre in die Strafcompagnie eingetheilt worden. Aber nach einem Jahr bin ich zum Fürsten und habe einen Fußfall gethan und er hat den Konrad begnadigt. Er hat gleich mit mir heimgehen können. Wir sind mit einander gefahren, aber nicht erst heim zur Mutter, ich habe ihr einen Boten geschickt; wir sind gleich ab des Weges zur Marie. Ein gut Stück vor der Haideureuthe steige ich aus, um der Marie nicht den jähen Schreck zu machen, aber wie sie mich sieht, sagt sie gleich: „Ihr bringt den Konrad"....

Jetzt also wohne ich hier bei ihm, und das ist ein Haus voll Rechtschaffenheit und Glück. Es hat eben nicht sein sollen, daß die beiden Leute so glatten Weges gar so glücklich werden sollen.

Mein Konrad ist ein bedächtiger und braver Mann, so bedächtig, wie's nicht leicht einen gibt. Er ist sein Lebtag ein gutes Kind gewesen an mir, aber jetzt möchte er mir das Blaue vom Himmel herunterholen, um mir zu vergelten, was ich um ihn gelitten.

Der Falkensteiner ist Inspector auf einer fürstlichen Domäne im Unterland. Er kommt nie mehr in unsere Gegend. — Es ist doch eine wunderliche Welt! Da verfeinden sich die Menschen und bringen einander ins Elend und es könnte doch so schön in der Welt sein, wenn nur Einer dem Andern zu Gefallen lebte. — —

Die Erzählung des Schulmeisters war oft von dem heftigen Gewitter unterbrochen worden, und als er jetzt zu Ende war, leuchtete die helle Sonne, und Feld und Wald dufteten und trieften vom frischen Gewitterregen.

Der Schulmeister geleitete den Wanderer ein gut Stück Weges; nicht weit vom Dorfe begegnete ihnen ein Fuhrwerk, drauf saß ein breitschultriger Mann mit seiner Frau und vor ihnen standen zwei Knaben und ein Mädchen und hielten ihre Schulsäcke im Arm.

„Großvater, der Vater hat uns mitgenommen", riefen die Kinder. Das Fuhrwerk hielt an, der Schulmeister mußte einsteigen, der breite Mann — es war der Sägmüller Konrad — setzte sich vorn auf das Brett, der Schulmeister mußte zu Marien sitzen.

Das Fuhrwerk rollte davon, der Schulmeister winkte noch einmal zurück. Die ganze Welt ringsum leuchtete erhellt im Glanze nach einem schweren Gewitter.

---

* Die Franzosen in Speyer im Jahre 1794.

Unser wohlwollender Nachbar im Westen will uns also von der Last unseres „Kohlen-

beckens“ und noch einiger andern Stücke befreien, die wir begreiflicher Weise ganz gut entbehren können, und schon in Erwägung, welch ein Glück sie unter der neuen französischen Staats- und Finanzkunst erlangen würden, mit menschenfreundlicher Selbstverleugnung ohne Widerrede uns abnehmen lassen werden. Bei dem unerwarteten Falle, daß wir dazu nicht willig sein sollten, sind uns zur wohlmeinenden Warnung etliche „unangenehme Maßregeln“ in Aussicht gestellt, natürlich Alles zur nachträglichen Beförderung der deutschen Freiheit und Einigkeit, welche Güter ja der Freund der Nationalitäten gegenwärtig so uneigennützig durch ganz Europa colportirt.

Es dürfte vielleicht für unser junges Geschlecht, das noch kein Pulver gerochen hat, nicht uninteressant sein, aus einer nicht zu fernen Vergangenheit daran erinnert zu werden, welchen Genuß wir uns von einem Besuche unseres so wohl geneigten Nachbars mit seinen Schaaren zu versprechen hätten. Wir entnehmen diese Erinnerungen einem uns kürzlich in die Hand gekommenen Schriftchen: Sechs Abendandachten im Burgerhospitale zu Speyer, gehalten von M. J. Ad. Mayer; nebst einer Erzählung derjenigen Unfälle, welche Speyer während des dritten Aufenthaltes der französischen Truppen betroffen haben. Speyer, gedruckt mit Kranzbühler'schen Schriften 1794.

Genannte Abendandachten wurden in der Zeit von Ende Januar bis zum Osterfeste 1794 unter so großer Betheiligung aller Confessionen gehalten, daß „die drei aneinanderstoßenden Speisestuben die Theilnehmer nicht fassen konnten und viele auf den Gängen und Treppen stehen mußten.“ Aller öffentliche Gottesdienst war nämlich seit dem Abzuge der Kaiserlichen (Deutschen) und dem dritten Einzuge der Franzosen am 29. December 1793 untersagt worden. Am Osterfeste 1794 wurden aber auch jene Abendandachten dem wackern Mayer vom französischen Stadtcommandanten untersagt, mit der Drohung, er würde bei dem ersten weitern Versuche gefänglich nach Landau geschickt werden. Nach der abermaligen Rückkehr der Deutschen am 25. Mai 1794 entschloß sich Pfarrer Mayer zur Herausgabe einer Auswahl derselben, zum heilsamen Andenken für seine Gemeinde; „vielleicht, sagt er, erbaut sich aus denselben auch ein anderer Christ und hat Mitleiden mit uns in unserm Elende.“ In einem Nachtrage erzählt uns dann der Verfasser sehr ausführlich die Schreckensgeschichte jener fünf Monate; wir versuchen es, einen möglichst anschaulichen Auszug daraus zu geben.

Zuerst schildert er uns die Flucht der Einwohner in der Nacht vom 28. auf den 29. December 1793. In jener Zeit zog sich die kaiserliche Armee auf das rechte Rheinufer, die Preußen bis Frankenthal zurück. In dem dadurch verursachten allgemeinen Schrecken raffte Jeder eiligst das Beste seiner Habseligkeiten zusammen, um es über den Rhein zu bringen. Unter Schnee, Sturm und Regen brachten viele Familien, Kinder und Greise, Gebrechliche und Kranke jene Nacht unter freiem Himmel, auf dem offenen Rheine zu und erwarteten unter Händeringen den bangen Augenblick, wo sie von ihrer geliebten Vaterstadt getrennt und in das Elend fortgejagt würden. Der erste Zug der Franzosen, 12- bis 15,000 Mann stark, ging am folgenden Tage an der Stadt vorüber, auf Mannheim zu, wobei aber schon die Baumstücke und Weinberge, besonders in der Gegend des Burgfeldes, sowie die Waldungen unerhört litten. Am 30. December begannen dann die Forderungen der unterdessen eingezogenen französischen Truppen; außer Fourage für die Pferde und Essen und Trinken für die Mannschaft sollten bis zum 31. Morgens 6 Uhr 15,000 Pfund Brod, 50 Stück Hornvieh, einige Ohm Branntwein geliefert und alle Fuhren in Bereitschaft gehalten werden, auch die umliegenden Dorfschaften wurden beigezogen. Noch spät in der Nacht leerten die Volksrepräsentanten La Caste und Baudot sämmtliche Stadtkassen mit etwa 8000 fl. aus. Am Sylvestertage wurde der Anfang mit Ausleerung des Domes und der öffentlichen Speicher und Weinkeller gemacht und an den folgenden Tagen des neuen Jahres damit fortgefahren. Schafheerden, Wein, Früchte, Fleisch, Käs, Brannt-

Digitized by Google

wein, Eſſig, Bier, Holz, Salz wurden in Maſſe zuſammengebracht und größtentheils nach Landau und in das Elſaß abgeführt. Eine gleichzeitig erſchienene Proclamation gab zwar im Eingange ſehr tröſtliche Verſicherungen: „Die fränkiſchen Republikaner üben kein Wiedervergeltungsrecht; ſie fechten nur für die Freiheit, das Eigenthum des ſtillen Mannes ſei ihnen heilig, der franzöſiſche Soldat großmüthig, alle Magazine, öffentlichen Gebäude, geiſtlichen Häuſer und verlaſſenen Wohnungen befänden ſich unter dem Schutze der Nation, der Soldat, der etwas raube, ſolle auf der Stelle dem militäriſchen Tribunal übergeben werden.“ Zugleich aber wurde von jedem Bewohner ein genaues Verzeichniß aller Habſeligkeiten, die dem Staat oder der Geiſtlichkeit, Adeligen oder Ausgewanderten angehörten, eingefordert; die Munizipalität mußte dasſelbe von allen öffentlichen und Privatmagazinen, allen öffentlichen Häuſern ꝛc. anfertigen. Die Lieferungen aller möglichen Vorräthe dauerten nun täglich fort, die Häuſer, Speicher und Keller der Geflüchteten wurden, trotz der eindringlichſten Vorſtellungen, ſie ſeien nur aus Furcht vor einem hitzigen Gefechte ausgewandert und würden auf erhaltene Erlaubniß wiederkehren, rein ausgeleert. In der Domkirche wurden ſchon um dieſe Zeit die Chorſtühle, Bilder, Altäre, Glocken, die Orgel, die muſikaliſchen Inſtrumente verdorben, endlich ſammt der Sakriſtei und der niedlichen Taufkapelle gänzlich zerſtört. Ebenſo wurde die Bibliothek, das Archiv, die Schatzkammer, die Kapitelſtube, die Kaiſergruft, die Grabmäler der Fürſtbiſchöfe, der Oelberg, kurz Alles, was ſich in jenem prachtvollen Tempel befand, vernichtet. Die Bücher und Schriften wurden zum Theil fortgeführt, zum Theil zerſtreut und beſudelt, die Wappen, alles Eiſen, Kupfer, Zinn, Blei ſammt den vier großen Thurmknöpfen heruntergeſchlagen, an der letzteren Stelle Freiheitsbäume aufgeſteckt. Nur die vier Mauern blieben ſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

* Genrebilder
aus dem pfälzer Volksleben.
(In pfälzer Mundart.)

I.
Der Kamberger.

Die Rückeetz geſchpickt, —
Im Hannle geſchickt, —
Kee(n) Geld oft im Sack
For e Peiſche Duwack, —
Dorchſchtolpr' ich die Palz,
Kreiſch' aus vollem Hals:
Beer---ſchte... Berrſchte!...

* * *

„Griesgram ſieht Alles groo!“
Ich halt's mit mei'm Kram do!...
Geht mer's aach deckmol ſchlecht,
Wer luſchtig iſſ, hot Recht!...
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

Sinn aach die Zeire ſchwer,
Iſſ aach der Beur'l oft leer,
Sell iſſ mer Alles Worſcht,
Waſſer löſcht aach de Dorſcht!...
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

Wann elch mein' Knorbel berſcht',
Tauſch' ich nit mirr'me Ferſcht'.
Kann's kee(n) Schampanier ſey(n),
Thut's e Glas Brantewei(n)!
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

Wär' ich e Ferſchteſohn,
Hätt' ich e Million,
Grille darbei im Kopp,
Wär' ich en armer Tropp!
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

Een's weeß ich for ganz g'wiß —:
Daß do der Reich' Herr iſſ,
Geht's ab'r em Himmel zu,
Heeßt's: Alter, haus bleibſcht du!...
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

* * *

Die Rückeetz' geſchpickt,
Im Hannle geſchickt,
Kee(n) Geld oft im Sack
For e Peiſche Duwack,
Dorchſchtolpr' ich die Palz,
Kreiſch' aus vollem Hals:
Beer---ſchte!... Berrſchte!...

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Samstag 18. Januar 1862.

* Die Erscheinung im Schlosse zu Stockholm.

Als ich vor einigen Tagen eine Besichtigung alter Briefe und Familienpapiere vornahm, fielen mir zwei vergilbte, vollgeschriebene Bögen in die Hände, die, sorgfältig zusammengelegt, unter Couvert sich befanden. Die Schrift, von einer sichern und leichten Hand geführt, rührt von meinem Urgroßvater, dem weiland pfalz-zweibrückischen Bau- und Renovationsdirector Jonas Frhrn. von Sundahl, der 1704 unter Carl XII. von Schweden nach Zweibrücken als Ingenieur berufen worden, her, und enthält eine Begebenheit, über welcher ein bis auf unsere Tage noch nicht gelüfteter Schleier ruht. Ich gebe hier den Aufsatz ganz und fast wortgetreu und habe dem nur beizufügen, daß die in der Urkunde enthaltene Voraussagung längst vorher bekannt und angesagt war, ehe sie durch die später erfolgten Ereignisse in Erfüllung ging.

Waldfischbach, 4. Januar 1862.

Aulenbach.

Die Glaubwürdigkeit der Thatsache, die ich jetzt erzählen werde, erhärtet ein nach gesetzlicher Form abgefaßtes, durch mehrere, des Vertrauens sehr werthe Personen als Zeugen, aus deren Munde ich zum Theil das Ereigniß selbst vernommen, unterschriebenes Protocoll.

Carl XI., der Vater des kühnen, ritterlichen Helden Carl des Zwölften, war ein sehr großer Despot, aber auch wieder einer der weisesten Monarchen, die Schweden gehabt hat. Er beschränkte die ungeheuren Privilegien des hohen Adels, verwandelte die bisher oligarchische Staatsverfassung in eine reine, Allen gebietende monarchische und erzwang mit Hilfe der niedern Stände und des untern Adels, welcher mit neidischem Blicke die Vorrechte, welche sich die Großen anmaßten, und die Güter und Einkünfte, welche sie sich zugeeignet hatten, betrachtete, mit Klugheit und Entschlossenheit die Wiedereinziehung der veräußerten Krongüter, wobei indeß nicht ohne Härte und Ungerechtigkeit verfahren wurde, so daß ein Theil des reichsten schwedischen Adels in Armuth sank. Uebrigens war Carl XI., dem das Wohl Schwedens wahrhaft am Herzen lag, nicht nur ein redlicher und gewissenhafter, frommer und aufgeklärter Mann, sondern auch ein so kalter und besonnener Charakter, daß von Schwärmereien bei ihm nicht die Rede sein konnte.

Eben hatte er seine Gemahlin Ulrike Eleonore, die er sehr hochschätzte, verloren, und er schien ihren Tod, wenngleich ihm nachgesagt wird, daß seine Härte gegen diese Fürstin selbst zur Beschleunigung ihres Todes beigetragen habe, weit schmerzlicher zu fühlen, als man es von einem so rauhen Gemüthe hätte erwarten sollen. Seit diesem Ereignisse wurde er noch düsterer und schweigsamer, als zuvor, und widmete seine Zeit so anhaltend und angestrengt den Geschäften, daß man sein Bedürfniß, sich zu zerstreuen und seine Seele von allen traurigen Gedanken frei zu machen, nicht miß-kennen konnte.

Einst am Schlusse eines Herbstabends saß der König im Schlafrock und Pantoffeln vor einem hellodernden Kaminfeuer in seinem Cabinette im Palaste zu Stockholm mit seinem Kammerherrn Grafen Brahé, den er mit seiner Gunst beehrte, und dem Leibarzte Baumgarten, welchen er hatte rufen lassen, um ihn wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Rathe zu ziehen.

Digitized by Google

Es wurde spät, ohne daß der König, nach seiner sonst gewohnten Art, diese Herren mit einem „Gute Nacht!“ verabschiedete. Mit gesenktem Haupte blickte er stillschweigend ins Feuer; man sah ihm die Langeweile an, die er empfand; aber ohne zu wissen, warum? scheuete er sich, allein zu sein. Der Graf Brahé, der wohl bemerkt hatte, daß seine Gegenwart nicht besonders angenehm sei, hatte verschiedenemalen die Besorgniß geäußert, daß Seine Majestät vielleicht der Ruhe bedürften; allein ein stillschweigendes Zeichen des Königs befahl ihm, zu bleiben. Nur als der Arzt seinerseits auch bemerklich machte, daß langes Wachen der Gesundheit nachträglich sei, antwortete der König, zwischen den Zähnen murmelnd: „Bleiben Sie, ich habe noch keine Neigung zu schlafen.“

Man versuchte hierauf ein unterhaltendes Gespräch anzuspinnen; allein, welchen Stoff man auch wählte, es stockte das Gespräch gleich im Beginne. Es schien klar, daß der König in einer jener düstern Stimmungen sei, in welcher hohe Personen sich in schwierigen Tagen zu befinden pflegen. In der Vermuthung, daß seine Traurigkeit vielleicht von Erinnerungen an seine Gemahlin herühre, wandte der Graf Brahé seinen Blick auf das im Cabinet aufgehängte Bild derselben und rief mit einem Seufzer: „Wie ähnlich ist doch das Bild! Wie treffend der Ausdruck von Majestät und Sanftheit!“ Der König, der jedesmal, wenn der Namen der Königin in seiner Gegenwart genannt wurde, einen Vorwurf zu hören glaubte, antwortete barsch: „Ach was, das Bild ist zu geschmeichelt; die Ulrike war häßlich!“ Gleich schien er indessen die Härte, die hierinnen lag, wieder zu bereuen; er stand auf und ging im Zimmer auf und nieder, um die Gemüthsbewegung zu verbergen, die ihm eine Röthe ins Gesicht getrieben hatte. Jetzt blieb er am Fenster stehen, das nach dem Hofe zuging. Die Nacht war finster und durch keinen Mondschein erhellt.

Das Schloß, welches die Könige von Schweden gegenwärtig bewohnen, war damals noch nicht vollendet, und Carl XI., der es angefangen hatte, bewohnte den alten, an der Spitze von Ritterholm gelegenen Palast, der nach dem Mälar-See hinsieht, — ein großes, düsteres Gebäude von der Gestalt eines Hufeisens. Des Königs Cabinet lag an einem der äußersten Endpunkte, gegenüber dem großen Saale, in welchem sich die Stände versammelten, wenn ihnen Mittheilungen von dem Könige zu machen waren. Im Augenblick, als der König seinen Blick dahin gewendet hatte, schien dieser Saal sehr hell erleuchtet. Carl, befremdet hierüber, meinte Anfangs, daß etwa ein Bedienter mit einer Fackel dort sei. Indessen war doch nicht denkbar, daß Jemand in dem Saal zu thun haben könnte, nachdem derselbe seit langer Zeit nicht mehr geöffnet worden war; und überdieß war die Beleuchtung viel zu hell, um von einer einzigen Fackel herzurühren. Man hätte es vielleicht für eine ausgebrochene Feuersbrunst halten können, allein da war weder Rauch zu sehen, noch waren die Fensterscheiben gesprungen, noch hörte man außen Lärm.

Alles wies also mehr auf eine veranstaltete Beleuchtung.

Eine Zeit lang sah Carl diese Fenster an, ohne etwas zu sagen. Unterdessen griff Graf Brahé nach dem Glockenzuge, um einem Pagen zu klingeln, damit dieser nach der Veranlassung der außergewöhnlichen Beleuchtung fragen sollte. Der König aber hielt ihn davon ab und sagte, er wolle sich selbsten in den Saal begeben. Man sah ihn bei diesen Worten erbleichen und seine Züge drückten eine gewisse religiöse Scheu aus. Dessenungeachtet verließ er mit festem Schritt das Zimmer, und der Graf, wie der Arzt folgten ihm mit brennenden Lichtern in den Saal.

(Schluß folgt.)

* Die Franzosen in Speyer im Jahre 1794.

(Fortsetzung.)

Das nämliche Schicksal traf die übrigen katholischen Kirchen und Klöster. Nur die Augustinerkirche entging demselben bis ganz zuletzt, weil ihr ehrwürdiger Vater, M. Flo-

rentin Röder, dageblieben war und die Seelsorge für die Stadt und die ganze Umgegend versah. Doch verlor dieser achtzigjährige Greis all das Seinige und mußte in der äußersten Noth seine Zuflucht zum Bürgerhospitale nehmen, wo er täglich gespeist wurde. Am Tage vor Ostern wurde endlich auch seine Kirche zerstört, er selbst in den Thurm gesperrt und dann über die Gränze verwiesen. — Am 19. Januar pflanzten die Freiheitsmänner einen Freiheitsbaum in der Gegend des Domnapfes auf, und verbrannten zur Erhöhung der Feier unter großem Jubel der Garnison das bekannte Bild der Maria und des h. Bernhard, sowie die Crucifixe, Chorbücher und andere Dom-Utensilien. Am 20. mußte jeder Einwohner, wenn er mehr als ein Paar Schuhe hatte, diese für die Truppen einliefern, ebenso alle Schaufeln, Hacken und Schubkarren; zugleich wurde das Lager- und Kaufhaus rein ausgeleert, der Krahnen zerstört und alles Brauchbare davon nach Landau gebracht. Am 21. ging's an die Handelsleute, Gerber und Schuster. Sie mußten alle ihre Vorräthe hergeben; dann leerte man die Häuser der Ausgewanderten aus, alle ihre Möbeln, Bettung u. s. w. u. s. w. wurden in die Domkirche gebracht und nachher dort versteigert. Selbst die Oefen und Fensterscheiben wurden zum Theil herausgenommen, Fußböden, Läden, Wände, Fensterstöcke zusammengehauen, mehrere Dächer abgehoben; die Petschische Essigfabrik wurde gänzlich zerstört. Nun kamen die Glocken aller Kirchen an die Reihe; auch die der lutherischen und reformirten wurden heruntergeworfen; in der letztern wurde der Klub gehalten.

Aber es sollte noch besser kommen! Am Abend des 31. Januar forderte Dumoulin, der Agent des „Wohlfahrtsausschusses", eine Brandschatzung von 400,000 Livres, in drei Stunden zu erlegen. Mit den größesten Anstrengungen wurden 164,648 Livres zusammengebracht, womit sich der Wüthrich endlich begnügte und das Versprechen gab, es sollten von nun an alle die mit ihren Forderungen abgewiesen werden, die kein Recht hätten, etwas zu verlangen. Das waren aber leere Worte. Bald darauf nahm man das Vieh weg, es durfte Niemand mehr als eine Kuh behalten, die Pferde, Wagen und Karren wurden fast alle confiscirt. Am 10. Februar mußte jeder Bewohner seinen Vorrath an Frucht, Heu, Stroh bei 300 fl. Strafe anzeigen; alle Weine wurden mit Beschlag belegt und fortgeschafft, ebenso alles Heu, Stroh und Klee aus den Scheuern, selbst die unausgedroschenen Früchte wurden zum Theil fortgeführt, zum Theil den Pferden vorgeworfen. Eine Beschwerde an den Nationalconvent in Paris blieb unbeantwortet. Im März ließ man die eisernen Reife von den Fässern in den Kellern der Ausgewanderten herunterschlagen, ebenso die eisernen Gitter an den Fenstern, die Schlösser, Griffe und Klopfer an den Thüren, die besten Zimmer wurden zu Pferdeställen gebraucht. Zu all diesen Arbeiten mußte die Bürgerschaft und die benachbarten Ortschaften beständig Frohndienste leisten, der Munizipalität aber drohte man, wenn sie öfter nicht genug Arbeiter liefern konnte, sie werde in den Thurm gesperrt. Selbst der Krapp und der Tabak wurden endlich aus den Fabriken gestohlen.

Am 5. März begann die allgemeine Haussuchung. Alles, was man da vorfand, wurde fortgeschleppt. Auf alle Bitten und Vorstellungen gaben die Commissäre zur Antwort: „Ihr sprecht immer von euerer Armuth, und euere Klagen, daß man euch so Vieles nimmt, beweisen gerade, daß ihr nicht arm seid. Wenn ihr, wie ihr vorgebt, wahre Republikaner seid, so müßt ihr alles gern und willig hergeben und euch ebenso für die Republik aufopfern, als wir. Seht, was wir um und an uns haben, das ist unser ganzer Reichthum. Der beste Patriot ist der Ohnehosen. Wir nehmen euch Alles, was die Nation brauchen kann. Werdet ihr dabei arm, so wißt, daß dieß Folgen des Krieges sind. Tröstet euch damit, daß euer Grund und Boden reich und gesegnet genug ist, euch dieß Alles wieder zu geben. Dieß ist unser Endentschluß."

Sogar das Hospital und das Waisenhaus mußten sich alle ihre Früchte, Heu und Stroh, Weine und Vieh nehmen lassen. Man achtete weder der Vorstellungen der Vorgesetzten, noch des Klaggeschreies der

Armen. Als im Waisenhause die Kinder sich mit aufgehobenen Händen zum Commissär drängten und ihn unter Thränen baten, er möge sie doch nicht Hungers sterben lassen, da stieß er sie schnöde zurück und befahl dem Waisenvater, er solle sie in ihre Stuben einsperren, ihr Geschrei nütze nichts, er wolle ihnen ein Häufchen Korn und Spelz zurücklassen, damit müßten sie sich begnügen. Das Nämliche geschah im Hospital.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

München, 15. Jan. Prinzessin Alexandra, deren literarische Thätigkeit schon ehrenvoll bekannt ist, hat soeben ein neues Buch bearbeitet und Allerhöchstihrem Vater König Ludwig gewidmet. Es ist eine trefflich stylisirte Uebersetzung kleiner historischer Erzählungen aus dem Französischen von Eugenie Foa. In stofflicher Beziehung möchten wir die beiden Künstlergeschichten Coreggio und Seb. Comes hervorheben, ebenso die Episode aus dem Leben der Louise v. Marillac. Die erlauchte Uebersetzerin handhabt die Sprache mit großer Leichtigkeit. Der Ertrag des Buches ist wieder dem Besten des Maximilian-Waisenstiftes bestimmt, welchem die Prinzessin nebst so vielen wohlthätigen Zwecken ihre erfolgreiche und rastlose Thätigkeit widmet.

* Nachruf

an

Franz Carl Fuhrmann,

im Leben Lehrer an der katholischen Knabenschule zu Winnweiler.

Du hast gelehrt im Thal
Schier zweiundvierzig Jahre,
Geschlechter zwei zumal
Sie steh'n an deiner Bahre.
Schlaf wohl du stille Tugend,
Von der die Welt nicht spricht:
Ach, Herr, vergiß ihn nicht,
Den Lehrer deiner Jugend:

Der dir den Blick gehellt
In frühster Dämmerstunde,
Der von dem Herrn der Welt
Dir gab die erste Kunde.
Vom ew'gen Vaterlande,
Das nie uns wird geraubt,
Wohin sein krankes Haupt
Sich voller Sehnsucht wandte.

O Herz, das wacker schlug,
Das heiter, ohne Klagen
Ein karges Loos getragen,
Soll dieses Leichentuch
Soll es dein Ende sein?
Kein Lohn die Arbeit krönen?
Der Spötter feiles Höhnen,
Soll es vom Himmel sein?

Leb wohl, du theurer Mann
Nach Leiden und Entbehren:
Zog dir der Himmel an
Das hohe Kleid der Ehren,
Rief dich zum Mahl der Wonne,
Er, dessen Mund verheißt:
„Des Lehrers edler Geist
Soll glänzen, wie die Sonne."

Der oft für Andre du
Am offnen Grab gesungen,
Die stille Gottesruh,
Sie halte dich umschlungen.
Ach, Vieles mag verwehen,
Des alten Lehrers Bild,
Wie Abendschimmer mild,
Wird nicht im Thal vergehen.

Tief bleibt es eingesenkt,
Der Seele Kindheitsträumen:
Wenn frohen Spiels sie denkt
Bei hohen Lindenbäumen,
Wenn Orgelklänge neben
Der Christnacht frommem Lied
Durch die Erinn'rung zieht,
Wirst du den Blick umschweben.

Wenn längst der Leichenstein,
Den Liebe setzt, verwittert,
Wenn bis im Abendschein
Das hohe Gras erzittert,
Gerührt führt Mancher dann
Den Enkel noch zum Grab:
„Falte die Hände, Knab',
Hier liegt ein Ehrenmann."

Ein dankbarer Schüler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Mittwoch, 22. Januar 1862.

* Die Erscheinung im Schlosse zu Stockholm.

(Schluß.)

Der Hausmeister, der die Schlüssel aufbewahrte, war bereits zu Bett gegangen. Baumgarten ging zu ihm und weckte ihn mit dem Befehl des Königs, schnell die Saalthüren zu öffnen. Erstaunt über diesen so unerwarteten Befehl warf sich der gute Mann eiligst in die Kleider und eilte mit dem Schlüsselbunde zum König. Er öffnete zuerst die Thüre einer Gallerie, die dem Saale der Stände als Vorzimmer oder Durchgang diente. Der König trat hinein, — aber wie erstaunte er, als er alle Wände gänzlich mit Schwarz behangen sah. „Wer hat den Befehl gegeben, den Saal hier so zu behängen?" fragte er unwillig. „Niemand daß ich wüßte", entgegnete der Hausmeister; „das Letztemal, als ich hier reinigen ließ, war nichts zu sehen, als die bloße Vertäfelung, wie immer. Gewiß kommen diese Behängungen nicht aus dem Möbelbehalter Ew. Majestät." Der König, der raschen Schritts vorwärts ging, war unterdessen beinahe an das Ende der Gallerie gelangt, und der Graf, sowie der Hausmeister befanden sich unmittelbar hinter ihm; in einiger Entfernung folgte der Arzt. „Sire", rief der Hausmeister, „gehen Sie nicht weiter! Bei meiner Seele, hier ist Hexerei mit im Spiele; man sagt, die Königin gehe seit ihrem Tode in dieser Stunde hier um. Gott steh' uns bei!"

„Sire! bleiben Sie zurück", rief Brahé, „hören Sie nicht den sonderbaren Lärm im Ständesaal? Wer weiß, welche Gefahr Ew. Majestät bedrohen könnte." „Sire!" rief Baumgarten zu gleicher Zeit, dem ein Windzug das Licht ausgeblasen hatte, — „gestatten Sie wenigstens, daß ich zuvor die Palastwache herbeihole." —

„Wir wollen hineingehen!" sagte der König mit fester Stimme. „Du, Hausmeister, öffne schnell die Thüre!" Zugleich stieß er mit dem Fuße dagegen, daß der Schall unter den gewölbten Hallen, wie der Schall einer Kanone, wiederhallte.

Der Zimmeraufseher bebte dergestalt, daß sein Schlüssel am Schlosse hin und her fuhr, ohne daß er ihn hineinbringen konnte! „Ein alter Soldat, und du zitterst!" rief der König mit verächtlichem Achselzucken; — „nun, Graf, machen Sie uns die Thüre auf!"

„Sire", sagte dieser, einen Schritt zurückweichend, „gegen dänische oder deutsche Kanonen würde ich, ohne Zaudern, auf Ew. Majestät Befehl vorgehen; aber hier wollen Sie, daß ich der Hölle Trotz biete." —

„Nun, ich sehe wohl, daß ich es hier allein auszufechten habe!" sagte Carl mit höhnischem Tone, und ehe der Graf es hindern konnte, hatte er den Schlüssel aus der Hand des Hausmeisters genommen, die schwere gußeiserne Thüre aufgerissen und war unter dem Ausrufe: „Mit Gotteshilfe! in den Saal getreten. Seine drei Begleiter, bei denen die Neugierde die Furcht überwand, und die sich schämen mochten, ihren König allein zu lassen, folgten ihm.

Der große Saal war durch unzählige Lichter hell erleuchtet, und anstatt der alten figurenreichen Tapeten waren alle Wände mit schwarzer Behängung überdeckt. Längs den Wänden hin waren die Trophäen Gustav Adolphs, die deutschen, dänischen und moskowitischen Fahnen in gewöhnlicher Ordnung zu sehen. In der Mitte unterschied man schwedische Paniere mit Trauerflor verhüllt.

Eine ausnehmend zahlreiche Versammlung nahm die Sitze ein; jede der vier

Klaſſen der Stände in beſtimmter Reihe, ſämmtlich ſchwarz gekleidet; aber dieſe Menge menſchlicher Geſichter, die leuchtend auf dem dunkeln Grunde erſchienen, blendeten die Augen der vier Zeugen ſo ſehr, daß keiner von ihnen bekannte Züge auf dieſen Geſichtern entdecken konnte. Auf dem erhöhten Thron, den der König einzunehmen pflegte, wenn er zu den Ständen ſprach, lag ein blutender Leichnam mit dem königlichen Gewand und den Reichskleinodien. Zu ſeiner Rechten ſtand ein Kind mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand; zu ſeiner Linken ſtützte ſich ein Greis, oder vielmehr ein einem Greiſe gleichendes Luftgebilde auf den Thron; er war in einen Ceremonienmantel gekleidet, wie ſie die alten Reichsverweſer hatten, ehe Waſa Schwedens Thron beſtiegen Gegenüber dem Throne ſaßen mehrere Männer an einem Tiſche, welche Richter zu ſein ſchienen; ſie waren in lange, ſchwarze Gewänder gekleidet, hatten ein ernſtes und ſtrenges Ausſehen, und den vor ihnen ſtehenden Tiſch bedeckten große Foliobände und Urkunden. Zwiſchen dem Thron und dem Tiſche ſtand ein mit Trauerflor überzogener Block, vor welchem ein blankes Beil lehnte.

Keiner der Verſammelten ſchien die Gegenwart Carls und ſeiner Begleiter zu bemerken. Beim Eintritt hatten dieſe ein verworrenes Getöſe vernommen, in welchem aber das Ohr kein deutlich ausgeſprochenes Wort unterſcheiden konnte. Dann erhob ſich der älteſte der Richter im ſchwarzen Gewande, der als Präſident zu functioniren ſchien, und ſchlug dreimal mit der Hand auf einen vor ihm offen liegenden Folioband. Es trat augenblicklich tiefes Stillſchweigen ein. Die entgegengeſetzte Thüre von der, durch welche Carl eingetreten war, that ſich auf und einige gut ausſehende und reich gekleidete junge Leute mit auf den Rücken gebundenen Händen traten ein. Hinter ihnen folgte ein ſtarker Mann, in einem braunen ledernen Wamms und hielt das Ende des Strickes, mit welchem ihnen die Hände zuſammengebunden waren. Der Vorangehende, welcher der angeſehenſte unter den Gefangenen zu ſein ſchien, trat vor den Block, den er mit ſtolzer Verachtung anblickte. In dieſem Augenblick ſchien der Leichnam auf dem Throne in krampfhafter Bewegung zu zittern und ſeiner Wunde entſtrömte friſches rothes Blut. Der junge Menſch kniete nieder und bot ſein Haupt dar; das Beil erhob ſich glänzend in der Luft und fiel alsdann bald wieder mit Getöſe herab. Ein Strom warmen Blutes floß von der Stufe und vermengte ſich mit dem des Leichnams, während das gefallene Haupt mehremalen auf dem gerötheten Boden in die Höhe ſchnellte und dann bis zu den Füßen Carls rollte, welche es mit ſeinem Blute färbte.

Bis zu dieſem Augenblick hatte das Erſtaunen des Königs Stimme gehemmt; aber bei dem ſchauderhaften Anblick, der ſich ihm jetzt darbot, ging er einige Schritte vorwärts gegen die Stufe, wandte ſich gegen die Figur im Mantel des Reichsverweſers und rief ihm die bekannte Formel zu: „Biſt du von Gott, ſo rede! — biſt du aber von Andern, ſo laß uns in Frieden!“

Das Luftgebilde antwortete langſam und in feierlichem Tone: „König Carl, nicht unter deiner Regierung wird das Blut fließen;“ — dann fuhr es mit weniger vernehmlicher Stimme fort —: „aber fünf Regierungen ſpäter wird Unglück, Unglück, Unglück über das Haus Waſa kommen!“

Unmittelbar nachdem dieſes geſprochen war, verloren ſich die Geſtalten der geſammten zahlreichen Verſammlung; erſt waren ſie weniger deutlich zu ſehen, bald aber verſchwanden ſie gänzlich; die geſpenſterartige Beleuchtung erloſch und die Lichter, welche der König und ſeine Begleitung bei ſich hatten, zeigten bloß noch die vormaligen alten Tapeten des Saales, die der Zugwind bewegte. Einige Zeit hörte man indeſſen noch ein ziemlich melodiſches Tönen, das einer der Anweſenden mit dem Säuſeln des Windes in den Blättern verglich, ein anderer aber mit dem Abſpringen der Saiten an einer Harfe, im Augenblick, wo ſie geſtimmt wird. Sie waren alle gleich der Meinung, daß die Erſcheinung etwa zehn Minuten lang gedauert habe. Die ſchwarzen Zimmerbehänge, der abgeſchlagene Kopf und die Ströme Blutes, welche den Fußboden gefärbt hatten,

waren zugleich mit den Luftgebilden spurlos verschwunden.

Die Geschichte eines „reellen Heirathes-Gesuchs".

Die N. Hall. Ztg berichtet: Im Juli bez. August 1861 erschienen in der Magdeburger und Hallischen Zeitung (Schwetschke) mehrere Inserate mit der Ueberschrift: „Reelles Heirathsgesuch", in welchen sich zwei Damen mit einem angeblichen Vermögen von 16,000 Thlr., bez. mit einem schuldenfreien Gute von 286 Morgen separirten Ackers achtbaren Oekonomen und Gutsbesitzern zur Schließung der Ehe antrugen. Einsender dieser Inserate war der Barbier August Sasse aus Halle a. S., welcher auch als derjenige bezeichnet war, an den die Reflectanten zur Vermittlung des Heirathsgeschäftes sich zu wenden hätten. Auf Grund der öffentlichen Anzeigen waren mehrere Personen, der Papiermacher Friedrich Kunicke aus Rübeland bei Blankenburg, der Oekonom Wilhelm Wege aus Zscherben, der Inspector Otto Bollmann aus Bomsdorf, der Gutsbesitzer Gottlob Naumann aus Lebendorf und der Kossath Friedrich Heuer aus Löderburg als Heirathscandidaten mit Sasse in Geschäftsverbindung getreten. Nachdem sich Kunicke, Naumann und Heuer dem Sasse persönlich vorgestellt und als solche bezeichnet hatten, welche eine der bekannt gemachten Heirathsparthieen einzugehen wünschten, veranlaßte sie derselbe zur Ausstellung eines Reverses, in welchem ihm für den Fall des Zustandekommens der projectirten Heirath ein Honorar von verschiedenem Betrage (50 bis 200 Thlr.) zugesichert wurde. Diesen drei Candidaten hat demnächst Sasse eine Wittwe Götting, deren Domicil er variirend angab, von der er aber behauptete, daß sie ein Vermögen von 16,000 Thlr. besitze, als diejenige bezeichnet, von der er mit Vermittelung der Heirath beauftragt worden sei. Später hat Sasse auch zu verschiedenen Zeiten eine persönliche Zusammenkunft der Heirathslustigen mit der angeblichen Wittwe Götting herbeigeführt. Es hat sich indeß herausgestellt, daß die präsentirte Frauensperson die gänzlich vermögenslose Schuhmachersfrau Helbig gewesen ist und Sasse überhaupt einen Auftrag zur Vermittelung von Heirathen von vermögenden Frauenspersonen nicht gehabt hat. Kunicke, dem Sasse außerdem vorgespiegelt hatte, er könne und werde ihm eine mit ansehnlichem Gehalte und andern Vortheilen verbundene Stelle als Aufseher in einer Fabrik verschaffen, hat demselben auf sein Ansuchen zwei baare Vorschüsse von je 3 Thlr., Naumann hat ihm im Voraus 1 Louisd'or und 11 Thlr., und Heuer zu zwei verschiedenen Malen Beträge von bez. 6 und 8 Thlr. bezahlt. Ein fernerer Versuch des Sasse, dem Naumann noch 15 Thlr. und Heuer 25 bis 30 Thlr. abzuschwindeln, ist gescheitert. Mit dem Oekonom Wege und dem Inspector Bollmann hat Sasse anders manövrirt. Dem ꝛc. Wege bezelchnete er die Tochter des Oekonomen Becker in Sundhausen als diejenige, auf welche das Zeitungs-Inserat Bezug habe. Zuglelch offerirte er eine gemeinschaftliche Reise nach dem Wohnorte der zukünftigen Braut und veranlaßte hierdurch den Wege, für ihn ein Reise-Billet nach Eisleben zu lösen, außerdem ihm aber auf Reisekosten und Diäten einen baaren Vorschuß von 10 Thlrn. zu gewähren. Im Besitze des Geldes, verweigerte er hierauf unter nichtigen Vorwänden die Mitreise, und es ergab sich später, daß er weder von dem Becker, noch dessen Tochter überhaupt den von ihm behaupteten Auftrag erhalten habe. Den Inspector Bollmann, welcher auf einer sofortigen persönlichen Zusammenkunft mit seiner Zukünftigen bestand, wußte Sasse zu überreden, sich photographiren zu lassen und ihm die Photographie zur angeblichen Absendnng an die junge Dame einzuhändlgen. Nach einiger Zeit legte Sasse dem Bollmann einen Brief vor, Inhalts dessen der zukünftige Schwiegervater, ein Oekonom Becker in Tröbel, mittheilte, daß das übersandte Bildniß einen unverkennbaren günstigen Eindruck auf seine älteste Tochter gemacht habe. Bollmann, im Vertrauen auf die glänzende Aussicht, ließ sich verleiten, an Sasse Beträge von bez. 4 und 5 Thlr. als Vorschüsse auszuzahlen. Später stellte sich in-

deſſen heraus, daß der Brief von Saſſe ſelbſt fälſchlich verfertigt und das ganze Heirathsproject ein erdichteles war. Der vorgetragenen Thatſachen war Saſſe geſtändig und wurde wegen dieſer von ihm verübten Betrügereien vom Gerichthofe mit 3 Monaten Gefängniß, 100 Thlr. Geldbuße und Verluſt der Ehrenrechte auf ein Jahr beſtraft. Lehren laſſen ſich hieraus mancherlei entnehmen — doch ſie liegen auf der Hand.

Miscelle.

Eine Myſtification. Vor mehreren Jahren hatte ſich in Bonn eine Geſellſchaft von Alterthumsforſchern gebildet, welche in der Umgegend Nachgrabungen nach römiſchen Alterthümern anſtellte. Es wurden deren auch eine Menge aufgefunden. Manche Inſchriften waren aber von den gelehrten Herren ſchlechterdings nicht zu entziffern. Sie ließen dieſelben daher regelmäßig in der Kölner Zeitung abdrucken und forderten Sachverſtändige zur Entzifferung auf. Eines Tages wurde nun bei dem Dorfe Frieſendorf eine eiſerne Platte ausgegraben, auf welcher folgende Schrift ſich befand, mit deren Ueberſetzung man ſich lange vergeblich abquälte:

C. I. CAES. AS. LIBER
SARD. ELL. N. U. N.
D. IX. AUG EN. A.
L SS. AUER. K. RA.
Ut. & q. CAES.

Endlich wurde auch dieſe Inſchrift in der Kölner Zeitung abgedruckt und eine Prämie auf deren Entzifferung geſetzt. Da kam eines Tages zum großen Ergötzen aller Leſer die nachfolgende Erklärung jener Inſchrift in der genannten Zeitung: „Cajus Julius Cäsar aß lieber Sardellen und Neunaugen, als Sauerkraut und Kuhkäs.“ Wenn man die getrennten Buchſtaben zuſammenlieſt, ſo wird man dieſen Inhalt ſelbſt finden. Eine fröhliche Geſellſchaft hatte nämlich ganz im Stillen jene Platte anfertigen laſſen, ihr ein verwittertes Ausſehen künſtlich gegeben und ſie an den Platz der Ausgrabungen gelegt, wo ſie wenige Tage nachher aufgefunden und von den entzückten Alterthümlern als der bedeutendſte Schatz begrüßt wurde.

* Genrebilder

aus dem pfälzer Volksleben.

(In pfälzer Mundart.)

II.

Ein Leibgericht.

Dampnurle ſinn mei(n) Leibgericht!...
Mächt aach mei(n) Alti e ſau'r Geſicht,
Wann ſe mer Dampnurle mache ſöll,
Hängt ſe die Schnut' aach un mächt mer e Lell' —:
„Dampnurle!“ dunn'r eich, „mei(n) Leibgericht,
Orrer der ehlich Friede bricht!...
Alti, mach' Dampnurle!“ ...

Mei(n) Alti iſſ e ſchtatiöſt Fraa,
Nor e bische knickerich, allzugenaa;
's Knauſ're un Knick're iſſ ehr Element,
Gut aber, daß mich mei(n) Alti kennt,
Wann eich die Schtern' runzel', ſchlächt ſe Schamad:
Alterche, heeßt's dann, bei deer iſſ kee(n) Gnad',
Dampnurle mächt ſe....

Daß ſe's los hot, aus em Fundament,
Sell gibt e Jedi gern zu, die ſe kennt.
Keeni derbei, wu kee(n) Krüſchtche hot —
Dampnurle ſinn's euch, ehr Leut', bei Gott,
's mächt ſe kee(n) Ann'ri im Dorf, wie ſie,
Sie iſſ e förmlich Dampnurlſchenie....
Raretäts-Dampnurle!...

Aach loßt ſe 'n wirrerfahre ehr Recht....
Herrgott, ehr Männer, die wickelt nit ſchlecht!
E Koſchtverächter'n, nee(n), ſell iſſ ſe nit,
Sie hot en kanebaliſche Appetit;
Tummle muß eich mich, dann wann eich's nit thu',
Wickelt ſe ehri un meini derzu....
Alti, fahr' duhſema(n)!...

Homonyme.

Wo fleißige Mägde das Spinnrad dreh'n
Und freundliche Kätzchen im Wohlbehagen
Sich ſtrecken, vernimmt man, was luſtig gar ſchön
Langweilige Stunden uns kann verjagen.

Berichtigung. In dem „Nachruf“ in No. 5 der Palatina, S. 20, iſt im 3. Vers der letzten Strophe ſtatt „bis“ zu leſen: leis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Samstag 25. Januar 1862.

Angelica Kauffmann*).

Von Freiherrn A. von Loen.

I.

Erinnert sich der geneigte Leser aus Hogarth's Zeichnungen des Morgens in Coventgarden?

Es ist derselbe Londoner Platz, auf dem unsere Geschichte beginnt.

Wie dort bedeckt der Schnee den Markt, der sonst mit seinen Blumen und Früchten an einen immerwährenden Sommer mahnt, nur statt des Morgens sind wir am Abend und statt der vornehmen Dame, die sich vom frierenden Pagen das Gebethuch nachtragen läßt, eilt ein junger Mann ungeduldig auf und ab und wird immer ärgerlicher, weil ein Anderer ihn warten läßt. Innerlich mag er sich vorgenommen haben, den Nachlässigen bei seiner Ankunft mit Vorwürfen zu überhäufen, und doch, als er endlich kommt, reicht er ihm ohne ein Wort weiter zu sprechen die Hand und läßt sich von ihm in eine der benachbarten Tavernen führen, die um diese Zeit und bei dieser Witterung ungewöhnlich stark besucht waren.

„Wäre es nicht besser, Richard, wir ließen uns ein eigenes Zimmer geben?" fragte endlich der Mann, der draußen gewartet hatte, als sie in die überfüllte Schenkstube eingetreten waren; aber der Angeredete führte ihn wieder, ohne zu antworten, durch die Gäste hindurch, die nach englischer Sitte in ihren Verschlägen abgeschlossen saßen, begrüßte den Wirth am Schenktisch wie einen alten Bekannten und deutete dann auf einen Tisch am Ende des Saals, der noch unbesetzt war. Dahin gingen die beiden jungen Männer und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß Niemand sie höre, fragte Richard: „Du hast mich rufen lassen, Friedrich; was willst du?"

„Willst du Geld verdienen, viel Geld?" gab der Angeredete zur Antwort.

Richard sah seinen Freund mit einem sonderbaren Blicke an, stürzte sein Glas Brandy auf einen Zug hinunter und erwiderte trocken: „Wie ich Geld verdienen kann, weiß ich am besten: ich brauchte nur einem jungen armen Edelmanne in Schweden den Nachweis zu geben, daß er von Rechtswegen einer der reichsten Grundbesitzer ist, und die Belohnung könnte mir nicht ausbleiben."

„Wäre es nicht auch um deinen Hals geschehen, hättest du mich schon längst verrathen", antwortete Friedrich, indem er einen mißtrauischen Blick um sich warf, endlich aber doch sagte: „Richard, wir gehören zusammen und du mußt mir helfen, wenn du mich nicht elend sehen willst. Du weißt, Alles ging von dir aus und du benutztest nur die Träume meines Ehrgeizes, um mich zu gebrauchen!"

„Freilich, du bist kein praktischer Mann", ergänzte Richard und hielt dem Wirthe zum vierten Male das Glas hin, das er dann wieder mit einem Zuge leerte. „Aber du hast durch mich erreicht, was du träumtest. Du bist reich, vornehm, angesehen; die Elenden, die dich sonst wie einen Bedienten behandelten, nennen dich jetzt ihren Freund."

„Das Alles ist mir nur Mittel zum Zweck", sagte Friedrich. „Aller Glanz der Welt hat für mich nur darum Werth, weil er mir Gelegenheit gibt, mit Künstlern und Dichtern in Berührung zu kommen. In allem Glanze, der mich umgibt, sind das meine seligsten Stunden, die ich der Kunst und der Poesie leben darf: ich würde mich glücklich fühlen in einer Dachkammer, wenn—"

*) Aus „Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd."

„Wenn Künstler und namentlich die Künstlerinnen es nicht vorzögen, Champagner statt Wasser zu trinken und den Mondschein zu betrachten. Aber damit kommen wir nicht weiter; kurz und deutlich, was willst du?"

Der junge Schwärmer rückte seinem Freunde näher und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, die diesen zu so lautem Lachen bewogen, daß der Wirth nicht umhin konnte, einen flüchtigen Blick nach dem Tische und den jungen Männern zu werfen.

„Du wirst noch die Aufmerksamkeit aller Gäste auf uns ziehen", sagte Friedrich ärgerlich.

„Und wenn sie das große Geheimniß hörten, was würde es schaden?" antwortete Richard; „daß du verliebt bist, sieht Jeder an deiner ganzen traurigen Gestalt, und daß Verliebte sich nie zu rathen wissen, ist auch eine bekannte Sache. Aber freilich, du hast Recht, die Stube hier ist nicht mehr geheuer, wir haben einen verdächtigen Zuhörer bekommen."

Es hatte nämlich an dem nächsten Tische ein Mann von etwa 40 Jahren Platz genommen, der mit ausländischem Dialekte ein Glas Stout verlangte und dabei mit beobachtenden Augen in dem Saale umher sah, als wollte er die verschiedenen Gruppen seinem Gedächtnisse einprägen. Die jungen Männer standen auf und Richard fragte den Wirth, ob er den Fremden kenne.

„Er kommt öfters hierher", lautete die Antwort. Er muß hier in der Nähe wohnen und soll ein Maler sein."

Der Winter des Jahres 1764 war auch in London ungewöhnlich kalt gewesen, aber während die beiden Freunde in der Schenkstube verweilten, war ein plötzliches Thauwetter eingetreten, so daß sie zögerten, die behagliche Wärme des Zimmers mit dem naßkalten Wetter der Straße zu vertauschen. Jetzt war es Friedrich, der zum Entschluß trieb und Richard ihm zu folgen bat, er müsse ihm die Dame zeigen, die er um jeden Preis sein nennen wolle. Absichtlich die Russellstreet vermeidend, führte er ihn nach Drurylane und blieb an dem dortigen Theater stehen, so daß er die große Treppe, die zu dem ersten Range hinauf führte, überschauen konnte. Eine lange Wagenreihe war vor dem Theater aufgefahren, das Schauspiel war vorüber. Oben öffneten sich auch schon die Thüren und die Treppe füllte sich mit Herren und Damen, die hier verweilten, bis ihre Wagen aufgerufen wurden.

Friedrich schien Alles um sich herum vergessen zu haben; als hinge das Schicksal seines Lebens daran, sah er nach den immer neu Hinzutretenden. Jetzt fuhr er plötzlich auf und flüsterte Richard zu: „Dort steht sie!"

„Siehst du den Herrn in violettem Sammet und links davon den in rothem?"

„Ich sehe sie und dazwischen die Dame —"

„Ist die, die ich anbete", fügte Friedrich so leise hinzu, als ob das Geheimniß durch ein lauteres Bekenntniß entweiht würde.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Germersheimer Dichter.

Die in den Jahren 1839 und 1840 zu Landau erschienene Zeitschrift „Palatina" hat unter der Aufschrift „Pfälzische Silhouetten" eine Reihe kurzer Lebensskizzen berühmter Pfälzer mitzutheilen angefangen. Mit dem Eingehen jenes Blattes ist die Fortsetzung unterblieben. Erst im Jahre 1858 hat Herr Pfarrer Schiller zu Westheim in seinem Volkskalender „Der Sickinger Bote" wieder auf die „pfälzischen Celebritäten" aufmerksam gemacht und durch vier Jahrgänge des genannten Kalenders hindurch unserm Volke gezeigt, daß unsere kleine Provinz die Geburtsstätte gar vieler Männer ist, die sich auf dem Felde der Wissenschaft, der Poesie und Kunst, oder auf andern Lebensgebieten mehr oder minder bekannte und anerkannte Namen erworben haben. Er zählt solcher geborenen Pfälzer nicht weniger als 111 auf, und noch ist deren Reihe nicht vollständig, es fehlen immer noch Namen aus früherer Zeit wie aus unsern Tagen, welche Anspruch haben, in dieselbe eingestellt zu werden.

Einer dieser Namen aus früherer Zeit gibt die Veranlassung zu diesen Zeilen. Es ist der eines im 16. Jahrhundert hochberühmten, gekrönten Dichters, des Dr. Johannes Posthius von Germersheim. — Wer kennt ihn? — Ich selbst, ein Bewohner Germersheims, auch ein Mann, der sich ein wenig in der pfälzischen Geschichte umgesehen, habe bis vor Kurzem keine Ahnung von dieser heimathlichen Berühmtheit gehabt, und in Germersheim weiß keine Seele etwas von diesem berühmten Landsmann.

Von befreundeter Hand bin ich vor einiger Zeit auf denselben aufmerksam gemacht worden, aber auch nur durch die Frage, ob ich etwas von ihm wisse. Der erwähnte Freund fand nämlich zufällig in dem 1584 erschienenen und mit Holzschnitten illustrirten Reinecke vulpecula von Schopperus, einer lateinischen Bearbeitung des „Reinecke Fuchs", einen Anhang, der das Lob deutscher Dichter besingt und unter diesen einen Joannes Posthius mit der Sonne vergleicht. Am Rande stehen die Worte: „Joannes Posthius Germersheimius."

Wohl wußte ich, was bei uns fast jedermann weiß, daß wir in der Pfalz seit lange eine Familie Posthius besitzen, aber von einem Germersheimer Dichter des Namens wußt' ich eben nichts*) und andere Leute eben so wenig, obgleich der Dichter in seinem Lobliede von ihm sagt, er werde genannt werden, so lange die Erde Eichen trage. Er wird einem Ulrich von Hutten, einem Eoban Hesse an die Seite gestellt, und in seiner Heimath kennt ihn niemand!

Ich schlug meinen alten gelehrten Nothhelfer Iselin (Allgem. Lexicon 1726) auf, und siehe da, Johannes Posthius ist in demselben aufgeführet. Es heißt aber von ihm nur: „war von Germersheim aus der Pfalz gebürtig und eigentlich ein Medicus, liebte aber vornehmlich die lateinische Poesie und besaß in derselben so eine Stärke, daß man wenig von seinen Landsleuten aufweisen kann, die ihn in derselben übertroffen. Lotichius bibl Poet. 3 part. Baillet jugem. des savants t. 7."

Hier sind also sogar biographische Quellen angegeben, leider sind sie mir aber nicht zugänglich. Ich konnte darum dem anfragenden Freunde nur melden, was ich gefunden Dieser sah sich etwas weiter um und fand in der Zweibrücker Bibliothek ein poetisches Werkchen unseres Dichters mit lateinischem und deutschem Titel und mit 178 Holzschnitten illustrirt. Der Titel lautet: Johannis Posthii Germersheimii Tetrasticha in Ovidii Metamorphoseon libros XV. Quibus accesserunt Vergilii Solis figurae elegantissimae et jam primum in lucem editae. Deutsch: „Schöne Figuren aus dem fürtrefflichen Poeten Ovidio, allen Malern, Goldtschmieden und Bildthauern zu nutz und gutem mit fleiß gerissen durch Vergilium Solis und mit teutschen Reimen kürzlich erkläret, dergleichen vormals im Druck nie außgegangen. Durch Johann Posthium von Germerßheim." Jeder Holzschnitt ist oben mit einem lateinischen Tetrastichon, unten mit deutschen Reimen versehen. Offenbar nur ein untergeordnetes Product des berühmten Poeten, das ihm sicherlich nicht die Lorbeerkrone vom Kaiser eingetragen, obwohl es Maximilian II. gewidmet und mit kaiserlichem Privileg im Jahre 1569 zu Frankfurt erschienen ist

Das war alles, was wir über den berühmten Germersheimer Dichter aufzubringen vermochten.

Mittlerweile zeigte mir einer unserer Herren Militärärzte ein Zettelchen, das ihm aus dem jenseitigen Bayern von befreundeter Hand, als Inlage eines Briefes, zugekommen war und folgende Frage und Notiz enthielt: „Ist in Germersheim niemand, der sich für die Geschichte des dort gebornen berühmten Arztes und gekrönten Dichters Dr. Joh. Posthius, Prof. der

*) Wohl fiel mir der ausgezeichnete pfälzische Student Posthius ein, welcher im Jahre 1557 die Anrede an Melanchthon hielt, als dieser auf Einladung des Kurfürsten Otto Heinrich vom Wormser Religionsgespräch nach Heidelberg kam, und der ohne Zweifel derselbe ist, welcher drei Jahre später mit Friedrich Zorn als Lehrer an dem von Friedrich III. neu gegründeten Pädagogium oder Gymnasium zu Heidelberg angestellt wurde; ob dieser aber der berühmte Germersheimer Dichter war, weiß ich heute noch nicht, glaub' es aber.

Medicin zu Würzburg, gestorben zu Heidelberg 1590, interessirt? In der Sammlung biographischer Nachrichten älterer Würzburger Professoren, im Besitze des akademischen Senats zu Würzburg, liegt reicher Stoff für dessen Biographie."

Da wäre also die selbst in Heidelberg vergeblich gesuchte Quelle gefunden. Mich selbst an dieselbe zu begeben, gestattet mir leider mein Gesundheitszustand nicht, dagegen möchte ich meinen verehrten Freund und Landsmann, Herrn Prof. Dr. Risch in Würzburg, auf diesem Wege freundlich bitten, sich der Sache anzunehmen. Da er selbst eine Zeit lang in Germersheim gelebt hat, wird er sich sicher auch für den Germersheimer Gelehrten und gekrönten Poeten interessiren und seinen Landsleuten die Freude machen, wenigstens einige zuverlässige Notizen über dessen Leben, Wirken und Werke mitzutheilen. Ich denke, wir dürfen darauf rechnen.

Vielleicht findet auch ein Nachkomme des Dichters in Voranstehendem Veranlassung, sich näher mit der Biographie seines berühmten Ahnen zu befassen und denselben der Vergessenheit zu entreißen.

F. Blaul.

* Nachruf

am Grabe des Studenten

Heinrich Adam Schneider

von Geinsheim.

„'s War nur ein schöner Traum", sprachst du beim Scheiden,
Und starbst, wie wenn nach schön durchträumter Nacht
Ein edler Mensch zu reinen, heil'gen Freuden
An einem Frühlingsmorgen froh erwacht.

„'s Ist nur ein Traum, daß du von uns geschieden."
Wie manches Herz spräch' dieses Wort so gern!
Und doch ist's nur ein Traum; denn schon hienieden
Bist unsrer Lieb' und Sehnsucht du nicht fern.

's Ist mehr wie Traum, 's ist eine heil'ge Wahrheit,
Daß aus dem Grab uns Trost und Leben keimt,
Und sel'ges Wiedersehn im Reich der Klarheit,
Wenn Alle wie hier einstens ausgeträumt.

D. B.

Miscelle.

In Udine ist die Flucht von acht Gymnasialschülern Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Als Ursache der Entweichung wird die Furcht vor der Ablegung der Absolutorialprüfungen angegeben. Die Frage ist nur, was schlimmer: durchgegangen oder durchgefallen.

Sylbenräthsel.

Wen in der Nacht die ersten Zwei
Durch Liebestöne stören,
Der meint, es sei das letzte Paar,
Solch ein Concert zu hören.
Und fühlt er nun das Ganze gar
In seinem Innern hausen,
Lehrt's ihn mit Schmerzen, mäßig sein
Im Zechen und im Schmausen.

Auflösung der Homonyme in № 6:
Schnurren.

Berichtigung. In dem „Nachruf", No. 5 der Palatina, S. 20, sind noch folgende, durch unleserliches Manuscript veranlaßte Druckfehler zu verbessern:

Strophe 1, Vers 7 ist statt „Herr" zu lesen: Herz.

Strophe 5, Vers 1 und 2 ist zu lesen:
Die oft für Andre du
Am offnen Grab ersungen, ꝛc.

Strophe 6, Vers 5 und 6 ist zu lesen:
Wenn Orgelklänge weben,
Der Christnacht frommes Lied ꝛc.

Strophe 7, Vers 6 ist statt „Grab'" zu lesen: Grabe und Vers 7 statt „Knab'" zu lesen: Knabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Mittwoch, 29. Januar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Toen.

(Fortsetzung.)

Die bezeichnete Dame war vielleicht 18 Jahre alt, ihre blonden Locken wurden nur schlecht durch ein schwarzes Spitzentuch versteckt, das, nach Art der Spanierinnen über den Kopf geworfen, ein feuriges braunes Auge durchscheinen ließ, während es eine feine Nase und einen geistreichen Mund, auf dem ein anmuthiges Lächeln spielte, vollständig unbedeckt ließ *). Sie ließ die Augen durch die Versammlung schweifen, als suche sie Jemanden, und als sie sich getäuscht fand, überzog ihr Gesicht ein Ausdruck des Mißmuthes, der aber bei ihrem liebreizenden Mienenspiele fast in demselben Augenblicke einen schalkhaften Ausdruck annahm. Man sah, daß nur Glück und Befriedigung in ihrem Herzen bis jetzt geherrscht hatten, und hätte ihr als Schutzengel zur Seite stehen mögen, um ihr diesen Gleichmuth der Seele zu bewahren durchs ganze Leben.

Während sie die Treppe hinabstieg, hatte Friedrich seinen Begleiter fortgezogen und war mit ihm bis zur Charlesstreet gekommen.

„Sie ist schön", hatte Richard bemerkt, „aber was soll ich thun?"

„Ich will dich fürstlich belohnen, wenn du mir Mittel und Wege zeigst, wie sie mein Weib werden kann."

*) Diese Schilderung entspricht dem Porträt Angelica's in der Dresdener Galerie. Das Berliner Museum enthält von ihr ein Porträt, auf welchem sie sich in phantastischer Kleidung, den Kopf wie eine Bacchantin mit Weinlaub geschmückt, gemalt hat. Zu Venedig malte sie 1766 sich selbst, unter einem Baume sitzend.

Statt aller Antwort blieb Richard plötzlich stehen, zeigte auf den zweiten Stock eines Hauses, in dessen mittlerm Theile ein Licht brannte, und setzte dann hinzu: „Und sie?"

„Mensch, was hast du mich hierher geführt?" rief Friedrich.

„Du selbst bist den Weg gegangen und nun hinauf zu ihr und um Vergebung gebeten! Der Zufall hat hier entschieden und vor dem habe ich gewaltigen Respect. Laß dieß Weib nicht von dir, es ist dein guter Engel gewesen, und es ist mir manchmal, als ob Alles aus wäre, wenn sie nicht mehr mit dir ist."

„Thorheit!" schalt Friedrich dazwischen. „Aberglaube!"

„Nenne es, wie du willst, aber Unsereins hat auch seine Gedanken, und ich kann drei Dinge nicht leiden: Ahnungen, Zufall und Gewissen. Die belästigen mich jetzt und ich habe ein Gefühl, als würde mir die Kehle zugeschnürt. Ich will dich morgen in derselben Taverne treffen, vielleicht ist mein Kopf dann freier." Er ging, kehrte aber noch einmal um und sagte: „Ich muß noch ein Glas Brandy trinken, um mich zu beruhigen. Hast du Geld bei dir?"

Friedrich gab ihm, ging in dem Hause, vor dem sie standen, viele Stufen hinauf und klopfte, oben angekommen, nach Art der Freimaurer, dreimal an die Thür. Auf dieß Zeichen wurde sie sogleich geöffnet und fast in demselben Augenblicke umschlang ein junges Weib den Eintretenden und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Bist du endlich wiedergekommen, du Liebster?" rief das junge Weib, indem sie Friedrich in das Zimmer zog und mit liebender Sorgfalt ihn zwang, die durchnäßten Kleider mit andern zu vertauschen. „Du hast deine kleine Frau lange allein gelassen,

und recht ängſtlich iſt es ihr hier geweſen bei dem Nebel und bei dem Mangel an Sonnenſchein. Aber nun bin ich tauſendmal entſchädigt, denn du biſt wieder bei mir."

Unterdeſſen durchflog er die Briefe, die für ihn angekommen waren; ſie ſchienen gleichgiltigen Inhalts; nur einmal ſtutzte er und ſein Geſicht verfinſterte ſich. „Das muß hintertrieben werden", murmelte er vor ſich hin.

Die junge Frau bemerkte ſein Erſchrecken.

„Es iſt nichts, Lucrezia", ſagte er beſtimmt; „und doch hat der Brief das Unangenehme, daß er mich wieder zwingen wird, auf mehrere Tage dich zu verlaſſen, aber das Alles", fuhr er fort, als ihre ſchwarzen Augen ſich mit Thränen füllten, „das Alles wird bald vorüber ſein, mein Herz, und dann kehren wir zurück unter den ewig glänzenden Himmel deines Vaterlandes, nach Italien."

Als bräche die Sonne Italiens auf einmal durch den dichten Nebel Englands, ſo brach aus ihren Thränen ein Blick des Danks, ſo feurig, ſo liebevoll, daß auch ein weniger träumeriſches Gemüth als das des jungen Mannes davon ergriffen worden wäre. Es lag in ihren Augen ein ſolch Gemiſch von Begehrlichem und Jungfräulichem, daß der Betrachtende wie feſtgebannt ihr in die Augen ſchaute, um das Räthſel ihres Weſens zu löſen. Vielleicht daß auch über Friedrichs Herz die Macht ihrer Schönheit die alte Gewalt in dieſem Augenblicke wieder gewann. Aber es war nur ein Moment, flüchtig wie der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte; raſch wie der Entſchluß, noch heute fortzugehen, um vielleicht nie wieder dieſe Schwelle zu betreten. Dieſer Gedanke machte ihn weich, er zögerte nochmals und dann ging er wirklich. „Auf Wiederſehen!" rief eine Stimme hinter ihm her.

Begleiten wir ihn noch einmal zurück nach Coventgarden und durch die Ruſſellſtraße, die er vorhin ſo ſorgfältig vermieden hatte. Er tritt in eins der größten und ſchönſten Häuſer ein, ſchlaftrunkene Diener in vornehmer Livrée tummeln ſich bei ſeinem Erſcheinen, Kerzen werden angezündet, deren Glanz ſich überall in Pracht und Reichthum ſpiegelt. Er iſt allein; noch einmal durchlieſt er aufmerkſam den Brief, den er in Charlesſtreet erhalten hat, dann ſetzt er ſich an einen reich verzierten und vergoldeten Schreibtiſch und ſchreibt; ſeine Züge nehmen die alte Heiterkeit wieder an, nur als der Brief beendet und nur noch die Unterſchrift darunterzuſetzen iſt, ſpringt er plötzlich auf; mit ſchnellen Schritten eilt er durch das Zimmer, entſchloſſen nimmt er die Feder wieder und ſchließt den Brief mit einem: „Dein treuer Vetter Friedrich." Dann nimmt er das Couvert, betrachtet aufmerkſam die Adreſſe, die an Herrn Sven Detlef Svenſen lautet, und wirft es in den Kamin, deſſen hell angeſchürte Gluth es im nächſten Augenblick verzehrt.

Als ſollte die Muſik alle Gedanken verjagen, die wild ſein Gehirn durchkreuzten, öffnete er das Klavier und ſang mit kräftiger, ſchöner Stimme ein damals in England beliebtes Lied des Lord Mornington, Vaters des Herzogs von Wellington, das alſo endete:

O hear a brother mourner's plains,
To Chloe's window fly,
Tell her I bleed for love of her,
For love of her I die.

Wer war dieſer Mann? Oder liegt nicht vielmehr die Frage näher, wie kam er, deſſen geheimnißvolles Weſen auf ein Verbrechen ſchließen läßt, zu der Liebe der feurigen Italienerin, während zu gleicher Zeit ein blonder Lockenkopf, umgeben von den vornehmſten Männern der engliſchen Ariſtokratie, mit ſeinen braunen Augen nach ihm ausſchaut?

Man wußte nur von ihm, daß er ein reicher ſchwediſcher Graf, ein Kunſtkenner und feingebildeter Mann und, was damals ſchon anfing in England von Bedeutung zu ſein, ein Philantrop war. Die Männer hatte er durch ſein Auftreten gewonnen. Die Frauen ſahen in ihm eine jener unverdorbenen Naturen, die nichts wußten von Cheſterfield's Moral, die erſt jetzt nach Decennien ihre Früchte in der Geſellſchaft trug. Allerdings hatte er die feinen Manieren und die äußere vornehme Haltung, die damals mehr galten als Ehrbarkeit, allerdings kannte

auch er die berüchtigten Lehren des Lords, dieses Frevlers an weiblicher Würde, den Johnson in seiner derben Manier abfertigte; aber er hatte nur zu den alten Verführungskünsten, zuerst unbewußt, dann durch das Bewußtsein geleitet, eine neue erfunden, welche die Frauen um so mehr berauschte, da sie in dem Anschmiegen an ihr eigenes Wesen bestand. Dabei war er unterrichtet, viel in der Welt herumgekommen, nirgends ein Neuling, ein Philantrop und, was Allem die Krone aufsetzte, vornehm, reich und schön. Er war der Held der Saison, gern gesehen von den Männern, verwöhnt von den Frauen und selbst von jenen geliebt, denen er nur aus der Ferne gehuldigt hatte, vielleicht in der Absicht — denn in ihm war ein sonderbares Gemisch von Absichtlichkeit und Absichtslosigkeit — um sich erst ersehnen zu lassen, ehe er siegte. So hatte er auch gespielt, bis er selbst den Ernst zu fühlen begann, mit dem verschleierten Mädchen in Drurylane, und nun bangte ihm nach ihrem Besitze, nach dem blonden Lockenkopfe mit den schalkhaften braunen Augen, deren Namen damals ganz London mit Bewunderung nannte, Angelica Kaufmann *).

(Fortsetzung folgt.)

* Die Franzosen in Speyer im Jahre 1794.

(Schluß.)

Wir enthalten uns einer ausführlicheren Erzählung der zahllosen Quälereien und Beschädigungen, welche die Bewohner Speyers fortan täglich zu erleiden hatten; der gewaltsamen Wegnahme jeder Art von Waffen und Munition, der theilweisen Plünderung des Gemeindehauses, der völligen Ausleerung der Mühlen, Scheunen, Keller, der Beraubung und Zerstörung der Gärten. Am 5. April holte man auch die letzte Kuh und das letzte Pferd aus den Ställen; wer aber vorher eine Kuh geschlachtet hatte, wurde so lange eingesperrt, bis er diese mit baarem Gelde bezahlt hatte. Waren dadurch manche Arme ihrer letzten Nahrung beraubt, so entzog man der arbeitenden Klasse auch die Mittel, etwas zu verdienen, indem man sie nöthigte, nach und nach fast alles Handwerkszeug, Schraubstöcke, Hämmer, Beile, Ambos ꝛc. ꝛc. nach Germersheim einzuliefern. Die Umgebung Speyers bot den trostlosesten Anblick dar. Zusammengetretene Aecker, Baumstücke, mitten in der Blüthe abgehauen, abgemähete und von den Pferden der Soldaten abgeweidete Klee- und Saatfelder, ganze Strecken umgehauenen, auch zum Theil durch Brand zerstörten Waldes: so war der Rahmen des Bildes beschaffen, in welchem unsere Väter die beglückende Freiheit erkennen sollten, die ihnen von Westen gebracht wurde. Endlich hörte auch die der Dreifaltigkeitskirche und dem Stadthause versprochene Schonung auf; man nahm alles Blei von den beiden Thürmen, das eiserne Gitter von der Kirchhofmauer und von der Treppe des Gemeindehauses weg; einige Zeit später folgten die zinnernen Orgelpfeifen, die Fenster mitsammt dem Blei, Glocke und Uhr und das eiserne Gekrims auf dem Altpörtel; auch waren mittlerweile bereits die heiligen Gefäße der protestantischen Gemeinde sammt und sonders weggenommen worden. Den Privaten halfen die Agenten des „Wohlfahrtsausschusses" unter schwerer Bedrohung in denselben Tagen von allem noch vorräthigen Zinn, Kupfer, Messing ꝛc.

Am ersten Mai verlangte der Stadtcommandant Regnaud abermals eine Contribution von 100,000 Livres, in 24 Stunden zu erlegen. Bis am folgenden Abende hatten die Bürger wirklich 75,698 Livres in Geld und Assignaten zusammengebracht. Aber das genügte den Räubern um so weniger, als sie erklärten, es müsse die ganze Summe in baarem Gelde erlegt sein, Assignaten würden nicht angenommen. So griff man dann zu einem neuen Schreckmittel;

*) Ihr Leben ist in einer ausführlichen Monographie durch den Italiener Rossi (Florenz 1810), dann in den „Zeitgenossen" (Neue Folge II, 153 bis 196) beschrieben. Viel Interessantes über die 1741 zu Chur in Graubündten Geborene theilt Göthe mit, der sie oft besuchte, und Matthisson, der in Begleitung ihrer fürstlichen Freundin, der Herzogin Luise von Dessau, häufig in ihrer Villa auf Castel Gandolfo verweilte.

am Morgen des 3. Mai wurden die neun angesehenen Bürger Ußlaub, M. Freytag, Leschmann, M. Drexel, Becker, Claus, Ch. W. Scharpf, C. A. Holzmann, Hauser und der Pfarrer Mayer unter scharfer Bedeckung als Geiseln nach Landau gebracht, welchen am 9. vier weitere Geiseln vom Domkapitel und endlich der Bürger Kümmich folgten. Den eifrigsten und aufopferndsten Bemühungen der Speyerer gelang es unterdessen, abermals 17,457 Livres zusammenzubringen, worauf am 16. Mai Holzmann und Mayer freigelassen wurden. Doch hatten die Dränger nicht im Sinn, von ihrer Forderung abzustehen. Am 22. Mai erklärte der Stadtcommandant dem Magistrate, wenn die Contribution nicht innerhalb 24 Stunden erlegt sei, so werde er wieder vier bis fünf Geiseln nach Landau führen lassen und damit täglich fortfahren; jeder Tag des längern Aufschubs aber werde die Stadt 10,000 Livres weiter kosten.

Aber es hieß auch hier: wenn die Noth am größesten, so ist die Hilfe am nächsten! Am Morgen des 23. Mai hörte man eine lebhafte Kanonade, bald darauf gab's Allarm in der Stadt. Der Commandant ließ nun an diesem und dem folgenden Tage zu wiederholten Malen die Municipalität und andere angesehene Bürger aufs Rathhaus holen und dort scharf bewachen, sobald eine Annäherung des Feindes stattzufinden schien; auch wurden von ihnen abermals vier Geiseln: Holzmann, Karr, Kuhlmann und Böhm nach Landau geschickt. Aber am Abend des 24. wurden schon Anstalten gemacht, die Stadt zu räumen; die Equipage wurde fortgebracht, mit derselben freilich auch noch vieles Eigenthum der Einwohner, die Lettern aus der Druckerei, die städtischen Feuerspritzen, die allerletzten Pferde. Am 25. endlich zogen bei Tagesanbruch die fränkischen Truppen ab, nicht ohne noch ein schreckliches Denkzeichen zu hinterlassen. Die Domdechanei und die Dompropstei standen plötzlich in hellen Flammen und beleuchteten schauerlich den Weg der Räuber; beide Gebäude konnten vor gänzlicher Zerstörung nicht mehr gerettet werden. Um 10 Uhr setzte eine Compagnie Darmstädter Infanterie an der Lußheimer Fähre über den Rhein und kam in die Stadt; am Nachmittage aber zogen der hessische General v. Schmahlkalder und der kaiserliche General v. Hotze mit ihren Truppen in die aus tiefster Angst neu aufathmende Stadt ein. Und es war die höchste Zeit! Der Mangel war, namentlich auf den umliegenden Dorfschaften, schon so gestiegen, daß mehrere Menschen Hungers starben; heftige Krankheiten, besonders Flecken und Friesel, breiteten sich aus und rafften die besten Bürger in der Mitte ihrer Jahre weg; man sah Leute nach Brod gehen, die sonst Andern von ihrem Ueberflusse mitzutheilen pflegten. — Hatte Speyer vorher in seinem blühenden Wohlstande die Bewunderung der Fremden erregt, so war es jetzt in seinem Ruine zu einem Gegenstande des tiefsten Mitleidens herabgesunken.

Logogryph.

Mit B soll fest und treu ich sein
Und nur dem Guten dienen;
Mit F nennst du mich nimmer dein,
Wo ich dir auch erschienen;
Mit H komm ich, ein steter Gast,
Zu Großen und zu Kleinen;
Mit M bring' Lust ich oder Last,
Kann lachen und auch weinen;
Mit r gehör' ich jeder Zeit
Zum Ball und Kreisesbogen;
Mit S bin ich, nicht allzubreit,
Ein Weg auf Meereswogen.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 7:

Katzenjammer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 9. Speyer, Samstag 1. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Torn.

(Fortsetzung.)

II.

Angelica Kauffmann war, nachdem sie schon in frühester Jugend die Aufmerksamkeit der italienischen Maler und Kunstkenner auf sich gezogen hatte, mit warmen Empfehlungen vom Herzog von Modena und der Herzogin von Carrara nach England gekommen. Die Briefe der fürstlichen Gönner verschafften ihr Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft, vielfache Bestellungen und reichen Geldgewinn, während einige Worte Winckelmann's, den sie 1763 in seinem einfachen Zimmer beim Cardinal Albani kennen und lieben gelernt hatte, ihr die Freundschaft des Lord Hamilton *) und gastliche Aufnahme bei der Lady Veertoort verschafft hatten, die ihr um so nothwendiger waren, da sie zunächst ohne ihren Vater nach London kam.

Lady Veertoort hatte freilich bald nachher, ihrer Gesundheit wegen, nach Italien zurückkehren müssen, aber sie hatte in ächt englischer Gastlichkeit ihre Wohnung der Künstlerin zur Verfügung gestellt, in der sie wie eine Verwandte der Lady behandelt wurde.

Heute aber sollte sie auch von Lord Hamilton und seiner Gemahlin Abschied nehmen; der Lord hatte, weniger in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Ministeriums, als um seine kunsthistorischen Forschungen mit größerm Erfolge fortsetzen zu können, den Gesandtenposten in Neapel angenommen; Pompeji zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Er kam um Abschied zu nehmen, zugleich um Angelica beim Scheiden noch einen jungen Mann vorzustellen, den er in Rom hatte kennen und, wie er sich ausdrückte, in London schätzen lernen. Angelica's Erlaubniß voraussetzend, hatte er ihn hierher bestellt. Der Bediente meldete den Grafen v. Horn; er wurde angenommen.

Die beiden jungen Leute, die schon seit längerer Zeit durch das magische Band gegenseitigen Wohlgefallens verbunden waren, wurden durch den gemeinsamen Freund so förmlich vorgestellt, als hätten sie sich früher nie gesehen. Man sprach von allgemeinen Dingen, von London, von Neapel. Angelica beneidete den Lord um das Wiedersehen der schönsten Stadt, man kam auf Reisen und die Unterhaltung wurde immer lebendiger und freier. Der Graf erzählte von seinen Reisen, aber immer nur in Bezug auf Angelica, indem er Das erwähnte und rühmte, was sie selbst gesehen hatte und worüber sie selbst urtheilen konnte.

„Sie nannten", sagte er unter Anderm, „Neapel den schönsten Ort der Welt, und ich möchte ihnen in mancher Hinsicht darin Recht geben. Und doch ermüdet auch diese Schönheit, wie ich selber empfunden habe. Die Stimmung, in der wir eine Gegend sehen, übt ja den größten Einfluß auf unser Urtheil. Für mich gibt es nur Einen Ort, der mich immer wieder an sich zieht. Ich hatte in der Schweiz von einem Berge bei der herrlichsten Beleuchtung eine Aussicht über den Bodensee bis nach Konstanz, das in der reinen Fluth sich spiegelte, während als Abschluß die Appenzeller Gletscher in der Ferne sich erhoben. Erquickt

*) Lord Hamilton, der berühmte Kunstkenner und Erklärer der Geheimnisse Pompeji's. Das Porträt seiner Gemahlin, von Rafael Morghen in Kupfer gestochen, ist eine der besten Arbeiten Angelica's.

Digitized by Google

durch diesen Eindruck, fuhr ich östlich hinunter; und da lag vor mir ausgebreitet eine Alpenlandschaft, so idyllisch, daß man glauben sollte, nur die Phantasie könne sie malen, im grünen Thale ein freundlicher Ort, auf langgestrecktem Hügel eine friedliche Kirche, die ganze Landschaft umgeben von schönbewachsenen Bergen, die wie bescheiden zurückgetreten waren, um dem Ganzen als Rahmen zu dienen."

Angelica horchte auf, ihr schönes Auge glänzte. „Sie kennen den Namen des Städtchens?" frug sie.

„Wie sollte ich den Namen nicht behalten haben", erwiderte dieser, „da mir dort eine andere, noch viel größere Ueberraschung aufgespart war."

„O erzählen Sie", bat Angelica.

„Als ich in das Thal hinunterlenkte, läuteten die Glocken der Kirche. Mein Führer hielt still, nahm sein Käppchen ab und betete ein leises Vaterunser. Mich trieb's zum Gotteshause. Die sinkende Sonne schien durch die bunten Scheiben, ich hoffte auf deren Wirkung in der Kirche, die ich mir weiß und kalt dachte. Da auf einmal, wie draußen die Natur mich entzückte, stand ich hier geblendet von der Wirkung der Kunst. Blätter und Blüthen schienen emporzustreben zur Decke, die, das Ewige darstellend, tausend goldene Sterne im blauen Firmamente zeigte; liebliche Engelsköpfe schauten, Hoffnung verheißend, hernieder, während in der Mitte die Allwissenheit Gottes, das Kreuz und der heilige Geist versinnbildlicht waren. Ringsherum aber standen al fresco gemalt die Gefährten des Herrn, so tief empfunden und so charakteristisch gemalt, als stünde man den Meisterwerken Italiens gegenüber."

„Nun brauchen Sie mir den Namen des Orts nicht zu nennen; ich kenne ihn genau, es ist mein liebes, liebes Schwarzenberg, der Geburtsort meines Vaters."

„Das wußte ich nicht, mein Fräulein; aber daß Sie die Künstlerin waren, die jene Apostel malte, das erfuhr ich. Seitdem habe ich immer gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen, bis es mir heute durch die Güte des Lords vergönnt war."

Auf Angelica machte die Erwähnung ihrer Heimath und das Lob, das jenen Bildern gespendet wurde, einen so durchaus wohlthätigen Eindruck, daß ihr der Graf wie ein alter Bekannter vorkam, dem sie unbedingt eine Berechtigung einräumen konnte, die sonst nur durch Freundschaft erworben wird. — Den Künstlern genügt überhaupt das rein ästhetische Behagen an ihren Kunstwerken, es ist ihnen in vieler Hinsicht angenehmer, als die Reflexion über den Schönheitsgrund, den der Kunstkenner verlangt.

Angelica zeigte ihr neuestes Bild; sie hatte sich selbst dargestellt, unschlüssig schwankend zwischen Malerei und Musik, gleichsam der Abschluß eines Conflicts, in den sie einst durch ihre Freunde gerathen war, die, bei ihrer großen Anlage zum Gesange, ihre Ausbildung nach dieser Seite hin wünschten.

Hamilton lobte mit den Ausdrücken eines Kunstkenners und alten Freundes, der Graf mit Geschmack, aber nicht ohne eine individuelle eigene Stimmung.

Dann kam der Augenblick des Abschieds; der Lord hoffte, sie noch einmal zu sehen, ehe er London verließ; Horn bat um die Erlaubniß, ihr Atelier besuchen zu dürfen.

„Als Freund des Lords sind Sie mir immer willkommen", war die Antwort Angelira's.

Die Herren gingen; auf der Treppe trafen sie einen Mann, dem der Lord die Hand drückte und ihm das Versprechen abnahm, ihn zu besuchen, wenn er nach Neapel käme.

„Vielleicht komme auch ich bald nach Italien, meine Sehnsucht und mein Herz sind zwischen hier und Neapel getheilt", sagte der Fremde.

Der Graf sah flüchtig auf den Sprecher, dessen Stimme er schon gehört zu haben glaubte; ihre Blicke begegneten sich, Beide erkannten sich wieder. Es war der Mann, dessen Erscheinen ihn gestern aus der Taverne geschreckt.

„Es ist ein tüchtiger Maler, Antonio Zucchi, ein Bekannter Angelica's oder vielmehr ihres Vaters. — Leben Sie wohl, Graf, auf Wiedersehen in Neapel." Damit trennte sich Lord Hamilton von seinem Schützling.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

Darmstadt, 28. Jan. Der bereits vielbesprochene Proceß Jacoby hat gestern seinen Anfang genommen. Schon frühe am Morgen hatte sich das Publikum aus allen Ständen im Assisensaal eingefunden. Correspondenten verschiedener größerer auswärtiger Zeitungen waren anwesend, und auf einer Tafel stehen vier noch verpackte Ueberführungsstücke. Kurz vor 10 Uhr wurde die Verhandlung eröffnet. Als Experten sind geladen: die großh. Obermedicinalräthe Dr. Pfannmüller, Dr. Winckler und Dr. Leydhecker, die praktischen Aerzte Dr. Weber und Dr. Leydhecker, sowie Dr. Thiel, Lehrer an der Realschule, — Alle von Darmstadt, ferner Seitens des Assisenpräsidenten Professor Will aus Gießen und Medicinalrath Dr. Simeons aus Mainz, und Seitens der Vertheidigung Medicinalrath Metzger und Professor Delffs von Heidelberg. Außerdem sind 58—60 Zeugen geladen. — Zufolge des zur Vorlesung gelangten Anklageacts ist Georg Heinrich Jacoby, 52 Jahre alt, der Vergiftung seiner am 3. August 1861 verstorbenen Ehefrau beschuldigt. Diese seine zweite Frau hatte er 1851 geheirathet und blieb seine Ehe kinderlos. Kurz nach dem Tode seiner zweiten Frau verlobte sich Jacoby öffentlich mit der 24jährigen Dienstmagd Marie Huber aus Stuttgart, nachdem er schon länger näheren Umgang mit derselben gepflogen hatte, der bereits zum öffentlichen Aergerniß geworden war, indem die Huber deßhalb in Darmstadt, wo sie Jacoby kennen lernte, keinen Dienst mehr finden konnte. 5 Wochen nach dem Tode seiner Frau trat die Huber bereits als Jacoby's Verlobte in sein Haus und am 31. October wurde Jacoby unter der Anschuldigung, seine Ehefrau durch Gift aus dem Wege geschafft zu haben, verhaftet. Die erfolgte Untersuchung der Leiche, welche dieserhalb am 29. October ausgegraben und secirt wurde, hatte ergeben, daß gelber Arsenik in dem Magen der Verstorbenen vorhanden, sowie daß davon eine Reihe der Körperorgane verletzt war, und eine Vergiftung durch schwefelarsenhaltige arsenige Säure geschehen sein müsse. Die Krankengeschichte des die Verlebte behandelnden Arztes, Obermedicinalrath Dr. Leydhecker, ergibt, daß zwischen dem 2. und 3. August (dem Todestage der Jacoby) sich eine auffallende Veränderung in dem Zustande der Kranken gezeigt, wie solche nicht im Verlaufe des gastrischen Uebels gelegen, daß das von ihm verordnete Pulver, welches ihr Jacoby eingegeben, nicht heftiges Erbrechen u. s. w. verursachen konnte, wie es der Fall war, und — daß an die Stelle des von ihm verordneten Pulvers ein anderes gegeben worden sein könne. Die Frage: ob das in den Eingeweiden aufgefundene Gift im lebenden Zustande in den Körper der Verstorbenen gelangt sei? beantworteten die Experten mit Bezug darauf, daß sich das Gift schon zum Theil in den zweiten Wegen, wie der Leber, Milz ꝛc. befunden, wohin es nur im Zustande des Lebens hatte gelangen können, unbedingt mit „Ja!" Die Frage, in welcher Gestalt und auf welchem Wege das Gift in den Körper gekommen? beantworteten sie damit, daß das Gift durch den Schlund dem Magen zugeführt worden sei, und zwar in Pulvergestalt, entweder seiner ganzen Menge nach, oder doch zu einem Theile derselben. Ueber die Frage endlich: ob die ganze Quantität des Giftes auf einmal, oder in verschiedenen Abtheilungen und zu verschiedenen Zeiten dem Magen zugeführt worden sei? verbreiteten sich die Aerzte im Wesentlichen dahin: „Die von Dienstag den 30. Juli bis zum Freitag Abend den 2. August, wenn auch weniger stürmisch aufgetretenen Krankheitssymptome müßten schon für Erscheinungen der Vergiftung erkannt werden, und sei es fast keinem Zweifel unterworfen, daß die Verschlimmerung die Folge einer weiteren und stärkeren Gabe von Gift gewesen sei und daß das von Jacoby seiner Frau gereichte Pulver das Gift enthalten habe." — In seinen moralischen Verhältnissen ist Jacoby von dem Darmstädter Ortsgerichte nicht gut beleumundet und sein letztes Verhältniß zu der Huber, die er sogar in Stuttgart und Frankfurt aufgesucht, nachdem sie Darmstadt verlassen, bezeugen die mehrfach ausgesprochene Absicht, dieselbe in Bälde heirathen zu

wollen. — Die Haupt-Fragen, welche Seitens der Geschworenen in dieser Sache zu beantworten sind, lauten: Ist die Ehefrau des Angeklagten in Folge von Gift gestorben? Wie ist das Gift in den Körper gekommen? Wer gab es ihr? — Bei Verlesung des Anklageactes richtete Jacoby häufig die Augen gen Himmel und bei einigen Stellen schüttelte er den Kopf, um damit die gegen ihn gemachten Aussagen zu verneinen.

Gestern Nachmittag wurde der Angeklagte verhört, und bemühte derselbe sich, das eheliche Verhältniß zu seiner Frau als ein äußerst friedliches zu schildern; insbesondere stellte er auch bestimmt in Abrede, seiner Frau am Abend des 2. August das Pulver selbst gegeben zu haben, in dessen unmittelbarer Folge eine so gefährliche Wendung der Krankheit eintrat. Das Verhältniß zu der Huber bezeichnet er als ein bloß freundschaftliches, „ein Liebesverhältniß war es nicht". So deutet er seine Besuche bei der Huber in Stuttgart und Frankfurt und seine öftern Zusammenkünfte mit ihr in Darmstadt. „Ein Eheversprechen habe er der Huber nie gegeben." Das ganze Verhör machte einen dem Angeklagten wenig günstigen Eindruck, da er seine Worte in sehr salbungsvollem Tone mittheilte. — Im Laufe des heutigen Tages werden die Experten vernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Posthius.

* In dem Gelehrten-Lexicon von Christian Gottlieb Jöcher, Leipzig 1733, heißt es: „Posthius (Joh.) ein Dr Medicinae geboren zu Germersheim in der Unter-Pfalz 1537, studirte eine Zeitlang zu Heidelberg, besuchte nachgehend die italiänischen und französischen Academien, ließ sich bei seiner Zurückkunft in Antwerpen nieder, prakticirte daselbst. Anno 1568 wurde er Leibmedicus des Bischoffs zu Würzburg und nachmals des Churfürsten von der Pfalz. Er starb zu Mosbach, ohnweit Heidelberg 1597, 24ten Juni, und hinterließ einen Sohn Nahmens Erasmum, Medicinae Doctor und Practicum zu Heidelberg, allwo er 1618 gestorben ist. Der Vater hat Parerga poëtica, Lieder über die Sonntags-Evangelia ꝛc. geschrieben, und Isaaci des Jüden seinen thesaurum sanitatis aus dem Arabischen ins Latein übersetzt. K. Ad."

* Eine seltsame Volksredensart herrscht, wie in Horn's „Maje" (S. 7, 1861) berichtet wird, im Nahethale und Rheingaue, auch wohl noch weiter in der Pfalz, unter dem Volke. Es nennt den Monat Februar den „Spürkeler". Seine Frau, die „Spürkeler'sch", schüttelt ihren Mantel und es fällt Schnee. Der Spürkeler oder Februar ruft seinem Bruder Hartmann — dem Januar, zu: Bruder Hartmann, wär' ich so stark, wie du, ließ ich das Kalb erfrieren in der Kuh, und könnt' ich gebieten Allen, müßte mir das Wasser hinten Eis sein und vornen wallen! — Jene Notiz findet darin deutlich Spuren heidnischer Vorstellungen, knüpft aber die Frage daran: wie deutet man den Namen des Februars: „der Spürkeler"? Hier die Antwort: In den Acten des Concils, das Bonifacius im Jahre 743 hielt, enthält das Verzeichniß der abergläubischen Gebräuche der alten Deutschen noch die Spörkelfeste, Spurcalia, (von spurcare, besudeln, spurcus, unrein, vielleicht wieder von porcus, Schwein = „schweinisch"), die im Februar begangen wurden, und an denen man ein wildes oder zahmes Schwein als Reinigungsopfer zum Wohl des Königs und des Vaterlandes darbrachte. So hieß der Februar auch Sporkel (Schmutzmond, wie Hornung, von Hor, altdeutsch = Schmutz).

* Homonyme.

Die Frau trägt's auf dem Kopfe,
So ist es hier zu Land,
Und manchem armen Tropfe
Wird's auch von ihr gesandt.

Auflösung des Logogryphs in № 8:
Bund. Fund. Hund. Mund. rund. Sund.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 10. Speyer, Dienstag, 4. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Toen.

(Fortsetzung.)

III.

Von jenem Tage an kam der Graf oft in das Atelier der Künstlerin, bis es Angelika ein Bedürfniß wurde, ihn täglich zu sehen; es lag hier eins jener Verhältnisse vor, in denen man über die gegenseitigen Empfindungen vollkommen klar ist, ohne sich doch je darüber ausgesprochen zu haben. Angelica, die eine Erklärung des Grafen bis jetzt verhindert hatte, fühlte bald, daß sie auf längere Zeit dieser Rolle nicht gewachsen sei, und da der Graf ihr täglich deutlicher seine Liebe und seine Wünsche an das Herz legte, entschloß sie sich, ihren Vater zu einem Besuche zu vermögen, ohne den Grund anzugeben, der ihr seine Anwesenheit wünschenswerth machte. Obgleich mit Arbeiten, die nicht aufzuschieben waren, beschäftigt, fühlte er doch aus dem Briefe die einsame Lage seiner Tochter heraus und schickte ihr eine ihrer Cousinen zur Gesellschaft. Das war Oel in das Feuer gegossen; das junge Mädchen war bald mehr von der Liebenswürdigkeit des Grafen entzückt, als Angelica selbst und führte diese dadurch zu einer Höhe der Leidenschaft, auf der ihr sonst ruhiges Urtheil sich verwirrte. Der Graf beobachtete die Fortschritte seiner Liebe nicht mit der Ruhe eines kalt Berechnenden; er hatte sich selbst so hineingelebt und geschwärmt in diese Liebe, daß er darüber alle Verhältnisse vergaß, die, außerhalb derselben liegend, ihm den Besitz Angelica's unmöglich machten. So war das Geständniß seiner Liebe, das er ihr that, und die Frage, ob sie sein werden wollte, die nothwendige Folge eines leidenschaftlich erregten Zustandes, aber schon die Seligkeit, mit der ihn ihr Jawort erfüllte, wurde getrübt durch bange Zweifel, die in seiner Seele emporstiegen. Von hier bis zum Besitze war ein langer Weg, und keine muthige That, kein ruhiges Ausharren führte ihn zum Ziel — vorwärts mußte er, immer vorwärts auf der Bahn — der Lüge und des Trugs.

Horn hatte zunächst von Angelica das strengste Geheimniß über ihre Verlobung verlangt, selbst ihr Vater sollte nichts davon erfahren, ehe nicht die verwickelten Verhältnisse des Grafen in Schweden geordnet wären; wie diese lagen, gab er nicht an und Angelica konnte sie um so weniger errathen, da sie wußte, daß der Graf reich begütert und ohne nähere Verwandte war.

Ein Mann hatte das entstehende Verhältniß mit nicht gleichgiltigen Augen angesehen, und er hielt sich für verpflichtet, Angelica zu warnen. Ihre Unbefangenheit täuschte ihn; eine Unterredung mit der Cousine brachte ihn vollständig auf falsche Fährte: das junge Mädchen sprach so unbefangen ihre Zuneigung zu dem Grafen aus, daß Antonio Zucchi*) glaubte, Horn's häufige Besuche gälten ihr. Er liebte Angelica schon lange, doppelt ihres jungfräulichen Wesens wegen und als Künstlerin; es schien ihm, als ob die Leistungen der Letztern nicht mehr die Ruhe der frühern zeigten; er war fähiger, die Seelenzustände Angelica's aus ihren Kunstwerken zu beurtheilen, als aus den Gefühlserscheinungen, aus denen der Liebende die Gewißheit schöpft, geliebt zu werden.

*) Antonio Zucchi, ein verdienstvoller Maler in Rom (stark 1795), ein Nachkomme Jacob Zucchi's, Schülers des bekannten Florentiners Georg Vasari. Die spätere Verbindung Antonio's mit Angelica ist bekannt.

War doch auch seine künstlerische Thätigkeit gestört, fehlte doch auch ihm seit längerer Zeit die Ruhe. Eine Madonna, die er für den Herzog von Leeds malte, war fast, ohne daß er es ahnte, ein Porträt Angelica's geworden. Er fühlte sich beunruhigt, er mußte den Zauberbann lösen und das konnte nur geschehen, wenn der geachtete Künstler die gefeierte Künstlerin errang. Doch hatte er nicht den Muth, ihr das Geständniß seiner Liebe zu machen, er schrieb und — kam zu spät. Angelica antwortete ihm schonend, bedauernd und liebevoll. Niemand stünde ihrem Herzen so nahe als er, den Einen ausgenommen, dessen Namen sie dem Künstler nicht nennen dürfte; er errieth ihn nur zu gut, jetzt war kein Zweifel mehr, sie liebte den Grafen.

Für Antonio hatte London keinen Reiz mehr; nur um Angelica's willen hatte er sein Italien mit England vertauscht; nach diesem Scheitern seiner Pläne zog es ihn nach seinem Vaterlande zurück. Aber eine ihm selbst unklare Gewalt hielt ihn; es schien ihm, als ob sein Bild Angelica's einen Ausdruck von Schwermuth trüge und ihn anflehte, zu bleiben, weil sie seiner bedürfen würde. Das Zusammentreffen mit dem Grafen in der Taverne fiel ihm auf; er hatte seinen Begleiter dort öfters wieder gesehen, das Mißverhältniß in der bürgerlichen Stellung der Beiden und trotzdem ihre damalige Vertraulichkeit erregten seinen Argwohn, die Nachrichten, die man über den Grafen besaß, waren unbestimmt, sich widersprechend; es drängte ihn, zu erfahren, wer jener Mann sei. Nicht als Beleidigter und Zurückgesetzter wollte er heimlich gegen das Bündniß der Liebenden wirken, nur wissen wollte er, ob der Fremde werth wäre, sein Ideal zu besitzen.

Daher beschloß er, die Bekanntschaft Richards zu machen. Inzwischen drängten auch andere Ereignisse den Grafen aus seinen Träumereien heraus zum Entschlusse und zur That.

Den Abend nach ihrer Zusammenkunft in der Taverne hatte der Graf Richard vergeblich auf sich warten lassen; er war von der Vorstellung bei Angelica mit dem stolzen Gefühle zurückgekehrt, daß er von jetzt an der Hilfe seines Bekannten würde entbehren können. Welche vergebliche Hoffnung! Lucrezia mußte vor allem aus London fort, nach Italien geschafft werden und er hoffte so mit Einem Schlage den unbequemen Vertrauten und sie entfernen zu können. In der Furcht, ein öffentliches Erscheinen mit Richard könne auffallen, hatte er, seinen bisherigen Grundsätzen entgegen, diesen zu sich nach Russelstreet beschieden. Richard stand geblendet von all der Pracht, die den Grafen umgab, und der Gedanke stieg in ihm auf, selber an diesem Glanze einmal theilzunehmen und sich nicht länger von einem Menschen als Diener behandeln zu lassen, den er mit einem Worte vernichten konnte.

Das Alles überlegte er, als Friedrich ihm den Auftrag gab, seine Gattin nach Rom zu begleiten, unter dem Vorwande, daß der Graf bereits dahin vorausgegangen sei.

„Mit andern Worten", sagte Richard, als der Graf geendet hatte, „ich bin dir lästig und du willst mich auf leichte Weise überlisten und aus deinem Gesichtskreis bringen. Sei überzeugt, daß ich nicht gehe."

Der Graf bat und drohte endlich.

„Glaubst du, ich ließe mich von dir einschüchtern?" rief der Andere erzürnt aufstehend. Ein Wort von mir und du wandelst von diesem Zimmer in das Gefängniß, alle Welt erfährt, daß du ein Betrüger bist, kein Graf von Horn —"

„So mäßige dich!" bat Horn.

„Wenn sie es erfahren, was kümmert's mich? Ich allein kann gegen dich zeugen, in meinen Armen verschied der Graf und ich kenne dich als Sven Detlef Svensen, den Secretär unseres gemeinsamen Herrn."

Der Graf war in das Nebenzimmer getreten, er überzeugte sich, daß Niemand horchte, dann verschloß er die Thür. Richard folgte ihm mit mißtrauischen Augen.

„Was verlangst du von mir?" frug Horn scheinbar ruhig.

„Theile mit mir deine Güter", sagte Richard. „Gib mir vollständige Einsicht in deine Verhältnisse und dann Halbpart."

„Nun so fahre zur Hölle!" schrie in äußerster Wuth Friedrich, der eine Pistole ergriffen und wie ein Rasender auf seinen Genossen sich stürzte; aber ehe er noch das

Gewehr ſpannen konnte, hatte dieſer es ihm ſchon aus der Hand geriſſen, ihn zu Boden geworfen und ließ den Hahn der Piſtole ſpielen, die Mündung auf Friedrich gerichtet.

Eine kurze Pauſe der Ueberlegung trat ein.

„Ich will mit dir theilen unter einer Bedingung“, unterbrach Friedrich das Schweigen.

„Laß hören!“

„Du begleiteſt Lucrezia nach Italien.“

„Gut!“ ſagte Richard — „ſteh' auf! Schreibe, wie ich dictire.“

Der Graf that, wie ihm befohlen war und ſchrieb: „Unter der Bedingung, daß Axel Sepſen mein mir ehelich angetrautes Weib —“

Friedrich hielt inne. „Schreib' oder ich gehe“, ſagte Richard und dictirte weiter:

„angetrautes Weib Lucrezia Dotti von hier weg, gleichviel wohin, nur jenſeits des Kanals ſchafft, verpflichte ich mich, ihm Einſicht in die Vermögensverhältniſſe des zu Rom am 14. November 1763 verſtorbenen Grafen Friedrich von Horn zu geben und die Revenuen desſelben mit ihm zu theilen.“

Richard trat an den Schreibtiſch und ſah über die Schultern des Schreibenden. „Es iſt wahr, du verſtehſt meiſterhaft die Hand des Grafen nachzumachen“, ſetzte er hinzu „Und nun unterſchreibe.“

„Welchen Namen ſoll ich darunter ſetzen?“ frug Friedrich, deſſen Hand zitterte.

„Unterſchreibe dich wie früher Sven Detlef Syenſen, und nun gib mir das Papier.“

„Was willſt du damit beginnen?“

„Es iſt nur für alle Fälle. Du erhältſt es zurück, ſobald deine Frau verſchwunden iſt und du dagegen mit mir einen gerichtlichen Verkauf der Hälfte der ſchwediſchen Güter abgeſchloſſen haſt.“ Dabei ſteckte er das Papier in ſeine Briefſtaſche, ergriff ſeinen Hut und fragte, was er ſeiner Frau als Wittwengehalt zu geben gedenke.

„Wenn du ſie bewogen haſt, zu reiſen, werde ich ſie mit hinlänglichen Geldmitteln verſehen“, antwortete Friedrich. „Wann wirſt du zu ihr gehen?“

„Heute Abend um 7 Uhr“, ſagte Richard und ging.

Der falſche Graf ſchaute ihm lange nach, dann verfiel er in ein kurzes Nachdenken, endlich ſprang er auf, klingelte haſtig und befahl, daß ſein Wagen angeſpannt werde.

(Forſetzung folgt.)

Aus dem Gerichtsſaal.

(Fortſetzung.)

Darmſtadt, 29. Jan. Heute wurde der Proceß Jakoby weiter geführt. Zuerſt legten die vier Chemiker nach vorausgegangener Conferenz und einigen weiteren Ermittelungen das Ergebniß ihres Befundes in dem Ausſpruche vor, daß ſich in der Leiche der Ehefrau Jakoby Gift und zwar arſenige Säure gefunden habe, die bei ihrem Leben durch Einnehmen von Pulver in ihren Magen gekommen ſei.

Sodann wurde zur Ueberführung des Angeklagten eine Anzahl Zeugen vernommen, ſo der Apotheker, in deſſen Officin jene Pulver bereitet wurden, deſſen Gehilfe, der ſie bereitet ꝛc. Von Bedeutung war nur die Depoſition des Metzgermeiſters Nungeſſer, des Sohnes der Verſtorbenen aus erſter Ehe, und deſſen Gattin. Ihre Zeugniſſe bekundeten Thatſachen und Aeußerungen, welche den Angeklagten ſehr graviren, z. B. zwiefache Aeußerungen in den letzten Tagen der kranken Gattin, man werde ſehen, daß ſie ſich dießmal nicht herausreißen werde, die Furcht derſelben vor ihrem Ehemann und ihre Beſorgniß, von ihm vergiftet zu werden, als Frucht des ehelichen Unfriedens, der ſogar zu körperlichen Mißhandlungen geführt habe. Als beſonders bemerkenswerth erſchien auch die mehrmalige leibliche und geiſtige Krankheit der Ehefrau Jakoby, über welche die beiden Zeugen Näheres deponirten.

Ueber die letzte kurze Krankheit der Frau in den erſten Tagen des Monats Auguſt v. J. gab der Sohn auf Grund ſeiner mehrmaligen Beſuche und Wahrnehmungen Bemerkenswerthes an. Er ſah ſeine Mutter, welche am Abend des 2. Auguſt jenes verhängnißvolle Pulver eingenommen hatte, am nächſten Morgen, an welchem ſie gegen Mittag ſtarb, und konnte ſo ein Bild ihres

Zustandes entwerfen, dem es, zunächst für das Auge des Arztes, an charakteristischen Merkmalen nicht fehlte.

Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist dem Angeklagten in hohem Grade abhold und zeigte sich auch heute durch lautes Zeichen der Sympathie, welches dem Stiefsohn des Angeklagten aus der Mitte des den Saal füllenden Publikums entgegengetragen wurde. Nur die gute Absicht kann zur Entschuldigung dienen. Bedauerlich ist es aber, daß der jetzige Inhaber der Anklagebank gegen Rohheiten geschützt werden muß, die vom Straßenpflaster aus gern das Richteramt usurpiren möchten.

Die in der Sitzung vom 30. Januar verhörten Zeugen bestätigen durch ihre Aussagen meist nur, daß Jakoby sich öfter der Untreue gegen seine Frau schuldig machte und daß er bereits am Todes- und Begräbnißtage derselben mit neuen Heirathsplänen umging. Das meiste Aufsehen machte die Abhör der Marie Huber aus Stuttgart, der Geliebten Jakoby's. Sie wurde nicht beeidigt, sondern nur als Urkundsperson vernommen. Uebereinstimmend mit den Aussagen des Angeklagten gibt sie an, daß sie sich bis zum Ableben der Ehefrau desselben immer nur als die Freundin Jakoby's bezeichnet habe, und als Zeugen Aeußerungen von ihr, die dem widersprechen, anführten, erklärt sie, daß sie dieselben belogen habe. Die Eheleute Michelfelder aus Stuttgart, bei denen die Huber einen Monat lang wohnte, um den Züchtigungen ihres über ihr Verhältniß zu Jakoby erzürnten Vaters auszuweichen, bezeugen, daß diese ihnen einen Brief Jakoby's vorlas, worin er ihr schrieb, „wenn es sich bis Ostern (1860) nicht mache, so werde er sich scheiden lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Als Beitrag zur Kirchengeschichte Dänemarks unter Christian IV. dient folgendes authentische Rescript vom 17. Mai 1646 an das Stift Aarhuus: „Nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, verordnen wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde des Stifts einige Männer aufgestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatsche die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchengänger wach erhalten, damit sie fleißig auf die Predigt hören."

* Ueber den Sternen.

Kennt ihr das Land, wo jede Klage schweigt,
Wo Herz an Herz und Geist an Geist sich neigt,
Der Freude Rosen unvergänglich blüh'n
Und Herzen rein in Kindesunschuld glüh'n,
Wo Liebe hehr und Treue sicher wohnt,
Den Kämpfenden die Palmenkrone lohnt?
Kennt ihr das Land?
Dahin! dahin
Saht ihr Sie jüngst auf Engelsflügeln ziehn!

Kennt ihr das Land, wo rein'res Sonnenlicht
Mit mildem Strahl die Rosendämm'rung bricht,
Und Allen, einem Glauben unterthan,
Des Himmels sel'ge Pforte aufgethan,
Wo ewig jung ein holdes Liebesbild,
Die Wahrheit sich aus stiller Fluth enthüllt?
Kennt ihr das Land?
Dahin! dahin
Sah't ihr Sie jüngst auf Engelsflügeln zieh'n!

Kennt ihr das Land, hoch überm Strom der Zeit,
Das unentweiht von Erdenschmerz und Streit,
Wo Glanz in Glanz und Wonn' in Wonne fließt,
Auf jeder Au der Hoffnung Blüthe sprießt,
Wo tröstend strahlt, vom Staub der Erde fern,
Des Wiederfindens Hoffnung — schöner Stern?
Kennt ihr das Land?
Dahin! dahin
Sollt einst auch ihr zur ew'gen Heimath zieh'n!

W. A.

Homonyme.

Ein Anderer wird durch Blei und Zinn
Das, was ich durch die Zeitung bin.

Auflösung der Homonyme in № 9:
Korb.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 11. Speyer, Donnerstag, 6. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Toen.

(Fortsetzung.)

Es war 5 Uhr Abends, der Nebel lag dicht auf den Straßen Londons, die spärlichen Laternen verbreiteten ein trübes, unsicheres Licht, der Graf ließ seinen Wagen an Somersethouse halten und bog in eine der Nebenstraßen des Strand. In einem Hause, das dem Verfalle nahe war, tappte er sich eine Treppe hinauf, klopfte an eine Thür linker Hand. Nach langem Warten wurde endlich geöffnet; eine herkulische Gestalt leuchtete dem Eintretenden ins Gesicht und fragte erstaunt: „Was führt Sie her, Herr Graf?"

Friedrich folgte dem Manne in das Zimmer, schloß die Thür und ließ sich auf einen Stuhl nieder, während der Andere unterwürfig vor ihm stehen blieb.

„Erinnerst du dich des Abends, wo wir Bekanntschaft machten?"

„Wie sollte ich nicht, ich war in Ihrer Gewalt, und wenn sie gewollt hätten, wäre ich längst von den Raben verspeist."

„Du kannst dich jetzt dankbar beweisen, und was dir mehr werth sein wird, viel Geld verdienen", sagte der Graf.

Des Mannes Augen glänzten von unheimlichem Feuer, sie zeigten deutlich, daß er zu Allem bereit sei. Horn schien nichts Anderes zu erwarten, denn er fuhr, ohne daß jener geantwortet, fort:

„Ich habe einen Feind, der verschwinden muß; willst du ihn unsichtbar machen?"

„Stumm?" war das einzige Wort, das der Mann aussprach.

„Wenn es nicht anders möglich ist, mag es drum sein, aber lieber wäre es mir, wenn er für das Schiff Sr. Majestät gepreßt werden könnte, das in den nächsten Tagen nach Indien abgeht."

„Das ist mein Geschäft!"

„Vorsicht ist besonders nöthig; wenn es dir möglich ist, seine Brieftasche zu bekommen, verspreche ich eine Extrabelohnung. Ist dein Streich gelungen, erwarte ich dich morgen bei mir."

Der Graf gab eine genaue Beschreibung des Mannes, der entweder gegen 7 Uhr in Charlesstreet oder Abends im goldenen Löwen in Coventgarden zu treffen wäre.

Der Mann ging an die Arbeit, der Graf fuhr zu Angelica.

IV.

In Angelica's Seele waren indeß mannigfache Bedenken aufgestiegen, um so lebhafter, da es ihr schwer fiel, den treuen Freund Antonio von sich zu weisen. Er war oft und viel in ihrem Hause gewesen und seine Nähe ihr fast zum Bedürfniß geworden, so daß sie seine Entfernung wie einen schweren Verlust empfand.

In dieser Vereinsamung, die der neugewonnene Freund ihr nicht ganz ausfüllen konnte, sehnte sie sich oft nach dem Vater, dessen Arbeiten in Florenz ihrem Ende entgegengingen. Es war ihr wie eine drückende Last, daß sie das süße Geheimniß ihrer Liebe nicht ihrem Vater anvertrauen durfte, der sonst in ihrer Seele jeden Gedanken gekannt hatte. So traf sie ein Brief, der die Bestätigung von der baldigen Ankunft des Vaters brachte; in demselben sprach sich eine so innige Sehnsucht nach der Tochter aus, daß ihre aufgeregte Seele an eine Ahnung glaubte, die er von den großen Veränderungen haben mußte, die ihr bevorstanden. Sie hatte den liebevollen Ausdruck seines reichen Herzens an ihre Lippen gedrückt und

aus ihren Augen war eine Freudenthräne daraufgefallen, als der Graf eintrat.

Er forſchte nach dem Grunde von Angelica's Aufregung und ſie theilte ihm die frohe Ausſicht mit, ihren Vater bald wieder zu ſehen. „Dann wird Alles gut ſein", ſetzte ſie vertrauensvoll hinzu. „Wie wird er ſich freuen über das Glück ſeiner Tochter und doch beklagen, daß die Künſtlerin in den Hintergrund tritt vor der glücklichen Gattin!"

Hätte Angelica unbefangen beobachten können, ſie hätte vielleicht bemerkt, wie wenig der Graf heute geſinnt war, auf die tauſend Tändeleien der Liebe einzugehen, die ihn ſonſt entzückten. Er wurde ſtiller und ernſter, bis auch ſie endlich von ſeinem feierlichen Weſen betroffen wurde und ihn fragte, was ihm fehle.

Er entſchuldigte ſich mit politiſchen Nachrichten aus Schweden, die von großem Einfluſſe auf ſein Schickſal ſein könnten, und es ſchien ihr, als erleichtere ihm die Erzählung dieſer Verhältniſſe die Sorgen ſeines Herzens. Sie glaubte nun das Geheimniß erklärt, das wie eine Scheidewand zwiſchen ihnen gelegen, und auch ihm hatte ſein Bericht einen neuen Weg gezeigt, durch den er manches Wunderbare in ſeinem Leben auch für die Dauer erklären und ſich für die Engländer mit dem neuen Glorienſcheine des politiſchen Flüchtlings zieren konnte. Aber in Verfolg dieſer Gedanken kamen ihm noch andere Erinnerungen, die ihn ſo lebhaft beſchäftigten, daß er kaum hinhörte auf Angelica's Plaudereien, die mit bunten Farben ihre Zukunft ausmalte. Ihm hatte ſich plötzlich eine glänzende Perſpektive eröffnet; die Hälfte der durch eine falſche Correſpondenz behaupteten Güter, die er heute an Richard weggegeben hatte, ſie konnte ſein werden von Rechtswegen; auch ihre Einkünfte reichten hin, um Angelica eine geſicherte Lebensſtellung an ſeiner Seite zu gründen; kein Verrath war mehr zu befürchten, kein weiterer Betrug. Er ging ſo ſchnell in eine ausgelaſſene Heiterkeit über, daß Angelica ihm kaum zu folgen verſtand und faſt froh war, als der Eintritt der Couſine ihr Zuſammenſein unterbrach.

Der Graf entfernte ſich bald darauf; er befahl, zu Hauſe angekommen, einige Käſten mit Schriftſtücken, die in ſeiner Bibliothek ſtanden, in ſein Arbeitszimmer zu bringen; während er den abgeſchickten Diener erwartete, überſah er die Briefe, die auf ſeinem Schreibtiſche lagen; unter dieſen war einer, den er herausnahm und, nachdem er an dem Wappen den Schreiber erkannt hatte, ihn ſchnell erbrach; ſein Vetter, Guſtav Horn, ſchrieb ihm von Stockholm und meldete ihm, als dem vermeintlich noch lebenden Grafen, im voraus ſeine baldige Ankunft in London.

Zu jeder andern Zeit hätte der aus Schweden gekommene Brief den falſchen Grafen mit Schreck und Entſetzen erfüllt. Jetzt löſte er die Siegel von den Kiſten, die er einſt ſelbſt daran gelegt, und überzeugte ſich mit einem Blicke, daß die Schriftſtücke noch unverſehrt waren. Es waren Briefe, die der Graf Horn einſt als Mitglied der Verbindung der „Hüte", als Verſchworener gegen den König Friedrich erhalten hatte; ſeit ſeinem Tode hatte der falſche Graf dieſen gefährlichen Briefwechſel abgebrochen, denn auf ſeine Entdeckung wäre die Einziehung ſeiner Güter zu Gunſten der Krone erfolgt.

Während hier Friedrich einen weitgehenden Plan entwarf, hatte auf der andern Seite das Schickſal — gegen ihn entſchieden.

(Forſetzung folgt.)

* Neujahrsrundſchau in Knittelverſen.

An dem erſten Januar
War es grad' ein volles Jahr,
Daß auf allgemein' Verlangen
Ein neues Jahr hat angefangen.
Werfen wir nun einen Blick
Auf's verfloſſ'ne Jahr zurück,
So that, dieß läßt ſich gar nicht leugnen,
Viel Wicht'ges ſich darin ereignen.
In Frankreich ſitzt Napoleon
Noch feſt auf ſeinem Kaiſerthron;
Er, von allen Potentaten
Der Kaiſer von des Volkes Gnaden,
Stand in dem verfloſſ'nen Jahre
Auf gutem Fuße mit dem Czare;

That nur ein wenig 's Feuer ſchüren,
Doch weiter gar nichts annexiren.
Was hat ihm wohl dazu gefehlt?
Ich glaube, weiter nichts als Geld!
Das wird, ein wenig nur Geduld,
Beſchaffen der Miniſter Fould,
Der findet ſchon die rechte Quelle.
Die Kaiſ'rin gab ihm eine Schelle,
Er hat damit im voraus ſchon
Von zarter Hand den ſchönſten Lohn.
In Rußland iſt gar viel paſſirt,
Was ſeinen Kaiſer höchlich ziert;
Derſelbe hob zum Zeitvertreib
Gar auf die Eigenſchaft vom Leib.
Die Bauern, früher ganz verthiert,
Sind jetzt zu Menſchen avancirt;
Statt Unſchlitt ſpeiſen ſie jetzt Schinken,
Thun dazu ihren Wodga trinken,
Und ihre Weiber fahren Schlitten
Und arrangiren Theeviſiten.
Wir wünſchen ihnen alles Gute —
Jedoch ſo lange noch die Knute
Mit Vorliebe und Sympathie
Gehalten wird dort in Regie —
Iſt, wir ſagen es ganz offen,
Noch nicht beſonders viel zu hoffen.
Sehet doch die edlen Polen,
Wie ſie ihre Freiheit holen!
Prügeln, wohl aus Dankbarkeit
Für bewieſ'ne Gaſtfreiheit,
Alle Deutſchen, die bei ihnen
Ihren Unterhalt verdienen.
Freuet Euch, ihr deutſchen Mädchen,
Bald kommen wieder in unſ're Städtchen
Die liebenswürdigen und braven
Sogenannten polniſchen Grafen.
Habt mit ihnen doch Erbarmen,
Nehmt liebevoll nur auf die Armen!
In dem Lande der Türkei
Gab's einmal ein groß' Geſchrei,
Als der Sultan Abdul Medſchid
Von der Welt nahm ſeinen Abſchied.
Alles jubelte und ſprach:
„Dießmal kommt was Beſſ'res nach;
Statt dem alten kranken Mann
Kommt ein ganz geſunder dran.
Aufgelöst wird das Serail,
Der Civiliſation zum Heil;
Der Großherr, ſtatt zu concubiren,
Läßt ſich mit Einer copuliren,
Wie ſowohl bei Jud' als Chriſt
Dieſes bei uns Sitte iſt!"
Doch was war das End' vom Liede?
Es blieb halt bei der alten Suite.
Ich will mich nicht darüber kränken
Und es dem Mann auch nicht verdenken.
„Victor, wetze deinen Sabel,
Wir ziehen jetzo nach Neapel",
Sprach einmal der Garibaldi
Zum grand roi d'Italie.
Garibaldi hatte nicht gelogen,
Iſt gen Neapel hingezogen,
Hat geebnet dort die Bahn
Seinem König-Ehrenmann.
Der hat die Sache wohl begriffen,
That ſpäter gen Neapel ſchiffen,
Als die Hauptſach' war vorbei —
Doch das iſt gänzlich einerlei.
Mit den öffentlichen Kaſſen
That der Biedermann nicht ſpaſſen,
Hat gehörig ſie geſchröpft —
Wer's Maul aufthat, der ward geköpft.
Wer jetzt ſich im geringſten rührt,
Wird augenblicklich füſilirt;
Dieſes Mittel iſt probat
Und ſtiftet Frieden in dem Staat.
Ich wenigſtens, als Optimiſt,
Kenne keinen einz'gen Chriſt,
Der, als todtgeſchoſſ'ner Mann,
Das Maul noch vorlaut aufgethan.
In Oeſtreich gab es die enormen
Hochpolitiſchen Reformen,
Erreichet iſt das edle Ziel —
Jeder glaubt nun, was er will.
Doch betracht' ich das Gebahren
Dieſer biedern Magyaren,
Ihren argen Uebermuth —
Denk' ich: „Das thut nicht mehr gut!"
Gut iſt zwar der Ungarwein,
Doch möcht' ich dort kein Jude ſein,
Bin von Prügeln gar kein Freund,
Wenn ſie noch ſo gut gemeint.
Muſe, thu den Weg mir weiſen
Nach dem Königreiche Preußen,
Wo die deutſche Flotte ſteht
Und manche flotte Deutſche geht;
Wo Jeder in ſich ſelbſt verliebt
Und es jebrat'ne Jänſe jibt.
Jeder lebt dort frank und frei,
Ungenirt von Polizei,
Wie ſich in der großen Stadt
Berlin ganz klar erwieſen hat.

In dem Lande des Columbes
Gibt es jetzt gehörig Pumpes,
Seit der Süden mit dem Norden
Gar ist handgemein geworden.
Doch was geh'n mich Dinge an
Ueber'm großen Ocean?
Lieber wend' ich meinen Blick
Auf mein Vaterland zurück.
In dem schönen Bayerland,
Wo der Liebe festes Band
Fürst und Völker hält umschlungen,
Ist ein großes Werk gelungen.
Ohne Streit und ohne Hetze
Kamen treffliche Gesetze,
Die mit väterlichem Sinn
Der König seinem Volk verlieh'n.
In einem Blatte in der Pfalz
Stand neulich zwar zu lesen, als:
„Es woll' in Bayern nicht recht gehen,
Man blieb' auf halbem Wege stehen."
Der Mann wollt' uns wahrscheinlich foppen,
Dacht' vielleicht grad' an halbe Schoppen;
In diesem Sinne stimm ich bei,
Daß ein ganzer besser sei.
Eher möchte ich bedauern,
Daß unter unsern pfälz'schen Bauern,
Unter Bürgern, unter Herren
Man jetzt thut herum sich zerren;
Denn es wüthet weit und breit
Der leidige Gesangbuchsstreit.
Da gibt es ein gewisses Blatt,
Das kriegt am Streite gar nicht satt;
Wenn 'mal ein wenig Ruhe ist,
Dann bringt es gleich den alten Mist *).

— — — — — — —

Wie Schad', daß Jobs, der bied're Christ,
So lange schon gestorben ist!
Das war ein braver Candidat,
Zur Zierd' gereichend jedem Staat,
Und wär' nach Thaten, Schrift und Worten
Ein rechter Geistlicher geworden.
Ein gewaltiges Geschrei
Verursacht jetzt die Turnerei;
Da bin ich bei einem großen Fest
Im Sommer 'mal in Neustadt gewest,
Da war die Stadt gar schön geziert
Und mit Fahnen decorirt.
Nur eines war mir nicht recht klar,
An jedem Hause nämlich war
In ungeheuer großen Typen
Der Name: „Gutheil" angeschrieben.
Das ist einmal ein selt'ner Fall
In dem weiten Welten-All,
Daß eine ganze große Stadt
Eine einzige Familie hat.
In der Kreishauptstadt zu Speyer
Gab's auch eine schöne Feier.
Zu der Pfälzer großen Freude
Kamen viel gelehrte Leute
Und forschten auf den pfälz'schen Fluren
Nach Pflanzen, Steinen und Naturen.
Berühmte Männer, große Geister,
Aller Wissenschaften Meister,
Vertreter aller Facultäten
Hielten wunderschöne Reden —
Bewiesen klar und sehr gelehrt,
Wie die ganze Welt verkehrt —
Wie auf der ganzen weiten Erden
Alles müßte anders werden.
Mancher hielt auch eine Rede,
Die jetzt schlummert sanft im Lethe —
Noch vieles And're ist passirt,
Was mich nicht weiter int'ressirt. —
Noch Manches ich erzählen könnte,
Doch ich neige mich zum Ende.
Ein Jahr dahin — bei voller Flasche
Bring' ich: „**Ein Gutheil seiner Asche!**"
Doch das wichtigste von allen
Wäre mir beinah' entfallen:
In Kaiserslautern ist jetzt ein
„Agent vom Nationalverein!"

Ein Westricher.

*) Hier folgen einige Knittelhiebe gegen die Redaction des „Kuriers", welche wir wegtassen. Die Red. d. Palatina.

Charade.

(Viersylbig.)

Wer meine drei Ersten noch nicht kennt,
Braucht nicht, was ihm mein Viertes nennt,
Und der das Vierte nützen will,
Der sitze erst beim Ganzen still.

Auflösung der Homonyme in № 10:
Kannegießer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Samstag 8. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Toen.

(Fortsetzung.)

Richard, der gefürchtete Gehilfe seines Betrugs, war nicht bei Lucrezia gewesen. Er war noch zweifelhaft, wenn er den Auftrag geben sollte, sie nach Italien zu begleiten. Und in Wahrheit fand er nicht den Muth, dieser Frau, die er ebenso fürchtete, wie sie ihn verachtete, den Auftrag ihres Gatten auszurichten. Er hatte daher vorgezogen, noch einen Tag die Sache hingehen zu lassen und bei einigen Gläsern Brandy im goldenen Löwen einen andern Plan zu ersinnen. Taumelnd stand er endlich auf und bezahlte dem Wirthe seine Zeche; kurz nach ihm verließ auch der Maler seinen Sitz und folgte ihm. Er fand ihn auf der Straße im Kampfe mit einem Andern, der ihm eine Pechmaske über das Gesicht geworfen und sich schon seiner Brieftasche bemächtigt hatte, bei Antonio's Herannahen ergriff der Angreifer die Flucht.

„Das ist kein Anderer gewesen als der Graf", rief Richard, als er durch Hilfe des Malers von der Maske befreit war.

„Ihr mögt Recht haben, Freund", sagte Antonio. „Das geschah auf Anstiften des Grafen Horn. Aber kommt mit hinein in die Taverne, auf solchen Schreck gehört ein Trunk."

Richard, den der Angriff vollständig entnüchtert hatte, folgte seinem Retter. Rache und einige Flaschen Sherry reichten hin, ihm die Zunge mehr zu lösen, als ihm vielleicht später lieb war. Die beiden Männer unterhielten sich lange, dann versprachen sie sich auf morgen ein Wiedersehen.

„Ich werde sie retten!" jauchzte Antonio.

Am nächsten Morgen erhielt der Graf die Brieftasche Richards, zu gleicher Zeit die Meldung, daß der Angriff mißlungen sei.

V.

Es schien, als ob das Schicksal Angelica's frei bleiben sollte von der letzten bittern Erfahrung, die als Consequenz einer Reihe von Zufälligkeiten ihr bevorstand. — Aber die Siegesgewißheit ihres schützenden Freundes und seiner Verbündeten, die bösen Anzeichen, die plötzlich an den Grafen herantraten und ihn gewaltsam aus seiner Ruhe aufschüttelten, vollendeten ihr Geschick.

Kaum war die Brieftasche in des Grafen Hand, als ihm auch ein Brief Richards überbracht wurde, des Inhalts:

„Dein freundliches Vorhaben von gestern Abend ist vereitelt durch einen Freund, der mir in der letzten Stunde zur Seite trat, zugleich um deine Pläne auf Angelica Kauffmann zu vereiteln. Wir rathen dir, London zu verlassen. Deine Rolle ist ausgespielt."

Der Graf erschrack heftig. Woher wußte Richard den Namen Angelica's, wer war der neue Freund und wozu diente der Rath?

Der Graf entschied sich rasch; einen Dolch in der Rocktasche, ging er zu Richard; er traf ihn allein.

„Du hast mir einen unverschämten Brief geschrieben", sagte er, indem er sich zwang, möglichst unbefangen zu thun. „Er kam mir nicht unerwartet und hat mich um so weniger erschreckt, da wir doch beide verrathen sind." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, warf er den Brief des Grafen Gustav Horn dem Genossen zu, den dieser eifrig las.

„Was geht das mich an?" fragte Richard.

„Ich habe für den Fall schon längst meine Vorsichtsmaßregeln getroffen", fügte der Graf hinzu. „Wenn ich untergehe, sollst du wenigstens mit vernichtet werden;

das Promemoria an die schwedische Gesandtschaft ist fertig und die Briefe, in denen ein gewisser Axel Jessen als Kurier an die Verbindung der „Hüte“ erwähnt wird, sollen es begleiten. Zuletzt ist es gleichviel, ob man als Fälscher von Urkunden, oder als Hochverräther aufgeknüpft wird.“

Eine lange Stille trat ein.

„Du hast deine Träume von Ehrgeiz schnell vergessen“, sagte endlich der Graf.

„Der Anfall von gestern Abend hat sie mich vergessen lassen“, lautete die Antwort.

„So kommen wir nicht zum Ziel“, erwiderte darauf Friedrich. „Sage mir, wer war der Fremde, mit dem du dich gegen mich verschworen hast?“ — Als Richard schwieg, setzte er hinzu: „Es gibt noch Mittel und Wege, um den Grafen Gustav auf seiner Reise aufzuhalten, und ich bin auch jetzt noch nicht abgeneigt, unsern gestrigen Vertrag zu erfüllen, wenn du ehrlich gegen mich bist.“

„Es ist zu spät“, entgegnete Richard. „Der Mann, der sich mit mir verbunden hat, ist dein Todfeind, Antonio Zucchi.“

Der falsche Graf wurde todtenbleich, seine Kniee zitterten, sein Gesicht nahm den Ausdruck einer wilden Verzweiflung an: „Dann freilich ist alles verloren, alles, du, sie und ich“, rief er und brach in ein lautes Schluchzen aus.

Dieses weibische Zusammenbrechen in dem Augenblicke der Gefahr, das auf jeden andern Mann einen Eindruck tiefster Verachtung hätte machen müssen, wirkte ganz anders auf den Genossen des Grafen. Sei es, daß er zum ersten Male einen Mann weinen sah, sei es, daß auch er in dem Momente fühlte, was er zu verlieren im Begriff stand, er legte seine Hand auf die Schulter des Grafen und sagte: „Vielleicht ist noch Hilfe möglich!“

„Rette mich, hilf mir Angelica erringen, und —“

„Wohl, der Maler weiß bis jetzt nur, daß ich ihn zu einer Frau führen kann, die mit einem Worte deine ganze Existenz untergräbt; ich habe ihm versprochen, ihn heute Abend dahin zu begleiten.“

„Weiß er ihren Namen?“ forschte Friedrich.

„Er kennt ihren Namen und ihre Wohnung, aber er hat versprochen, sie nicht ohne mich zu besuchen.“

Ein Hoffnungsschimmer flog über das Gesicht des Grafen. „Versprich mir, den Besuch aufzuschieben bis morgen.“

„Und morgen finden wir das Nest ausgeflogen“, sprach Richard vor sich hin. „Es sei.“

„Heute Abend in meiner Wohnung sprechen wir weiter“, sagte der Graf noch und verließ ihn.

Heimgekehrt, schrieb er an Angelica: „Es war wie eine Mahnung des Schicksals, daß ich gestern mit dir von den Gefahren sprechen mußte, die mir wegen meiner politischen Verbindungen drohen. Ich habe die Gewißheit, daß ich verrathen bin, was mich am meisten schmerzt, durch einen Mann, den ich in deinem Hause habe kennen lernen, durch Antonio Zucchi. Ich kenne seine Pläne nicht, aber es scheint, als ob er erkauft wäre, Geheimnisse zu erlauschen. Wenn du mich lieb hast, weise ihn ab und zeige ihm, daß du für den Mann, der mich verrathen will, kein anderes Gefühl als Verachtung hast. In treuester Liebe dein Friedrich.“

In einem zweiten Brief benachrichtigte er seine Frau, daß er, aus Ursachen, die er ihr bald erklären würde, sich verborgen halten müßte, daß er einen sichern Schiffer gedungen hätte, der ihn nach Frankreich hinüberführen würde; und daß er sie bäte, mit dem nächsten Schiffe nach Boulogne zu gehen, da der Haß seiner Feinde sich bis auf seine Gattin zu erstrecken schiene.

In Folge dieser Briefe wurde Antonio Zucchi zweimal bei Angelica abgewiesen. Auch fand er die Frau, die ihm über den Grafen Aufschluß geben sollte, abgereist, als er sie allein aufsuchte, da Richard für heute die Begleitung verweigert hatte.

Der Graf sah wohl ein, daß jeder Moment kostbar war, und daß er keine Zeit zu versäumen hätte, wenn er Angelica nicht verlieren wollte. Kaum waren jene Briefe geschrieben, als er auch schon seinen Wagen bestellte und nach dem Strand fuhr, wo er an einem abseits gelegenen stillen Hause hielt. Eine alte Haushälterin öffnete, man hörte, wie der Graf nach dem Pater Luici

Digitized by Google

fragte. Mit gebeugtem Kopfe war er hineingetreten, ein Lächeln des Triumphes lag auf seinem Gesichte, als er wieder den Wagen bestieg.

Angelica schwebte den ganzen Tag über in der größten Angst für den Geliebten; auch darauf war gerechnet. Die letzte Rolle mußte gespielt werden und auch diese gelang.

Bleich und verzweifelnd kam er den Abend zu Angelica, er preßte sie heftig in die Arme und hielt sie, als ob er sie nie wieder lassen wollte.

„Alles ist verloren, Angelica; ich komme, um Abschied von dir zu nehmen. Es war ein kurzer Traum voll Seligkeit, zu schön, als daß nicht ein bitteres Erwachen darauf folgen sollte."

Angelica's Augen füllten sich mit Thränen.

„Was ist geschehen?" drang sie in den Grafen.

„Ich bin verrathen, wie ich dir schrieb. Der schwedische Gesandte wird noch heute die Erlaubniß erhalten, mich verhaften zu lassen, meine Auslieferung ist gewiß."

„O fliehe, theurer Freund", bat Angelica.

„Es ist zu spät; überall lauern Spione; es gibt nur ein Mittel mich zu retten, und das ist in deiner Hand —"

„Befiehl über mich, was soll ich thun?"

„Wenn du dich entschließen kannst, mein zu werden, noch heute, jetzt in dieser Stunde, bin ich gerettet. Dem Gatten der geliebten Angelica Kauffmann, der Freundin der Königin, wird niemand etwas anhaben können."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

(Schluß.)

Darmstadt, 6. Febr. Die Verhandlung in der Jacoby'schen Sache am 1. Febr. begann mit einem ausführlichen Vortrag des Sachverständigen Medicinalraths Dr. Simeons von Mainz. Derselbe erklärte, daß eine acute Arsenikvergiftung vorliege, weil nicht nur sofort nach Empfang des Pulvers sich die Symptome der Vergiftung gezeigt hätten, sondern auch der mumienhaft trockene Zustand der Leiche darauf hinweise. Die Arsenikvergiftung sei die einzige Todesursache und ebenso unzweifelhaft sei es, daß das Gift bei Lebzeiten in den Körper gekommen. Auch lasse die Verbreitung des Arseniks im Körper vermuthen, daß schon früher eine Arsenikeingebung stattgefunden habe; doch dafür fehle der positive Beweis.

Bei dem folgenden Zeugenverhör drehte es sich zunächst wieder um das Verhältniß Jacoby's zur Maria Huber, insbesondere um die Wahrnehmungen von dritten Personen darüber und um dasjenige, was dritten Personen als Aeußerungen Jacoby's über seine Heirathspläne durch die Maria Huber mitgetheilt worden war. Zeugin Wagner, welche in dieser Beziehung von ihren früheren Angaben abwich, fiel, vom Staatsanwalt mit einer Meineidsklage bedroht, in Ohnmacht. Später wieder vorgerufen, wiederholte sie ihre früheren Angaben.

Kreisassessor Küchler, der frühere Dienstherr der Huber, welcher sie, in Folge ihres ihm bekannt gewordenen Verhältnisses mit Jacoby, im Frühjahr 1859 entlassen hatte, sagte im Uebrigen günstig über sie aus, ebenso andere Dienstherrschaften. Ihre vorliegenden sämmtlichen Dienstzeugnisse lauten gut. Gelegentlich dieser Vernehmungen verschiedene Mal wieder vorgerufen, blieb Marie Huber ihrem früheren System, Zugestehen mit Ableugnen untermischt, treu; wo es sich um Mittheilungen, die Jacoby ihr gemacht und sie weiter erzählt hatte, handelte, nahm sie lieber die Selbstanklage der Lüge auf sich; überhaupt schonte sie Jacoby möglichst.

Eine Reihe Zeugen wurde über die ehelichen Verhältnisse Jacoby's zu seiner Frau vernommen. Während einzelne Entlastungszeugen dieselben als friedlich schilderten, sprachen andere von vielfacher Uneinigkeit, selbst von körperlicher Mißhandlung der verstorbenen Ehefrau durch Jacoby. Auch mit seiner ersten Ehefrau soll derselbe, nach Aussage seines Schwagers, des Hofchirurgen Jochheim, sehr uneinig gelebt haben. Es gab dieß Veranlassung, den Arzt, welcher eine Operation an derselben vorgenommen, herbeizuladen, jedoch ohne wesentliches Ergebniß. Nach einem späteren Antrage sowohl

Digitized by Google

der Staatsbehörde als der Vertheidigung wurde nachträglich auch die Ausgrabung der Leiche jener ersten Frau Jacoby's angeordnet.

Aufsehen machte die Vernehmung des Theaterregisseurs Pirscher, welcher den Inhalt des Schauspiels Adrienne Lecouvreur und der Oper Lukrezia Borgia mittheilen sollte. Jenes hatte nämlich Jacoby's zweite Ehefrau, als sie einer Vorstellung desselben beigewohnt, als ganz übereinstimmend mit ihren Verhältnissen erklärt und war in Folge der Gemüthsbewegung krank geworden. Bei einer Vorstellung der genannten Oper, in welcher eine Vergiftungsscene vorkommt, soll Marie Huber, nach ihrer Verlobung mit Jacoby, unwohl geworden sein und das Theater weinend verlassen haben. Dieselbe stellte dieß erst ganz, dann halb, dann wieder ganz in Abrede, indem sie dazwischen äußerte, daß Weinen ja erlaubt sei.

Eine peinliche Scene gab es zwischen einer Halbschwester des Angeklagten und der Ehefrau seines Stiefsohnes. Nach Angabe der letzteren sollte jene nämlich höchst ungünstige Aeußerungen über ihren Bruder gemacht haben, was dieselbe jedoch entschieden in Abrede stellte. Nur im Allgemeinen wollte sie sich ungünstig über ihres Bruders rasche Wiederverheirathung ausgesprochen haben. Beide Frauen bezüchtigten sich der Unwahrheit.

Von den späteren Vernehmungen war besonders jene der Zeugin Gansert, die zur kritischen Zeit Dienstmagd im Jacoby'schen Hause war, von Wichtigkeit und ihre Aussage für den Angeklagten vernichtend. Die Zeugin war anwesend, als Frau Jacoby das verhängnißvolle Pulver nahm, nach dessen Genuß sofort Verschlimmerung und Tags darauf der Tod eintrat. Trotz des energischen Widerspruches des Angeklagten versicherte sie mit aller Bestimmtheit, daß letzterer seiner Frau das Pulver eingegeben habe und daß dasselbe weißer war, als das ordinirte, wie es ihr später vorgezeigt wurde.

In der Sitzung vom 6. Februar führten die Staatsbehörde und der Vertheidiger in längeren Vorträgen die Anklage wie die Vertheidigung mit allen Mitteln des Scharfsinns durch; doch die Schuld des Angeklagten lag zu klar am Tag und nach einstündiger Berathung sprachen die Geschworenen einstimmig ihr „Schuldig" aus, worauf Jacoby zum Tode verurtheilt wurde.

---

* Nachruf

an

Dr. Nardini.

In deiner Sterbestunde,
Da sah dein Auge klar,
Da brachten Engel vom Himmel
Die Siegespalme dir dar;

Sie empfingen die scheidende Seele
Mit einem jubelnden Chor
Und trugen sie, ledig der Bande,
Frohlockend zum Himmel empor.

Er wird es reich dir vergelten,
Was du auf Erden gethan
An deinen leidenden Brüdern,
Auf dornenvoller Bahn.

Du warst im lautersten Sinne
Den Armen ein starker Hort!
Dein Angedenken lebet
Im stillen Segen fort.

Wie auch die Kleinen trostlos
An deinem Grabe steh'n,
Mit thränenschweren Augen
Hinauf an den Himmel seh'n —:

Er, dessen unendliche Liebe
Die jungen Raben erhält,
Ohne dessen heiligen Willen
Kein Haar vom Haupte fällt,

Wird liebreich sein Ohr dem Flehen
Der armen Kleinen leih'n,
Wird ihnen Quelle des Trostes,
Ein gütiger Vater sein.

Du aber, ächter Priester,
Du untergegangener Stern,
Du, Vater aller Armen,
Schlaf' süßen Schlaf im Herrn!

Speyer, den 30. Januar 1862. e.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Eeik.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Dienstag, 11. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Horn.

(Fortsetzung.)

Angelica schauerte; sie preßte die Hand auf ihr Herz und hauchte leise vor sich hin: „Mein Vater!"

„Verzeih'!" rief der Graf, „verzeih', daß ich dir den Weg zeigte; ich bitte, ich beschwöre dich, vergiß, was ich thöricht gesprochen habe. Mein Schicksal erfüllt sich, ich sollte noch einmal den Himmel sehen und dann auf das Blutgerüst steigen."

Angelica zitterte krampfhaft, heiße Thränen fielen aus ihren Augen, dann warf sie sich nieder vor ihrem Cruzifix und betete. Der Graf beobachtete gespannt jede ihrer Bewegungen.

Endlich stand sie auf; mit dem Gesichte einer Verklärten schaute sie den Grafen an.

„Wie kann ich dein werden?" fragte sie.

„Laß ab von mir!" bat der Graf.

„Ich will dein sein", sagte sie fest; schaffe einen Priester meiner Kirche."

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Graf, der die zitternde und weinende Angelica in seinen Armen hielt, dem Strand zu nach jenem Hause, in welchem er heute den Vater aufgesucht hatte. Er stieg allein aus und kam kurze Zeit darauf mit einem Priester im Ornat zurück; der Wagen fuhr noch einige Schritte, dann mußte auch Angelica aussteigen. Einige Stufen hinunter und sie befanden sich unter Leichensteinen, auf einem Kirchhofe, in dessen Mitte eine kleine Kirche stand. Der Priester öffnete selbst die Thür, es war fast vollständig dunkel, nur die ewige Lampe verbreitete ein ungewisses Licht. Der Sakristan kam, die Lichter des Hochaltars anzuzünden, nachdem er vorher die Fenster dicht verhangen hatte; er und des Priesters Haushälterin waren die einzigen Zeugen.

Das Ja war gesprochen, die Kirche hatte ihren Segen über das junge Paar ausgesprochen und die Hoffnung gewonnen, einen Proselyten unter den schwedischen Großen gemacht zu haben.

Das war die Hochzeit der liebenswürdigen, schönen und bewunderten Künstlerin Angelica Kauffmann.

In Angelica's Wohnung war große Aufregung, als sie zurückkehrte; der Vater war angekommen.

„Morgen werde ich ihm alles sagen", betheuerte der Graf, indem er einen letzten liebevollen Kuß auf ihre brennenden Lippen drückte.

Aufgeregt, wie noch nie, kam er in seine Wohnung zurück. Ein Diener reichte ihm eine Karte: Graf Gustav Horn.

„Der Herr wird morgen früh wiederkommen", setzte er hinzu.

„Ich bin in den nächsten Tagen nicht für ihn zu sprechen; man soll sagen, ich sei nach Frankreich gereist", befahl der Graf.

Lange saß er noch vor seinem Kamine, dessen Gluth er fort und fort in Gedanken schürte.

VI.

Die Nachricht von Angelica's Verheirathung machte ein ungewöhnliches Aufsehen in London. Eine kurze Anzeige im „Spectator" reichte hin, die verschiedenartigsten Persönlichkeiten dafür zu interessiren; man forschte nach der Ursache der Eile, des Geheimnißvollen, mit dem die Verbindung geschlossen war. Zeigte sich auf der einen Seite eine allgemeine Liebe und Verehrung für Angelica, welche die englische Aristokratie als ihren Schützling anzusehen schien — so erwachten auf der andern Seite Stimmen des Mißtrauens gegen den Grafen, der,

wie man glaubte, das ihm von der Künstlerin bewiesene Vertrauen gemißbraucht hatte.

Friedrich sah das Interesse zunächst mit Freuden, als aber die nie mit der Thatsache zufriedene Gesellschaft ihre Commentare und Zusätze machte, die, vielleicht auch wieder entstellt, bis zu seinen Ohren drangen, wurde er aufmerksamer und sah, daß er auf seiner Hut sein müßte. Er war jetzt auf einmal nicht mehr der fremde, vornehme und reiche Mann, er war der Gemahl der Künstlerin, die von den vornehmsten Mitgliedern der englischen Aristokratie aufgenommen und geliebt war, und diese glaubte ein Recht zu haben, Aufklärungen zu verlangen. Dazu war Graf Gustav Horn in London erschienen und hatte durch den französischen Gesandten Näheres über diese Verbindung gehört, die ihm um so wichtiger sein mußte, da Kinder aus einer unstandesmäßigen Ehe, wie die mit Angelica war, nie in den Besitz der Lehnsgüter kommen konnten, die vielmehr ihm als nächstem Agnaten zufallen mußten. Für ihn war seine Abweisung in der Wohnung seines vermeintlichen Vetters ebenso erklärt wie dessen Wunsch, ihn von London fern zu halten; um so eifriger war er bemüht, in seine Nähe zu kommen

Während er und Angelica's Freunde jeden Schritt des falschen Grafen beobachteten, ging der Vater, dem durch Antonio Mißtrauen eingeflößt war, zu seinem Schwiegersohne und verlangte offene Auskunft über seine Verhältnisse, über die Zukunft, die er der Tochter bieten könnte, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er die Herzensgüte seiner Tochter zu einem Schritte gemißbraucht hätte, der sie wenigstens den Mißdeutungen der Welt aussetzen und ihrem Rufe schädlich sein müßte. Die offene Sprache des alten Künstlers schüchterte den Grafen ein: er suchte sich durch dieselben Märchen zu entschuldigen, die er der Tochter erzählt. Aber was Angelica bewog, ihm zum Altare zu folgen, sein Unglück und seine verzweifelte Lage, gerade das wurde ihm dem Vater gegenüber zur Anklage, der es einen Frevel an der Ruhe seiner Tochter nannte, sie mit in das ihn bedrohende Verhängniß zu ziehen.

„Meine Tochter hat wie ein junges unerfahrenes Mädchen gehandelt", schloß er seine Rede, „Sie wie ein Verführer. Sie werden sie nicht eher wiedersehen, ehe Ihre Verhältnisse nicht durchaus geordnet und ehe Sie nicht im Stande sind, Ihre Angelegenheiten vor drei ehrenwerthen Männern klar und ohne Ausschmückung darzulegen."

Der Graf schien außer sich. „Sie ist der gute Stern meines Lebens!" rief er leidenschaftlich. „Entzieht mich nicht seinem Einflusse oder ich gehe unter. Bedenken Sie, daß der Ruf Angelica's mit dem meinigen verbunden ist, wie ihr Schicksal mit meiner Zukunft" Der Alte blieb unerbittlich, der Graf drohte.

„Ich bin alt und nur noch geschickt, den Pinsel zu führen", sagte Kauffmann; „aber die Männer, die ich zum Schutze meiner Tochter aufgerufen habe, werden das Ihrige thun gegen einen Mann, der so ehrlos gehandelt hat wie Sie!"

Der Graf sprang auf, er war bleich, aber schnell beruhigte er sich, indem er sagte: „Sie sind ihr Vater —!"

„Aber die Männer, die ich um ihre Jugendkraft beneide, die drei Freunde Angelica's, meine Freunde —"

„Wer sind die Herren?" unterbrach ihn Friedrich.

„Der Herzog von Leeds und der Lord Exeter und dann, wenn der Graf es erlaubt, ein Mann, der den Pinsel zu führen versteht, aber auch den Degen, Antonio Zucchi."

„Ich werde mit diesen Herren in Unterhandlung treten", sagte der Graf stolz.

„Und sie werden Ihnen zu jeder Zeit bereit sein, sobald sie wissen, wer Sie denn eigentlich sind und in welchem Verhältniß Sie zur Frau des Detlef Svensen stehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstmorde in Bayern.

In der „D. Z. f. St. A." veröffentlicht Dr. Mayer von Ansbach eine statistische Untersuchung über den Selbstmord in den

acht Regierungsbezirken Bayerns während einer dreizehnjährigen Periode, von 1844 bis 1856, der wir folgende interessante Resultate entnehmen:

Die Häufigkeit des Selbstmordes steht nahezu im Verhältniß zu dem jeweiligen Stande der Getreidepreise: je theurer das Getreide, desto größer ist die Verhältnißzahl der Selbstmorde. Die in allen Ländern sich zeigende Zunahme des Selbstmordes, die unverhältnißmäßig größer ist, als die Zunahme der Bevölkerung, würde demnach als natürliche und nothwendige Folge der in den letzten Jahren stattgefundenen erheblichen Preissteigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse erscheinen. Politische Aufregung, Agitationen, Revolution mindern die Zahl der Selbstmorde, welche sich wiederum vermehren in der Zeit politischer Abspannung und Erschlaffung.

Immer nimmt die Verhältnißzahl des Selbstmordes mit der gesteigerten Dichtigkeit der Bevölkerung zu; einestheils deßhalb ist er in den Städten häufiger als auf dem Lande, anderntheils auch, weil die mittlere Altersklasse der Lebenden, welche das größte Contingent liefert, so wie der gewerbliche und industrielle Stand, welcher den Störungen der Erwerbsverhältnisse mehr ausgesetzt ist, in den Städten eine größere Zahl der Bewohner bildet, als auf dem Lande. Der Verfasser spricht die jedenfalls sehr vorsichtig aufzunehmende Vermuthung aus, daß in Landestheilen geringer geistiger Cultur die Zahl der Selbstmorde um so höher ist, je geringer die Zahl der Tödtungen und Unglücksfälle, und umgekehrt.

Beim männlichen Geschlecht finden Selbstmorde etwa um das Vierfache häufiger statt als beim weiblichen. Die Erklärung möchte weniger in der größeren Energie des männlichen Geschlechtes zu suchen sein, als in den Einflüssen wechselnder und ungünstiger Erwerbsverhältnisse; es geht dieß unter Anderm auch daraus hervor, daß auf dem Lande viel weniger Selbstmorde beim weiblichen Geschlechte vorkommen, als in der Stadt, während man doch der weiblichen Bewohnerschaft des Landes im Allgemeinen eine größere Kraft und Energie zuschreiben muß. Die Ansicht, daß die Mehrzahl der Selbstmorde eine Folge von Geisteskrankheit sei, wird von den Ergebnissen der Statistik nicht bestätigt, da ein erheblicher Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht bei Geisteskrankheiten, wohl aber bei Verbrechen, und zwar in ähnlichen Verhältnissen wie beim Selbstmord, stattfindet.

Was das Alter betrifft, so fällt die höchste Zahl auf das Alter von 40 bis 50 Jahren; das Alter unter 40 und über 60 überwiegt nur beim weiblichen Geschlechte.

Nach der Confession fand Mayer, auf gleiche Bevölkerungszahlen berechnet, bei den Protestanten den Selbstmord fast drei Mal häufiger als bei den Katholiken, und bei diesen wiederum etwa drei Mal häufiger als bei den Juden. Vergleicht man jedoch hier die für den Selbstmord gewonnenen Zahlen mit denen der Verbrechen, so ergibt sich, daß die frühere Annahme, den Selbstmord mit den Verbrechen gleichartig zu betrachten, eine unrichtige ist, denn umgekehrt werden Verbrechen am häufigsten von Katholiken ausgeführt, etwa um $^1/_4$ seltener sind sie bei den Protestanten, und noch seltener, nämlich um $^3/_4$, bei den Juden.

In Bezug auf den Stand stellen sich große Unterschiede heraus. Fast um das Vierfache geringer ist der freiwillige Tod bei der landwirthschaftlichen Bevölkerung, als bei der gewerblichen und industriellen, welche besonders in Noth- und Theuerungsjahren große Zahlen liefert.

Bei Verheiratheten ist der Selbstmord etwas häufiger, als bei denen ledigen Standes, während bei Verbrechen und bei den an Krankheit Gestorbenen die Unverheiratheten in der großen Mehrzahl sind.

Rücksichtlich der Gesundheit ergibt sich, daß etwa die Hälfte sämmtlicher Selbstmörder körperlich und geistig gesund ist; $^2/_5$ leiden an Geisteskrankheit und etwa $^1/_4$ hat körperliches Leiden.

Die Familien- und Vermögensverhältnisse sind bei der bei Weitem größten Zahl ungünstig oder zweifelhaft. Beim männlichen Geschlechte geben zerrüttetes Vermögen und unordentliches Leben die häufigste Veranlassung, beim weiblichen Geschlechte körperliche und geistige Leiden.

In Bezug auf die Art der Selbstent-

leibung überwiegt das Erhängen, welches die Hälfte aller Selbstmörder wählt, während dem Ertränken etwa ⅓ zufällt; in warmen Jahren wird der Tod häufiger im Wasser gesucht, als in kalten. Das weibliche Geschlecht wählt vorzugsweise das Ertränken, das männliche Geschlecht das Erhängen und Erschießen.

Rücksichtlich der Jahreszeit findet sich überraschender Weise, daß in den Monaten Juni, Juli und August, also zur wärmern Jahreszeit, die größte Zahl der Selbstentleibungen vorliegt, während die geringste im November, December und Januar vorkommt.

* Der Kirchhof,
von meinem Studierzimmer aus gesehen.

Wie einsam und wie stille
Liegt dort der Todtenhain!
Wie manche theure Hülle
Schließt seine Grenze ein!

Da wird die letzte Ehre
Dem flücht'gen Staub geweiht,
Da stürzen die Altäre
Gepries'ner Herrlichkeit;

Da läßt, des Wanderns müde,
Der Pilger seinen Stab,
Da grüßt ihn jener Friede,
Den ihm die Welt nicht gab;

Da schläft, was jung und blühend
Schon herbes Leid ertrug;
Da schläft, weß Herz einst glühend
Für Menschenwohlfahrt schlug;

Da ruh'n, in Gott verbunden,
Der Alles weislich lenkt,
Zwei Herzen, erst vor Kurzem
In eine Gruft gesenkt;

Die treu und fest im Leben
So Leid wie Freud' vereint,
Hat wunderbar der Himmel
Nun auch im Tod vereint.

Was willst du zaghaft beben
Am Grab' der Lieben dort?
Es führt zum bessern Leben
Sie dieser Friedensport, —

In's Land, wo keine Thräne
Dem Auge mehr entquillt,
Wo sich in ew'ger Schöne
Ein milder Lenz enthüllt;

Wo keine eitle Größe,
Kein Erdenschimmer gleißt,
Wo nur der Seelen Reine
Stets groß und heilig heißt.

Er führt sie nach der Stätte,
Wo bang kein Herz mehr ringt,
Wo dauernd sie die Kette
Der reinsten Wonn' umschlingt,

Wo, was uns hier noch trübe
Und unauflösbar scheint,
Ein Gott der Huld und Liebe
In Harmonie vereint.

Waldfischbach. A.

Charade.
(Zweisylbig.)

Es will dir meine erste Sylbe nennen,
Was bösem Zwist und Streit ein Ende macht.
Auch wohnt sie tief in manches Menschen Herzen,
Dem süße Freud' und Wonne immer lacht.

Die zweite nennt vom großen Erdenganzen
Den festen Kern, der uns zum Wohnplatz dient,
Mit Berg und Thälern lieblich ausgeschmücket,
Von bunten Blumen tausendfach umgrünt.

Im Ganzen siehst du einen deutschen Helden,
Der muthig kämpft und blutig untergeht —
Doch schaust du's auch mit Thürmen und mit Zinnen,
Wie es im Böhmerland auf hohem Felsen steht.

Auflösung der Charade in № 11:
A-B-C-Buch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 14. Speyer, Freitag 14. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Toen.

(Fortsetzung.)

Der Alte ging; Friedrich stürzte mit einem lauten Schrei zusammen. Es war kein Zweifel mehr, sie wußten alles, er war verrathen. So war er auf einmal um alle Früchte seiner fortgesetzten Täuschungen und Verbrechen betrogen, und verlor damit auch den letzten Funken von Energie, der schon spärlich genug in dieser Seele geloht. Was blieb ihm denn noch, wenn er nicht mit äußerm Glanz diese Gefühlskoketterie ausputzen konnte, die sein eigentliches Wesen ausmachte? Was er früher für diesen letzten Fall sich erdacht hatte, einen gewaltsamen Tod, davon hielt ihn jetzt nur seine Feigheit ab; denn ein Gefühl der Reue, ein höherer Gedanke hatte nie in diesem Herzen gewohnt, das nur Leidenschaft kannte und eine Gefühlsstimmung, die er frevelhaft Liebe hieß.

Ihm blieb jetzt keine andere Rettung als die Flucht; er glaubte sich ganz verloren und doch war der Verdacht, den der Vater Angelica's und namentlich Antonio mit jenem Namen verband, den er von den Wirthsleuten der nach Boulogne entflohenen Lucrezia in Erfahrung brachte, weit unter dem Verbrechen, das hier vorlag.

Der Graf rief einen vertrauten Diener; er beschloß, noch in dieser Nacht abzureisen; die Angst hatte ihn um jede Ueberlegung gebracht, nur eine Sehnsucht hatte er, Angelica noch einmal zu sehen. In dem Gedanken erwachte wieder seine alte Leidenschaft. Während er die Anordnungen zur Flucht traf und der Diener eifrig beschäftigt war, das Werthvollste einzupacken, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Hotel der Lady Veertoodt. Noch einmal mußte er Angelica wiedersehen, er mußte erfahren, was sie von ihm dachte und vielleicht sie zur Flucht bewegen; in einem andern Lande, mit einer andern Existenz konnte alles vergessen werden. Er wartete bis 10 Uhr, dann schlich er allein nach der Wohnung Angelica's. Es war ihm, als ob Männer am Portale seines Hauses aufgestellt wären, als ob sie ihm folgten, und dann hielt er es wieder für Wirkung seiner aufgeregten Phantasie. Endlich stand er dem Fenster gegenüber, aus dem sie damals ihm nachgeschaut hatte. Damals und jetzt; der Gedanke ergriff ihn, er hüllte sich tiefer in seinen Mantel und lauschte. Alles war still, in ihrem Gemach brannte Licht. Er schwang sich auf die Gartenmauer, von dort war es leicht, den Balkon zu erklimmen; plötzlich durchbrach ein leises Pfeifen die Stille des Abends, dem ein ähnlicher Ton antwortete; dann war Alles wieder still. Er drückte sich an die Pfoste der Balkonthür, um nicht gesehen zu werden, und als er sich überzeugt hatte, daß alles ruhig blieb, klopfte er leise. Ein Schrei des Schreckens war drinnen zu hören, dann sagte er innig: „Ich bin es, Angelica!"

Einen Augenblick schien sie bei sich zu erwägen, was sie thun sollte; endlich wurde das Fenster daneben geöffnet, Angelica hatte seine Stimme erkannt.

„Was suchst du hier?" fragte sie.

„So muß ich den Weg zu dir suchen!" klagte er.

„Verlaß mich, ich bitte dich, dir droht Gefahr!"

„Ich weiß es, Angelica, nur einen Moment will ich mit dir reden! Ich muß fort von hier, alles ist verloren, ich komme, um Abschied von dir zu nehmen."

Angelica antwortete nichts, Thränen waren ihre einzige Sprache.

„Ich liebe dich, wie noch keiner geliebt hat! Bedenke, daß du mein bist durch das Versprechen, das du mir in der Kirche gegeben!“

„O warum mußte alles so kommen!“ rief Angelica.

„Noch kann alles gut werden; meine Flucht ist gesichert, wir können noch glücklich sein; komm mit mir!“ flehte er leidenschaftlich bewegt. Wir gehen nach deiner Vaterstadt, nach dem lieblichen Thale und führen dort ein Leben voll Wonne und Liebe.“

„Ich darf nicht!“ rief die junge Frau; meine Pflicht gebietet mir, zu bleiben.“

„Welche Pflicht ist größer, als die, welche dich mit mir verbindet?“

„Ich habe meinem Vater das Versprechen geben müssen, nichts zu unternehmen, ehe nicht alles klar ist, und dann —“

„Und dann?“ fragte er.

„Meine Pflicht als Künstlerin gebietet mir, zu bleiben. Das weiß ich wohl, daß meine Kunst untergehen würde in dem ruhelosen Leben, das ich mit dir führen müßte. Könnte ich dich dadurch retten, ich thäte es. Aber unnütz werfe ich dieses Geschenk des Himmels nicht weg. Sie soll mir ein Trost sein in all' den trüben Tagen, die mich erwarten; denn das fühle ich wohl, du hast mich namenlos elend gemacht!“

„Ist das dein letztes Wort für den Verzweifelnden?“

„Ich habe zu wählen zwischen dir und jener hohen Himmelstochter, die von Jugend an mir Trost gegeben, die alle Zweifel meiner Seele löste, durch die ich alle meine Gedanken und Empfindungen lebendig mir vor das Auge zaubern und zum Abschluß bringen konnte. Nenne mich nicht kalt, wenn ich so spreche. Eine Trennung wird uns beiden gut thun; jetzt, wo ich sehe, daß mein Opfer dich nicht gerettet hat, fühle ich die ganze Schwere desselben und den Verrath, den ich gegen den alten Vater beging.“

In diesem Augenblicke wurden die beiden Pfiffe wieder hörbar.

„Was ist das?“ fragte Friedrich ängstlich.

„Wenn man uns belauschte!“ sagte Angelica leise.

„Du hörst bald von mir“, flüsterte der Graf; sie reichte ihm die Hand, die er mit seinen Küssen bedeckte.

„Lebe wohl, Gott geleite dich!“ sagte sie zum Abschied. Dann verschwand sie vom Fenster und die Thränen, die ihrem Auge entflossen, zeigten, wie schwer der Kampf ihres Herzens sei, daß aus ihrer Seele nicht so leicht das Bild des Mannes, der sie schmählich betrogen hatte, entschwinden würde.

Sie hörte, wie er herniederglitt; jetzt spraug er über die Mauer; da — was war das? Sie eilte an das Fenster, sie hörte, wie ein Maun angegriffen wurde und einige Augenblicke sich wehrte; ein kurzer Schrei und alles war still. Mit einem gellenden Schrei fiel auch sie zu Boden. So fand sie ihr Vater, bleich, verweint, ohne Bewußtsein. Aerzte wurden geholt, sie hielten den Zufall für bedenklich, Ruhe wurde empfohlen.

(Schluß folgt.)

* Marientraut.

In dem schönen, stattlichen Gaudorfe Schwezenheim steht ungefähr in Mitte der südlichen Häuserreihe ein einstöckiges, mit der Giebelseite der Straße zugekehrtes Haus, das sich von den weiß getünchten Nachbarhäusern nur durch seinen röthlichen Anstrich unterscheidet, in der Sockelmauer aber eine antiquarische Merkwürdigkeit enthält. Diese besteht in einem ziemlich großen, länglich viereckigen Quader, in welchen mit gothischer Minuskelschrift folgende Worte, und zwar in drei Zeilen, eingegraben sind:

hie marientrut byn
jch genant. din hylff myn
fir ude wiedderstant. m. cccclxvii. *)

Die Inschrift ist also aus dem Jahre 1467 und der Stein, der sie trägt, vor längerer

*) Die sechs ersten Buchstaben der dritten Zeile scheinen nur ein Wort zu bilden. Der untere Querstrich an dem g in der zweiten Zeile soll ohne Zweifel das fehlende n in dem Worte „unde“ ersetzen.

Zeit den Trümmern des spurlos verschwundenen fürstbischöflich speierischen Schlosses Marientraut bei Hanhofen entführt und beim Aufbau des Schwegenheimer Bauernhauses verwendet worden. Indem ich hier auf denselben aufmerksam mache, möchte ich für die mit Landes- und Ortsgeschichte weniger vertrauten Leser der Palatina einige historische Notizen über das genannte Schloß hinzufügen, zumal es in der Geschichte der Stadt Speier und ihrer Bischöfe vor Zeiten eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat.

Das anderthalbe Stunden westlich von Speier an der Landstraße nach Neustadt gelegene Dorf Hanhofen kommt schon in den Urkunden des Klosters Lorsch aus der karolingischen Zeit als Dorf vor und hieß damals Hagenheim. Es scheint später zum bloßen Hof herabgesunken zu sein, erhob sich aber wieder zum Dorf und führte fortan den Namen Haynhofen. Wann es in den Besitz der Bischöfe von Speier gekommen, vermag ich nicht anzugeben. So recht in die Geschichte tritt der Ort erst im 15. Jahrhundert, als Raban von Helmstädt auf dem bischöflichen Stuhle saß (1396 bis 1439).

Dieser energische Mann, König Ruprechts Freund und Kanzler, hatte sich zur Aufgabe gesetzt, die schon durch Kaiser Heinrich V. im Jahre 1111 gefreite Stadt Speier der bischöflichen Gewalt wieder völlig zu unterwerfen. Die Zeit schien dazu günstig, da gerade am Schlusse des 14. Jahrhunderts die Macht der stolzen Städte durch die Fürsten gewaltsam gebrochen worden war. Raban benützte sein Verhältniß zum Könige und ließ sich von diesem einen Gnadenbrief ausstellen (1401), der alle Freiheiten der Stadt vernichtete. Auch von Ruprechts Nachfolger Sigmund erlangte Raban eine ähnliche Urkunde (1413), und als dieser im folgenden Jahre auch der Stadt ihre alten Freiheiten und Rechte erneuerte, verschaffte sich der Bischof nachträglich wieder eine königliche Urkunde, welche erklärte, daß die Bestätigung der Freiheiten und Rechte der Stadt jenen des Bischofs nicht nachtheilig und hinderlich sein, ja alles als machtlos widerrufen und vernichtet betrachtet werden solle, was der König oder einer seiner Vorfahren den bischöflichen Rechten zuwiderlaufendes verfügt haben möge. Neue Gründe zu neuen Irrungen und Zwisten.

Bischof Raban ging nun darauf aus, sich in der Nähe der Stadt eine feste Zwingburg zu erbauen und erwählte dazu eine geeignete Stelle bei dem Dorfe Hanhofen. Dagegen erhob die Stadt Einsprache, gestützt auf einen Freibrief Karls IV. vom Jahre 1349, kraft dessen auf drei Meilen rings um Speier keine Feste angelegt werden sollte. Raban ließ sich dadurch nicht abhalten, fortzubauen. Der Rath klagte beim Könige, der sich damals beim Concil zu Constanz befand, Rede und Gegenrede schleppten den Handel zwei Jahre hin, und 1417 kehrten die Abgesandten zurück, ohne ein Resultat mit nach Hause zu bringen. Die gegenseitigen Reibereien wurden fortgesetzt, die Bürger erlaubten sich offene Gewaltthaten gegen bischöfliche Unterthanen auf hochstiftlichem Gebiet bei Rheinhausen und das Domkapitel verließ bald darauf wieder einmal die Stadt und stellte den Gottesdienst in derselben ein. Eingedenk dessen, was vor 45 Jahren der Bischof Adolph gegen die Stadt unternommen, sah sich der Rath jetzt nach Bundesgenossen um und gewann als solche den Herzog Stephan von Zweibrücken, den Markgrafen Bernhard von Baden, den Grafen Emich von Leiningen und andere. Rasch fuhren nun die Bürger zu, zogen bewaffnet nach Hanhofen, rissen die im Bau begriffene Zwingburg nieder und führten die Steine in die Stadt, wo sie zur Ausbesserung der Mauern verwendet wurden.

Jetzt sollte der Kurfürst von der Pfalz den Streit als Schiedsrichter beilegen, der Rath aber erklärte sich mit dessen Ausspruch unzufrieden, wendete sich an den Kaiser, an das Kammergericht und endlich an Papst Martin V. Dieser bestellte den Erzbischof Conrad von Mainz zum Schiedsrichter, aber auch dessen Spruch gefiel den Speierern nicht, obwohl sie den Sühnvertrag nach langem Zureden unterschrieben.

Was den Burgbau zu Hanhofen betrifft, so versprach Raban in einer Urkunde vom 31. Mai 1420 denselben bei seinen Lebtagen weder mit Mauern noch Thoren (ane die

Brückenheupt) befeſtigen zu wollen, und daß das Thor offen ſtehen ſolle.

Um nicht zu weitläufig zu werden und zunächſt bei meiner Aufgabe zu bleiben, übergehe ich hier eine der intereſſanteſten Epiſoden der Speierer Stadtgeſchichte, nämlich den ſchon 1422 zwiſchen Stadt und Biſchof ausgebrochenen förmlichen Krieg, dem die Zerſtörung des außerhalb der Stadt gelegenen Germansklosters durch die Bürger voranging und der nach zweimonatlicher Belagerung nur durch kaiſerlichen Machtſpruch beendet wurde*). Hier ſei nur noch bemerkt, daß ſich Biſchof Raban ſchon am 3. September 1422 von König Sigmund die urkundliche Erlaubniß erwirkte, allenthalben im Hochſtifte, wo es der Biſchof für nützlich erachte, Feſtungswerke mit Gräben, Mauern und Thürmen anzulegen und die bereits angelegten zu vollenden.

Daß das Schloß zu Hanhofen auch nach der Zerſtörung durch die Speierer, wenn auch nicht als Feſte, fortbeſtand, geht daraus hervor, daß Raban daſſelbe im Jahre 1434 einem Heinrich von Remchingen auf unbeſtimmte Zeit amtsweiſe übergab. Eine ähnliche Uebertragung des Hanhofer Schlößchens durch den Biſchof Matthias von Rammung an den Domkapitular Raſan von Helmſtädt kommt im Jahre 1465 vor.

Dieſer Matthias von Rammung (1464 bis 1478) nahm den Plan Rabans, die Stadt Speier zu demüthigen, wieder auf. Die alten Zwiſte hatten nie lange geruht, unter ihm loderten ſie neu auf. Schon bei ſeinem Eintritt in die Stadt bezeugte er den Bürgern ſeine Mißachtung dadurch, daß er beim Altpörtel plötzlich vom Pferde ſtieg und zu Fuß durch eine Seitengaſſe in den biſchöflichen Palaſt ging. Zum offenen Streite aber kam es über der Vergebung einer Stuhlbruderpfründe, welche der Kaiſer dem Speierer Bürger Peter Schreyer zugewendet wiſſen wollte, wogegen ſich der Stuhlbruderpropſt und der Biſchof ſträubten. Im Sommer des Jahres 1466 ſchloß Matthias mit ſeinem Freunde und Gönner, dem Kurfürſten Friedrich I., deſſen Kanzler er war, und dem Herzoge Ludwig von Zweibrücken-Veldenz ein Bündniß ab, deſſen Zweck die Eroberung Speiers war, das dann ſo getheilt werden ſollte, daß der Kurfürſt die Hälfte, der Biſchof und der Herzog je ein Viertheil erhielten. Alle Zufuhren zur Stadt wurden geſperrt, und Matthias eilte nach Hanhofen, traf Anſtalten, die von Raban begonnene Zwingburg wieder aufzubauen und ließ den Speierbach in ein anderes Bett leiten, „alſo daß kein Dropffen mehr der Statt zugieng“ und die Stadtmühlen ſtille ſtanden. Als hierauf der Rath beim Kaiſer Klage erhob und Schutz ſuchte, hielt es der Kurfürſt für gerathen, den Streit gütlich beizulegen, beſchied den Biſchof und den Rath nach Germersheim und brachte dort am 21. October 1466 einen Sühnvertrag zu Stande. In deſſen Folge erhielt der Speierbach wieder ſeinen alten Lauf, aber den Bau der Burg bei Hanhofen gab der Biſchof nicht auf, ließ ihn vielmehr im Jahre 1467 beginnen und ernſtlich fördern und gab der neuen Feſte „zu lob und ehr“ der Patronin des Bisthums den Namen „Martentraut.“

(Schluß folgt.)

*) Wer näheres darüber nachleſen will, findet eine lebendige Schilderung in Geiſſels Kaiſerdom I, 226 und in Remlings Geſchichte der Biſchöfe zu Speier II, 33 ff.

Durch manchen Wald noch werd' ich ſchweifen.

Durch manchen Wald noch werd' ich ſchweifen,
Am Hut des Blattes grüne Zier,
Noch manchen Vogel hör' ich pfeifen,
Noch manche Blume pflück' ich mir.

So lang' der Himmel klar und helle,
So lang die Welt noch offen ſteht,
Trifft auch der wandernde Geſelle
Noch eine Straße, die er geht.

Und wie ich heute es getrieben,
Fang ich es morgen wieder an,
Doch keine And're werd' ich lieben,
Weil ich dich nie vergeſſen kann.

Albert Träger.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Dienstag 18. Februar 1862.

Angelica Kauffmann.

Von Freiherrn A. von Loen.

(Schluß.)

Während ihr Leben in der größten Gefahr schwebte, war das Schicksal Friedrichs entschieden. Den vereinigten Bemühungen Antonio's und des Grafen Gustav Horn, die durch Versprechungen und Geld Richard leicht gewonnen, war es gelungen, das Verbrechen zu entlarven; der schwedische Gesandte hatte die Erlaubniß erhalten, den Betrüger zu verhaften und nach Stockholm bringen zu lassen, wo das Gefängniß sich für ihn aufthat, um ihn nie wieder zu entlassen, bis man seine Leiche auf dem Verbrecherkirchhof einscharrte.

In den Mauern seines Gefängnisses war es ihm eine Befriedigung, die glühendsten Liebesgedichte an die Künstlerin zu richten, die er in sein Schicksal hineingezogen hatte und die nie wieder genesen wäre, wenn sie den ganzen Abgrund der Verbrechen je geschaut hätte, an dessen Rand sie durch den Betrüger geführt wurde, der eine kurze Zeit ihr Gemahl hieß.

Ueber alles hinaus geht die Milde einer Frau. Lucrezia, der gute Stern des Grafen, wie Richard sie einst nannte, hatte geforscht und gesucht, bis sie Friedrich wiederfand. Sie kannte seine Liebe zu einer andern; er quälte sie mit dem Vorlesen der leidenschaftlichen Gedichte, worin er Angelica besang — sie blieb bei ihm, sie pflegte ihn, sie drückte ihm die Augen zu, sie weinte an seinem Grabe — und was ihr die Palme des ewigen Sieges verschaffen muß — sie liebte ihn noch! — Welch wunderbares Räthsel bist du doch, o Frauenherz!

VII.

Die Aerzte erklärten Angelica für genesen, aber sie blieb still, in sich gekehrt, theilnahmlos. Der Vater berieth mit Antonio, was zu thun sei, und dieser setzte seine Hoffnung auf Veränderung der Luft, auf den Einfluß Italiens, auf die Wirkung der Kunst.

Angelica folgte fast willenlos; tiefe Schwermuth hatte sich über ihr Wesen gelagert; derselbe Ernst lag täglich neu auf ihrem Gesicht, alle Eindrücke gingen spurlos an ihr vorüber, sie hatte kein Lächeln und keine Thräne mehr.

Farblos erschien ihr die Welt, ihr, der Künstlerin, die durch die Macht der Farben unzählige Freunde gewonnen und alle Gedanken mit deren Hilfe verewigt hatte. Grau lag die Gegenwart vor ihr wie der Himmel des Landes, das sie verließ, wie die nächste Vergangenheit, die sie mit keinem Worte erwähnte.

Mit manchem bangen Seufzer beobachteten der Vater und Antonio diesen Zustand; sie sah die Betrübniß des Vaters, die treue Sorgfalt des Freundes; ein Druck der Hand bewies ihnen, wie dankbar sie die Theilnahme erkannte, aber ihr Zustand blieb unverändert.

So kam sie nach ihrem Vaterlande. War es die Erinnerung an das erste Gespräch mit dem Verräther, war es die Sehnsucht, ihre Kunstwerke wiederzusehen, zum ersten Male seit langer Zeit sprach sie einen Wunsch aus: sie wollte allein in die Kirche gehen.

Was dort geschah, weiß nur Gott und sie; als sie heraustrat, waren die Thränen in ihren Augen getrocknet; es schien, als ob der alte Glanz aus ihnen strahlte, und leise flüsterte sie zu dem Vater, der mit einem dankbaren Blick zu Gott die Tochter in seine Arme schloß: „Verzeih' mir, Vater,

es soll alles anders werden!“ Dann reichte sie dem tiefbewegten Freunde die Hand und ein stummer Blick war ihm verständlicher, als alle Worte der Sprache.

Es schien, als hätte der Anblick des Apostels der Liebe, in dem sie einst unbefangen sich selbst gemalt hatte, ihr das große Wort der ewigen Liebe verkündet, vor der alle irdische verschwindet.

Von da an nahm sie ihren Pinsel und ihre Palette wider zur Hand; was die Religion begonnen, die Kunst vollendete es, und wenn auch ihre Gemälde seit jener Zeit einen elegischen Ausdruck angenommen haben, so zeigten sie doch, daß ihre Seele sich frei gemacht hatte von den störenden Eindrücken, die das Schaffen beeinträchtigen. Sie war wieder eine Priesterin der Kunst geworden und, getreu der Inschrift, die einst griechische Mönche über die Kirche von Grotta ferrata schrieben, ließ sie „die Trunkenheit der Sorgen“ zurück, ehe sie ihr Heiligthum, die Kunst, betrat.

Mit solch erneuten Gedanken begrüßte sie das Land der Künste; Himmel und Klima hatten ihren wohlthätigen Einfluß und der Anblick des Schönen erhob ihre Ideen, das Kleinliche und Unedle trat zurück in seine Schranken, ihr geistiges Wesen wurde durchdrungen von dem Begriff der ewigen Schönheit; sie war genesen, gerettet.

Daß auch der Künstlergenius in die tiefgebeugte Seele zurückgeflüchtet war, das zeigt ein Kunstwerk aus jener Zeit, Amor darstellend, wie er die Psyche heilt; sie hatte im Vorwitz jene Urne geöffnet, welche den Schatz göttlicher Schönheit enthalten sollte; aber in des Orcus finstern Schatten war sie mit Schlummerdünsten gefüllt und mit ihrem berauschenden Dufte verwandelten sie Psyche in eine Leiche.

Erinnert ihr euch jener Geschichte Amors und Psyche's, die Apulejus erfand oder wenigstens durch seine Bearbeitung zuerst in Umlauf brachte? Sie gab die Idee zu jenem Gemälde oder vielmehr Angelica mochte in ihr Berührung und Uebereinstimmung mit ihrem eigenen Schicksale finden; als echte Künstlerin schloß sie die widerstrebenden Gefühle, die sie beglückt und gekränkt hatten, durch ein Kunstwerk ab.

Auch sie hatte das Geheimniß der Liebe schauen wollen, das nach ihrem Empfinden vom Himmel stammte, sie hatte die warnende Stimme, die ihr in der Erinnerung an ihren Vater vor die Seele trat, so gering geachtet; nun erlangte sie den Schatz göttlicher Schönheit, die Liebe zu schauen. Aber wie Psyche sinkt sie hin, „ein Gewölk schwerer Schlummerdünste“ wirft sie nieder. Da nimmt die ewige Liebe, die eine Zeit lang ihr Antlitz verhüllt zu haben schien, durch ihren Götterboten, die Kunst, diese erste und ewig dauernde Liebe Angelica's, den Schlaf wieder von ihren Augen und in der Umarmung des Gottgesandten genießt sie das höchste reinste Glück.

Wie Zeus Amor und Psyche durch ein unauflösliches Band aneinanderknüpfte, so gab die ewige Liebe der Künstlerin den Weihekuß, und wie jener zu Psyche, so sprach sie zu Angelica: „Nimm hin und sei unsterblich!“

---

* Marientraut.

(Schluß)

Aus diesem Jahre 1467 stammt also der eingangs erwähnte Stein in Schwegenheim. An welcher Stelle des Baues sich derselbe befunden, vermag ich nicht anzugeben. Vielleicht war er über dem Thore des sogenannten Brückenhaupts eingesetzt.

Ueber den Bau selbst finde ich in den mir eben jetzt zugänglichen Quellen nur folgende spärliche Nachrichten.

Die Baustelle war die nämliche, welche schon Bischof Raban ersehen hatte, nämlich nahe bei der Hanhofer Mühle, rechts von der nach Geinsheim ziehenden Straße Sie bildete ein ziemlich großes oblonges Viereck, das rings mit einem breiten und tiefen Graben umgeben wurde, zu dessen Füllung der nahe Speierbach das Wasser lieferte. Hier erhob sich also das Schloß mit seinen Mauern und Thürmen, Wehren und Wällen, Brücken, Thorhäusern und sonstigen Gebäuden. Ein noch vorhandener Accord von 1468 thut insbesondere zweier Thürme Erwähnung, deren einer niedriger, der andere

von beträchtlicher Höhe gewesen sein muß. Auf dem ersteren befand sich ein Gemach mit vier achteckig behelmten Erkern von Eichenholz und einem achteckigen Thurmhelme. Der andere hatte in seinem Mauerwerke fünf Gebälke, einen achteckigen Helm von fünfzig Fuß Höhe, auf diesem eine acht Fuß hohe Laterne und darüber ein dreizehn Fuß hohes Dach*). Küche, Backhaus, Speisekammer und Badhaus kommen gesondert vor. Der Brunnen war mit einem Erker gedeckt.

Als Bauführer hatte der Bischof den Amtmann Neidhard von Hornberg und den Domkapitular Reinhard von Helmstädt bestellt. Der Dombaumeister Bopp oder Boppen mag wohl die Pläne geliefert haben, wenigstens ward er bei Accordabschlüssen mit dem Werkmeister Friedrich Zimmermann von Landau beigezogen. Diese Männer förderten den Bau möglichst rasch. Die umliegenden Dörfer des Hochstifts mußten Frohndienste leisten. Die Landauer ersuchte der Fürstbischof in einem Briefe vom 23. August 1467 mit „wagen odder kerch" nach Weyer unter Rietburg zu fahren, dort Steine zu laden und sie nach „Hainhofen" zu führen „zu sture (Steuer) vnd vffgang vnnsers buws." Einzelne Domherren leisteten Beiträge zum Bau in Geld und Frucht, wie Eberhard Pfeil, der sich zur Zahlung von 140 Gulden verpflichtete, jedoch mit dem Vorbehalte, daß sein Wappen in einen Stein des Schlosses eingehauen und er als Wohlthäter bezeichnet werde. Ueberdies hatte ja die Stadt Speier dem Bischofe 6000 Gulden Schadloshaltung, gerade so viel als der ganze Burgbau kostete, zu bezahlen, und Matthias konnte sich beim Imbiß in Gegenwart mehrerer Adeligen rühmen, die Speierer hätten ihm die Burg bauen müssen.

Im Jahre 1470 war die Burg Marientraut so weit fertig, daß der Bischof ihr schon einen Burgvogt auf Widerruf bestellen konnte. Dieser war Conrad Weinheimer, welcher zwei Wächter halten und ohne des Bischofs Erlaubniß niemanden einlassen durfte. Auch für den Gottesdienst wurde sogleich gesorgt, eine Kapelle errichtet, die St. Katharinenpfründe von der Rietburg dahin verlegt und der Pfarrer von Hanhofen verpflichtet, wöchentlich eine Messe in der Schloßkapelle zu lesen.

Daß Marientraut den Speierern ein Dorn im Auge war, ist leicht begreiflich. Gestützt auf den früher erwähnten Brief des Kaisers Karl IV. führten sie Beschwerde beim Kaiser, aber Bischof Matthias wußte diesen zu Regensburg (1471) zu überzeugen, daß er in seinem Rechte sei. Abermals einen Sturm zu unternehmen, wagten die Bürger nicht, die Burg blieb stehen und der Bischof übertrug sie 1472 mit allen dazu gekauften Gütern und Gefällen dem Hochstifte unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie nie versetzt, verkauft, in Amt oder Lehen vergeben werden dürfe. Dieselbe Bestimmung wurde nachher in die von den Bischöfen zu beschwörende Wahlcapitulation aufgenommen.

Im Bauernkriege, während dessen Conrad von Sickingen Burgvogt war, scheint das Schloß nicht gelitten zu haben, zumal die Bauern der Umgegend sich gut hielten, aber schon 1539 mußte Bischof Philipp dasselbe in besseren baulichen Stand setzen lassen. Ob es im Jahre 1552 aus den Plünderungen und Verwüstungen des Bisthums durch den fehdelustigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach unbeschädigt hervorgegangen, darüber finde ich keine Nachricht. Wahrscheinlich war damals noch der 1546 eingesetzte Hanns Leisser von Lambsheim Burgvogt.

Im Jahre 1554 wurde Marientraut der Sitz eines neuen Oberamts, indem Bischof Rudolph einen Theil der Ortschaften des weitschichtigen Oberamtes Lauterburg von diesem trennte und seinem Schwager Conrad von Heppenheim, genannt Sal, der seit 1553 unverrechenbarer Amtmann zu Marientraut gewesen, in der Person des Peter Nagel von Dirmstein einen Nachfolger als Vogt oder Oberamtmann gab. Später

*) Für die Herstellung dieses Holzwerkes erhielt der Werkmeister nebst den erforderlichen Frohnfuhren 210 Pfund Pfennige, 3 Fuder Wein, 40 Malter Korn, 1 M. Erbsen, ½ M. Linsen, Gerste und Breimehl, 2 Schweine, 1 Stier und 1 Hofkleid. — Ob die im Kreisarchiv zu Speier aufbewahrte, aus späterer Zeit stammende Zeichnung des Schlosses Marientraut im Wesentlichen seine ursprüngliche Gestalt wiedergibt, vermag ich nicht zu sagen.

aber, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, erscheint Marientraut nur mehr als einfaches Amt*) unter dem Oberamte Kirrweiler und umfaßte die Dörfer Berghausen, Heiligenstein, Harthausen, Hanhofen, Dudenhofen, Waldsee und Groß- und Kleinschifferstadt. Maudach und Mundenheim sind 1709 durch Tausch an Kurpfalz gekommen, Otterstadt aber gehörte dem St. Guidonsstift auf dem Weidenberg zu Speier, war aber unter den Schutz des Amtmanns zu Marientraut gestellt. In den Jahren 1571 bis 1609 finde ich nur drei Hunde von Saulnheim als Burgvögte, im Jahre 1618 einen Jakob Streckfuß von Bierstein als Befehlshaber zu Hanhofen (Remling II, 452), dann bieten die mir zu Gebot stehenden Hilfsmittel bis ins 18. Jahrhundert hinein keine näheren Nachrichten mehr über Marientraut. Namentlich finde ich nichts über das Schicksal des Schlosses im dreißigjährigen Kriege**) und in den darauffolgenden Kriegen mit Frankreich, ohne Zweifel ist es aber in dem orleanischen (1689) verwüstet worden. In welchem Zustande es lange Zeit gewesen sein mag, dieß geht aus einem Berichte des Amtsverwesers Diether Friedrich Dinker vom 16. März 1716 hervor, in welchem es heißt, es befänden sich nur drei bezahlte Wächter im Schlosse Marientraut, dieses selbst aber sei in solchem Zustand, daß man keinen Gefangenen darin verwahren könne. Es war dieß unter Bischof Hartard von Rollingen, als der sogenannte „Speierer Bauernkrieg" entbrannt war, und des Bischofs Bauern die einst so wehrhafte Stadt übermannten und sich dann in derselben fast ein Vierteljahr lang gütlich thaten. Erst Hartards Nachfolger, Cardinal Damian Hugo von Schönborn, ließ die zerstörten Schlösser des Bisthums, darunter auch Marientraut, dessen Gräben bisher als Fischbehälter benützt worden waren, wieder aufbauen (1722). Ob dabei die äußere Gestalt des Schlosses wesentliche Veränderungen erfahren, oder nicht, darüber kann ich, wie bereits bemerkt, keine Auskunft geben. Auch die näheren Umstände, unter welchen dieser Neubau durch die französischen Revolutionsmänner zertrümmert wurde, sind mir nicht bekannt. Wie zuletzt auch die Steine zerstreut wurden, das beweist der Quader mit der Inschrift im Dorfe Schwegenheim, der die voranstehenden historischen Notizen veranlaßt hat. Auf der Stelle, wo das Schloß stand, ist kein Stein mehr zu sehen, keiner hindert den Pflug, der dort seit lange seine Furchen zieht. Nur den Schloßgraben sah ich vor einigen Lustren noch in seiner alten Form, und wenn sie ihn unterdessen nicht auch ausgefüllt und zu Ackerland umgewandelt haben*), so rauscht noch der Wind durch das Röhricht desselben und das lauschende Ohr des vorüberziehenden Wanderers will es gemahnen, als höre es darinnen flüstern: Sic transit gloria mundi! **F. Blaul.**

*) Das Beamtenpersonal bestand aus sieben Personen, dem Amtmann, Amtskeller, Oberschultheißen, Amtsschreiber, Adjunkten, Amtskellerei-Gegenschreiber und dem Amts-Einspännigen. So wenigstens im Jahre 1764. Dabei hatte die Gemeinde Hanhofen doch ihr besonderes Ortsgericht, das mit einem Schultheißen und einem Anwalte bestellt war. (M. Frey Beschreibung des Rheinkreises II, 163.)

**) P. Gärtner sagt, die Burg sei im November 1621 von den Mansfeldischen Truppen zur Uebergabe aufgefordert worden, ob sie sich aber ergeben habe, werde nicht gemeldet. (Geschichte der bayer.-rheinpfälz. Schlösser II, 389.)

* Charade.

(Dreisylbig.)

Was meinst, was ich dir bringe?
Ein Wort, das hat drei Dinge.
Im *ersten* finden Wohlgefallen:
Die Rehe, Füchs' und Nachtigallen;
Das *zweite*, ist es nicht umgeben
Mit Wasser, so kann es nicht leben;
Im *dritten* kann das zweite sein
Und drinnen leben, wie im Rhein.
Liest man die Dinge drei zusammen,
Wem weiter geben sie den Namen?

Auflösung der Charade in № 13:
Friedland.

* Es ist jetzt eine schöne Wiese. Die Redact.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Samstag, 22. Februar 1862.

Eine alte Geschichte *).

Nach Acten erzählt von Ernst Frisé.

Es war im August des Jahres 1779, als ein Mann auf einer waldbewachsenen Anhöhe stand, von der man in eine weite Thalebene hinabblicken konnte, die im Goldschmucke der Abendröthe mit ihren Dörfern, Feldern und Wiesen vor ihm lag. Das zunächstliegende Dorf war groß. In einzelnen Gehöften von bedeutendem Umfange zog es sich an einem rasch fließenden Bache bis zum Saume eines gegenüber sich erhebenden Höhenzuges hin, wo es sich endlich im Waldesgrün verlor. Der Bach rauschte oben, wo der junge Mann in Sinnen verloren stand, von kleinen Felsstücken aufgehalten, in wilder Eile und mit ziemlichem Geräusch den Abhang hinab. Er bildete die Grenze zwischen Preußens und Oesterreichs schlesischen Gebieten. Das Dorf mit seinen reichen Feldern gehörte zu Preußen, die Waldanhöhe war Oesterreichs Grund und Boden. Weiter unten, wo der Bach nicht mehr so wild, sein Ufer nicht mehr so steil und unwegsam war, überstiegen die Bewohner der beiden Reiche das Wasser mit keckem Muthe, um im Thale oder im Waldesschatten Zusammenkünfte zu halten. Die hübschen Mädchen und jungen Bursche schritten lachend und übermüthig durch die Wellen, die kaum ihre Knöchel netzten und doch eine Grenzlinie sein sollten. Was kümmerten sich ihre Herzen um die neu eingesetzte Schranke, die Friedrich, der Preußenkönig, hier gestiftet. Ihre jugendlichen Herzen kehrten sich nicht daran, ob sie preußisch oder österreichisch regiert wurden. Die Liebe war und blieb sich unter allen Bannern gleich. Aber wenn auch die Liebe, so doch nicht die Pflicht, das Gesetz und das Verbot.

Der Mann, der da oben auf Oesterreichs Boden stand und von einem kleinen Wasserstreifen verhindert wurde, ins Preußengebiet zu treten, der Mann durfte nicht hinüber und wenn es ihn auch mit allen Banden der Liebe dahin gezogen hätte. Er war aus dem Heere der Preußen desertirt, sein Name war geächtet, seine Freiheit gefährdet, wenn er die Grenzen überschritt. Fühlte er diesen Zwang schmerzlich, indem er da stand und von oben in das Paradies seiner Kindheit hineinblickte? Nein! Nein! Der Mann hatte weder Sinn für die Schönheit der Natur, noch ein Herz für Erinnerungen aus den Unschuldsjahren der Kindheit. Er war ein verlorener Mensch, gesunken bis zur Gemeinheit, bösen Herzens, ohne Ehrgefühl, ohne Empfindung! Und doch war er in jenem Hause nahe der Kirche groß geworden, war des wackern Gottespriesters einziges Kind, behütet in der Jugend, belehrt, ermahnt und zum Guten herangebildet. Was half das! Er entartete trotz aller Zucht und Sorge des Vaters, und der Vater starb mit der Qual im Herzen, einem fluchwürdigen Manne das Dasein gegeben zu haben. Der Mann da oben dachte aber nicht daran, er sann nur nach, wie er einem Freunde, einem alten Compane bei seinen frühern Streichen, Nachricht zukommen lassen könnte, daß er hier an der Grenze stehe und Hunger leide. Er dachte jetzt nicht daran, daß ein Tag in seinem Leben gewesen war, wo sich dieser Freund mit Verachtung von ihm gewendet und seitdem jede Berührung mit ihm vermieden hatte. Nein, er wußte nur, daß sein Freund vermögend genug sei, ihm Geld zu geben, und deßhalb wollte er ihn sprechen. Seine Taschen waren seit drei Tagen leer. Er hatte sich von Bettelbrod nähren müssen, darin lag der Grund seines schwermüthigen

*) Aus Nieritz Volkskalender.

Sinnens, als er auf die rauchenden Schornsteine seiner Heimath hinabschaute. Hinabgehen durfte er nicht. Nicht mit einem Fuße wollte er ins preußische Gebiet. Denn, ergriff man ihn, so verschwand er in irgend einer Kasematte, oder man hing ihn am ersten besten Galgen auf. Sein Leben war bis dahin nicht gerade sorgenvoll gewesen. Das sonderbar bewegte Dasein eines Vagabunden sagte ihm zu, und seiner List und Lüge gelang alles, was er zur Verherrlichung eines solchen Herumtreibens nöthig fand. Bald hatte er den verwundeten Krieger, bald den verarmten Edelmann, bald den abgebrannten Gutsherrn, bald einen Candidaten, bald einen Kaufmann gespielt. Alle Rollen waren ihm geglückt. Jetzt aber befand er sich in einem Zustande völliger Noth, weil er auf der Flucht vor einem Ungarn war, den er hatte betrügen wollen. — Endlich war er des Nachsinnens überdrüssig. Er setzte sich in Bewegung und verfolgte den schmalen Weg am Bache, der zu dem schon erwähnten Uebergangspasse führte. Hier fand er einen Knaben am Ufer sitzend, der sich bereitwillig finden ließ, nach dem Dorfe zu gehen und den Johannes Franzlau zu bitten, nach dem Grenzgraben zu kommen, wo ein Freund auf ihn warte.

Als der Knabe fröhlich hinweg sprang, setzte sich der Mann geduldig auf einen Felsblock, der hinter dem Gesträuche lag, und blickte erwartungsvoll den Weg entlang, der zu dem Hofe des alten Freibauern Franzlau führte. Zu seinem Erstaunen sah er aber, daß der Knabe plötzlich rechts abbog und sich in den Nebenwegen verlor, die nach den Höfen führten, welche zunächst dem Walde lagen. Dort wohnte der Dorfrichter. Sollte der Junge ihn erkannt und einen Verrath beschlossen haben? Er lachte bitter. Möglich war das, aber man konnte ihm nichts anhaben, so lange er jenseits des Baches blieb. Sicher durch diesen Gedanken gemacht, lehnte er sein müdes Haupt in das dichte Gebüsch und versuchte seinen Hunger etwas zu verschlafen. Wie lange er so geschlummert hatte, wußte er nicht. Er wurde durch einen lauten Zuruf aufgeschreckt und richtete sich eiligst in die Höhe. Da stand gegenüber Johannes, fröhlich ein „Halloh“ nach dem Gebüsche hinüber schreiend, wo er versteckt saß. Der Fremde trat langsam hervor. „Was der Tausend —“ schrie Johannes Franzlau, „der Hempel ist's? Wo kommst du her? Warum kommst du nicht zu mir ins Haus?“ Cornelius machte eine einladende Bewegung. „Komm' mal über“, sagte er kurz. „Behüt' mich Gott davor!“ lachte Johannes. „Es geht mir an den Hals, wenn ich da drüben getroffen werde. Komm du herüber.“ „Gott behüte mich davor“, entgegnete im selben Tone Cornelius. „Es geht mir an den Hals, wenn ich auf dem Gebiet attrapirt werde.“ Johannes lachte, daß es im Walde widerhallte. Cornelius war nicht ganz so aufgeräumt. Es lacht sich schlecht bei leerem Magen. „Es ist also die alte Geschichte“, fügte er hinzu, „wir haben Beide die dummen Streiche nicht verlernt und befinden uns nun auf dem Punkte, dafür gehangen zu werden.“ „Nun, die dummen Streiche sind vielleicht unterschiedlich“, entgegnete Johannes plötzlich ernst und wie es schien, geflissentlich beeilt, diese Zusammenkunft zu enden. „Ach so — du denkst an den Armenstock in der Kirchthür“, warf Cornelius mit Hohnlächeln ein. „Ich dächte, damals hätte ich ein edelmüthiges Herz gezeigt, daß ich durch mein Geständniß dich rettete.“ „Laß das“, fiel Johannes schnell ein. „Sage mir, was du von mir willst und wodurch du vogelfrei in Preußen geworden bist.“ „Komm höher hinauf“, antwortete Cornelius. „Es ist unnöthig, daß die Bauern erfahren, was der Sohn ihres Pastors gethan hat. Dort oben ist der Bach schmäler und wir brauchen unsere Lungen nicht so anzustrengen.“

Beide junge Männer schritten schweigend an den Ufern des Wassers dahin, bis sie an einen Platz kamen, der einen Ueberblick in die Gegend auf beiden Seiten erlaubte. „So —“ rief Cornelius herüber, „hier kann man wenigstens den sehen, der uns zu behorchen ausgeht.“ Er setzte sich auf das rasige Ufer nieder und hing die Beine in das tiefe Wasserbecken hinab. Johannes that ein Gleiches. „Nun sag' mir vorerst, weshalb du nicht in deine Heimath zurück darfst?“ fragte Letzterer rasch, um jeder Ausweichung zuvorzukommen. „Weil ich de-

ſertirt bin!" entgegnete der Predigerſohn mit großer Gelaſſenheit. „Du? deſertirt? Warſt du denn Soldat?" rief Johannes überraſcht. „Freilich. Ich hatte Hunger und Durſt getragen. Als das nicht mehr auszuhalten war, ließ ich mich von Wernerſchen Huſaren anwerben. Die Sache gefiel mir. Soldatendienſt in Friedenszeiten läßt ſich ſchon thun und nebenbei hielt mich die Hoffnung aufrecht, daß ich einen Schreiberpoſten im Proviantbureau erwiſchen könne. Die Geſchichte kam aber anders. Die Kriegsfackel drohte ſich zu entzünden. Unſer preußiſches Heer wollte dem Pfälzer gegen den Kaiſer beiſtehen. Kaum hörte ich, daß wir über die böhmiſche Grenze ſollten, ſo riß ich aus. Ich hielt es für lächerlich, meine geſunden Glieder oder gar mein junges Leben für fremder Fürſten Zänkereien herzugeben. Es glückte mir, einen Paß auf den Namen eines Candidaten Kleine zu bekommen, und, Dank ſei es der vielen moraliſchen Abhandlungen, womit mein ſeliger Vater mein Gemüth bekehren wollte, ich ſpielte ein ganzes Jahr den vortrefflichſten Candidaten und hielt eine Rundſchau unter den ſächſiſchen Predigern. Als der leidige Krieg ohne Schlachten im Mai dieſes Jahres durch den Friedensſchluß zu Teſchen ſein Ende erreichte, da hing ich den Arm in die Binde und ſuchte mir eine öſterreichiſche Lieutenantsuniform zu verſchaffen. So ging ich nach Teplitz und ſpielte mit Glück. Jetzt aber iſt Holland in Noth. Ich bin arm wie Vaters Kirchenmäuſe geworden. Es paſſirt ja wohl in der Welt, daß nicht Alles glückt, Johannes, alſo gib mir etwas, damit ich meinen Hunger ſtillen kann, denn ſeit geſtern Abend habe ich nichts gegeſſen." „Herr Gott, warum haſt du mir das nicht ſagen laſſen, Cornelius!" rief der junge Franzlau. „Ich hätte meiner Frau das größte Brod und die dickſte Bratwurſt aus ihrer Speiſekammer entführt." „Was?" unterbrach ihn der Predigerſohn. „Biſt du denn verheirathet? Doch nicht mit des Wachtmeiſters Huberta, die immer deine Liebe war? Was? Wirklich? Und der Alte hat's zugegeben?" „Der Alte iſt todt—" wendete Johannes ernſt ein. „Aber ich habe mich auch geändert. Ich ſah, wie mein wildes Leben der Huberta weh that — darum mied ich allen Umgang mit den Wildſchützen und wüſten Geſellen. Der Alte wurde mir ganz gut deßhalb. Er hätte am Ende ſeine Einwilligung nicht verweigert, wenn ich um Huberta geworben, denn er ſchrieb es mir hoch an, daß ich, ihm zu Lieb, die Wolfradt'ſchen Huſaren einen näheren Weg führte, um den Angriff des Generals Knebel zu vereiteln. Es gelang uns, ihn zu überraſchen und ſeine Stellung, die ſehr günſtig für die Kaiſerlichen war, total zu verändern." „Aha — deßhalb meideſt du das Ufer —" fiel Cornelius mit Hohn ein. „O nein — der Krieg iſt ja vorbei! Wenn nicht andere Gründe eingetreten wären, ſo würde mich das nicht weiter incommodiren. Aber man hat Knebel wegen Nachläſſigkeit in den Anklagezuſtand verſetzt und der General hat ausgeſagt, daß ich als Spion erſt ſeine Stellung zu ergründen gewußt und dann die Preußen hinter ſeinem Rücken herumgeführt habe. Darauf hat man in Oeſterreich aller Orten eine Beſchreibung meiner Perſon bekannt gemacht und dem eine Prämie von fünfhundert Gulden verſprochen, dem es gelingen werde, mich in Troppau abzuliefern." „Was du ſagſt?" ſchrie Hempel überraſcht hinüber. „Fünfhundert Gulden auf deinen Kopf geſetzt? Fünfhundert Gulden?" Johannes lachte leichtfertig. „Es wird ſie Keiner verdienen, denn ich hüte mich vor der Grenze, wie ein Kind vor dem Feuer." „Da thuſt du recht!" ſprach Cornelius höhniſch lächelnd. Ein teufliſcher Plan hatte im Nu ſeine Seele ergriffen. „Wenigſtens bei Tage wär's gefährlich." „Auch bei Nacht", entſchied Johannes. „Ich habe zu viel zu verlieren, als daß ich leichtſinnig mein Glück aufs Spiel ſetzen ſollte. Aber, armer Freund — dich hungert. Warte hier, ich eile zurück und bringe dir vom Beſten, was Huberta hat." „Das wird aber lange währen. Unter einer Stunde kannſt du kaum zurück ſein. Gib mir ein paar Kreuzer, damit ich mich in der Waldſchenke bis zu deiner Wiederkunft ſatt eſſen kann. Bringe mir ſpäter ein tüchtiges Abendeſſen und ſtecke einige Preußen bei, denn ich muß weiter nach Sachſen hinab. Hier bei Olmütz habe ich es mit Jemand verdorben.

Mir geht's noch schlechter, als dir. Du bist wenigstens in deiner Heimath sicher und hast ein Dach über dir." „Und ein Weibchen, wie ein Engel", fiel Johannes begeistert ein; „und ein prächtiges Hauswesen, worin bald ein kleiner Erbbauer Vater sagen wird! Heidi, Cornelius, mache es wie ich. Es ist doch etwas seltsam Schönes, wenn eine gute Frau uns überall zur Seite steht. Wie die Saat, so die Ernte, — bedenke dieß." —

(Forsetzung folgt.)

* Johannes Posthius Germershemius.

Meinem theuern und verehrten Freunde in der festen Stadt am Rheine, welcher in Nro. 7 der Palatina heurigen Jahrgangs meine landsmannschaftliche Pietät zu Gunsten des obengenannten, als Heilkünstler, Professor und Dichter gleichermaßen berühmten und gefeierten Pfälzers und Germersheimer Stadtkindes angerufen hat, entbiete ich meinen herzlichen Gruß nebst der Versicherung, daß die Bitte nicht an den unrechten Ort gekommen ist, ich vielmehr gerne das Meinige zur Wiedererweckung des Andenkens an jene pfälzische Celebrität beitragen werde. Ich habe nicht verfehlt, sofort nach den hiezu benöthigten Materialien zu recherchiren. Obwohl diese Quellen keineswegs so reichlich fließen, als es nach der in Nro. 7 der Palatina angeführten Notiz zu vermuthen wäre, so bin ich doch — Dank der freundlichen Unterstützung und Handreichung unseres um die Geschichte der alma mater sehr verdienten Universitätssecretärs, Hrn. Seuffert — in den Besitz ganz ersprießlicher Hilfsmittel gelangt, welche, wenn auch nicht zu einer eigentlichen Monographie, doch zu einer ausführlicheren biographischen Skizze hinreichendes Material liefern dürften. Der Ausarbeitung dieser letzteren aus den mir zu Gebote stehenden Quellen kann ich mich aber in gegenwärtigem Augenblicke, wo meine Zeit durch eine andere dringende literarische Arbeit völlig absorbirt wird, auch beim besten Willen nicht unterziehen. Womit ich jedoch die Erfüllung meiner Zusage nicht ad Kalendas Graecas, sondern nur bis zum Schlusse dieses Semesters und der für solche Beschäftigung günstigeren Muße der Ostervacanz hinausgeschoben wissen will.

Würzburg, im Februar 1862.

Dr. Risch.

* Genrebilder
aus dem pfälzer Volksleben.
(In pfälzer Mundart.)

III.
Ein gemüthlicher Becher.

Hannche, eich hunn en abschenliche Dorscht!
Den verdank' eich nor do eu'rer Worscht.
's leit mer im Mahe, wie e glühriger Schtee(n),
Ausberschte könnt' eich de Rhei(n) fascht allre(n).
So'n Kapetalsdorscht mächt erm jo kee(n) Fisch:
Hannche, so e Worscht gehört nit uff de Tisch.
Hannche, noch e Tröppche!...

Do euer Wei(n)che iss werklich nit schlecht;
Doderfor werd ab'r aach dutsswitt geblecht!
Hannche, wann eich aber bitte därf:
Macht euer' Worscht nit so hannig, so schärf!
Torkle werr eich, am Enn' fall' eich gar um,
Eh' eich heem, zu meiner Alte, kumm'.
Hannche, noch e Tröppche!...

Juhe! ju! Wann eich mei(n) Schöppche berscht',
Bild' eich mer meh(n) ei(n), als mancher Ferscht!
Selte schmackt so re'm sei(n) Wei(n)che so gut,
Warum, 's Regiere verfaurrt eem's Blut;
Berscht' eich aach nor aus 'm Schteenegescherr,
Eich hun kee(n) Sorje unn fell iss Herr!
Hannche, noch e Tröppche!...

Meer sinn die Ferschte heutzutah!...
Was mer em Schtädter nor seelbiete mah.
Alles iss theu'r, loscht't e Heedrgeld —:
Juhe! Der Bauer iss heut' Ferscht uff der Welt!
Wanner', wer will, aus der grüne Palz,
Eich sein kee(n) Esel so, meer gefallt's!
Hannche, noch e Tröppche!...

Auflösung der Charade in № 15:
Waldfischbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 17. Speyer, Dienstag, 25. Februar 1862.

Eine alte Geschichte.

Nach Acten erzählt von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Er hatte sich während der letzten Worte schon erhoben, in die Tasche gegriffen und die Mütze fester ins Gesicht gedrückt. „Schade, daß du nicht mitkommen und mein Gast sein kannst," setzte er hinzu. „Ich glaube, Huberta's herziges Wesen kurirte Dich von Deiner Lust zum Vagabondiren. Na, glücklich ist, wer vergißt, was mal nicht zu ändern ist. In einigen Stunden bin ich wieder hier. —" Er warf ein Beutelchen über den Bach, worin es wie leichte Münze klimperte... „Und vergiß mir die Preußen nicht," ergänzte Hempel, lachend das Beutelchen fangend. Johannes sprang den Abhang hinab und verlor sich in einem Waldpfad.

Cornelius blieb noch eine Weile sitzen, brütend über einem Plane, wie er seinen arglosen Jugendfreund hinüber locken könne, um sich fünfhundert Gulden zu verdienen. Er öffnete das Beutelchen. Es enthielt wohl zwei Gulden Kupfergeld. Langsam hob er seine Beine, setzte sie vorsichtig auf den Rasen und überließ sich abermals einem grübelnden Sinnen. „So geht's!" murmelte er plötzlich und suchte in seiner Tasche nach etwas. Endlich kam ein Ordenskreuz zum Vorschein, das er sorgfältig, aber halb versteckt, auf der Brust seines Rockes befestigte, dann nahm er ein schwarzes Tuch hervor, hing den Arm hinein, klebte ein großes schwarzes Pflaster über die Wange bis zur linken Schläfe hinauf, strich die Seitenlocken seines schlecht frisirten Kopfes tief in die Stirn und besah sich in diesem Costüm eines Invaliden im Spiegel des von der Abendgluth überwobenen Wassers. Er war zufrieden mit seiner Toilette, obwohl ihm seine kürzlich abhanden gekommene Uniform noch lieber gewesen wäre. Darauf erhob er sich schnell und schlug nicht den Weg nach der Waldschenke, sondern den nach einem seitwärts liegenden Dorfe ein, wo ein Trupp Cordonisten zur Sicherung der Landesgrenze einquartirt war. Seine Absicht ging dahin, einige derselben zu benutzen, wenn es auf eine Ueberwältigung seines Freundes ankommen sollte. Dazu brauchte er eine lügenfertige Zunge und einige Kreuzer zu Branntwein, welcher der Köder sein sollte, sie seinen Zwecken willfährig zu machen. Es bedrückte sein Gewissen nicht im Geringsten, daß diese Mittel von seinem Opfer herbei geschafft waren. Er lag schon viel zu tief in den Fesseln der Nichtswürdigkeit, um seinem Gefühle den geringsten Einwand zu gestatten.

Während also Cornelius zum Dorfe hinab glitt, schleichend wie eine Schlange, die das Verderben in ihrem Giftzahne birgt, schlüpfte Johannes seeleuvergnügt auf dem andern Ufer des Baches entlang und erreichte sein Haus in dem Momente, wo eine junge hübsche Frau auf die Schwelle trat, um nach ihm auszuschauen. Sie legte beide Arme um seinen Hals, als sie ihn so unerwartet vor sich erblickte und sagte mit zufriedenem Lächeln: „Da bist du ja, Hannes. Herr Gott, wie klopfte mir aber das Herz vor Angst, als ich daran dachte, daß die Botschaft des kleinen Friedemann eine Falle gewesen sein könne, dich über die Grenze zu bringen. Wer war's denn, der auf dich wartete?" „Der Cornelius, —" antwortete der junge Mann, etwas scheu in ihr Gesicht blickend. „Er ist Soldat gewesen, ist desertirt und darf deshalb nicht in's Dorf, Huberta." „O das ist ganz gut. Wir brauchen ihn hier auch nicht!" rief die junge

Frau eifrig. — „Dem armen Teufel geht es schlecht. Er hungert und hat keinen Kreuzer im Sacke.“ Huberta sah ernsthaft ihren Mann an. Ein eisiger Schauder jagte alle Röthe von ihrem hübschen Gesichte. „Ich habe ihm ein Abendbrod und Geld versprochen!“ setzte Johannes hinzu. „Beides soll er haben,“ brachte jetzt die junge Frau mühsam heraus. „Aber nicht seinetwegen, sondern seines Vaters, des guten Magisters wegen.“ „Ich will es ihm hintragen nnd eine Flasche von unserm Hochzeitswein dazu.“ „Du selbst?“ fuhr Huberta zusammenschreckend dazwischen. „Thu es nicht, Hannes. Laß den Knecht oder die alte Ehrentraut gehen.“ „Nein. Sie kennen ihn und die Demüthigung muß ihm erspart werden,“ erklärte der junge Mann fest und entschieden. „Ich denke ihm zwanzig Thaler zu geben — hast Du nichts dagegen, Huberta?“ „Nein, nein! Wenn Du selbst nur nicht nochmals mit ihm zusammen kommst,“ eiferte die Frau. Johannes umschlang sie und sah ihr zärtlich in's Auge. „Was fürchtest Du, Liebste?“ fragte er. „Meinst Du, ich könne straucheln, nachdem ich Dich als Preis davon getragen habe?“ „O, Euch Männern ist nicht allzufest zu trauen,“ flüsterte die junge Frau beklommen. „Verbotene Früchte sind gar zu süß!“ „Fürchte nichts, Liebste!“ betheuerte der Mann. „Dein Fluch soll mich treffen, wenn ich das thun könnte.“ Huberta schmiegte sich voller Zärtlichkeit an ihren Ehemann. „Es wäre auch mein Tod;“ flüsterte sie in sein Ohr hinein. „Aber so schlimm wie der Cornelius bist Du noch nie gewesen.“ „Nein, Liebste! meine Hand hat sich niemals an fremdem Eigenthum vergriffen, und meine Thorheiten waren Schelmenstreiche, während sich die seinigen bis zu Schurkenstreichen verstiegen. Ich bin in meinem Jugendübermuth zu weit gegangen, das gebe ich Dir zu, allein —“ „Man konnte Dir deshalb nie gram werden!“ fiel Huberta lachend ein. Nach einem herzlichen Kusse trennte sich das Ehepaar und die Frau eilte in die Küche, um Eier auf Schinken zu schlagen und Brod, Butter, Käse und Wurst in einen Handkorb zu packen. Johannes lief in den Keller, um eine Bouteille Wein hinzuzufügen. Das Geld hatte er schon in der Tasche. Als Alles fertig war, hatte eben die Sonne ihre letzten Strahlen über das Thal hinweggesendet, und es wurde nun ziemlich schnell dunkel. „Laß mich mitgehen, Lieber,“ bat Huberta, indem sie ihrem Manne das Körbchen an den Arm hing. „Mir ist so angst!“ „Gilt Dir denn mein Wort gar nichts, Beste,“ erwiederte Johannes etwas gereizt. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Dein Fluch mich treffen sollte, wenn ich mich wieder auf Irrwegen finden ließe?“ „O, ich könnte Dir nimmer, nimmer fluchen, mein Hannes,“ sprach die junge Frau sehr weich und traurig. „Eile aber, daß Du zurückkommst.“ „Gewiß thu ich das, gute liebe Huberta!“ versprach ihr der Mann und ging. —

Der Abend verging jedoch und Johannes kam nicht wieder. Die Nacht verging — der Tag verging — die Woche verging — der Monat verging — ein Vierteljahr verging — Johannes Franzlau war und blieb verschwunden, trotzdem man der armen, verzweifelten Huberta zu Liebe überall Nachfragen und Nachforschungen anstellte. Niemand hatte ihn an jenem Abende gesehen, Niemand das Geringste von ihm gehört. Nach Ablauf des Vierteljahres wurde Huberta Mutter eines kleinen Mädchens. Still und stumm trug sie ihr tiefes Leid. Wenn das rosige Kind sie mit des Vaters braunen Augen anblickte, so flossen ihre Thränen, aber sie fluchte ihm nicht! „Ich habe dies Schicksal verdient,“ sagte sie heimlich zur alten Ehrentraut, die seit Jahren ihres Vaters Wirthschaft geführt und Alles eingerichtet und geordnet hatte. „Ich habe meinen Johannes trotz aller Warnungen doch geheirathet. Mein guter Vater hat's tausend Mal gesagt: Wer auf den Franzlau traut, der hat auf Sand gebaut. Jetzt sehe ich, daß er Recht hatte. Kaum ist der Cornelius wieder als Versucher erschienen, so hat es ihn fortgezogen von Haus und Hof und Weib und Kind. Aber Muhme Ehrentraut, fluchen will ich ihm nicht — fluchen kann ich ihm nicht, — obwohl er mich schmählich verlassen, als ich Mutter werden sollte. Wenn das mitgenommene Geld verzehrt und der Winter vor der Thür ist, dann wird der wilde Zugvogel schon wiederkommen.

Ich will nicht ganz verzagen und ihm niemals Böses wünschen.“ So klagte die arme hübſche Frau. Sie verrechnete ſich jedoch, denn der Winter brach herein, ſehr kalt, ſehr naß und neblig, Johannes kam aber nicht heim ins Dorf. Das Weihnachtsfeſt war vor der Thür. Huberta's holdes Geſicht zeigte endlich die Spuren ihres bittern Grames. Sie ſah bleich und verhärmt, trübſinnig und elend aus. Jede Miene des Frohſinnes war erloſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Gräber der deutſchen Kaiſer und Könige.

Von der „Geſchichte der deutſchen Kaiſer und Könige,“ welche der Stadtamtmann Dr. J. Ph. Benkart zu Frankfurt a. M. als Commentar zu den Bildern des „Kaiſerſaals“ mit ebenſoviel patriotiſchem Sinn als Sachkenntniß verfaßt hat, iſt ſoeben die dritte Auflage (Frankfurt a. M., H. Keller) erſchienen. Wir entnehmen ihr die intereſſante Zuſammenſtellung über die Grabſtätten der deutſchen Kaiſer und Könige. Im 12. Jahrhundert wurde Karl der Große durch den Gegenpapſt Paſchalis III. heilig geſprochen. Friedrich Barbaroſſa traf zu ſeiner Verehrung beſondere Anordnungen, welche Karl IV. ſpäter erneuerte, und noch jetzt hat er in der Domkirche zu Frankfurt, ſowie zu Aachen und an einigen andern Orten einen Altar. Als gegen Ende des 10. Jahrh. Otto III. das Grab ſeines großen Vorgängers öffnen ließ, fand man deſſen Leiche im Gewölbe ſitzend und noch wohl erhalten. Eine zweite Oeffnung fand ſtatt, als Friedrich I. bei Gelegenheit der Heiligſprechung die Gebeine erheben und in einen Sarg von Marmor legen ließ, an deſſen Stelle Friedrich II. dann einen von den Bürgern in Aachen geſtifteten koſtbaren Schrein ſetzte. Der goldene oder vergoldete Bogen nebſt Bildniß und Epitaphium, welche man nach Einhardt über dem Grabe errichtet, ſind längſt verſchwunden und wahrſcheinlich ſchon in der normänniſchen Verwüſtung 881 zu Grunde gegangen. Gegenwärtig ſieht man zu Aachen ſtatt eines Grabmals nur eine Steinplatte mit der Inſchrift Carolo Magno. Ueber derſelben hängt der coloſſale Kronleuchter von vergoldetem Kupfer, welchen Friedrich I. dahin geſtiftet hat. Schrein und Sarkophag, ſowie einige Reliquien Karl's werden in Aachen auch noch gezeigt. Ludwig der Fromme erhielt ein ſchönes Grabmal in der St. Arnuthkirche in Metz, einen auf Löwen ruhenden Sarkophag, auf welchem die Statue des Kaiſers wie auf einem Bett liegt. Die St. Arnuthkirche wurde im 16. Jahrhundert von den Franzoſen zerſtört und das Denkmal in die Dominikanerkirche verſetzt, welche im 17. Jahrh. an die Benedictiner überging. Auch aus dieſer iſt es verſchwunden; es wurde wahrſcheinlich in der Revolutionszeit abgebrochen. Von den Grabmälern Ludwigs des Deutſchen und Ludwigs des Jüngern, welche Freher († 1614) noch zu Lorſch geſehen, iſt keine Spur mehr vorhanden. Karls des Dicken Grabſtätte zu Reichenau im Bodenſee iſt nicht ganz ſpurlos verſchwunden. Ein hellerer Stein im Kirchenboden des Chors neben der Sacriſteithüre bezeichnet ſie. Ueber derſelben iſt eine lateiniſche vom Biſchof J. Franz Schenk von Staufenberg geſetzte Inſchrift Die Gebeine wurden leider in den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts bei der Oeffnung des Grabes durch den Architecten Gmelin herausgenommen und auf dem Kirchhof beerdigt. Arnulf iſt im St. Emmeranskloſter zu Regensburg begraben; ſein Grabmal iſt ſeit einem großen Brande, welcher 1642 die Kirche verwüſtete, verſchwunden. Konrad I. ward zuerſt zu Weilburg, wo er ſtarb, beigeſetzt und dann nach Fulda gebracht; an beiden Orten iſt von einem Grabmal nichts mehr vorhanden. Das Grabmal Heinrichs I., welches in der Stiftskirche zu Quedlinburg noch zu ſehen iſt, beſteht aus einer ſehr verwitterten Marmortafel, welche auf Füßen ruht. Das Grabmal Otto's I. in dem von ihm gegründeten, 1207 abgebrannten Dome in Magdeburg beſtand aus einer Marmortafel mit einer Inſchrift, umgeben von einer ſilbernen Einfaſſung, welche letztere ſeit 1631 verſchwunden iſt; auch die Inſchrift iſt unleſerlich geworden. Die Ueberreſte des Grab-

mals Otto's II. zu Rom bilden kein Ganzes mehr, sondern sind zerstreut und in einzelnen Stücken an verschiedenen Orten aufgestellt. Die Grabstätte war in der Vorhalle der alten Peterskirche. Otto's III. Grabstätte wird in dem Chor der Domkirche zu Aachen gezeigt, das Grabmal selbst aber, welches von Marmor war, wurde zur Zeit der französischen Herrschaft abgebrochen und entfernt. Von Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde waren zwei jetzt verschwundene Grabmäler im Dom zu Bamberg; das gegenwärtig daselbst befindliche wurde unter der Regierung des Fürstbischofs Georg III. Schenk von Limburg (1505—22) von dem Künstler Tielmann Riemenschneider aus Würzburg in Marmor ausgeführt und besteht aus einem großen mit Sculpturen verzierten Sarkophag, auf welchem die Figuren des kaiserlichen Paares in hocherhabener Arbeit zu sehen sind. Die zur Zeit der französischen Invasion 1689 zerstörten Grabmäler Konrad's II. und seiner Nachfolger in Speyer bildeten zwei Monumente, jedes von vier Gräbern mit vier besonderen Epitaphien. Gegenwärtig schmücken die Kaiserhalle des Speyerer Domes acht Statuen, die von Konrad II., Heinrich III., IV. und V., Philipp, Rudolf I., Adolf, Albrecht I.; für Rudolf und Adolf sind außerdem noch Bildsäulen in der Kirche errichtet. Das Grabmal Lothar's von Sachsen ist in der Stiftskirche von Königslutter zu sehen. Es wurde 1620 geöffnet und 1708 erneuert. Für das Grabmal Konrad's III. wird eine Reiterstatue in hocherhabener Arbeit gehalten, welche in Stein gehauen an der Seite des Georgenchors im Dom zu Bamberg zu sehen ist. Friedrich I. ist nach Einigen in Tyrus, nach Andern in Antiochia beerdigt. Heinrich's VI. Grabmal ist ein Sarkophag von Porphyr, der auf Füßen und unter einem Säulendache steht, im Dom zu Palermo. 1783 wurde es eröffnet. Otto's IV. Gebeine ruhen in der St. Blasiuskirche zu Braunschweig. Nachdem sein früheres Grabmal verschwunden war, ließ Herzog Anton Ulrich 1707 ihm ein Monument errichten. Friedrich's II. Grab ist in derselben Form bezeichnet und findet sich an derselben Stelle wie das Heinrich's VI.; gleich diesem wurde es 1783 geöffnet und die Leiche wohl erhalten, in köstlichen Gewändern, mit einer Krone geschmückt, das Schwert an der Seite, gefunden. Heinrich Raspe, der sog. Pfaffenkönig, liegt in der St. Katharinenkirche zu Eisenach begraben, wo seine Grabstätte seit der Säcularisirung des dortigen Klosters verschwunden ist. Die Ruhestätte seines Nachfolgers Wilhelm von Holland ist zu Middelburg in Seeland. Konrad's IV. Leiche soll zu Messina in einer bei der Leichenfeier ausgebrochenen Feuersbrunst verbrannt sein. Enzio's Epitaphium ist in Bologna noch zu sehen. Manfred's Leiche ließ der Erzbischof von Cosenza an den Rand des Verdeflusses werfen, den Raben zum Fraße (Dante). Konradin liegt in der Kirche San Carmine in Neapel begraben. Heinrich's VII. Grabmal von weißem Marmor, welches sich im Dome von Pisa befand, ist abgebrochen und in dem dortigen Campo santo von Neuem errichtet worden. Das herrliche Grabmal Kaiser Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche zu München ließ Herzog Max über dem früheren Grabstein, der selbst einen Theil davon bildet, nach dem Entwurf von Peter de Witte (Candid) aus Brügge 1622 errichten. Friedrich der Schöne liegt im Kloster Maurbach bei Wien begraben, das er gestiftet. Sein Grabmal wurde 1683 von den Türken beschädigt, nachher aber wieder restaurirt. Günther's von Schwarzburg Grabmal ist im Chor der Domkirche zu Frankfurt 1857 restaurirt.

(Schluß folgt.)

---

* Palindrom.

So oft ich dich umkreise,
Seh'n deine Augen trüb;
Und wie ich rückwärts heiße:
Es ist dir werth und lieb.

Freisbach. Gutermann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Samstag, 1. März 1862.

Eine alte Geschichte.

Nach Acten erzählt von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Am Weihnachten kam alljährlich ein Jude in's Dorf mit seinen bunten Handelsartikeln, die zum Christfeste gekauft wurden. Der Jude war noch ein junger Mann, vielleicht ein Dreißiger, allein in seinem Kaftan und der unsaubern Kappe, die er tief über die Augen zog, sah er älter aus, und man nannte ihn gewohnheitsmäßig den alten Manasse. Wenn er einfuhr in's Dorf mit seinem niedrigen Wägelchen, das mit grünem Wachstuch überzogen und mit einem kleinen Pferdchen bespannt war, so lenkte er immer erst nach dem Freihofe, um zu sehen, was die gute Huberta, die seinem Töchterchen Rebekka einst vor Jahren eine Wohlthäterin geworden war, machte. Seine Rebekka hatte fürchterliche Krämpfe gehabt damals und Huberta kaum funfzehn Jahre alt, das kleine Kind in ihr Haus geholt, ihm Thee gegeben, es in Betten herumgetragen, bis es still geworden und eingeschlafen war. Dann war sie darauf bestanden, das kleine zweijährige Mädchen so lange bei sich zu behalten, bis ihr Vater, der seine Frau verloren hatte, wieder zurückkam von Troppau, wohin er zum Weihnachtsmarkte fuhr. Diese Gutthat vergaß der Manasse nicht. Seine Rebekka war jetzt ein kräftiges Mädchen von acht Jahren, das dem Papa schon an die Hand ging, die Trommel schlug, wenn sie in den Dörfern einzogen, und das Pferdchen mit bunten Bändern schmückte, um die Leute anzulocken. Es war ein kluges und schlaues Kind, eben so wie ihr Vater Manasse ein kluger und schlauer Mann genannt werden konnte. Dieser Jude Manasse fuhr also am Sonntag vor Weihnacht vor den Freihof, und er selbst öffnete leise die Stubenthür, um sein „Gott grüß" hinein zu rufen. Aber ganz erschrocken hielt er inne, als er Huberta erblickte, wie sie bleich und mager ihre kleine Johanna vom Schooße empor hob und ihm entgegen schritt. „Gott meiner Väter," sagte er gefühlvoll, „ist die junge Frau krank, daß sie aussieht wie ein Bild des Todes. Hat Gott sie nicht gesegnet mit diesem Kindlein und doch rinnen Thränen aus ihren Augen? O sagt mir doch Frau Huberta, sagt mir doch, was Euch fehlt, daß Euch Eurer Herzeleid so entsetzlich aus dem Gesichte spricht." „Hat es Euch noch Niemand gesagt, daß mein Mann davon gegangen ist?" fragte Huberta unter rinnenden Thränen ihr Kind küssend. „Euer Mann Johannes? Euch verlassen, aus freien Stücken? Das ist nicht wahr!" rief Manasse heftig bewegt und seine Augen glühten vor Entrüstung. „Eben so wenig wie ich jemals würde verlassen haben die Mutter meiner kleinen Rebekka, eben so wenig hat der Franzlau seine Herzliebste verlassen. Nein gute Frau, wenn Euer Mann ist fort, so muß das einen andern Grund haben. Wißt Ihr, wo er ist, so will ich hingehen und ihn ausforschen." Huberta fühlte sich wunderbar getröstet von des Juden Meinung. Schon öfter war ihr der Gedanke an den Preis, der auf seinen Kopf gesetzt gewesen, aufgestiegen, allein sie hatte ihn stets verworfen, weil er nicht in Zusammenhang mit Cornelius Hempel gebracht werden konnte. Jetzt gab sie dem Gedanken mehr Raum und sagte plötzlich: „Guter Gott, dann wäre es möglich, daß die Oesterreicher ihn aufgegriffen hätten. Im Leobschützer Blatte sollen Dem fünfhundert Gulden versprochen worden sein, der meinen Mann, weil er einem preußischen Husarenregimente als

Digitized by Google

Führer gedient, in Troppau abzuliefern im Stande sei."

Manasse hatte mit einer gewissen erschrockenen Aufmerksamkeit zugehört und sich mehrmals stark gegen seine Stirn geschlagen. „War das im August etwa?" fragte er sinnend. „Ich hab's nicht selbst gelesen, aber davon gehört. War's inmitten des August's? Hm? Nun so ist die Sache richtig, und ich bin beinah dabei gewesen, als sie den Johannes gebracht haben, aber ich dacht' ja, es gäbe mehr Franzlau's in der Welt —" Huberta fuhr freudeglühend auf ihn ein. „Manasse — fordert was Ihr wollt, nur sagt mir, was Ihr wißt! — o guter Gott, wenn mein Hannes unschuldig wäre und den bittern Vorwurf nicht verdiente, den ich ihm stillschweigend täglich gemacht. O guter Manasse — wo habt Ihr etwas von ihm gesehn und gehört?" „Ich will's Euch erzählen ganz kurz. Ich saß im Wirthshaus da unten im Grenzdorfe. Da kam ein Herr, er hatte Ordenssterne auf der Brust und Pflaster auf den Wangen. Der setzte sich zu zwei Soldaten, Stockböhmen Er redete sie an in ihrer Heimathsprache. Ich kenne sie aber auch, die Czechensprache. Der Herr gab sich ein groß Air und vertraute denen, daß er im Dienste des Staats reise, um den Franzlau zu fangen. Sie sollten ihm helfen. Er nannte sich Baron Turazeck, sah aber aus, wie des Magister Hempel Sohn Ich dachte, es sei ein Schelmstück und hört' nicht weiter darauf. Abends kamen sie alle Drei mit einem Wagen daher und fuhren grades Weges nach Troppau. Ich kam nächster Tage auch dorthin und fand die zwei Böhmen, die zum Cordon gehörten, im Wirthshaus. Sie schimpften, daß sie nach Kosel sollten, um verhört zu werden, wüßten doch nichts. Dabei erzählten sie, daß der Herr Baron Turazeck ein Menschenverkäufer sei. Der, den sie daher gebracht, der habe nicht über den Bach gewollt, habe eine Flasche Wein und sonst noch Delikatessen gehabt, die er dem Baron, der accurat aussah wie Hempels Cornelius, über den Grenzbach hingereicht hätte Der Baron habe gefressen, als hätte er zwei Tage nichts Eßbares gesehen. Eine Flasche Wein sei von ihm ausgekippt, als wäre es Wasser gewesen. Dann aber hätte er die leere Flasche dem drüben Stehenden wiederzugereicht und als der arglos zugegriffen, hätte er ihn mit Löwenkraft gepackt und übers Wasser gerissen, hätte ihm einen Faustschlag vor den Kopf versetzt —" Huberta schrie laut auf — „daß er taumelnd niedergesunken, ehe er nur einen Laut hervorgebracht, hätte ihm einen Knebel in den Mund gesteckt und dann erst die versteckten Soldaten herbei gerufen." „Er ist todt, Manasse," jammerte jetzt die Frau. „Der Unmensch hat ihn todtgeschlagen." „Nicht doch. Er lebt! Für einen todten Menschen hätte die Kriegskasse keine fünfhundert Gulden gezahlt. Und der Baron Turazeck hat den Sündenlohn wirklich gekriegt, wie ich im November vom Wirth in Troppau gehört habe." „Wohin haben sie denn meinen Mann gebracht?" Manasse zuckte die Achseln „Vielleicht wird er sitzen noch in Kosel!" meinte er. „Ich werde die Sache nehmen in die Hand, Frau Huberta. Ich schulde Euch noch das Leben meines Rebekkchen — dafür will ich Euch wiederbringen Euren Johannes, so wahr Gott lebt. Aber nun getröstet Euch nur gute Frau. Seht mal, da kommt gesprungen meine kleine Kalle — ist's nicht ein lieb Kind? Komm Rebekkchen, küß der Frau die Hand und sieh, was Gott für Segen dem Haus während dem gebracht!" Die kleine Rebekka kam rasch herein und wurde von Huberta zärtlich umarmt und geküßt. Manasse sah es stumm an. Sein Vaterherz weidete sich an einer Scene, die ihm wohl that, und er murmelte für sich den Schwur, der Frau, die so gut an seiner Tochter that, zu helfen auf alle Weise. Für den Augenblick ging er aber so ruhig seinem Geschäfte nach, als hätte er gar nichts anderes im Sinne als dieses. Huberta fühlte sich wie neu belebt bei dem Gedanken, nicht Schuld, sondern ein Unglück hielte den Mann von ihrer Seite entfernt, obwohl sie sich sagen mußte, daß er ihr noch sicherer auf ewig verloren sein könne. Sie sprach nun von ihrem Leide, sie klagte und jammerte darüber. Damit weckte sie die Sympathie für sich, und eines Tages zogen die frühern Genossen des lustigen

Johannes Franzlau auf eine andere Jagd als auf Hasenjagd aus. Sie wollten den boshaften Cornelius Hempel, der sich, wie Manasse erfahren, nahe der Grenze in einem Städtchen befand, auf preußische Reviere treiben. Manasse hatte ihnen den richtigen Weg gezeigt, wie sie ihren armen Jugendfreund rächen und den Bösewicht bestrafen könnten. Er war schlau und klug genug einzusehen, daß nur von gerichtlicher Seite eine Auslieferung des Johannes als preußischer Unterthan betrieben werden könne, und er setzte es vermöge einiger Ueberredung wirklich durch, daß sich die jungen Wildschützen des Dorfes auf den Fang des Verräthers begaben. Es gelang ihnen, den Herrn Baron Turazeck, der seine letzten Gulden des Judaslohnes noch in der Tasche trug, zu fangen und ihn als Cornelius Hempel den Gerichten zu überantworten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräber der deutschen Kaiser und Könige.

(Schluß.)

In der St. Veitskirche zu Prag befindet sich ein großes Mausoleum, unter welchem die Reste Karl's IV. und aller folgenden Kaiser und Könige, welche zu Prag begraben worden (Wenzel, Ferdinand I., Max II. u. A.) in einer gemeinsamen Gruft beigesetzt worden sind. Der Stifter dieses Mausoleums ist Rudolf II., der selbst seine Ruhestätte hier fand. Rupert's einfacher, aber schöner Grabstein mit seinem darauf befindlichen Bilde, wahrscheinlich nur der Rest eines größeren Monumentes, ist in der Heiligengeistkirche in Heidelberg noch zu sehen. Siegmund liegt in der St. Ladislauskirche in Großwardein begraben. Die Begräbnißstätte Albrecht's II. ist die Königl. Gruft zu Stuhlweißenburg. Das prachtvolle Grabmal Kaiser Friedrich's III. in der Stephanskirche zu Wien ist ein Werk des Bildhauers Nikolaus Lerch aus Straßburg. Dem Kaiser Max I. ließ sein Enkel Ferdinand I. den berühmten, von vielen Standbildern umgebenen Kenotaph zu Innsbruck errichten; begraben liegt Max in Wiener Neustadt. Karl's V. Leiche wurde von Granada 1655 nach dem Escurial verbracht und in der Königl. Begräbnißkapelle, Pantheon genannt, beigesetzt. Das Gebäude ist von Juan de Herrera, die Bildsäule von Pompeo Leoni. Kaiser Matthias Grabstätte, sowie die der meisten folgenden Kaiser und Könige ist in der kaiserlichen Gruft der Kapuzinerkirche in Wien. Die Herzen der kaiserlichen Familienglieder werden in der Augustinerkirche aufbewahrt. Ferdinand II. aber ist in seinem Geburtsort Grätz beerdigt, wo auch das Mausoleum zu sehen ist. Es ist eine Kapelle neben dem Dom mit einem Porticus, im Innern mit Marmor, Stuccaturarbeit und Frescobildern reich ausgestattet. Leopold's II. Grabmal von Zauner befindet sich in der Augustinerkirche zu Wien.

Justus Kerner's Begräbniß.

Weinsberg, den 24. Febr. Seit Sonntag Vormittag weht eine große Trauerflagge auf dem südöstlichen Thurm der Weibertreue, zum Zeugniß, welch großen Verlust die Stadt Weinsberg durch den Tod Justinus Kerner's erlitten hat. Er hinterließ vom Jahr 1850, neu bestätigt 1857, die schriftliche Verfügung, „daß an seinem Leichenbegängnisse nur ein Geistlicher, sein Sohn, sein Schwiegersohn und ein guter Freund ihn begleiten, daß kein Gesang ertönen, keine Rede, nur ein stilles Vaterunser am Grab gesprochen werden solle.“ Dieser klaren Bestimmung gemäß konnte man den Todten, wenn man seinen Willen ehren wollte, nicht mit Ehren überhäufen, konnte also auch dem Wunsche des hiesigen und des Heilbronner Liederkranzes, am Grabe einige Strophen zu singen, nicht entsprechen. Von der Begleitung konnte man freilich Niemand abhalten, und es konnte sich ja jeder für diesen einen guten Freund halten. So wurde heute der

reich bekränzte Sarg von Männern aus der hiesigen Bürgerschaft, die sich freiwillig dazu angeboten hatten, vom Trauerhause bis auf den Kirchhof nicht geführt, sondern getragen, kein Wagen folgte der Leiche, die ganze zahlreiche Begleitung, Anverwandte und Freunde, gingen zu Fuß. Der schwäbische Sängerbund und der Stuttgarter Liederkranz, deren Ehrenmitglied er war, hatten den Hinterbliebenen herzliche und ehrende Beileidsschreiben geschickt, nebst Lorbeerkränzen, welche, sowie auch der vom hiesigen Frauenverein übersandte, auf dem Grab niedergelegt wurden. Als Vertreter der schwäbischen Dichterschule waren die alten Freunde und Jugendgenossen, Uhland und Mayer, von Tübingen herbeigeeilt, Herr Präsident Köstlin von Stuttgart hatte sich angeschlossen, die beiden Söhne des verstorbenen Grafen Alexander von Württemberg erwiesen dem treuen Freunde ihres Vaters die letzte Ehre, eine große Zahl Heilbronner Freunde und Verehrer vereinigte sich mit den hiesigen. Als der Zug am Grabe ankam, trat Herr Stadtpfarrer Bauer von Löwenstein, Gatte einer Enkeltochter Kerners, Sohn eines andern, zu früh hingegangenen schwäbischen Sängers, des Professors Ludwig Bauer von Stuttgart vor das Grab. Es umstanden dasselbe von den nächsten Angehörigen der Sohn mit seinen zwei Kindern, die verwittwete Tochter mit 3 Kindern, der Schwiegersohn und Herr Generallieutenant v. Baur. Nach Mittheilung des geistlichen Grußes verkündigte Bauer obengenannte Willensbestimmung des Verstorbenen, forderte zu einem stillen Vaterunser auf und sprach die Einsegnungsworte. Darauf trat ein hiesiger mit Kerner längst befreundeter Bürger vor und sprach für sich ein Lebewohl; ein Mitglied des Gemeinderaths drückte im Namen desselben den Dank der Stadt für des Verstorbenen Verdienste um Weinsberg in kurzen Worten aus und warf einen Lorbeerkranz ins Grab, und ein Mitglied des hiesigen Liederkranzes senkte und schwenkte unter wenigen passenden Worten die umflorte Fahne des Vereins über dem Grabe. Die Feierlichkeit war zu Ende. Der alte Sänger (er wurde 75 Jahre 5 Monate, 3 Tage alt) ruht nun an der Seite seiner 1854 verstorbenen Gattin, seiner „lieben, treuen Hand," der er in den „Winterblüthen" so sehnsuchtsvolle Klagen nachgesungen hat. Deutschland ist wieder um einen Sänger ärmer, Weinsberg aber seines Magnets beraubt.

Miscellen.

Einem Berichte Boudin's entnehmen wir folgende interessante Daten über die Statistik der Selbstmorde in den verschiedenen Staaten Europa's für (1861). In Belgien kamen 57 Selbstmorde auf eine Million Einwohner, in Schweden 67, in England 86, in Frankreich 100, in Preußen 108, in Sachsen 204, in Genf 265, in Dänemark 288. Die Art der Selbstmorde ist auch in den verschiedenen Ländern eine sehr verschiedene, so ist bei dem scandinavischen und deutschen Volksstamme das Erhängen beliebt, das Gift ist ein Lieblingsmittel der Schweden, während bei den Franzosen das Erschießen am häufigsten vorkommt.

Der jüngst in Wien verstorbene Castelli hat vor einigen Jahren sich selbst folgende Grabschrift verfaßt:

Hier liegt ein Mann, der treu ergeben
Der Kunst gewesen und der Ehr,
Er war nicht viel in seinem Leben,
Und jetzo ist er gar nichts mehr!

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste brüllt, das Zweite redet,
Schlimm, wenn das Ganze dich befehdet.

Auflösung des Palindroms in № 17:
Rebel. Leben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 19. Speyer, Donnerstag, 6. März 1862.

Eine alte Geschichte.

Nach Acten erzählt von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

So weit war also den empörten Gefühlen der Frau Huberta ihr Recht geschehen. Sie hatte nur weiter keinen Vortheil davon als die Hoffnung auf Bestrafung des nichtswürdigen Mannes, der sie ihres Gatten beraubte. Die Untersuchung ging langsam ihren Gang. Der Winter verfloß allmälig und Huberta hörte weiter nichts von den Erfolgen derselben, als daß Cornelius seine Schandthat eingeräumt habe, daß er jedoch durchaus nicht wisse, was aus Johannes geworden sei. Manasse war mittlerweile unermüdlich gewesen, aber vergebens bot er den Töchtern der Gefangenaufseher seine Waaren zum halben Preise, nirgends eine Spur von Franzlau; der General von Knebel war zu einer harten Festungsstrafe verurtheilt worden, die er in Brünn abbüßen sollte. Das erfuhr Manasse endlich und zwar fast zugleich mit der Nachricht, Cornelius Hempel sei verurtheilt zu lebenslänglicher Gefangenschaft, wenn durch seine Bosheit der betrogene Johannes Franzlau Schaden an seiner Gesundheit gehabt hätte oder seiner Freiheit auf immer beraubt wäre. Im Falle dies nicht wäre, so würde die Verurtheilung gemildert und bis auf zehn Jahre herabgesetzt werden. Durch dies Urtheil fand das Gericht eine nothwendige Veranlassung, sich nach dem Schicksale Franzlaus zu erkundigen. Auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg. Man fürchtete vielleicht Mißhelligkeiten über die Verhaftung des jungen Mannes, der wider alles Völkerrecht über die Grenze geschleppt worden war; genug die Antwort lautete ausweichend und ließ durchblicken, daß man sich auf nichts einlassen werde, was den eingelieferten Spion beträfe. Diese Nachricht warf Huberta in eine trostlose Hoffnungslosigkeit zurück. Sie hatte fest darauf gebaut durch die Gerichte ihren Mann wieder zu bekommen und nun war jeder Weg dazu abgeschnitten.

Neun Monate war Johannes fort. Das Thal grünte und blühete. Sein kleines Töchterchen gedieh, wuchs und entwickelte sich, und Alles dies sollte Jahr für Jahr fortgehen, ohne daß er seinem Glücke wieder gegeben werden konnte? Trostloser als früher blickte die arme Frau in die Zukunft. Was half es ihr denn nun, daß Cornelius unschädlich gemacht war? Johannes' Loos wurde dadurch nicht erleichtert. In dieser Gemüthsverfassung trat eines Tages im Mai ganz unerwartet Manasse mit seinem Töchterchen ein und hielt ein langes, geheimes Zwiegespräch mit der trauernden Frau. Sein Wägelchen wurde in den Schuppen gefahren, sein kleines dickes Pferd in den Stall geführt und kräftig gefüttert. Zwei Tage blieb Manasse im Freihofe, ohne sich vor irgend Jemand sehen zu lassen. Sein Rebekkche aber spielte seelenglücklich mit der kleinen Hanna, hörte jedoch achtsam auf jedes Wort, das ihr Vater mit ihr und Huberta sprach. Dabei packte die alte Ehrentraut Kisten und Kasten voll Essen, Kleider und Kindersachen ein, setzte Alles verstohlen unter das grüne Verdeck des Wägelchens, welches diesmal weit weniger bunten Verkaufskram aufwies, als sonst, und am dritten Morgen ganz früh fuhr Manasse mit seinem Rebekkche, mit Huberta und ihrem Kinde den Weg hinauf, der nach Brünn führte. Manasse hatte ausgekundschaftet, daß Johannes noch lebte, daß er in Brünn gefangen gehalten würde und lebenslänglich zur Festungsarbeit verurtheilt

worden wäre. Nun galt es schlau sein, um den armen Gefangenen zu befreien. Er entwarf einen Plan, legte ihn Huberta vor, und sie waren jetzt auf dem Wege ihn auszuführen.

Es war ein langer und unsicherer Weg, den sie antraten. Die Gebirgsbäche waren vom zerflossenen Schnee zu Sturzbächen geworden und füllten die Flüsse und Ströme des Flachlandes bis zum Ueberlaufen. Die Passage wurde bisweilen gefährlich, man mußte Umwege machen, mußte die Höfe suchen und abgelegene Städtchen passiren, um nur die Vortheile einer Brücke zu gewinnen. Allein der Himmel war blau und die Sonne schien prächtig warm Huberta zeigte überall Muth und Besonnenheit, wenn es galt, Schwierigkeiten zu überwinden, obwohl ihre Stimmung deutlich die Qual ihres Herzens verrieth. Ihr Verstand sagte ihr, daß sie ihr letztes Hoffen auf's Spiel setzte. Wurde der Fluchtversuch, den man vorhatte, vereitelt, so war das Unglück Franzlau's größer als bisher. In Eisen geschmiedet, von Licht und Luft geschieden und feuchten Kerkermauern überantwortet, die sich ihm nie wieder öffneten, mußte er dann sein junges Leben durchseufzen, während er jetzt, wie Manasse selbst gesehen hatte, mit einer Schaar Leidensgefährten hinausgeführt wurde, um Basteien auszubessern und die Festungsgräben zu reinigen. Manasse war so klug gewesen, sich Franzlau nicht zu nähern, er hatte aber eine Gelegenheit gefunden, zu erfahren, daß diese Arbeiten lange dauern würden. „Gott der Gerechte wird uns beistehen, Frau Huberta, daß wir einen Moment ersehen, wo wir den Johannes können benachrichtigen lassen durch mein Rebekkche. Das Kind ist schlau und auf ein kleines Mädchen achtet Niemand." Je näher die kleine Karawane Brünn kam, desto heller leuchteten die Augen der jungen Frau. Ihr Herz erhob sich in der Sehnsucht nach ihrem Manne über alle Furcht. Sie war keine gewöhnliche Erscheinung, diese Huberta. Ihr ganzes Wesen war poetisch und ihre Bildung ging, ebenso wie die des Johannes, über die gewöhnliche Grenze damaliger Erziehungsresultate hinaus. Ihr Vater stammte aus guter Familie und war zur Zeit des ersten schlesischen Krieges von Werbern überrumpelt worden. Er hatte sich ins Unabänderliche gefügt, war zum Wachtmeister avancirt und hatte sich in die reiche Wirthschaft, die er seinem einzigen Kinde hinterlassen, hineingeheirathet. Seine tüchtige Schulbildung befähigte ihn, dies Kind besser zu bilden, als es Mode war. Daß sich die leicht entflammte Phantasie Huberta's durch den wilden Johannes Franzlau fesseln ließ, war ihm gar nicht recht gewesen, allein er war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß Widerstand da helle Flammen zu entzünden pflegt, wo ernste Mäßigung den Funken im Keim ersticken kann. Er starb darüber hin und Huberta wurde dennoch Johannes Weib.

(Forsetzung folgt.)

Die Augenheilanstalt in Wiesbaden.

*Vor einiger Zeit kam Einsender dieses auf einer kleinen Erholungstour durch das Taunusgebirge in die Stadt Wiesbaden. Auf dem Wege von der „Griechischen Capelle" herab, die gewiß kein Fremder unbeschaut lassen wird, sah er an einem geschmackvoll gebauten Hause in der „Capellenstraße" auf einem blauen Schilde mit goldenen Buchstaben die Worte angeschrieben stehen: „Augenheilanstalt." Das lebhafte Interesse an medicinischen Dingen bewog mich, in den Hof der Anstalt einzutreten und einen dort beschäftigten Diener zu fragen, ob es wohl nicht erlaubt sei, von der Anstalt einmal Einsicht zu nehmen? Ich erhielt alsbald zur Antwort, daß der Besuch der Anstalt nicht allein erlaubt, sondern dem Director derselben, Herrn Hofrath Dr. Pagenstecher, jederzeit sogar äußerst erwünscht nnd willkommen sei.

Ich lies mich dem Director melden, und wurde aufs Freundlichste und Zuvorkommendste sowohl von ihm selbst, als von seinen beiden Assistenten Dr. Sämisch und Dr. Arnold Pagenstecher empfangen. Es war 11 Uhr des Vormittags und die

sogenannte „ambulatorische Klinik“ hatte begonnen. Der ganze Vorsaal war mit Kranken angefüllt. Einer nach dem andern trat vor. Ich hatte vorher keinen Begriff von der Menge der Leiden und Krankheiten, die auf das edelste Organ des menschlichen Körpers einstürmen, sein Dasein und seine Kräfte gefährden, ja den Menschen in eine lange hoffnungslose Nacht zu bannen im Stande sein können. Da waren nun Kranke, die an der giftigen „ägyptischen Augenkrankheit“ litten, wieder andere, denen bei harter Steinhauer- oder Eisen-Arbeit ein abspringender Splitter in das Auge gedrungen, andere bei denen der Staar im Anzuge oder schon ausgebrochen war, Schielende, die sich nach Hilfe sehnten, auf den Armen weinender Mütter scrophulöse Kinder, denen die Augen ganz und gar verschworen waren u. s. w.

Sowie mich die Menge der Leiden des Auges in unheimliches Erstaunen setzte, in demselben Grade freute ich mich aber auch über die unbeschreibliche Freundlichkeit und Humanität, mit der die Leidenden von Seite des Herrn Hofrath Pagenstecher und der Assistenten berathen wurden und zwar, — — **alle unentgeldlich**. Als nun endlich ein armer Mann **aus der Bayer. Pfalz**, irren wir nicht, aus Speyer, dem der Knochenfraß an dem Schläfenknochen das Auge angegriffen hatte, zum Bleiben in der Anstalt ermahnt wurde, und er unter Thränen erklärte: „er sei ein armer Mann und dazu fehle ihm das Geld,“ da wurde ihm mit dem freundlichsten Gesichte gesagt: „Geldes bedürfe es hier nicht; er solle nur bleiben!“

Man merkte mein Befremden über diese Offerte und bemerkte mir nun: daß die Anstalt gerne Arme aus aller Herren Länder unentgeltlich aufnähme, und daß die einzige Bedingung der Aufnahme die Hilfsbedürftigkeit, also hier ein Augenleiden sei. Die Anstalt ist durch die Wohlthätigkeit, vorzüglich auf Anregen des Hofrath Dr. Pagenstecher gegründet, und wird durch freiwillige Beiträge, bei denen die hohe herzogliche Familie mit reichen Gaben oben an steht, erhalten, ist demnach ein Segen und eine Wohlthat nicht allein für die Stadt Wiesbaden und das Nassauer Land, sondern für alle benachbarten Länder. Die guten Augenärzte sind gewiß selten. Berlin mit seinem genialen Dr. v. Gräfe ist gar fern, nur Reiche können dort Hilfe suchen, dermalen und für lange Zeit vielleicht nicht einmal, da der Meister Gräfe leider schwer erkrankt, soviel wir wissen, in Nizza oder an einem Orte des südlichen Frankreich weilt. An der Wiesbadener Anstalt wirkt aber sein bester Schüler, ein Mann, der bei enormer wissenschaftlicher Gründlichkeit die Genialität und geschickte Hand seines großen Meisters besitzt, und dem sich Jeder mit vollem Vertrauen hingeben darf. Die Wiesbadener Anstalt ist die bedeutendste nach der Berliner, und sucht an Schönheit ihrer Einrichtungen ganz gewißlich ihres Gleichen. Bemitteltere Kranken, die in derselben höchst anständige Wohnung und die sorgfältigste Pflege genießen, zahlen in ihr nur ein höchst mäßiges Pensionsgeld.

Die „stationäre Klinik“ und in derselben die operirten Staarkranken (die mit Hilfe ihrer Brillen die feinste Schrift lesen), die Leute mit künstlich gebildeten Pupillen u. s. w. haben wir mit größter Verwunderung gesehen. Ja, als wir vor einem jungen Mädchen standen, das uns mit freundlichen Augen ansah, da wollte ein anwesender russischer Arzt nicht glauben, das eine Auge sei künstlich und hielt richtig das künstliche Auge für's natürliche. An einem andern jungen Mädchen, welches durch nach Innen gekehrte Augenwimpern jahrelang die größten Qualen ausgestanden, hatte Pagenstechers Meisterhand eine bewundernswerthe Operation gemacht. Das Mädchen war geheilt von seiner Plage, Die Schmerzen waren nach seiner Aussage nicht groß gewesen, und von Narben war fast nichts sichtbar. Unter Freudenthränen reichte es ihrem Wohlthäter die Hand.

Für eine Pflicht gegen die leidende Menschheit haben wir es gehalten, diese Zeilen niederzuschreiben. Wir stehen zu der Anstalt und ihren Gründern und Leitern in gar keiner, auch nicht der entferntesten Beziehung, aber wo ein solches Bethesda

quillt für kranke und erblindete Augen, für Leiden, von denen der Dichter ſagt:

„Sterben iſt hart,
Aber Leben und nicht ſehen iſt ein Unglück,“

wo in dieſes Bethesda der Kranken von ſo milden und freundlichen Händen hineingeholfen wird, da ſoll man nicht allein Gottes Segen auf dieſe Wohlthäter und ihr Werk herabflehen, ſondern den Armen auch den Weg zeigen, der dahin führt.

Gewiß erntet die verehrl. Redaction den wärmſten Dank vieler Leſer dieſes Blattes für die Veröffentlichung des Voranſtehenden.

O... v. K.....

* Nur eine Roſe.

Wenn ich einſt, wie ſie, entſchlummern werde,
Die kein Gruß der Morgenſonn' mehr weckt;
Wenn das ſchmale Hügelchen mit Erde
Meine dunkle Friedenskammer deckt, —

Soll kein Denkſtein über mir ſich heben,
Der ſo oft von Stolz und Lüge zeugt;
Schlicht und ſchmucklos, wie mein Erdenleben,
Sei das Grab, worin die Hülle bleicht.

Eine Roſe mag im Winde wehen,
Die, von ſchöner, treuer Hand gepflegt,
Nach des Himmels heitern, blauen Höhen,
Lieblich duftend ihre Stirn bewegt.

O dann wohl mir, wenn zu meinem Hügel
Liebe ſinnend ihre Schritte lenkt,
Und, umfächelt von der Trauer Flügel,
Zärtlich noch des guten Schläfers denkt!

Aulenbach.

Miscelle.

Der jüngſt verſtorbene ſpaniſche Staatsmann Martinez de la Roſa iſt der Autor folgender ſchönen Anekdote: Eines Tages ließ ſich der liebe Gott, in guter Laune und müde der ewigen Zänkereien unter den Völkern, von jeder Nation deren Wünſche durch die Gitterthür des Himmels überreichen. Frankreich bittet ihn.... Nein, ich will nicht ſagen, um was Frankreich bittet. England bittet um Baumwolle, Roaſtbeef, Steinkohlen, Matroſen, viele Guineen, unermeßliche Colonien, einen Hammerſchmidt in Schottland und um das Recht, mit jeder Nummer der „Times“ ſeine Politik zu verändern. Deutſchland bittet um Univerſitäten, Sauerkraut, Lotterien, Bratwürſtel, große Fäſſer Bier, Rothkraut, Subjectivität, Wildpret aux confitures, das Ich und das Nichtich, und für ſeine Studenten um das Recht, breite Flaſchenplatten auf den Kopf zu ſetzen, ſich in aller Freiheit die Naſe zu zerhacken, und jeden Abend ſiebenundſiebzig Schoppen auszuſtechen. Als die Reihe an Spanien kam, ſagte dieſes: Ich bitte um einen ſchönen Himmel. — Du ſollſt ihn haben. — Um treffliche Weine. — Zugeſtanden. — Und um eine gute Regierung... — Ach! das iſt zu viel, ſagte der liebe Gott unwillig werdend; du treibſt die Sache zu weit. Und er verſchloß das Gitter.

* Charade.

(Zweiſylbig.)

Die erſte Silbe iſt man immer
Hauptſächlich gegen Frauenzimmer.
Die zweite iſt Geſicht, Gehör,
Geſchmack, Gefühl — willſt du noch mehr?
Das Ganze iſt verbreitet ſehr
In der weiten Welt umher;
Ein Stück vom Ganzen iſt ſelbſt die Charade.
Nun ſtreng' den Kopf recht an und rathe,

R. v. C.

Auflöſung der Charade in № 18:

Leumund.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 20. Speyer, Samstag, 8. März 1862.

Eine alte Geschichte.

Nach Acten erzählt von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Endlich waren sie in Brünn angelangt und Manasse wählte diesmal nicht sein gewöhnliches Absteigequartier, sondern logirte sich bei einem Glaubensgenossen ein, der unweit Altbrünn, einer Vorstadt, eine Art Herberge hielt. Schon am ersten Tage nach ihrer Ankunft hatte Huberta das Glück, ihren Johannes in der Ferne vorüberziehen zu sehen. Sein bleiches, schwermüthiges Gesicht tief zur Erde gesenkt, ging er, inmitten seiner gegen ihr Unglück gleichgültig gewordenen Gefährten, still und traurig seines Weges. Huberta's Herz wollte brechen, als sie diese zusammengesunkene Gestalt und dies traurige Gesicht sah. Sie preßte unter krampfhaftem Schluchzen ihr Kind an ihre Brust und hielt nur mit Anstrengung einen lauten Schmerzensschrei zurück. Manasse ermahnte sie zur Fassung, wenn sie nicht Alles verderben wollte. Er schlich den Gefangenen nach, die nach dem Flusse commandirt waren, um Faschinen zu legen. Der hohe Wasserstand zwang sie, die Arbeit zu beeilen, da ein Wachsen des Wassers noch fortwährend in Aussicht stand und dies den begonnenen Arbeiten Schaden bringen konnte. Unter diesen Umständen löste sich der Zwang und die strenge Aufsicht etwas. Es traten hin und wieder Neugierige heran und sahen ein Weilchen zu, wie emsig die Gefangenen arbeiteten, und wie schnell sich die Wogen des sonst unschuldigen Flüßchens hoben. Manasse stand auch da. Rebekkche schlich herum. Warum denn nicht? Ein Kind ist ja eben so neugierig, wie ein Großer. Manasse sah das Wasser wachsen. Ein Lächeln durchschlich sein Gesicht. Sein Plan erlitt eine kleine Abänderung. Er reifte zur That, bevor er es selbst gedacht, denn Johannes Franzlau kam daher mit einem Bündel Weiden, einer Erdschaufel und einem Beile. Der junge Mann blickte nicht auf, sondern schritt auf dem weichen Rasen, der schon von den Wellen bespült wurde, dicht am Wasser entlang. Manasse gab seinem klugen Kinde einen Wink. Flugs eilte die Kleine auf den Gefangenen zu und fragte ihn leise: „Hast Du keinen Maikäfer, den ich zur Frau Huberta fliegen lassen kann, um sie von Dir zu grüßen?" Johannes blickte in die Höhe und starrte das Kind an. „Ich bin ja Rebekka, des Manasse Tochter," flüsterte die Kleine noch leiser. „Wenn Du klug sein willst, so will Dich Vater zu Deiner Frau bringen und zu Deiner kleinen Johanna!" „Rebekka —" rief der Gefangene unvorsichtig laut, von der Ueberraschung seiner ganzen Fassung beraubt. Das Kind sah sich um und schlüpfte wie ein Aal in's Gesträuch, als sie gewahrte, daß sich einige der Gefangenen umsahen. Niemand hatte sie gesehen. Verwundert und kopfschüttelnd wendeten sich die Männer wieder ab, um weiter zu arbeiten. Während der Zeit faßte sich Johannes und überlegte mit freudebebendem Herzen, was die Kleine gesprochen hatte. „Klug und folgsam!" Ja er beschloß klug und folgsam zu sein, deßhalb kniete er nieder und begann zu arbeiten, als wäre nichts geschehen. Es währte nicht eine Minute, so war Rebekka wieder neben ihm. „Deine Frau ist hier," lispelte sie ihrer Rolle gemäß. Johannes richtete sich schnell auf und blickte rasch rund um. Dann sagte sie schnell: „Vater sagt, Du sollst Frau Huberta's Rock anziehen. Klug und folgsam müßtest Du aber sein und kein Wort sprechen, sondern nur

hören, was Rebekkche flüſtert.“ Johannes neigte gehorſam ſeine Stirn und arbeitete. Einer ſeiner Gefährten kam näher — huſch war das kleine Judenmädel weg, kaum daß man hörte und ſah, wo es geblieben war. Manaſſe ſtand noch in der Ferne und beobachtete ſeine Tochter ſcharf. Er winkte ſie zu ſich heran. Die Gelegenheit ſchien ihm zu günſtig, um ſie vorübergehen laſſen zu können. Sein urſprünglicher Plan ſchien ihm nicht mehr rathſam. Die Stelle, wo die Gefangenen arbeiteten, zeigte ſich überaus gelegen und es war anzunehmen, daß ſie am nächſten Tage anderweitig beſchäftigt würden.

„Friſch gewagt iſt halb gewonnen!“ dachte der Jude, mit ſcharfem Blicke das Terrain recognoscirend. „Komm her, Rebekkche — haſt Du geflüſtert, was ich Dir befohlen? Nun gut, ſo gehe hinab und flüſtere weiter: daß Du das Kleiderbündel hinter jenes alte Gemäuer legen wollteſt, daß Du Steine wollteſt dabei legen, daß er ſeine Jacke und ſeine Hoſen ſollte mit Steinen anfüllen, daß er ſeine Mütze ſollte in's wogende Waſſer werfen, daß er auch ſein Zeug und ſeine Schuhe am Ufer ſtehen laſſen, und daß er nach der Vorſtadt blicken ſollte, da würde er eine Frau mit einem Kinde ſehen, und die Frau würde das Kind auf einen Mantel ſetzen und fortgehen, bis ſie einen kleinen Wagen erreicht hätte. Er aber ſollte das Kind auf den Arm nehmen, den Mantel umhängen und das Strohbütchen tief in's Geſicht drücken, und ſollte ſchaukeln das Kind und ſummen ganz hoch und ganz tief bis er an's Wägelchen wär' gekommen. — Haſt Du's begriffen und wirſt Du's behalten?“ Die Kleine nickte ernſthaft. „Heute ſchon?“ fragte ſie altklug, denn es lief gegen die Verabredung. „Und ich, was thu' ich indeſſen?“ Und auch Rebekka erhielt ihre Weiſungen, die ſie aufmerkſam anhörte. „Ich will ſchon machen!“ ſagte das Kind mit einem Nicken des Verſtändniſſes. Und der Vater herzte ſein Kind vor Freude, weil es ſich ſo anſtellig erwies. Dann ging Rebekka wieder an die Schwarza, an deren Ufer Johannes arbeitete und richtete gewiſſenhaft des Vaters Beſtellung aus. „Was machſt Du denn da?“ fragte plötzlich die harte Stimme des Aufſicht führenden Sergeanten, als ſie eben fertig war und ſich zurückziehen wollte. Sie hatte ihn nicht kommen ſehen. Johannes fuhr fürchterlich erſchrocken zuſammen. Er hatte einer freudigen Zukunft in's Antlitz geſchauet nach den Tagen des trübſten Jammers, und nun ſtürzte Alles vor ſeinen Augen wieder zuſammen. Der Sergeant hatte vielleicht lange ſchon da geſtanden und Alles gehört. Rebekka aber hob furchtlos ihr kleines ſchlaues Geſicht zu dem Wachthabenden empor und ſagte: „Ich ſuche Regenwürmer.“ Der Sergeant fand wahrſcheinlich nichts Geſetzwidriges im Regenwürmerſuchen, denn er wendete ſich und patrouillirte wieder zurück. Johannes aber athmete tief und ſagte: „Das will ich Dir nie vergeſſen, Du kluges Kind!“ Rebekka lächelte ihn an und ging. Mittlerweile hatte Manaſſe die junge Frau von dem in Kenntniß geſetzt, was er durch die günſtigen Verhältniſſe verführt, ſchon eingeleitet hatte. Mit Freudenthränen begrüßte ſie die Nachricht. Ihr Auge leuchtete bei der Hoffnung, den geliebten Mann frei zu wiſſen und ſie gelobte dem beſorgten Juden, ſich auf's Strengſte zu beherrſchen, damit nicht durch ſie das Unternehmen gefährdet werde. Wer gedenkt aber ſolcher Verſprechungen im Uebermaße der Furcht oder der Freude? — Nachmittags rüſtete ſich Manaſſe zur Abreiſe. Er nahm von ſeinem Wirthe Abſchied und ſagte ihm, daß er erſt noch durch Brünn fahren wollte, um etwas von ſeinen Waaren loszuſchlagen und etwas Anderes dafür einzukaufen. Dann verließ er wirklich die Vorſtadt; Frau Huberta aber blieb unter dem Vorwande großer Müdigkeit noch eine Weile zurück und ging dann, ihr kleines Mädchen im Mantel, langſam nach dem alten Gemäuer zu, das ſich vom Abhange eines Hügels bis zum Waſſer in verſchiedenen kleinen Zerklüftungen hinab zog. Dort ſetzte ſie ſich der Inſtruction gemäß nicht allzu nahe dem Fluſſe nieder und reichte ihrer Kleinen die Mutterbruſt. Ganz unſchuldig und harmlos ſchien ſie da zu ſitzen und nur der Bequemlichkeit des Sitzes wegen den Platz gewählt zu haben. Ihr Kind ſchlief ein und ſie wendete nun ihr Auge mit Angſt

und Unruhe starr nach dem Punkte, von wo aus das Heil und das Glück ihrer künftigen Tage ausgehen sollte. Sie sah die Gefangenen arbeiten, allein Johannes konnte sie in dieser Entfernung nicht erkennen. Dann aber sah sie ein Kind quer über den Weg laufen nach dem Flusse hinab. Es war Rebekka mit den Kleidern. Bis dahin hatte sie sich diese Verkleidung leicht vorgestellt. Jetzt schien es ihr unmöglich, daß er damit fertig werden könne. Ihr Muth sank. Sie gerieth in Verzweiflung als sie jetzt gewahrte, daß der Sergeant oberhalb des Walles entlang schritt und plötzlich der kleinen Rebekka den Weg vertrat. Es dunkelte vor ihren Augen — es war, als wenn ihr das Blut in den Adern gerinne. Als sie sich wieder ermannt hatte, sah sie Rebekka schon ganz in der Nähe der alten Mauern, allein noch ehe sie sich neuen Befürchtungen hingeben konnte, hörte sie ihr helles, kindliches Gelächter gleich einer Verheißung zu sich dringen. Sie athmete erleichtert auf und schaute scharf hin. Die Kleine war verschwunden. Der Sergeant aber ging den Weg zurück, den er gekommen war, und sie sah ihn dann in einer Wendung des Weges völlig verschwinden. Eine fieberhafte Bewegung durchströmte ihr Herz.

(Schluß folgt.)

♂ Der Sonntag und die Deutschen in Amerika.

Es ist vielleicht manchem Zeitungsleser erinnerlich, daß ein 1860 von der gesetzgebenden Versammlung des Staates New-York erlassenes Gesetz, welches die Oeffnung der Schanklokale, theatralische Vorstellungen und ähnliche Vergnügungen am Sonntage verbietet, namentlich unter einem Theile der dortigen deutschen Bevölkerung eine große Aufregung hervorgerufen hatte. Durch verschiedene Massenversammlungen suchten sie die Obrigkeit zum Widerruf jenes Gesetzes zu bewegen. Sie bezeichneten dasselbe u. A. „als einen dunkeln Flecken in unserer aufgeklärten Zeit," ein Ueberbleibsel aus düstern, fanatischen Zeiten, als ein Gesetz, das die öffentliche Moral eher hindere als fördere, und das mit der durch die amerikanische Constitution gewährleisteten Religions- und Gewissensfreiheit, sowie mit der gleichfalls garantirten Gewerbefreiheit unverträglich sei. Die gesetzgebende Versammlung hatte diese Anträge einer Commission übergeben, deren Majorität sie befürwortete. Jetzt stand die Entscheidung darüber bevor. Da fand eine große Versammlung von Deutschen statt (eine andere im gleichen Sinne war bereits 1860 vorangegangen), welche den Beweis liefern sollte, daß ein großer Theil der deutschen Bevölkerung mit jenen sonntagsfeindlichen Bestrebungen nichts gemein habe. Ein angesehener New-Yorker Kaufmann, Gustav Schwab, unseres schwäbischen Dichters Sohn, führte den Vorsitz. Aus den Reden, die gehalten wurden, führen wir nur eine Aeußerung des Vorsitzenden an. Er sagte unter Anderm: „Ich leugne, daß der Geist, dem unsre Gegner huldigen, der deutsche Geist sei. Ich weiß es wohl, es ist der Geist manches Deutschen, aber es ist nicht der deutsche Geist, der unseres Volkes Größe und Ehre ist. Diesen Geist haben unsere Voreltern Jahrhunderte lang in Zucht und ernstem Sinn gepflegt, und der Ruf deutschen Fleißes, deutscher Kraft, deutscher Treue, deutscher Frömmigkeit, der uns, so Gott will, auch hier nicht verlassen soll, ist älter als der Geist der Zuchtlosigkeit, der, wie ich hoffe, an der Arbeit auf amerikanischem Boden endlich zur Besinnung kommen wird." Schließlich nahm die Versammlung, und zwar mit Allen gegen Einen, folgende Resolutionen an: 1. daß die Rechte des Arbeiters auf einen Tag der Ruhe, des Christen auf einen Tag der Erbauung, und aller Bürger auf regelmäßig wiederkehrende Freiheit von Geschäften, Sorge und Geräusch, wie sie durch die Gesetze dieses Landes gesichert seien, zu den kostbaren und unveräußerlichen Rechten freier Bürger gehören, und daß alle Versuche, den Tag der Ruhe in einen Tag des Geschäfts, der Zerstreuung und Zuchtlosigkeit zu verkehren, nur dazu dienen, die Arbeiter zu bedrücken, die

Sitte zu corrumpiren, die Einflüsse der Religion zu schwächen und alle freien Institutionen zu untergraben. 2. daß die Versammelten deßhalb ernstlich gegen die Abschaffung der jetzt bestehenden Gesetze protestiren, welche den bürgerlichen Sonntag gegen die gefährlichsten Formen öffentlicher Entsittlichung, gegen den Verkauf geistiger Getränke und die öffentlichen Theater schützen. 3. daß diese Beschlüsse der Legislatur des Staates als die bestimmte Willensmeinung der ordnungsliebenden deutschen Bevölkerung der Stadt vorgelegt werden sollen. — Die Folge davon war, daß die gesetzgebende Versammlung bald darauf mit 71 gegen 24 Stimmen über den Majoritätsantrag ihrer Commission auf Aufhebung der bestehenden Sonntagsgesetze zur Tagesordnung überging — Der geneigte Leser aber mag sich seine Gedanken über diese Geschichte selber machen.

* Dintenlied.

Wie neid ich dich, du junge Weih!
Dich kümmert wenig die Kanzlei.
Ach wiegt' ich auf den Wolken mich,
Wie du so frei, so königlich!

Und als ich's leis am Pulte sprach,
Da faßt es mich wie Flügelschlag.
Gehoben ward ich auf einmal
Mit Feder, Stift und Lineal.

Mit Feder, Lineal und Stift
Hab' ich die blaue Luft durchschifft,
Und auf den Wolken wiegt' ich mich,
Ein Adler, stolz und königlich.

Stets höher! — Weh, da kracht ein Schuß.
Frau Prosa mit dem lahmen Fuß,
Sie schoß von unten mir in's Herz,
Und ächzend fiel ich niederwärts.

Ich fiel nicht in ein kühles Grab,
Ich fiel nicht auf die Flur hinab,
Ich fiel nicht in den grünen Rhein —:
Fiel tief ins Dintenfaß hinein.

Miscelle.

Bei der Nachricht von den Rissen, welche am Heidelberger Schloß sich gezeigt haben sollen, erinnern die Blätter an eine Anekdote aus dem Jahre 1815, als Kaiser Franz von Oesterreich in Heidelberg sein Hauptquartier hatte; es ist bekannt, daß der Kaiser stets im österreichischen Dialekt sprach. Als er die Ruinen des Schlosses gesehen und über den Bau sein Wohlgefallen äußerte, bemerkte er: „Das ist ein schönes, ehrwürdiges Schloß, ich werd' es abreißen lassen und nach Wien senden." Wie ein Laufeuer verbreitete sich nun in dem guten Heidelberg die Nachricht, „der Kaiser wolle das Schloß abreißen lassen." Der Gemeinderath versammelte sich, verfügte sich zu seiner Majestät und frug an, ob das Gerücht wahr sei, daß Allerhöchstdieselben die ehrwürdige Ruine abreißen lassen wollten? worauf der Kaiser erwiderte: „Ja, sie hätte ihm so ausnehmend gut gefallen, daß er sie wirklich abreißen lassen wolle." Man stellte dem Kaiser nun Himmel und Hölle vor und bat um Schonung des ehrwürdigen Fürstenhaus, bis Franz endlich erwiderte: „Verstehen's denn nicht, bei uns nennt man abzeichnen abreißen!" worauf Kaiser und Deputation in ungemeine Helterkeit ausbrachen.

Charade.

(Viersylbig.)

Hast Du die Erste, bringt sie Dir
Vielleicht der Sorgen schwere Bürde,
Getäuschtes Hoffen schafft sie hier,
Dort Glück und Freude, Amt und Würde.

Der Zweiten edler Inhalt kann
Den Sinn für Höheres beleben,
Und Mancher, der sie lieb gewann,
Wird gern zum Ganzen sie erheben.

Auflösung der Charade in № 19:
Blödsinn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Mittwoch, 12. März 1862.

Eine alte Geschichte.

Nach Acten erzählt von Ernst Fritze.

(Schluß.)

Jetzt, jetzt war ein glücklicher Moment! O, wenn Alles vorbereitet war, wenn Rebekka die Steine herbeigetragen, wenn Johannes ihre Kleider rasch überwerfen konnte, wenn sie sich beeilten, so war die Rettung gelungen. Ja, wenn? wenn? — Dort, dort kam Manasse mit dem Wagen. Er hielt an und nestelte an seinem Pferde herum. Sie stand auf. Sie warf einen flehenden Blick gen Himmel und wendete sich dann wieder nach dem Flusse hin, wo die Gefangenen arbeiteten. „Allmächtiger Gott, da kommt der Sergeant wieder!“ stöhnte sie halb ohnmächtig, „nun ist Alles verloren!“ Aber nein! Wie durch einen Wolkenschleier im Nebel der furchtbaren Angst sah sie eine Frauengestalt zwischen dem Gemäuer erscheinen. Sie besann sich, daß sie fort müsse, damit nicht zwei Frauen an der Stelle gesehen würden, wo sie allein mit dem Kinde gesessen hatte. Mechanisch fing sie an, sich nach dem Wagen fortzubewegen. Da hörte sie ein Rufen: von einem Manne, der sich in den Fluß gestürzt habe, dem ein verwirrtes Geschrei folgte. Sie verlor alle Geistesgegenwart. Sie blieb stehen und starrte mit gerungenen Händen hinüber. Sie sah die Gefangenen in wildem Tumulte. Alle liefen der Stelle zu, wo die Mauern sich endeten. Sie sah den Sergeanten mit beflügelten Schritten vom Walle eilen und mit einigen Sätzen zum Ufer springen. Es flirrte ihr vor den Augen. Es brauste ihr vor den Ohren. Alle Ueberlegung schwand. Ihr Mann war verloren! Sie stürzte zurück dem Frauenzimmer entgegen, in welchem sie ihn vermuthete. Er war es. Sie glaubte ihn von der Verfolgung bedroht, sie fürchtete, sein Leben sei in Gefahr — gut, so starben sie vereint! Mit einem Schrei raffte sie ihr Kind auf in dem Augenblicke, wo Johannes sehr besonnen und kaltblütig aus dem alten Mauerwerke hervorschritt. Im Nu umfaßte er sein Weib und Kind und obwohl ihm das Herz vor Freude springen wollte, flüsterte er dennoch: „Besinne Dich, Huberta — Du vergissest die Verabredung. Fort! fort! Nach dem Wagen!“ Huberta gehorchte mechanisch. Sie verschwand und zwar zu rechter Zeit, denn der Sergeant richtete, ob mißtrauisch oder zufällig, sein scharfes Auge forschend nach der Stelle, wo das junge Weib mit ihrem Kinde gesessen hatte. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte er zwei Frauengestalten erblickt. Bis dahin hatte er sich von dem Blendwerke bethören lassen, und glaubte dem Geschrei, das sich, durch Rebekka veranlaßt, unter den Gefangenen verbreitete; bis dahin ließ er sofort Rettungsversuche anstellen, um den Mann, der sich in's Wasser gestürzt haben sollte, heraus zu holen; allein der Funken des Mißtrauens fällt leicht in die Seele eines Menschen, der für sein Amt verantwortlich ist. Glücklicherweise sah der Sergeant nichts als dieselbe Frau. Sie nahm aber gelassen ihr Kind in den Mantel und schien, neugierig, geneigt zu sein, den Weg durch das Gemäuer zum Flusse hinab zu nehmen. Diese Wahrnehmung genügte, um die Aufmerksamkeit des Sergeanten vollständig zu entwaffnen. Er ließ seine Rettungsversuche fortsetzen und da das Wasser gerade tief und sehr reißend war, so gab er auch dies endlich auf und tröstete sich damit, daß dem Manne da unten vielleicht wohler sei, wie in seinem Gefängnisse.

Digitized by Google

Während der Zeit war Huberta, schwankend vor Freude und Rührung im Wagen placirt, und Manasse, der bei seinem Pferdchen stand, wartete nur, daß Johannes, der mit dem Kinde tändelte, den Wagen besteigen sollte, um dann langsam fortzufahren. Es gelang Alles. Rebekka kam athemlos nach Sie erzählte, daß Niemand daran zweifle, der schwermüthige Gefangene, dessen Namen man kaum wußte, habe seinem Leben ein Ende gemacht.

Von der Seligkeit zu erzählen, die in den Augen der wiedervereinten Gatten strahlte, ist gewiß unnöthig. Johannes schien es kaum glauben zu können, daß er dem Leben und seiner Familie wiedergegeben worden war. Ungehindert und unangefochten erreichten sie ihre Heimath. — Sie verabredeten, von der Art der Befreiung nicht ein Wort fallen zu lassen, um Manasse keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Nur in Rücksicht auf die Verurtheilung des Cornelius Hempel glaubte Johannes verpflichtet zu sein, eine Anzeige seiner Befreiung zu machen, damit dieser nicht Zeitlebens im Kerker schmachte. Allein bevor er mit Huberta über die Art und Weise einig war, wie dies geschehen könne, gelangte die Nachricht von Cornelius' Tode zu ihnen. Er hatte in einem Anfalle von Lebensüberdruß und Gewissensbissen sein Halstuch benutzt, um sich von seinen quälenden, reuigen Gedanken zu befreien. Manasse und seine Tochter blieben des Hauses treue Freunde. Ihr Erscheinen wurde als ein Fest im Freihofe gefeiert, und als die Geschichte verjährt war, gehörte es zu den größten Amüsements der Dorfbewohner, wenn Rebekka die Geschichte dieser Flucht erzählte, wobei sie eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Nichts anzuziehen.

Der steigende Luxus in der Damenwelt hat in England ein allerliebstes Büchlein unter obigem Titel hervorgerufen, eine eben so witzige als spottlustige Persiflage der schrankenlosen Anforderungen, welche die Frauen und Töchter heut zu Tage an die Geldbeutel ihrer Männer und Väter stellen. Das Büchlein trägt als Motto das Bild eines jungen Mannes, der sich behaglich in einem amerikanischen Wiegestuhl schaukelt, eine Cigarre raucht und dazu ausruft:

Wär' ich so reich auch wie der Czar,
Es ist mir dennoch völlig klar,
Daß alles Geld nicht reichen würde,
Wenn ich mir nähm' als Ehstandsbürde
Ein Weibchen, das nichts anzuziehen hat.

Nichts anzuziehen! es ist dies ein Ausruf, den allerdings diejenigen Damen ausstoßen, die gerade am meisten anzuziehen haben, und es ist interessant zu bemerken, daß alle Sprachen denselben Ausdruck für dieselbe Sache besitzen. „Nothing to wear," ruft die eitle junge Engländerin — „ich habe nichts anzuziehen," sagt die Deutsche, während beide keine Wahl treffen können, weil die Zahl der Kleider zu groß ist. Sehr komisch wird dies im dritten Kapitel geschildert, wo eine junge Dame zum Ball eingeladen, erklärt, sie könne nicht hingehen, denn sie hätte nichts anzuziehen. Man schlägt ihr vor, das dunkelrothe Damastkleid anzuziehen. Das ist ein wenig zu dunkel. Nun denn das himmelblau seidene. — Das ist zu hell. Oder das rosenrothe. — Das ist zu schwer. So nimm Tüll über Atlas. — Weiß kleidet zu schlecht. Nun denn das perlgraue Moireekleid. — Dazu gehören ächte Spitzen, die fehlen mir gänzlich. Oder das reizende lilaseidene. — Ja, das ginge am ersten, aber es ist beim Schneider, es muß geändert werden. Nun denn das neue hellgelbe. — Das ist ganz unmöglich, die fatale Frau Müller trug neulich gerade ein solches, nun kann man es nicht mehr anziehen, wo sie ist. Nun denn das köstliche Ballkleid vom letzten Hoffest. — Behüte, das habe ich schon dreimal angehabt. Zu jedem Capitel ist eine allerliebste Carricatur gezeichnet, eine Dame nach der neuesten Mode gekleidet, die in Klagen ausbricht, daß sie nichts anzuziehen habe. Es fehlt gar nichts an dem hübschen Anzuge, die modernen bunten Unterröcke, über welche

die Kleider à la Watteau in Festons gezogen sind, die zierlichen Hackenstiefel sehen lassend, die malerischen Burnusmäntel, die koketten Hütchen à la Mousquetaire, die getollten Garnirungen, von denen kürzlich eine Näherin sagte: „ich habe seit drei Tagen nur getollt;" kurz Alles ist so hübsch gezeichnet, daß unsere Damen das Büchlein als Modejournal benutzen könnten. Die Unterschriften der Bilder enthalten jedoch die bitterste Satyre; im Tone der Berichte, welche die Wohlthätigkeits-Vereine in den Zeitungen annehmen, wird gesagt: „Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß diese armen Geschöpfe schon seit längerer Zeit an gänzlichem Mangel ächter Spitzen litten," oder „trotz aller Bemühungen war es ihnen nicht gelungen, einen Kaschemirshawl zu erlangen." Das drolligste Bild aber enthält eine Ehestandsscene auf Reisen; der Mann trägt einen kleinen Nachtsack mit seinen Toilettebedürfnissen gefüllt, die Frau steht zwischen zehn großen Koffern und Schachteln und jammert, daß ihr so wenig Gepäck mitzunehmen gestattet sei, sie würde im Seebad gar nichts anzuziehen haben! Wenn man die Riesenkoffer sieht, die jetzt so reiselustig durch die Welt fahren, so begreift man, wie lästig und unangenehm eine solche Ueberfracht den Ehemännern sein muß, und es erheben sich gerechte Zweifel über die Zurechnungsfähigkeit der Frauen. Sollte denn wirklich so wenig Vernunft unter ihnen zu finden sein? Sollte denn Keine das gute Beispiel geben können, wieder zu einfacherer Toilette zurückzukehren? Werden es künftige Generationen für glaublich halten, daß unsere jungen Damen zu einem einzigen Ballanzuge mindestens ein halbes Dutzend Unterröcke bedürfen, die alle mehr oder weniger sechs Ellen weit sind, also 66, incl. der Länge, Ellen Zeug ohne das Ueberkleid, welches jetzt auch wenigstens 10 Ellen Umfang und die doppelte Zahl in der übrigen Stoffanwendung nöthig hat. Die patriarchalische Zeit, wo durch landesherrliche Verbote die allzu große Weite der Pluddershosen beschränkt werden konnte, sollten wir lebhaft wieder herbeiwünschen, damit der Umfang der Damenkleider gemäßigt würd. Kein Salon, kein Raum in einem noch so gut eingerichteten Privathause ist hinreichend groß genug, um eine Gesellschaft von Ball-Toiletten aufzunehmen. Es ist ein tragi-komischer Anblick, wenn man beobachtet, wie verzweifelt Wirth und Wirthin, oder noch schlimmer die aufwartenden Bedienten sich durch die Hindernisse von Fischbein, Stahlreifen und gestärktem Weißzeug durcharbeiten. Von Grazie und Anstand kann gar keine Rede mehr sein bei diesen wandelnden oder tanzenden Luftballons. Die Damen werfen jetzt Stühle und Tische um, ohne es zu merken, weil sie selbst gar nicht ahnen, wie breit und steif sie sind. Könnten sie sich doch öfter vergleichen mit den Marmorstatuen unserer Museen, der verhüllten Muse, den Hebegestalten, zu denen doch einst ihre Mitschwestern die Vorbilder geliefert haben; würden sie nicht einsehen, daß ihre Schönheit verschwindet und ihre Anmuth verloren geht, in dem Käfig des Reifrocks und der Stärke?

(Mag. f. Lit. des Ausl.)

Miscelle.

* Aus Speyer im Februar erhalten wir von einem Manne, welcher jüngst in seiner Familie eine Diakonisse als Krankenpflegerin wirken sah, folgende Zuschrift: In einer so phrasenvollen und dabei so liebeleeren Zeit, wie die jetzige, macht es auf den Beschauer, der für das Wohl und Wehe der Menschheit ein gefühlvolles Herz im Busen trägt, einen überaus wohlthuenden Eindruck, wenn sein Auge, über das unlautere Getriebe des kaltsinnigsten Egoismus, über das unstete Gewoge der wildesten Leidenschaften hinschweifend und nach bestimmten Ruhepunkten ausschauend, wenigstens hie und da solche Eilande im großen stürmischen Ocean des menschlichen Lebens zu erblicken vermag, wo er seinen erschütterten Glauben an die edlere Menschheit wieder aufrichten und den Anker seiner Hoffnungen auf eine bessere Zukunft derselben auf's Neue auswerfen kann.

Einen dieſer Ruhepunkte bildet die ſtille Wohnſtätte der hingebenden, ſich ſelbſt vergeſſenden, barmherzigen Samariterliebe, welche ihren Troſt und ihre Hülfe in die niedrigen Hütten der Armuth, der Noth und des Elendes, wie in die luſtigen, geräumigen Krankenzimmer der Reichen trägt, unverdroſſen die niedrigſten Arbeiten verrichtet, Ordnung und Reinlichkeit an der Stelle des ekelſten Schmutzes ſchafft, furchtlos den gefährlichſten Krankheiten entgegentritt, Tag und Nacht ſich keine Ruhe gönnt, um in die Wunden der leidenden Menſchheit ihren lindernden und heilenden Balſam zu gießen und dieſelben zu verbinden. Viele Klagen haben dieſe edlen Samariterinnen (Diaconiſſeen und barmherzigen Schweſtern) auch in dieſem Winter geſtillt, manchen Kummer erleichtert, viele Schmerzen gelindert, manche Thräne getrocknet. Manche Familie, mancher Wiedergeneſene gedenkt ihrer liebevollen Hülfe, ihrer unermüdlichen Pflege mit Thränen der Dankbarkeit.

Wohlan, geehrte Bewohner hieſiger Stadt, die ihr das Glück habt, dieſe edlen Samariterinnen in euern Mauern zu beſitzen, und auch ihr übrigen menſchenfreundlichen Bewohner der ſchönen Pfalz, die ihr für jeden ſchönen und edlen Zweck offene Herzen und willige Hände habt, traget gern und reichlich euer Scherflein bei, damit dieſe Boten der werkthätigen chriſtlichen Liebe nicht mit leeren Händen in die Hütten der Armuth und des Elendes treten müſſen, damit ihre Zahl ſich mehre, und ſie den täglich wachſenden Anforderungen in der Nähe und Ferne in entſprechender Weiſe genügen können. Einen fruchtbareren Ort dürfte eine Gabe der Mildthätigkeit nicht leicht finden.

Einer, der's erfahren hat.

Im Verborg'nen.

Die Welt weiß deinen Namen nicht,
Sie kennt auch nicht dein lieb' Geſicht,
Die Welt iſt zu beklagen,
Es ſollen d'rum zu jeder Friſt,
Wie lieblich Du, mein Schätzchen, biſt,
Ihr meine Lieder ſagen.

Manch' Veilchen, das im Grünen blaut,
Von keinem Auge wird geſchaut,
Der Wind nur hat's gefunden
Und trägt den wonniglichen Duft
In's Weite hin auf weicher Luft,
Bis Jeder ihn empfunden.

Zur Ferne wird mit duft'ger Spur
Durch Haus und Stadt, durch Wald und Flur
Dein ſüßer Zauber gehen,
Ob keiner dich geſehen auch,
Sie fühlen deiner Schönheit Hauch
In meinen Liedern wehen.

Albert Träger.

* Charade.

(Fünfſylbig.)

Von meinen erſten beiden
Mag ich nicht gerne ſcheiden,
Sind ſie im Süden oder Norden
Zur theuren Heimath mir geworden.

Doch wenn die letzten Dreie
Beſtimmen mich auf's Neue,
Mich in die weite Welt zu wagen,
Den erſten Lebewohl zu ſagen —

Dann führ' mich, Ganzes Du,
Der neuen Heimath zu!
Wir haben eine weite Strecke,
Du führſt am ſchnellſten mich vom Flecke.

R. v C.

Auflöſung der Charade in № 20:

Wahlſpruch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. Speyer, Freitag, 14. März 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

Eine Erzählung
aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts,
mitgetheilt von . . . . . r *)

I. Der Schäferkowes.

Es ist der Freitag Morgen vor dem heiligen Pfingstfeste des Jahres 1737. Dem bescheidenen Pfarrhause zu Großholbach nähert sich in aller Frühe schon ein Mann im größten Feststaate. Er trägt frisch mit Thran geschmierte Schuhe mit großen gelben Schnallen, die in den Ecken künstlich mit Kupferplättchen roth eingelegt sind; lange weißleinene Gamaschen mit sehr vielen weißen beinernen Knöpfen, eine kurze weiße leinene Hose mit Knieschnallen, unter denen die Gamaschen durch lederne Knieriemen festgehalten werden; eine weiße leinene Weste, Brustlappen genannt; einen gleichfalls weißen leinenen Rock, Jippe geheißen, dessen Schöße fast bis auf die Erde reichen und ebenfalls mit großen und vielen weißen beinernen Knöpfen; eine schwarze florettseidene Halsbinde, über die der Hemdkragen vorsteht, einen großen dreieckig aufgezäumten Filzhut, der an den Außenseiten der aufgezäumten Klappen mit je einer kleinen weißen Muschel geziert ist. Ueber die rechte Schulter nach links hat er einen, vorn mit Schnällchen und Muscheln verzierten, breiten Lederriemen hängen, an dessen Zusammenschluß unter dem linken Arme ein langer, einfacher, in eine 2 bis 3 Fuß lange Schlinge zurückgeschlagener Riemen sich befindet. Dieser Riemen ist durch den Halsbandring eines großen lang- und grauhaarigen Hundes mit hängenden Ohren und aufwärts gekrümmtem Schweife gezogen und oben an seinem Anfange durch einen fein geschnitzten und eigens zu dem bestimmten Zwecke eingerichteten Knochen festgehalten. Unter dem rechten Arme, jedoch über dem Vorderarm ruhend, trägt der Mann einen 5 bis 6 Fuß langen Stab aus Eschenholz, der nach oben durch allerlei Schnitzwerk verziert ist, und dort einen glatten runden Kopf, am unteren Ende aber eine spiegelblanke Schippe hat, deren Fangschleife in ein gelbes messingenes Knöpfchen endet. Auf der linken Seite hat der Mann ein daumendickes Stückchen Rolltabak zwischen der Unterlippe und den zwei vorderen Backenzähnen stecken.

Aus dieser zwar etwas weitläufigen, aber nöthigen und richtigen Beschreibung wird der freundliche Leser sogleich merken, daß wir es mit einem Schäfer zu thun haben. Ja, es ist der Schäfer von dem kleinen, in einem Obstbaumwäldchen gar traulich und lieblich versteckten Dörfchen Kleinholbach, das fünf Minuten von der Straße entfernt liegt, welche die altkurtrierischen Städtchen Limburg und Montabaur mit einander verbindet. Es bildet eine Filiale von dem genannten und dicht an der Straße liegenden Pfarrdorfe Großholbach.

Aber was will der Kowes — denn so heißt der Schäfer — schon so früh und in seinem besten Staatsanzug im Pfarrhause? — Das werden wir sogleich sehen und hören. Am Pfarrhause angekommen, lehnt er seine Schippe mit dem oberen Stielende zwischen zwei Gartenplanken, hängt seinen

*) Frankfurter Conversationsblatt.

Leitriemen an den Eckpfosten des Gartenzaunes an, doch so, daß der Hund keinen Eintretenden beißen kann, putzt seine Schuhe — es hat nämlich die Nacht geregnet — an den zu dem Zwecke bereit stehenden Reiserbesen, nimmt sein Breumchen Tabak aus dem Munde und legt es auf die vorspringende Sockelmauer, thut vor der Thüre schon den Hut ab und tritt so mit dem Hut in der Hand in's Pfarrhaus, streicht noch einmal mit der rechten Hand über's Gesicht, klopft bescheiden an der Stubenthüre des Herrn Pastors an und auf ein „Herein" tritt er mit dem in jener Gegend allgemein gebräuchlichen christlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pastor!"

„In Ewigkeit! Amen. — Nun, was bringst denn du schon so früh, Kowes? Es ist doch hoffentlich Niemand krank von den Deinigen, oder, wo Gott vor sei! gar gestorben?"

„Nein, Gott sei Dank, das nicht, Herr Pastor! aber meine Frau hat mich diese Nacht schon wieder mit einem kräftigen Buben beschenkt, und da wollt ich Euch gern die Anzeige machen von wegen dem Einschreiben und der Tauf!"

„Nun, dann komm' her, Kowes, und setz' dich und sag' mir einmal, wie soll denn der kleine neue Weltbürger heißen?"

„Hannes, Herr Pastor!"

„Und wer ist Pathe?"

„Ja, das will ich Euch sagen, Herr Pastor: Unser Einer darf sich zu reichen Leuten nicht leicht wagen von wegen der Gevatterschaft, und da habe ich meinen Nachbarn, den Kühhannes, gebeten, Path zu sein. Bei dem kann man auch die Sache — so hoff' ich — wieder weit machen; denn dem gerathen auch die Kinder besser, als die Reichthümer!"

„Da hast du freilich recht; allein, was ich sagen wollte, schlagen denn die reichen Leute wirklich den armen die Bitte um Gevatterschaft zuweilen ab? Das wär ja doch sehr unchristlich!"

„Wenn sie auch justement keine abschlägliche Antwort geben, so machen sie doch, wie man als hört, so lange Gesichter, als wenn sie Essig getrunken hätten, und das thut einem armen Manne, der Ehrgefühl hat, schon sehr wehe. Man bleibt, wenn man sich so etwas ersparen will, lieber weg. Ich wenigstens spreche Niemand um Etwas an, wenn ich nicht zuvor weiß, daß er das Verlangte gern thut, und dann denk ich auch immer, es ist besser, daß man bei Seinesgleichen bleibt. Der Kuhhirt und der Schäfer, das sind Leute, die zusammen passen!"

„Der Kuhhannes ist ein recht braver Mann. Wollte Gott, daß dein kleiner Ankömmling seinem Pathen in diesem Punkte nachschlüge! Etwas weiter soll er es wohl in der Welt bringen, als sein Pathe; allein braver, als dieser ist, braucht er gar nicht zu werden. — Nun wollen wir ihn dann einschreiben! So.... und wann willst du denn, daß er getauft werden soll?"

„Ganz wie Ihr wollt, Herr Pastor! Er ist gesund und es eilt deßwegen nicht!"

„Nun, so denke ich, den Sonntag Nachmittag schon. Eigentlich müßtest du das Kind, wie bekannt, in die Kirche bringen; allein da ich ohnehin hinunter komme, so will ich diesmal eine Ausnahme von der Regel machen und es in dem Hause taufen. Du brauchst indessen für keinen Trunk wegen der Kindtaufe zu sorgen; ich bringe etwas mit!"

„Ihr seid aber doch auch gar zu gut, Herr Pastor! Was bin ich Euch denn nun schuldig?

„Nichts, lieber Kowes! ich nehme dir nichts ab!"

„Nun, dann sage ich Euch auch Dank!"

(Fortsetzung folgt.)

* Professor Virchow und die Fleischbrühe.

Während Hr. Virchow in Berlin die schwere Arbeit verrichten hilft, Preußen zum Musterstaate zu erheben, damit in ganz Süddeutschland ein allgemeines Heimweh nach demselben ausbreche und die Annexion im Sturm erfolge, findet der gelehrte Pro-

feſſor auch noch Zeit, Küchen- und Topfſchau zu halten, und dem fleiſchbrühelieben-den Theil des Menſchengeſchlechtes die Thorheit einer ſolchen Liebhaberei vorzuſtellen. Auerbach's Volkskalender enthält nämlich von dem genannten Profeſſor und aufgelöſten preußiſchen Landtagsmitglied eine Abhandlung „über Fleiſcheſſen und Fleiſchbrühe," worin behauptet wird, daß letztere gar nicht nähre, was an den Ausſpruch Liebig's erinnert, daß das Bier keinen Nahrungsſtoff enthalte. Hr. Virchow ſchreibt:

An der Spitze eines jeden Mittageſſens ſteht nach dem Kochbuche die Kraftbrühe, die Bouillonſuppe. Wer nicht Mittel genug hat, ſie täglich zu genießen, der bereitet ſie mindeſtens an Sonn- oder Feiertagen. Und wem es auch dazu noch fehlt, dem wird die Kraftbrühe wenigſtens im Fall einer Krankheit im Krankenhauſe oder daheim, vielleicht von mildthätigen Frauen, dargeboten. Und um ja jedem die Möglichkeit zu ſichern, dieſes wichtigſte aller Nahrungsmittel immer haben zu können, dampft man Bouillon ein und macht aus dem Rückſtande Tafeln, auf daß auch Reiſende zu Waſſer und zu Lande, da, wo ſie kein friſches Fleiſch erlangen können, noch den Genuß und die Stärkung einer Brühſuppe haben ſollen. Denn es genügt ja, heißes Waſſer über die „Tafel-Bouillon" zu ſchütten, um die Brühſuppe fertig vor ſich zu haben....

Aber was gewinnt der Körper durch eine ſolche „Kraftbrühe"? In der Regel noch viel weniger, als durch friſch zubereitete Fleiſchbrühe, die recht ſchön ſchmecken mag, aber die von Erſatzſtoffen leider wenig genug bietet.

Die Brühe wird bekanntlich durch Aufkochen des Fleiſches mit Waſſer gewonnen. Iſt das Kochen geſchehen, ſo gießt man die Brühe ab und das ausgekochte Fleiſch wird in irgend einer andern Weiſe zum Eſſen gebraucht. Soll die Brühe recht gut werden, ſo gehört dazu, wie jede Köchin weiß, viel Fleiſch und kurzes Kochen. Da aber die meiſten Menſchen nicht die Mittel haben oder aufwenden wollen, um viel Fleiſch für wenig Brühe aufzuwenden, ſo ziehen ſie vor, aus wenig Fleiſch viel Brühe zu erzeugen, indem ſie viel Waſſer zuſetzen und recht lange kochen. Auf dieſe Art entſteht auch die Tafelbouillon, zu deren Zubereitung wohl nicht ſelten auch andere Subſtanzen, als eigentliches Fleiſch, z. B. Sehnen, mit verwendet werden.

Man gewinnt alſo aus der einen Subſtanz, dem Fleiſche, zwei Speiſen: die Brühe und das gekochte Fleiſch. Das gibt für ein Mittageſſen zwei Gänge und für die Eſſenden die Vorſtellung, als hätten ſie weit mehr genoſſen, als wenn ſie blos einige dünne Schnittchen Dörrfleiſch verzehren. In gewiſſer Weiſe iſt das ein Vortheil, und ich muß meiner Frau Recht geben, als ſie mir eines Tages am Schluſſe einer lebhaften Verhandlung über die Vorzüge der Brühe ſagte, man werde leichter ſatt, wenn man erſt Brühe und dann Fleiſch nehme, als wenn man Fleiſch ſofort zum Braten verwende. Gewiß, aber das kommt nur daher, daß wir uns gewohnheitsgemäß dahin gebracht haben, eine viel größere Menge von Stoffen in unſern Magen zu füllen, als wir für unſern Körper brauchen. Das Gefühl der Sättigung entſteht bei uns erſt, wenn der Magen durch die Speiſe ausgedehnt iſt, und da wir von Jugend auf eine Menge von Dingen genießen, welche wenig verdaulich ſind, da wir alſo, um die für den Bedarf des Körpers nöthigen Stoffe zu erlangen, viel mehr zu eſſen uns gewöhnen, als bei leicht verdaulichen und nahrhaften Stoffen nöthig wäre, ſo kommen wir ſehr leicht dahin, unſern Magen über Gebühr auszudehnen. Dann freilich muß die Maſſe das erſetzen, was an der Güte der Speiſen abgeht. Von grobem Brod, welches noch alle die unverdaulichen Beſtandtheile des Korns, insbeſondere die Hülſen enthält, müſſen wir größere Mengen genießen, um dem Bedürfniſſe des Körpers nach Erſatz und Heizung zu genügen, als von feinem, aus gereinigtem Mehl zubereitetem. Schon deßhalb ſchmeckt vielen Leuten das grobe Brod, von dem ſie weit größere Quantitäten einfüllen, weit beſſer.

(Schluß folgt.)

* Nachruf an Justinus Kerner.

So kehrst auch Du zur schönen Heimath wieder!
Nicht ird'sche Bande fesseln mehr den Geist.
Das Herz ist still, die seelenvollen Lieder
Sie sind verhallt, Dein Saitenspiel verwaist;
Dich, den ich wähnte ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht mir wiederbringen!

Und schon umweh'n Dich mildre Frühlingslüfte;
Ein schöner Stern strahlt leuchtend neben Dir —
Der Gattin Geist, die rein, wie Blumendüfte,
Enthüllt' die Welt der Engel Dir schon hier;
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichter Schimmer,
Ist was Du einzig liebtest, Dein für immer!

Nun siehst Du klar, was Dir im frommen Ahnen
Die Hoffnung schon im Leben hat gebracht;
Der Vorhang flieht, auf hellen Sonnenbahnen
Wohnt Gotteslicht hoch über Irrthums Nacht!
Was Dir halb Traum geschienen und halb Wahrheit,
Du schaust es nun in sonnenheller Klarheit!

Wie warst Du reich! auf weißer Taubenschwinge
Trugst Du für jeden Schmerz, für jede Lust
Den Klang, das ganze Klagelied der Dinge,
Die Sehnsucht der Natur in Deiner Brust,
Und hießest keck den luft'gen Geisterreigen
Vor Deinem mächt'gen Zauberstab sich beugen!

Wie war an Lieb' und Freundschaft reich Dein Leben,
Wie zogst Du alle Edlen mächtig an,
Wie fühlte höh're Weihe sich gegeben,
Wer Dir als Freund, als Jünger durfte nah'n!
Den Schatz des ewig Wahren, Schönen, Guten,
Gern strömtest Du ihn aus in reine Fluthen!

Dir gab der Musenquell die ew'ge Weihe;
Oft wand der Lorbeer sich Dir reich zum Kranz.
Was dem Verstand, dem Wissen Licht verleihe,
Warf auch in Deine Seele seinen Glanz.
Wer Deines Wesens Spuren je ermessen,
Weiß, daß Du fortlebst, ewig unvergessen!

Waldfischbach 1862. A.

Der Verfasser dieses poetischen Nachrufes, Herr Landgerichtsschreiber Aulenbach, der mit Justinus Kerner in freundschaftlichen Beziehungen lebte, erhielt von demselben nur wenige Wochen vor dessen Tode nachfolgenden, das tiefe Gemüth des verlebten Dichters kennzeichnenden Brief, den uns Hr. Aulenbach in der Palatina zu veröffentlichen erlaubt hat:

Verehrtester!

Sie haben mich durch Ihr so schönes Lied zum neuen Jahr wieder recht herzlich erfreut. Nur den mich betreffenden Vers müssen Sie weglassen, ich verdiene ihn nicht.

Ich bin sehr geschwächt und jetzt völlig blind weswegen ich Ihnen kaum schreiben kann, doch denke ich Ihrer gewiß recht oft; auch mein Kopfleiden ist sehr groß. Ich werde Sie am Ende, besuchen Sie mich nicht, wohl nicht mehr wiedersehen.

Seit dem Tode meiner Frau habe ich hier keine Heimat mehr. Mit ihrem Leben ist auch mein Leben aus. Ach, wie gut wäre es gewesen, mich hätte damals, als Sie mich am Krankenlager besuchten, der Tod getroffen, — er kam nicht, ich lebe noch, lebendig todt! Gott schütze Sie, Lieber! und lasse Ihre Frau nicht vor Ihnen sterben.

Bis in den Tod Ihr armer
J. Kerner.

Weinsberg, 11. Jänner 1862.

* Palindrom.

Vorwärts führt es Dich zurück
An die Quelle der Geschichte,
Wo der Menschen reiches Glück
Ward durch tück'schen Trug zu nichte.

Rückwärts klingt's als erster Ton
Von dem Gruß aus Engelsmunde,
Der verkündet, was entfloh'n,
Kehr' zurück im neuen Bunde. r.

Auflösung der Charade in № 21:
Locomotive.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 23. Speyer, Mittwoch, 19. März 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

Eine Erzählung
aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts,
mitgetheilt von . . . . . r

(Fortsetzung.)

Es ist gern geschehen, Kowes! — Aber sage einmal, wie viel Kinder hast du denn eigentlich jetzt, weil du vorhin sagtest, deine Frau habe dich schon wieder mit einem Buben beschenkt?"

„Wie viel Kinder ich habe? Das will ich Euch sagen, Herr Pastor! Ich habe jetzt gerade elf Kinder: acht Buben und drei Mädchen."

„Aber was machst du denn mit den vielen Kindern?"

„Ja, Herr Pastor, was kann man denn mit Kindern anders machen, als sie ernähren und ordentlich und gottesfürchtig erziehen? Denn das ist doch einmal das Beste, was man ihnen geben kann!"

„Daß du das Letztere thust, weiß ich; aber ich bin eben begierig, zu erfahren, wie dir bei deinem geringen Einkommen das Ernähren gelingt? Sie haben doch alle Backen wie die Trompeter."

„Wie ich das mache? Das will ich Euch ganz genau sagen, Herr Pastor! Ich mache es ähnlich, wie mein College zu Thalfeld. Meine Kinder sind, wie Ihr wißt, Gott sei Dank! alle gesund und gerad und auch fleißig, denn an Arbeit werden sie früh gewöhnt. Ich habe den Grundsatz, ihnen möglichst früh die Ueberzeugung beizubringen, daß man nichts ohne Mühe haben kann, es sei denn, daß man bettele oder stehle, und beides sollen meine Kinder gewiß nicht. Sie lesen Spähne, dürres Holz, Tannenzapfen, Wolle von den Dornhecken, Aehren auf dem Felde, helfen den Leuten im Herbste Kartoffeln ausmachen und bekommen dann dafür fast so viele, als sie den Winter über essen; sie stricken für sich Strümpfe, thun, wenn's verlangt wird, Botengänge; im Winter spinnen sie, oder sie helfen mir schnitzen oder Körbe flechten, und so schlagen wir uns eben durch. Hunger haben sie noch wenig gelitten; ihre Kleider, zu denen sie die Stoffe selbst spinnen und weben, sind zwar grob, aber ganz; rein und ganz müssen sie allemal einhergehen, dafür sorgen wir; denn dadrüber haben ich und meine Frau so unsere Ansichten, die ich Euch, Herr Pastor, weil eben die Red' drauf kommt, gerne einmal sagen möchte, wenn Ihr so lange Zeit habt und mich anhören wollt. Dann könnt Ihr mir am Ende auch sagen, ob ich dabrin Recht oder Unrecht habe, und an Eurem Ausspruch liegt mir sehr viel."

„Recht gern, lieber Kowes, will ich dich anhören, wenn's nicht gar zu lang wird," und hiermit setzte sich der schon ziemlich alte Herr Pastor in seinem noch viel älteren Sessel zurecht, und der Kowes begann auf freundliches Zunicken des alten Herrn:

„Ich meine nämlich, Herr Pastor, so in meinem einfachen Verstande, daß zwischen der Kleidung und dem inneren Menschen ein gewisser Zusammenhang ist. Wie sich ein Mensch in einer gemeinen Umgebung oder Gesellschaft eher unanständige Aeußerungen oder Thaten erlaubt, als vor den Augen und Ohren ehrliebender, sittenstrenger Leute, so meine ich auch, halte er in einem schmutzigen und zerrissenen Anzuge nicht so viel auf sich, als in einem ganzen

und reinlichen. Wenn er aber selbst nicht viel auf sich hält, so kann er auch leicht Worte sagen oder Dinge thun, die er sonst als eine Beschimpfung seiner selbst ansehen müßte. Ist das nicht so, Herr Pastor?"

„Ich habe, lieber Kowes, dir mit Verwunderung und Freude zugehört; du sprichst ja wie ein Buch, wie man sagt. Woher hast du diese hohen Dinge? wie sind solche Gedanken in deinen Kopf gekommen?"

„Ja, wie kriegt man solche Gedanken in den Kopf? Ich war lang Soldat und bin viel in der Welt herumgekommen. Ich habe das als so gesehen. Wenn die Leute am Vermögen oder auch an ihrem inneren Werthe zurückgehen, so sehen sie bald lumpig aus, und wenn ich einen sehe, der anfängt, verlumpter als sonst einherzugehen, so ist mir das schon ein äußerliches Zeichen, daß seine Vermögensverhältnisse und seine Selbstachtung im Rückgange begriffen sind, daß er den Muth und die Achtung vor sich selbst verliert. Meine Beobachtungen waren in der Regel richtig, und was ich denn so sah, darüber habe ich später jedesmal nachgedacht, und noch weiter beobachtet und das Gedachte und Gesehene dann wieder weiter verglichen, und so bin ich denn auf meine Art und Weise der Kindererziehung gekommen. Und zudem kostet's keinen Kreuzer mehr, wenn man sauber und ganz, als wenn man verlumpt und zerrissen kommt. Manche verschlappen mehr, als Waschen und Flicken kostet. Flicken müssen meine Kinder ihre Kleider selbst, wenn nur einigermaßen möglich, und sie müssen sich auch jeden Morgen die Schuhe putzen; sie müssen kommen, als wenn sie zur Parade gingen. Abends beten wir im Winter und ich blase dann zum Schluß auf meiner Zwerchpfeife die Weise eines Kirchenliedes, das meine Frau und Kinder dann dazu singen!"

„Fahr' so fort, Kowes! Das gefällt mir und muß allen guten Menschen gefallen. Der aber, der das Geschrei der jungen Raben hört, und ohne den kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt, wird auch deiner und deiner Kinder nicht vergessen, zumal da du die Hauptsache erfüllst, nämlich die Hände nicht in den Schooß legst, dagegen den Spruch bedenkst: „Bet' und arbeit'!" Ich bin zwar noch nicht lange hier, ich habe aber doch schon gehört und weiß, daß ihr, du und deine Frau, brav und wacker seid."

„Nun, ja, ich will es so fort machen, Herr Pastor; und jetzt will ich mich dann wieder hinab tragen," sagte der Kowes und empfahl sich mit dem gewöhnlichen Gruße, mußte aber draußen noch der neugierigen Köchin Ursel von seinem neuen Glück melden, und ging, nachdem er sein Brennchen wieder in den Mund gesteckt, seine Schippe genommen und seinen „Zwicker" freundlich zum Aufstehen aufgefordert hatte, mit erleichtertem Herzen zum Hofe hinaus; denn der so oft wiederholte Gang in's Pfarrhaus war ihm doch nicht ganz leicht gewesen. Als er vor dem Dorfe den Weg hinab ging, dann bei dem Wegweiser rechts ab in's Hinterfeld einbog, sah er den heiteren Himmel über sich, hörte den trillernden Gesang der Lerchen und die munteren Töne einer in der Niederhecke auf der hohen Astspitze einer Buche sitzenden Singdrossel und erblickte bald nachher auf einem Apfelbaum ein altes Blaumeisenpaar, das zehn junge Meischen um sich versammelt hatte und unverdrossen mit Futtersuchen beschäftigt war, und keines seiner Kinder vergaß. Er hatte als Schäfer natürlich oft schon Gelegenheit gehabt, die Natur zu beobachten; allein heute machten diese Dinge einen eigenthümlichen, tiefen Eindruck auf ihn. Es wurde ihm wohl und leicht um's Herz und im Gefühle der Freude über das Gegenwärtige, des Dankes für das Vergangene und des Vertrauens auf das Kommende nahm er den Hut ab und sang halblaut vor sich hin:

Auf, mein Seel, fang an zu loben
Deinen Gott im Himmel droben
Von dem Morgen bis zur Nacht!
Denk', er ist an jedem Orte,
Sieht Gedanken, Werk' und Worte
Und nimmt Alles wohl in Acht! ꝛc."

So kam er zur Hütte, wo sein ältester Sohn die Nacht für ihn bei den Schafen geschlafen hatte, weckte diesen zum Frühstück, theilte ihm das frohe Familienereigniß mit, und ging nach Haus, sich umzukleiden.

(Fortsetzung folgt.)

* Professor Virchow und die Fleischbrühe.

(Schluß.)

Der Vortheil, welchen die zwei Gänge (Brühe und Fleisch) gewähren, ist also nur ein scheinbarer. An brauchbaren Stoffen gewinnt man mindestens durch sie nicht mehr, als wäre das Fleisch auf einen Gang gekommen, bei welchem wir die Brühe durch ein Glas frisches Wasser hätten ersetzen können. Die Frage ist gar nicht die, ob die zwei Gänge mehr gewähren; sie kann nur die sein, ob sie eben so viel gewähren, als ein Gang hätte gewähren können. Und darauf sage ich: die zwei gewähren in der That weniger, wir verschwenden durch sie, wir verwandeln brauchbare Theile in unbrauchbare. Denn das Fleisch wird durch das Kochen um so weniger verdaulich, je länger das Kochen anhält; mehr und mehr nimmt es dabei eine dichtere, wie geronnene Beschaffenheit an.

In der Regel verwechselt man hierbei zweierlei oder auch wohl dreierlei. Zuerst denkt man nicht daran oder weiß man nicht, daß auch in dem reinsten, wie man in Norddeutschland sagt, „schieren" Fleisch unter den eigentlichen Fleischtheilen, den Muskelfasern noch eine Art von Bindesubstanz sich findet. Diese Substanz, welche sich über das Fleisch hinaus in die Sehnen fortsetzt, löst sich durch das Kochen in Leim auf. Kochen wir recht lange, so löst sich diese Bindesubstanz so vollständig auf, daß die gleichzeitig verhärteten Fleischfasern beim Schneiden der Länge nach auseinanderweichen, so daß leicht das ganze Stück in seine Bündel und Fasern auseinanderfällt. Diese harten Fasern sind fast ganz unverdaulich, und das einzige Mittel, sie wieder etwas brauchbarer zu machen, ist die Zufügung von Säuren, welche eine gute Hausfrau im Norden in der Form einer sauren Sauce oder in Weinmostrich (Senf), im Süden in der Form eines sauren Salates oder sauren Eingemachten beibringt. Aber das ist doch nur eine mäßige Hülfe.

Kocht man weniger lange, so wird das Fleisch allerdings mürbe, indem die Fleischfasern brüchig, die Bindesubstanz gallertig gemacht wird. Das Fleisch kaut sich dann besser, kommt in mehr zerkleinerten Stücken in den Magen und kann hier mit den Verdauungssäften vollständiger gemischt und in Berührung gebracht werden. Jedoch auch in diesem Fall ist es weniger verdaulich, als frisches oder rohes oder gut gebratenes Fleisch.

Wie man also auch die Sache ansehen möge, so wird der eine Gang, das Fleisch, immer verschlechtert, und da es in Wahrheit auf die bloße Vermehrung der Masse durch Wasser nicht ankommen kann, so muß zuletzt für die Auffassung von der Nützlichkeit dieser Zubereitung der andere Gang, die Brühe, entscheiden. Wir müssen also fragen, gehen in die Brühe die wichtigsten Bestandtheile des Fleisches mit hinein?

Schon vorher habe ich erwähnt, daß die Brühe um so mehr Leim enthält, je länger gekocht wird. Dieser Leim ist von dem gewöhnlichen Tischlerleim nur durch größere Reinheit unterschieden. Leim aber gehört überhaupt zu den schlechteren Nahrungsmitteln, und es ist fraglich, ob er jemals als Ersatzstoff dient. — Sodann zieht das Wasser im Anfange aus dem Fleische eiweißartige Bestandtheile aus, welche im weiteren Verlaufe des Kochens gerinnen, und, da sich an sie gefärbte, aus dem Blute stammende Theile ansetzen, gewöhnlich von der Köchin abgeschöpft werden. Von ihnen bleibt also nicht viel übrig. — Weiterhin löst das Wasser eine gewisse Menge von Salzen, insbesondere phosphorsauren, sowie allerlei theils flüchtige, theils beständige sogenannte Extractivstoffe auf, der Menge nach sehr geringe Theile, von denen ein Werth für die Ernährung des Körpers nicht abzusehen ist. — Endlich schmilzt noch etwas Fett aus dem Fleische und bildet die Augen auf der Suppe.

Brühe ist also Wasser und wieder Wasser in ganz überwiegender Menge, versetzt mit etwas Leim, Fett, Salzen und sehr wenig Eiweiß und Extractivstoffen. Die Köchin weiß auch recht gut, daß damit nicht viel auszurichten ist, und sie setzt daher noch mancherlei hinzu, was mehr Stoff darbietet.

Digitized by Google

Eier, Mehl, Wurzeln und Kräuter, Salz und Gewürz machen die Brühe vollständig, aber sie ersetzen den Verlust des durch das Kochen verlorenen Fleisches nicht.

Wie kommt denn nun diese Abkochung zu dem Namen der Kraftbrühe? woher gibt sie dem Körper Kraft? Wie stärkt sie den Schwachen oder Kranken? Nicht anders als ein Glas Wein: sie ist ein Reizmittel. Sie erregt die schlummernden Kräfte, sie ermuntert die „Lebensgeister," sie wirkt auf die Nerven. Aber sie kann keine Kräfte erregen, wo keine schlummern, und wenn die Nerven schwach sind, so entsteht durch die Brühe leicht eine ungesunde Aufregung, wie durch Kaffee oder Thee. Die Brühe gibt keine Kraft, sondern sie läßt nur Kraft aus; sie nährt nicht, sondern sie weckt höchstens den Nahrungstrieb, den Appetit. Für unsere Art zu leben, wo ein Reizmittel das andere abzulösen bestimmt ist, wo Wein und Branntwein, Kaffee und Thee, Tabak und Gewürz mit einander abwechseln, ist es freilich ein Gewinn, noch eine Abwechslung mehr zu haben und den mittleren Reiz der Brühe zwischen die großen Reize jener Stoffe einschieben zu können. Aber ist überhaupt diese Art zu leben der Gesundheit zuträglich? Muß der Körper Reiz auf Reiz häufen, um seine Verrichtungen erfüllen zu können?

Sicherlich nicht. Ein nervöses Geschlecht sehnt sich nach solchen Reizen; ein gesundes vermeidet sie ohne Gefahr für seine Entwicklung. Das Fleisch ist kein so unentbehrliches Nahrungsmittel, wie man es jetzt so häufig ansieht. Wäre es nicht entbehrlich, wie könnte dann unser Geschlecht bei einer Kochkunst, welche den größten Theil des zu den Speisen verwendeten Fleisches für die Verdauung unbrauchbar macht, bestehen? Gewiß ist ein guter Braten, welcher den Fleischsaft noch in flüssiger Form und die Fasern nicht erhärtet enthält, ein sehr zweckmäßiges Nahrungsmittel, welches wirklich Ersatzstoffe für den Körper bietet und für die Heizung desselben nützliche Bestandtheile liefert. Gut gedörrtes oder geräuchertes Fleisch bietet ähnliche Vorzüge, und alle drei haben zugleich den Vortheil vor frischem oder nicht genügend geräuchertem Fleisch, daß sie nicht die Gefahr für den menschlichen Körper mit sich bringen, allerlei kleine Thiere, die im Fleische der Hausthiere wohnen können, lebend in den Magen des Menschen einzuführen.

Das ist alte Weisheit. Sie dem heutigen Geschlecht predigen zu wollen, kann nicht bedeuten sollen, daß damit etwas Neues gesagt werde. Unsere Aufgabe ist nur die: Erfahrungen, welche unverstanden oder nur halbverstanden von vielen Geschlechtern angewendet worden sind, im Lichte der Wissenschaft zu prüfen und sie auf diese Weise zum allgemeinen Nutzen zu sichern. Vorurtheile entwickeln sich im Laufe der Zeit und verdüstern die Erfahrung, denn sie sind ja Vorurtheile nur im Sinne der später lebenden Menschen, Nachurtheile aber, wenn wir ihre Entstehung im Sinne der Geschichte betrachten. Erst die Kenntniß der Thatsachen lehrt uns, den Zwang der Vorurtheile wieder abzustreifen. Kraftbrühe aber ist ein arges Vorurtheil.

* Worträthsel.

Die erste Sylbe betont'
Und hör,' was das Wort gebeut!
Der erntet einst reichen Lohn
Der solchen Samen streut.

Die zweite Sylbe betont',
So nennt's Dein höchstes Recht,
Und, ob Dir Alles entflohn,
Den Trost, der fest und echt. r.

Auflösung des Palindroms in № 22.

Eva — hieß das sünd'ge Fräulein,
Das den Adam nahm gefangen —
Und sich so zum Weibchen machte.
Ave — grüßt der Engelsbote
Welcher kündet den Erlöser,
So der Sünd'rin Gnade brachte.

Es kommen uns so viele Gedichte zu, daß sie nur allmälig und oft erst einige Monate nach der Einsendung erscheinen können. Red. d. Palatina.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 24. Speyer, Samstag, 22. März 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

2. Die Kindtaufe.

Unser kleiner Hannes wurde getauft und bei der Kindtaufe fehlte nichts von dem, was nöthig ist, um einer zahlreichen Familie mit sammt ihren Gästen einmal einen angenehmen Tag zu machen. Man muß aber nicht glauben, daß der Schäferkowes deßhalb nöthig gehabt hätte, sich in große Unkosten zu stecken. Die Sache ist ganz anders. In unserer Gegend sind die Frauen voll zarter Rücksichten gegen Wöchnerinnen. Ist eine solche unbemittelt oder gar arm, so suchen sie das Fehlende zu ergänzen; ist sie aber wohlhabend genug, um einer Unterstützung nicht zu bedürfen, so erfreuen sie dieselbe durch ihre Theilnahme, welche sich in den Besuchen, die sie ihr machen, und in der „Ansprache," die sie ihr halten — und wie wird hierbei oft geschnattert! — mehr als zur Genüge ausspricht. Sie loben den neuen Ankömmling, rühmen dessen Größe, Stärke, Schönheit und vor allem dessen Aehnlichkeit mit dem Vater oder mit der Mutter, wobei es denn oft spaßige Scenen absetzt, wie wir nachher eine hören wollen.

Auf unserer Kindtaufe ging es recht piäsirlich zu; man sah es dem Schäferkowesehäuschen und seiner ganzen Umgebung schon an, daß etwas Festliches darin vorgehen sollte: der Hof war gekehrt, der Dung zusammengescharrt; die an den Gartenzaun oder an die Wand gelehnten Gegenstände standen gerad; das Hundshaus war mit frischem Rasen gedeckt; in der Hühnerleiter waren vier neue Sprossen eingesetzt und verschiedene Schäden an Wandgefachen reparirt. In der nicht ganz kleinen Stube waren die ganze Familie des Schäferkowes, die Gevattersleute, nämlich der Kuhhirt und seine Frau und die Goth, sowie zwei Nachbarinnen und die Hebamme in sonntäglichem Anzuge versammelt und warteten auf die Ankunft des Herrn Pastors. Sowie er eintrat, erschallte es wie aus einem Munde: „Gelobt sei Jesus Christus!" worauf er antwortete: „In Ewigkeit! Amen." — Nun wurde, da alles bereit war, der kleine Hannes getauft. Dabei bildeten die zehn älteren Kinder des Schäferkowes um den Herrn Pastor und alle bei der Taufhandlung Thätige, sowie um das kleine „Pannestieichen," wie man jedes neugeborene Kind so lang nennt, als es noch keinen Namen durch die heilige Taufe empfangen hat, einen Kreis. Da standen sie nun wie die Orgelpfeifen, vom vierzehnjährigen Peter bis zum einjährigen Käthchen, mit kirschrothen Backen, sauber gewaschen und angezogen, mit gefaiteten Händchen und sahen und hörten andächtig zu, sprachen das apostolische Glaubensbekenntniß und die anderen bekannten Gebete im Chore mit, und als die heilige Handlung vorbei war, gab jedes vom ältesten Jungen angefangen, erst dem kleinen Brüderchen, dann der Mutter einen Kuß und im Nu waren alle bis auf die zwei ältesten Mädchen zur Thüre hinaus; denn ihren Kaffee bekamen sie draußen und später; sie konnten warten und hatten Zucht und Ordnung in sich. Der Herr Pastor war so freundlich, eine Tasse Kaffee mitzutrinken, und das that er überhaupt nur bei Leuten, die er wegen ihres Betragens Veranlassung hatte auszuzeichnen, und als der Kaffee getrunken war, brachte der Schäferkowes vier Flaschen Wein, die der Herr Pastor geschickt hatte, auf den Tisch. Der Wein aber macht fröhliche Leute; bald ging in ganz anständiger Weise die Schnatter, daß es eine Lust war, und die Goth hatte sogar soviel Muth, die Nachbarin in Gegenwart des Herrn Pastors aufzufordern, daß sie einmal erzählen solle, wie der Schäferkowes sie am Freitag Morgen vor acht Tagen

Digitized by Google

angeführt habe. Erst zögerte sie, weil sie sich vor dem Herrn Pastor scheuete; als der aber auch zu hören wünschte, um was es sich handle, fing sie denn mit großer Zungengeläufigkeit also an:

„Es war am Donnerstag vor acht Tagen. Da hatte ich mein Feuer auf dem Herde hübsch zusammengemacht und zur Vorsorge, daß es gewiß anbleiben sollte, ein paar Körnchen Salz auf das Häufchen geworfen. Wie ich aber den anderen Morgen nachsehe, war kein Fünkchen mehr da. Was wollt' ich machen? Stahl, Stein und Schwamm hatte ich, aber Schwefelspähne hatte ich keine mehr; die Hafermehlsuppe sollte aber doch gekocht werden! Ich dacht', was thust du? du gehst zur Schäferkowesin und lehnst dir ein paar Kohlen, denn ich sah, daß der Schornstein schon tüchtig rauchte. Wie ich nun so da hereinkomme, steht der Kowes am Herd und mengt ein mächtig Dippen (Topf) voll Hafermehlbrei. Da sagte ich: guten Morgen Kowes! und da sagte er auch: guten Morgen Nachbarin! und da sagt' ich: könnt Ihr mir ein paar Kohlen lehnen? und da sagte er: soviel Ihr wollt; kommt nur her und nehmt Euch! Da war ich doch neugierig, warum der Kowes koche, und weil ich wußte, daß sie bald etwas Junges zu erwarten hatten, fragte ich:

Nun, Kowes, ebbes Junges?
Ja wohl, sagte der Kowes.
Ein Bub oder ein Mädchen?
Ein Bub!

Ei was! Nun da gratulire ich! Wo ist er denn?

Drin in der Stub hinterm Ofen in der Mahn! und damit gingen wir in die Stub'. Es war noch dunkel drin und die Schäferkowesin schlief noch. Ich gehe hinter den Ofen, schlage ein über die Mahn gedecktes Tuch zurück und sehe in der Dunkelheit etwas da liegen, was so piepste, wie ein kleines Kind, und mache ja die Dummheit, zu sagen, das Bürschchen sehe dem Kowes sehr ähnlich. Auf einmal fängt der an, so zu lachen, daß die Nachbarin wach wird und erstaunt fragt: was gibt's? Da erzählt dann der Kowes den Spaß, den er sich mit mir gemacht. Es war nämlich in der Mahn nichts als ein Geisenlämmchen, und von dem hatte ich gesagt, daß es dem Kowes ähnlich sähe! Er ist doch immer noch der alte Spaßmacher, der Kowes!

Der Herr Pastor hatte sich recht gut unterhalten und ging jetzt weg und die Kindtaufe nahm gegen Abend ein fröhliches Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr von Zedlitz.

Joseph Christian Frhr. v. Zedlitz ist nach langer Krankheit in der Nacht vom 15. auf den 16 d. gegen halb 1 Uhr verschieden. Ein hervorragender deutscher Dichter, ein reicher Geist hat uns verlassen, ein vielbewegtes, edles, aufopferungsvolles Leben sich geschlossen. Dieses Leben, in seinen nächsten Wirkungen seinem Kaiser, seinem Vaterlande mit treuer Hingebung geweiht, ist verklärt durch einige jener großen vollwiegenden Augenblicke, in denen Glück und Talent einen Namen emporheben und ihn weit hinausstrahlen lassen über die Grenzen des irdischen Daseins. Joseph Christian Frhr. v. Zedlitz wurde geboren am 28. Februar 1790. Er entstammte einem altadeligen Geschlechte, welches in Schlesien und Sachsen blühte, und dessen Sprossen im Staats- und Kriegsdienste sich rühmliches Andenken erwarben. Sein Geburtsort ist Johannisberg, in dem österreichischen Theil des schlesischen Fürstenthums Neisse, sein Vater war Landeshauptmann daselbst. Schon in dem Knaben zeigte sich ein frischer reger Geist als Jüngling lag er seinen Studien in Breslau mit dem besten Erfolg ob. Bald aber gewann die militärische Neigung in ihm die Oberhand, und er trat, kaum sechszehn Jahre alt (1806) in die Reihen der österreichischen Armee, und zwar in das Husaren-Regiment Erzherzog Ferdinand. Den Feldzug von 1809 machte er bereits als Ordonanzofficier des Fürsten von Hohenzollern mit, er war betheiligt bei den Kämpfen von Regensburg und den Schlachten im Marchfelde. Bald darauf aber trat er aus dem Kriegsdienste und vermählte sich 1811 mit

der Tochter des Generals Baron Liptai, einer Dame, reich an Gaben des Herzens und des Geistes. Zedlitz lebte von nun an abwechselnd in Wien und auf den Gütern seiner Gattin in Ungarn, und widmete sich jetzt ganz seiner poetischen Neigung. Sein hervorragendes Talent führte ihn rasch zu einer Bedeutung. Vom Jahre 1816 an bis in sein spätes Alter blieb er der Muse treu, welche ihn zu ihren würdigsten Priestern zählte. Im Taschenbuch Aglaja erschienen zuerst seine berühmten „Todtenkränze" und mit ihnen ging sein Name durch alle Welt. Populär, wie kaum ein zweites deutsches Gedicht, ward seine „nächtliche Heerschau." Dieses schön empfundene und in einer wunderbaren Stimmung gehaltene Gedicht hat seinen Siegeszug unaufgehalten vollendet, ein erschütternder Epilog des blutigen Dramas aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. 1836 lieferte Zedlitz eine gelungene Uebersetzung des Childe Harold. Uebrigens war er auch als dramatischer Dichter erfolgreich thätig. Sein Trauerspiel „Turturell" fand lebhaften Beifall. Noch mehr griff eine andere Tragödie: „Zwei Nächte in Valladolid" durch. Die Hauptrolle in derselben war zugleich eine der Glanzpartien der großen Sophie Schröder. Auch „Kerker und Krone" (eine Apotheose Tasso's) ging über die Bühne, und in den Trauerspielen: „Herr und Sklave," „der Stern von Sevilla" (nach Lope de Vega), dann „der Königin Ehre," „Liebe findet ihre Wege" und den „Cabinets-Intriguen" tritt uns überall eine dichterische Persönlichkeit entgegen.

Im Jahre 1836 starb seine Gattin an der Cholera, kurz darauf, im Jahre 1837, trat Zedlitz in den Staatsdienst. Fürst Metternich und Graf Kolowrat, die ihn sehr wohl zu schätzen wußten, theilten ihn der Staatskanzlei zu. Er widmete sich mit Eifer den Geschäften, ohne daß er den Dienst der Muse, der ihm Lebensbedürfniß geworden, vernachlässigt hätte. Aus dieser spätern Periode gingen sein liebliches Mährchen: „Waldfräulein" und die „altnordischen Bilder" hervor.

Wie lebhaft ihn noch der Soldatengeist beseelte, wie sehr die Glorie des Ruhmes der Armee in den Feldzügen von 1848—1849 ihn begeisterte, davon liefert sein treffliches, der Armee gewidmetes „Soldatenbüchlein" Zeugniß. Es errang dem wackern Dichter eine der ehrenvollsten Anerkennungen. Die italienische Armee überschickte ihm dafür einen prachtvollen Pokal mit einem Handschreiben Radetzky's und zahlreichen Zuschriften dortiger Generale und Officiere. Seit den fünfziger Jahren nahm Zedlitz auch in der Diplomatie eine Stellung ein. Er war als Minister-Resident der Herzoge von Braunschweig und Nassau und des Großherzogs von Sachsen-Weimar am k. k. österreichischen Hofe accreditirt. Schon seit 1810 kaiserlicher Kämmerer, schmückten die Brust des ausgezeichneten Mannes der kaiserl. St. Stephansorden, der großherzoglich sächsische Falken-, der herzoglich braunschweigische Löwen-, der herzoglich nassauische Verdienst- und der königlich bayerische Ludwigs- und der königl. bayerische Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft, dann der großherzoglich badische Zähringer Löwen-Orden. So verlebte er, in rühmlicher Auszeichnung, geachtet von Allen, im Kreise liebevoller Freunde einen heiteren Lebensabend.

(Donauztg.)

„Der Löwe des lateinischen Viertels,"

„le lion du quartier latin," ist die neue Marseillaise betitelt, welche der Polizei des französischen Kaiserreichs zu schaffen macht. Das französische Original wurde in Deutschland zuerst von der „Allg. Zeitung" mitgetheilt und machte dann die Runde fast durch die ganze Presse. Eine Uebersetzung kann nicht leicht den charakteristischen Styl eines Gedichtes wiedergeben, das in seiner präcisen Kürze und in seiner kaltleidenschaftlichen, düstern Färbung, in seinem blutgierigen Ausdruck gar wohl die Stimmung bezeichnet, die nicht nur in dem Pariser Studentenviertel, sondern auch in dem Faubourg St. Antoine kochen und gähren kann. Doch dürfte folgende Uebersetzung, die nach der „Südd. Ztg." von einem unserer berühmtesten und gelesensten

deutschen Dichter (Geibel?) herrührt, dem Geiste des Originals am nächsten kommen. Sie lautet:

Der Löwe vom Quartier latin.

Nein, noch nicht todt ist uns're Jugend,
Nein, aufstehen wird sie zornerfüllt.
Birg, Cäsar, dich vor ihrer Tugend!
Der junge Löwe hat gebrüllt.
Du wagst des Schlummernden zu lachen —
O hüte dich! Verjüngt in Kraft
Wird er erwachen;
Er schläft nur halb, mit offnem Rachen,
Der Löwe der Studentenschaft.

Als Vorhut stets voran in's Feuer
Stürmt der Student dem Proletar;
Das alte Banner blieb ihm theuer
Vom Juli und vom Februar.
Arcole! Vanneau! Glorreiche Streiter,
Die ihr des Königsscepters Schaft
Zerbracht in Scheiter;
Auf eurer Fährte schnaubt er weiter,
Der Löwe der Studentenschaft.

Die Nacht, die, Frankreich, Dich umfangen,
Verbarg den Feind im Dunkel tief;
In ihrem jahrelangen Bangen
Vergib, daß unser Muth entschlief;
Doch kaum erhebt der Tag die Schwinge,
So rollt sein Auge flammenhaft
Umher im Ringe;
Er wittert, welchen er verschlinge,
Der Löwe der Studentenschaft.

Ihr Prahler dort am Festgelage
Der aufgeputzten Kaisermacht,
Wie bang erbleichen vor dem Tage
Die Kerzen eurer Faschingsnacht!
Den Aar befällt ein fröstelnd Zucken;
Er aber wird, dem Nest entrafft,
Den Stolzen ducken,
Und ihn sammt seiner Brut verschlucken,
Der Löwe der Studentenschaft.

Fünf Könige sind, die er zerrissen
In des Jahrhunderts langer Qual,
Für so viel Haß ein schmaler Bissen,
Und Zeit ist's für ein neues Mahl.
Wohlan, schon winkt das längsterharrte,
Und sein Gebiß, das dräuend klafft,
Zeigt keine Scharte;
Es hungert nach dem Bonaparte
Den Löwen der Studentenschaft.

Das französische Gedicht zählt 7 Strophen, von denen der Uebersetzer die beiden vorletzten fallen ließ, offenbar in der richtigen Voraussetzung, daß diese auf Nisard, About und in Deutschland weniger bekannte Tagesereignisse bezüglichen Anspielungen, die den großartig-pathetischen Grundton des Ganzen beeinträchtigen, ohnehin von der Zeit gestrichen werden, wenn das Lied im Munde des Volkes oder doch der französischen Studentenschaft fortlebt. Die beiden ausgelassenen Strophen lauten nach einer andern minder gelungenen Uebersetzung, angeblich von Georg Herwegh:

Wenn dies Gezüchte von Harpyen
Sich je dem Heiligthume nah't,
Wohin die Wissenschaften fliehen,
So steh'n wir All' bereit zur That.
Dann soll Nisard, der alte Keiser,
Und About's junge Pfafferei
Und Feuereifer
Seh'n, wie sich rächt für Spottes Geifer
Des Gallierlandes junger Leu!

Der Lüge satt und der Umgarnung
Setzt sich das Volk nun zu Gericht
Und wirft durch uns die letzte Warnung
Dem „Moniteur" ins Angesicht.
Die Binde ist vom Aug' gefallen,
Das Volk zieht auf den Berg auf's Neu'.
Und weh' euch Allen,
Wenn euch erfaßt mit scharfen Krallen
Des Gallierlandes junger Leu!

Auflösung des Worträthsels in № 23.

G e b e t. G e b e t.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Beth.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 25. Speyer, Dienstag, 25. März 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung)

Unser kleiner Hannes gedieh prächtig, wie denn die Kinder der armen Leute in der Regel gut gedeihen, und der Kowes hatte mit seiner Revanche dem Kühhannes gegenüber wirklich Recht; denn nach kaum zwei Jahren konnte er die Gefälligkeit desselben schon durch die Gefälligkeit „wett" machen, daß seine Frau diesem ein prächtiges Mädchen aus der Taufe hob, und auch das „Bärbelchen" machte sich dem Hannes zum Trotze.

Bei einfacher Kost, frischer Luft und fleißiger Bewegung wuchsen der Hannes und das Bärbelchen heran; und selbst die beginnende Schulzeit machte hierin wenig Aenderung, indem man damals die Kinder auf dem Lande, und vorab erst die Mädchen, noch nicht täglich sechs Stunden lang in einem engen und dumpfen Zimmer an die Schulbank schmiedete; vielmehr war vom ersten April bis ersten November gar keine Schule, und im Winter saß und arbeitete man sich auch nicht todt in der Schule. Etwas Lesen und Rechnen — Schreiben durften die Mädchen unter keiner Bedingung lernen — und der Hauptinhalt der biblischen Geschichte und des Katechismus, das war alles, was man lernte.

Unser Dörfchen liegt auf einer Art Hochfläche; seine Gemarkung hat in Süd, Südwest und West ziemlich großen Wald, in den sich die Felder und Wiesen hinein erstrecken. Diese und eine mit Erlen bepflanzte Viehtrift bilden denn auch die Weideplätze für die Schafe und das Rindvieh vom ersten Mai bis Allerheiligen, an welchem Tage erst das Hornvieh in die Bornwiese nahe am Dorfe getrieben werden darf.

Des Schäferkowesen Buben wuchsen nach dem Gange der Natur und dem Laufe der Zeit heran; einer nach dem andern wurde auf einem näheren oder entfernteren Orte selbstständiger Schäfer oder kam zu einem Handwerker. Aehnlich ging es denn auch mit den älteren Kindern des Kuhhirten, und so kam die Reihe, bei der Hut des Viehes zu helfen, auch an unsern Hannes und an unser Bärbelchen.

---

3. Der Schäferhannes und des Kuhhirten Bärbelchen.

Der Hannes zählte nun dreizehn Jahre; sein Vater war von jetzt ab öfter krank; denn für's erste war er, wie er's nannte, nicht mehr „neu," und dann hatte er auch in seiner Jugend als Soldat bei den Kaiserlichen viel mitmachen müssen. Der Hannes mußte darum hart daran. Wer sich eine Vorstellung machen will, wie es ihm manchmal zu Muthe gewesen sein möge, der wolle bedenken, daß er vom ersten Mai bis Ende October Nachts allein im weiten Felde schlief, oft tief im Walde drein, bis wohin sich, wie schon bemerkt, die Felder zum Theil erstrecken; daß er bei Sturm und Regen, bei Blitz, Donner und Ungewitter aushalten, ja oft Nachts nach zwölf Uhr den Pferch allein fortrücken mußte. Da hatte er denn frühzeitig und reichlich Gelegenheit, sich an die Schauer der dunkeln Nacht, die keines Menschen Freund ist, an das Schreien der Füchse, Brüllen der Hirsche und Rehböcke, an das Huhuhuu-Rufen und Mäckern der Eulen, an das Toben und Sausen des wüthigen Heeres, das Tanzen der Irrlichter, das Fliegen der feurigen Drachen und alles

sonstige Schreckhafte zu gewöhnen und alle Gespensterfurcht gründlich abzulegen. Am schlimmsten war er aber daran, wenn bei furchtbarem Blitze und Donner, bei Sturm und Regen seine Schafe vor Schreck aus dem Pferche ausbrachen und wie toll davon rannten. In der schrecklichen Dunkelheit konnte er dann nur in den Augenblicken, wo der Himmel in Flammen stand, die Spur der Heerde aufsuchen; denn selbst sein treuer „Zwicker" wurde durch das großartigste aller Naturschauspiele, insbesondere durch das laute Krachen und dumpfe Rollen des Donners, der an den Bergen und aus den Thälern widerhallte und dann bei der sonstigen Stille der Nacht hundertfach verstärkt und vervielfacht wurde, so in Furcht gesetzt, daß er dem Hannes winselnd zwischen die Beine kroch und kaum von der Stelle zu bringen war. Wenn sich in Folge des Gewitters der Himmel umzog und dann bei stark abgekühlter Luft der Regen in Strömen herabgoß, konnte er mit seiner Heerde, besonders da auch um diese Zeit die Lämmer schon mit auf der Weide waren, nicht im Freien bleiben. Dann kam er oft Nachts um ein oder zwei Uhr, bis auf den letzten Faden durchnäßt, im Dorfe an, um Obdach zu suchen. Aber dennoch marschirte er munter voraus, seinen Thieren ohne Unterlaß lockend. Zweimal schlug der Blitz ganz in seiner Nähe, wo er unter Sträuchern versteckt lag, in Bäume ein und verursachte grauenvolle Verheerungen. Er entkam jedesmal ohne Schaden, weil er die gebotene Vorsicht anwandte und auf Gott vertraute. Von Wölfen und sonstigen reißenden Thieren hatte er nichts zu fürchten, da es deren bei uns nicht gibt. Der Hannes wurde so früh zum Männchen gehämmert, und doch sah man es ihm nicht an. Er war heiter und fröhlich, körperlich nicht nur kräftig, sondern auch schön.

Als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, starb sein Vater, und seine Mutter, die ihn auch darum vor allen anderen liebte, weil sie kein jüngeres Kind mehr hatte, zog dennoch zu ihrem ältesten Sohne, der auf einem Nachbardorfe Schäfer und seit einem Jahre Wittwer war. Weil der Hannes ein so wackerer, trefflicher Hirt war, so übertrug man ihm das Amt des selbständigen Schäfers und so hieß er denn von jetzt ab bei Alt und Jung der „Schäferhannes."

(Fortsetzung folgt.)

Franz Graf v. Schlik.

Immer mehr lichtet sich der längst schon klein gewordene Kreis jener imposanten Gestalten, die in der Sturm- und Drangperiode des westlichen Europas die Waffen geschwungen, die großen Befreiungsschlachten mitgefochten. Mit dem am 17. d. M. aus dem Leben geschiedenen k. k. General der Cavallerie Grafen Schlik zu Bassano und Weißkirchen tritt wiederum eine derselben vom Schauplatz. Als Jüngling mußte er sich mit Studien befassen, die ihm nicht so recht zusagten, denn der Vater wollte durchaus einen Rechtsgelehrten aus ihm machen. Aber bald nahm sein Genius ihm die Pandekten aus der Hand und reichte ihm dafür das treue Schwert. Im Jahre 1808 sehen wir ihn bereits Landwehrmänner einüben. Ueber dem Drillen anderer ward er selbst bald ein ganzer Soldat. Die Zeit band sich damals nicht an lange regelmäßige Lehrkurse, und kurz vorher noch Lehrer und Schüler in einer Person, fand er sich plötzlich in das Gewühl der Schlacht mitten hineingeworfen.

Bei Passau tummelte er sich zum erstenmal im Pulverdampf; unmittelbar darauf kamen ihm aber auch seine Studien von früher her, die er ungeduldig im schwülen Zimmer durchgemacht, trefflich zu statten, denn das Jahr 1809 schuf aus dem jungen Kriegsmann vorübergehend auch einen Diplomaten. Während des Jahres 1812 hing der sonst so kriegsfreudige Mann seinen Degen freiwillig an die Wand; er mochte nicht zu den Franzosen stehen, gegen welche er von Anbeginn gekämpft und bald wieder kämpfen sollte. Desto mehr rührte er sich dafür im Jahr 1813; bei Dresden, Pirna und Kulm, überall war er dabei, und bei Wachau warf er zweimal die feindlichen

Digitized by Google

Reiter zurück. Der Ruhm war schön, aber theuer bezahlt, denn auf der Verlustliste stand Schliks rechtes Auge. Sein Regiment hatte einen glücklichen Angriff auf die Franzosen ausgeführt und sprengte wieder zurück, als eine heranstürmende russische Reiterschaar den Grafen wegen der Farbe seines Mantels für einen Franzosen hielt und ein Kosak ihm von der Seite einen Hieb über das rechte Auge versetzte. Schlik wurde halbtodt zurückgebracht und lag sieben Monate darnieder. Das rechte Auge war verloren und nur durch die sorgfältigste Pflege wurde die Sehkraft auf dem linken erhalten.

Nun kam eine lange Friedenszeit. Aber in den bleibenden Friedensstand ließ ihn sein Geschick noch immer nicht einrücken, und den beginnenden Winter seines Lebens bezeichnete sein ewig denkwürdiger Winterfeldzug in Ungarn, in welchem er an der Spitze einer kleinen Schaar hart aufeinander bei Budamer, Szikszo, Kaschau, Tarczal, Keresztur und Tokaj schlug und siegte, und dann, auf drei Seiten vom übermächtigen Feind bedroht, durch Schneegestöber und Eisgerölle das Meisterstück des Rückzugs über die Akteleker Gebirge vollführte. Wie glänzend aber immer dieser und später sein Rückzug von Hatvan ausfiel, immer nahm ihn Graf Schlik bloß als Vertröstung auf ein baldiges Wiedervorwärts, und in der That ließ dieses nicht lange auf sich warten. Den neuen Feldzug, der unter dem Oberbefehl des raschen Haynau begann, weihte Schlik durch den eben so verwegenen als gelungenen Angriff auf Raab ein, und wie hier das erste, so sprach er nochmals bei Arad das entscheidende letzte Wort.

Graf Schlik war eine Erscheinung, die unwillkürlich an jene starke ritterliche Zeit erinnerte, wo keckes Niederreiten und stürmendes Burgenbrechen dem Krieg sein Gepräge gab, wo selbst das ungestüme Dreinschlagen einen gewissen lachenden Ausdruck fand. Auch in ihm weckte der Kampf einen eigenthümlichen Humor; je verzweifelter die Lage, desto mehr gewann sie ihm Interesse ab; erst in der Gefahr fühlte er sich heimisch. Aber die feurige Liebe zum Kriegshandwerke, die ihn beseelte, war stets getragen von der höhern Liebe zum Vaterlande, von der begeisterten Treue für sein Kaiserhaus; „hoch Oesterreich!“ war die Losung, die er, wo nicht auf den Lippen, bei jedem Zusammenstoß und Angriff im Herzen trug. Dieß und sein biederes aufrichtiges Wesen machte ihn zum guten „Cameraden“ aller seiner Waffengefährten, zum Abgott seiner Soldaten. Er war, wie irgendwo treffend von ihm gesagt worden ist, „der Mann der raschen That, überall selbst wirkend, mehr handelnd als befehlend, mehr Blücher als Gneisenau.“ Zedlitz, der heute die letzte Ruhestätte findet, sang von dem fast zugleich mit ihm dahingeschiedenen Kriegshelden:

Ein Auge hieben Dir des Freundes Reiter
Bei Leipzig aus, doch Deinen Tod gewendet
Hat Oestreichs Schutzgeist, der Dich hergesendet
In's Ungarnfeld, Dich, unverdrossner Streiter!

Dich liebt das Heer, denn furchtlos blickt und heiter
Dein Antlitz stets, und ob ein Aug' geblendet,
Das andre, wach und rings umher gewendet,
Sieht wie ein Falk, und keines blicket weiter!

Hoch ragst Du auf, trägst nicht der Jahre Spuren
Und wirbst, ein Glück bevorzugter Naturen,
Noch frisch um jeden Lebenskranz verwegen.
Dir rufen stürmisch „Hurrah!“ die Soldaten,
Die bis nach Arad folgten Deinem Degen
Von Sieg zu Sieg, vom Fuße der Karpathen!

(Wiener Ztg.)

Miscelle.

Der Pariser Correspondent des Genfer „Frondeur“ erzählt: Bei dem kostümirten Ball der Gräfin Walewska verkleidete sich der alte Kammerherr Bacciochi als Fontanarosi; er hatte zu diesem Zweck eine Auswahl neuester Parfümerien aus London kommen lassen, die er unter die Hofdamen vertheilte. Aber statt der pikanten Legenden, welche man unter dem eleganten Umschlag vermuthete, fanden sämmtliche Damen, die Gräfin an der Spitze, ebensoviele Exemplare des Gedichts le lion du quartier latin, welche der Kommis in London, ein französischer Flüchtling, auf diesem Wege direct in den kaiserlichen Hof schleuderte.

* Wegelburg.

Stolz ſah des Reiches Veſte
Einſt in das weite Reich,
Nun ragen ihre Reſte
Kaum aus des Walds Geſträuch.

Doch fliegt von hier hinüber
Der Blick in's deutſche Land,
Und trüb wird er — geht über
Nach Süd und Weſt gewandt.

Was Du mit feſtem Bande
Vereinigt, o deutſcher Rhein,
Muß nun zu unſrer Schande
Durch dich geſchieden ſein.

Was ſoll dein fernes Grüßen,
O Straßburgs deutſcher Dom?
Winkſt je zu deinen Füßen
Dem Reichsheer Du willkomm?

Und auf die bange Frage
Wird mir die Antwort kund
Durch eine trübe Sage
Aus eines Geiſtes Mund:

Verzaubert hier im Grunde
Die ſchönſte Jungfrau ſitzt,
Wohl iſt ſie in der Runde
Von reichen Schätzen umblitzt!

Sie wartet auf den Befreier
Mit heißem Sehnſuchtsweh',
Daß ſie zur Hochzeitsfeier
Aus ihrem Grabe erſteh'.

Und wer ſie wird erwerben,
Der erbt die Schätze zugleich.
Der wird zum reichſten Erben
Im heiligen deutſchen Reich.

Doch wer die Schätze will heben
Und liebt nicht die Jungfrau hold,
Der wird vergebens graben,
Er findet nur Schutt ſtatt Gold.

Doch wer ſie will erlangen,
Dem hilft nicht Stich noch Hieb,
Der muß ſie als Kröt' und Schlangen
Erſt küſſen mit treuer Lieb;

Ja, dreimal die Ungeheuer
Küſſen auf giſt'gen Mund,
Zur Probe, ob ſie ihm theuer
Im tiefſten Herzensgrund.

Dazu wer ſie will erlöſen,
Den führen irr gar bald
Die Geiſter, die tück'ſchen, böſen,
Die hauſen im nahen Wald.

Wann kommt der Ritter in Treuen,
Der feſter als Stahl nnd Erz
Nicht mag der Gewürme ſcheuen,
Weil ſie rein liebt ſein Herz?

Wann kommt der Gotterkorne,
Der bannt den Geiſterſpuck,
Und der die Hochgeborne
Heimführt im heiligen Schmuck?

Am Bronnen am Bergeshange,
Wo ſchlanke Buchen ſtehn,
Da hat ſie beim nächt'gen Gange
Schon Mancher ſich waſchen ſehn.

Ihr Antlitz umweht ein Schleier,
Wie ein Geheimniß zart,
Das ſie, bis kommt der Befreier,
Vor'm Blicke der Welt verwahrt.

Da wäſcht ſie ſich die Hände,
Als ob ſchon vor der Thür'
Der edle Freier ſtände
Und ſie zur Hochzeit führ'.

Ch. Böhmer.

* Charade.

1. Ein König iſt's, der majeſtätiſch
Und ſchrecklich herrſcht im wüſten Reich;
Doch nenn' ihn, wie er heißt poetiſch;
Daß er kein Menſch, ſag' ich Dir gleich.
2. Das Zweite nenn' ich eine Mühle,
Die, was ſie mahlet, gleich genießt,
Auch einen Born, der der Gefühle
Und der Gedanken Strom ergießt.
Sorg' nur, das Ganze gut zu haben,
So ſchmäht umſonſt Dich giſt'ger Haß,
Dich wird der Guten Freundſchaft laben,
Und Du haſt dann den beſten Paß.

r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 26. Speyer, Freitag, 28. März 1862.

Der Schäferhannes

und

die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Wenn er in den ersten Jahren seines Hirtenamtes im Frühjahre auf einem Weidenkopfe in der Nähe des Bächelchens saß, und auf seiner Schalmey seine melancholischen Weisen und später auf der Zwerchpfeife von einem Hügel herab seine heiteren Melodien blies, kam, wenn es in der Nähe war, in der Regel das Bärbelchen, das oft mit seinem jüngeren Bruder, oft aber auch ganz allein die eben nicht große Kühheerde leiten mußte, heran und hörte ihm mit innigem Vergnügen zu; niemals aber fuhr es Abends heim, ohne dem Hannes auf seinem langen, etwas gekrümmten, aus dünnen Tannenbrettchen gemachten, mit Kirschbaumrinde umwundenen und mit einem hölzernen Mundstück versehenen Horne einige Töne zum „Gutenacht" zuzublasen, und Morgens wurde ihm die Zeit zu lange, bis es mit seiner Heerde auf die Weide kam. Von ferne schon hörte es den Hannes sein Morgenlied singen und es störte ihn dann nicht; wenn er aber geendet hatte, blies es die wohlbekannten Töne und dem Hannes wurde dann ganz eigen zu Muth; sie waren ihm der lieblichste Morgengruß. So wie nun diese zwei Naturkinder mit einander größer wurden, so verflochten sich auch mit einander all ihr Denken, Reden, Thun, Fühlen, Wollen, Hoffen und Sehnen, und ihre Herzen schlossen sich immer enger an einander; jede Freude theilten sie und in jedem Leide trösteten sie sich gegenseitig. Ueberglücklich waren sie darum aber auch, als die Gemeinde den Hannes zum selbstständigen Schäfer gewählt hatte: denn an dieses frohe Ereigniß knüpfte sich wenigstens die entfernte Möglichkeit der Erfüllung eines Sehnens und Hoffens, das zwar noch keinem von beiden klar war, das aber doch ihre Seele gleich mächtig bewegte.

4. Eine kleine Aenderung der seitherigen Verhältnisse.

Fünf Jahre hatten sie so miteinander den größten Theil des Jahres in täglichem Umgange zugebracht und sich in dem Maße an einander gewöhnt, daß der Gedanke einer Trennung oder eines Anderswerdens ihrer Verhältnisse ihren Seelen ganz unbekannt war; allein nichts Irdisches hat dauernden Bestand. Eines Mittags — es war im Spätherbste, wo das Rindvieh am Mittage nicht mehr heimgetrieben wird — hatten beide ihr einfaches Mahl gemeinschaftlich verzehrt; denn jedes gab dem andern und empfing von ihm von seiner einfachen Kost. Da sagte das Bärbelchen mit wehmüthiger Stimme zum Hannes:

„Mein Vater und meine Mutter, sowie auch die Nachbarsleute alle finden es nicht mehr passend, daß ich großes, sechzehnjähriges Mädchen noch ferner das Vieh hüte. So gern ich auch noch wie sonst den ganzen Sommer über mit dir zusammen wäre, so muß ich doch auch sagen, daß sie Recht haben; ich muß am Ende die verschiedenen häuslichen und Feldarbeiten lernen und mir auch etwas zu verdienen suchen, und ich will dir deßhalb sagen, daß ich mich den

nächsten Sonntag wahrscheinlich auf die Mühle verdingen werde; es sind mir zehn Thaler Lohn, zwei Paar Schuhe und ein Paar Lappen (Sohlen), vierundzwanzig Ellen Tuch (halb flächsen halb Werg) und achtundvierzig Kreuzer Ipenning (Miethpfennig) geboten, und ich denke, daß ist für den ersten Dienst Lohn genug, oder doch ein schönes Gebot. — Wir sehen uns dann zwar nicht mehr so oft," fuhr es nach einer Weile fort, „aber wir sehen uns doch! Du kannst ja wegen der nahen Haide das ganze Jahr über deine Schafe in die Nähe der Mühle treiben; können wir uns auch nicht jedesmal sprechen, so können wir uns doch sehen!"

Der Schäferhannes, der zwar anfangs etwas überrascht war, konnte doch nichts Gegründetes gegen diese Wendung der Verhältnisse vorbringen und lobte sogar den Entschluß des Bärbelchens, die häuslichen Arbeiten tüchtig zu lernen, konnte aber dennoch die seinem Herzen sich entwindende Frage nicht unterdrücken:

„Gelt, du bleibst mir doch immer so gut, wie du mir seither warst?"

„Bleibst du mir denn immer gut, wenn ich nicht mehr jeden Tag den Sommer über zu dir kommen kann?"

„Freilich bleibe ich dir gut; ich kann und will nicht anders, als dir stets gut sein, wenn du mir nur gut bleibst!"

„Hannes, ich bleibe dir immer gut, von Herzen gut, so lang ich lebe; sei deßhalb außer Sorge! Wenn ich mich auf die Mühl verdinge, mußt du als einmal zu uns kommen, wenn wir Flachs, Fämmel oder Hanf rupfen, oder im Herbste, wenn wir Kartoffeln ausmachen; das Feld ist ja ganz nah an der Haide. Ach, wie wird's den Winter erst sein, wenn die langen Abende kommen, und ich dich gar nicht sehen kann!"

„Sei nur ruhig, ich komme so oft als ich nur kann!" Und so sprachen sie noch Vieles.

Das Bärbelchen verdingte sich um den genannten Lohn auf die Mühle und wurde eine fleißige und brave Dienstmagd. Es begriff alle Arbeiten schnell, weil es mit Lust und Liebe daran ging, sah auf das Eigenthum seiner Herrschaft so, als wenn es ihm selbst gehörte, war treu und verschwiegen, trug keine Rede nach außen und brachte keine üble Nachreden mit heim, und bestand auch alle Proben bezüglich der Ehrlichkeit, welche seine junge Herrin in ihrem eigenthümlichen pädagogischen Tacte mit ihm anstellte, so glänzend, daß diese am Ende sagte: „Ich habe dich, die du ja noch gar nichts konntest, eigentlich gedingt, weil meine Großmutter, bei der, wie du weißt, deine Mutter zehn Jahre lang gedient hat, heute noch nicht aufhören kann, diese zu loben, und da dachte ich, ich wollte einmal probiren, ob das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! auch in gutem Sinne wahr ist. Bleibst du brav und länger bei mir, so bekommst du dann mit der Zeit noch mehr Lohn."

Wenn im Herbste Haferkerne und Weizengries gemacht, Hirsen und Gerst geschält und Oel geschlagen wurde, bekam unser Bärbelchen von seiner Herrin von jedem der genannten nöthigen Dinge der Haushaltung eine ansehnliche Portion, um sie seinen Eltern zu bringen.

Als es nun zum erstenmale mit den Geschenken nach Hause kam, war seine Mutter heftig erschrocken, weil sie fast fürchtete, ihr Kind möge diese Sachen nicht auf rechtem Wege bekommen haben. Allein das gute Bärbelchen fing über dieses Mißtrauen und die darin liegende Kränkung zu weinen an und sagte: „Ei, Mutterchen! wie könnte ich mich denn unterstehen, Euch, die Ihr uns immer die Ehrlichkeit so dringend eingeschärft habt und die Ihr uns allzeit gelehrt, daß Armuth nicht schände, indem ja auch unser Herr und Heiland arm gewesen sei, sondern daß nur Unehrlichkeit und Schlechtigkeit den Menschen erniedrige, wie könnte ich Euch gestohlene Sachen bringen wollen! Nein, liebe Mutter! Ich stehle nicht! Meine Woos — (von Wäschen, Bäschen) wie die Herrin genannt wird — hat mir die Sachen geschenkt, und zwar nicht sowohl meinet- als vielmehr Euretwegen; ihre Großmutter thät Euch immer noch so loben, sagt sie oft."

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Windisch-Grätz.

Wien, 22. März. Dem Abendblatt der „Wiener Ztg." entnehmen wir folgenden Nachruf: Der Feldmarschall Alfred Fürst zu Windisch-Grätz ist gestern Abend um 11 Uhr nach langen schweren Leiden, die er mit bewundernswerther, nicht einen Augenblick wankender Seelengröße ertrug, aus dem Leben geschieden. Einen weiten Kreis der Thaten hat dieses nun für immer abgeschlossene Dasein umfaßt, und auf jeder Stufe desselben begegnen wir ruhmvollen Erinnerungen. Als Jüngling erwarb sich Fürst Windisch-Grätz die Sporen im Feldzug von 1805; mit dem Feldzug von 1809 feierte er seinen Eintritt in das Mannesalter; wenige Jahre später kämpfte er bei Dresden und Kulm, und die Völkerschlacht bei Leipzig zeichnete seinen Namen bereits in das Buch der geschichtlichen Ehren. Schwer und verhängnißvoll war die Aufgabe, welche sich an seinen Eintritt in das höhere Alter knüpfte. Die Zeit gebar urplötzlich neue, zum Theil furchtbare Erscheinungen, denen im ersten Moment selbst jüngere Kräfte rathlos und unentschlossen gegenüberstanden. Aber den kalten Muth des bejahrten Fürsten focht kein Zweifel an; Moldau, Donau und Theiß sind Zeugen seiner unerschütterlichen Fassung, seines unerschrockenen Entgegenringens.

Wie immer die Partei-Anschauung sich zu ihm stellen möge, das e i n e fühlt jeder, zu welchem Lager er auch gehöre, daß in dem Fürsten Windisch-Grätz ein Charakter so ehernen Gepräges geschieden ist, wie sie auf Erden nur selten wiederkehren. Kein noch so jäher und eingreifender Wechsel der Dinge hat ihn jemals zum Wanken gebracht; die mächtigste Versuchung wäre machtlos an diesen standhaften Geist herangetreten; eine Casuistik gab es für ihn nicht, denn er kannte nur das unverrückbare Vorwärts der Ueberzeugung, der Pflicht, der Ehre, und den Knoten jedes Problems löste er einfach mit dem Schwert der Kraft und der Treue.

Auch für ihn waren Shakespeare's Worte geschrieben:

— — „So mischten sich
die Element' in ihm, daß die Natur
aufstehen durfte und der Welt verkünden:
dieß war ein Mann!"

Die „Oesterreichische Zeitung" entwirft von dem verstorbenen Feldmarschall folgenden kurzen Lebensabriß: Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Grätz, Graf von Egloffs und Siggen, Freiherr auf Waldstein und im Thal ward am 11. Mai 1787 zu Brüssel in Belgien geboren. Er stammte von den Markgrafen von Kärnthen ab, welches Geschlecht zu Anfang des elften Jahrhunderts entstand, und deren Stammherr Werland Herr von Grätz im Windischen oder Windischgrätz gewesen. Im Jahr 1650 kamen die Windisch-Grätz in das Reichsgrafen-Collegium, im Jahr 1804 wurden dieselben zu Reichsfürsten erhoben. Im selben Jahr trat Fürst Alfred, 17 Jahre alt, als Oberlieutenant in das Uhlanenregiment Fürst Karl Schwarzenberg ein; er machte die Feldzüge von 1805 bis zum Friedensabschluß mit; in der Schlacht bei Leipzig zeichnete sich Fürst Windisch-Grätz in einem entscheidenden Augenblick besonders aus, und ward zum Obersten des 8. Cürassierregiments ernannt. Im Laufe der Feldzüge bis zum Jahre 1815 hatte der Fürst nebst mehreren anderen Orden das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens, den k. bayerischen Hubertus-Orden, einen russischen Ehrendegen u. s. w. erworben. Im Jahr 1826 wurde er, der sich am 16. Juni 1817 mit Maria Eleonora Fürstin zu Schwarzenberg vermählt hatte, zum Generalmajor befördert; im Jahr 1830 zum Ritter des goldenen Vließes, im Jahr 1833 zum Feldmarschall-Lieutenant, im Jahr 1835 zum Regimentsinhaber ernannt. Im März 1848 übernahm FML. Fürst Windisch-Grätz für kurze Zeit als Nachfolger des Erzherzogs Albrecht das Stadtcommando in Wien, kehrte aber bald auf seinen früheren Posten nach Prag zurück; er unterdrückte dort den Pfingstfeiertageaufstand, und zeigte dabei viel persönlichen Muth. Während des Feuerns der Aufständischen gegen das Generalcommandoge-

Digitized by Google

bäude fiel ein Schuß nach den Fenstern der Wohnung des Fürsten, der dessen Gattin, eine allgemein geachtete Dame, tödtete. Während des Octoberaufstandes in Wien wurde Fürst Windisch-Grätz zum Marschall und Obercommandanten aller außer Italien stehenden Truppen ernannt; er operirte von Prag gegen Wien, nahm am 24. October 1848 sein Hauptquartier in Hetzendorf, schlug am 30. October die der Stadt Wien zu Hilfe geeilten Kossuth'schen Insurgenten in der Schlacht bei Schwechat, und rückte am 31. October gegen Abend, nachdem das Geschützfeuer gegen die Stadt den ganzen Tag gedauert, mit starker Truppenmacht zuerst durch das Burgthor ein. Am 15. Dec. 1848 ergriff der Marschall die Offensive gegen die Aufständischen in Ungarn. Am 4. Jan. 1849 kam eine Landesdeputation in das Hauptquartier, Vermittlungsvorschläge bietend. Hier ereignete sich, was so verschiedenartig gedeutet wurde, daß der Fürst die Deputation zurückwies und unbedingte Unterwerfung forderte. Am 12. April 1849 wurde Fürst Windisch-Grätz vom Commando in Ungarn ab- und an das kaiserliche Hoflager nach Olmütz berufen. Später ging er auf Urlaub, und erhielt vor kurzem die Stelle des Festungsgouverneurs zu Mainz, die er bis jetzt bekleidete; auch wurde er zum Mitglied des Herrenhauses ernannt.

* Liebster Bote, sei willkommen!

Liebster Bote, sei willkommen,
Lerche, mit dem Jubellied!
Hoch hast du den Flug genommen,
Wo schon licht der Frühling zieht!

Ueber Berg und Plan und Tiefen
Klingt der Botschaft heller Schall:
Bald wird Freud' in Strömen triefen,
Auf, ihr Schläfer, überall!

Und die Blumen leis sich regen,
Zwitschern tönt aus Hain und Strauch,
Wie im Traume sich bewegen
Wald und Bäum' im warmen Hauch.

Und durch seines Kerkers Mauer
Bricht und schwärmt der Schmetterling,
Und der Sänger in dem Bauer
Schwingt sich jauchzend in dem Ring.

Auch das Herz regt seine Schwingen,
Dringt empor, die Kette bricht!
Hoch und höher will es dringen
In des Frühlings Luft und Licht.

Ch. Böhmer.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die ersten Beiden sind der Kinder Lust;
Wenn Du den Beiden folgen mußt,
Wirst pflichtgetreu Du auf ihr Rufen hören,
Sollt' es Dich auch in süßer Ruhe stören.

Doch wären sie ohn' meine Dritte stumm,
Man bringt, um diese zu erlangen,
Den, der es trägt, stets ohn' Erbarmen um,
Wenn man zuvor, oft listig, ihn gefangen.

Aus der geheimen Werkstatt der Natur
Ist Dir das Ganze doppelt zugekommen,
Bekannt ward jeder Laut, den Du vernommen,
Dir stets durch seine Hilfe nur.

Auflösung der Charade in № 25:

Leumund.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 27. Speyer, Mittwoch, 2. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Die Kinder des Hauses, die sich in ziemlich rascher Folge vermehrten, liebten das gute Bärbeichen wie eine ältere Schwester, weil es sich ihrer mit eben solcher Liebe annahm; denn Kinder wissen in ihrem richtigen sittlichen Instincte gar wohl, wer es gut mit ihnen meint. Darum fühlen sie sich überhaupt auch zu guten Menschen hingezogen und von bösen abgestoßen, wenn diese sich auch noch so sehr bemühen, sie anzuziehen. Unser Bärbelchen verwuchs in dieser Art ganz mit der Müllersfamilie; es wurde ein Kind vom Hause, um so mehr, da seine Eltern leider bald nach einander starben. Es bestätigte sich auch hier die Redensart: „Wie die Herrschaft, so das Gesinde.“ Während also, wie eben bemerkt, unser Bärbelchen sich in seinen neuen Verhältnissen die Herrschaft und das Mitgesinde durch Treue, Fleiß und Freundlichkeit gewann, sich ferner, namentlich seit dem Tode seiner Eltern, die es nun nicht mehr zu unterstützen hatte, von seinem Lohne jedes Jahr eine kleine Ersparniß zurücklegte, währenddem machte sich der Schäferhannes bei allen Bauern geschätzt und geliebt; denn er war ein treuer Hirte, der mit Emsigkeit und Gewissenhaftigkeit über die ihm anvertraute Heerde wachte, und diese gedieh sichtlich unter seinen Händen. Während er so draußen den Tag, die Woche, den Monat und den ganzen Sommer über bei seiner Heerde weilte, legte er sich nicht, wie die sprichwörtlich gewordenen faulen Schäfer sonst meist thun, auf die faule Haut, sondern seine, neben der Sorge für seine Heerde, die natürlich in erster Linie stand, noch mögliche Tagesarbeit war wie folgt vertheilt: Wenn er Morgens erwachte, sprach er als frommer Christ sein Morgengebet und sang in der Regel:

„Auf, auf, den Herrn zu loben,
Erwache, mein Gemüth!
Dem guten Vater droben
Erschall ein frommes Lied!
Denn wer erhielt mein Leben
In der vergangnen Nacht?
Der Herr, der mir's gegeben,
Der hat es auch bewacht! ꝛc.“

Ebenso hielt er's am Abende vor dem Schlafengehen, und der einsame Wanderer, der auf der Heerstraße noch seinem Ziele entgegenging, der Flur- und Waldschütz, vielleicht auch ein Wilderer oder Felddieb, sie alle konnten den frommen Schäferhannes noch spät in der Nacht in einem verborgenen, zwischen Wäldern versteckten Feldchen mit heller, schöner Stimme singen hören:

„Ich glaub' an Gott in aller Noth
Und will dem Herrn vertrauen
Und lieben ihn bis in den Tod,
Dann werd' ich dort ihn schauen! ꝛc.“

Den Tag über schnitzte er aus Maßholder, Maser genannt, schöne und allgemein gesuchte Pfeifenköpfe, die der alte Pfeifenhansjörgehansjörg zu Oetzingen köstlich beschlug und schöne Kettchen zur Befestigung des Rohrs daran machte; oder er machte künstliche und schöne Spazierstöcke oder sonstige Zierrathe; oder er strickte Strümpfe für sich, oder er flocht niedliche Weidenkörbchen, welche Arbeiten ihm das Jahr über einen schönen Gewinn abwarfen. Wenn

er zu Mittag gegessen hatte und seine Schafe am Saume des Waldes unter den drei großen Buchen und der alten Linde im Schatten ruhten und schliefen, blies er auf seiner selbstgemachten Schalmey, später auf der Querpfeife und noch später auf dem Klarinett. Da er alles, was er anfing, mit Energie fortführte, indem er nur Vernünftiges begann, so brachte er es durch die tägliche und regelmäßige Uebung im Klarinettblasen zu einer großen Fertigkeit. Er konnte nicht allein jede Melodie, die er einmal gehört hatte, sofort wieder blasen, sondern lernte nach und nach eine schöne Anzahl Tänze spielen und machte von nun an oft, wie wir bald sehen werden, den Musikanten, was ihm ebenwohl wieder Lob und manchmal auch Verdienst einbrachte. Wenn er also Mittags so aus Herzenslust seine Weisen und Tänze blies, woraufhin sich mancher Wandersmann zu kurzer Rast bei ihm eingeladen fühlte, lag sein treuer „Zwicker" mit ausgestreckten Vorderpfoten und erhobenem Kopfe wie aufmerksam horchend vor ihm oder gar zwischen seinen Beinen und sah seinen geschickten, fleißigen und guten Herrn mit seinen treuen und klugen Augen an und wedelte von Zeit zu Zeit mit dem Schwanze hin und her, wie wenn er, um doch auch etwas bei der schönen Sache zu thun, den Tact zur Musik schlagen wollte. Das Thier nahm überhaupt an allen Schicksalen seines Herrn den treuesten Antheil. Indeß diente aber auch dem Schäferhannes in Behandlung und Pflege seiner Schafe der biblische Spruch zur Richtschnur:

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,
Aber das Herz des Gottlosen ist grausam."

(Forsetzung folgt.)

* Die Pariser von heute und die Pariser vor 50 Jahren.

(Lesefrüchte.)

„Die ganze Geographie von Ile-de-France," sagt der Verfasser des Petit tableau de Paris illustré von 1862, „ist neu zu schreiben; Paris versinkt unaufhörlich und erscheint wieder in einem Wechsel, der sichtlich rascher ist als der Decorationswechsel der Oper. Das Auge des gaffenden Spießbürgers hat seine frühere Sicherheit verloren; es stutzt, staunt und weiß nicht, wohin. Man findet Bürger, die ihre Geburtsstraße in 20 Jahren fünf- bis sechsmal sich ändern sahen, wie die Kristalle eines Kaleidoskops. Dulaure selbst, wenn er morgen wieder aufstände, würde große Mühe haben, seinen Weg durch die neuen Straßen zu finden. Alles neu und wieder neu geschaffen um vieles Geld! (Und doch hat der Arbeiter keinen Verdienst, und der Beamte soll Luxus machen, Bälle und Soireen geben, damit jener Brod und Holz habe.)

Aber es gibt nicht bloß ein Paris von Stein, von Holz, von Eisen und Asphalt; es existirt noch ein anderes Paris, ein Paris, das denkt, das redet, das träumt oder sich erinnert. Von diesem Paris hat M. v. Cormenin vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben: „Es ist der Kopf und das Herz Frankreichs;" von diesem geistigen Paris sagte Lamenais: „Es ist die Feuersäule, welche die heutige moderne Welt nach dem verheißenen Lande führt." Ist nun dieses sittliche und geistige Paris in Mitte der Bewegung unbeweglich geblieben, oder hat es sich ebenso wie das materielle bewegt und verändert?

Um die Antwort auf diese Frage zu hören, habe ich mir gedacht, ich wollte mich an einen alten Journalisten wenden, der seit etwa fünfzig Jahren todt ist. Ich meine den, der die Sitten seiner Väter am besten und schärfsten beobachtet hat. Ich nenne den Mann, der, um den Pariser seiner Zeit unbemerkt zu überraschen, mit dem Täfelchen in der Hand, ihn auf allen Tritten verfolgte. Es ist der geistreiche und unermüdliche Louis Sebastian Mercier, der Humorist, Fantaisist, Dramatiker, Romantiker und Sittenmaler, der bei dem Arbeiter in der Kneipe saß, in den Salons mit der Noblesse sich bewegte, im Theater mit Talma verkehrte, in den Tuilerien neben Bonaparte stand und auf der Straße mit Retif de la Bretonne ging. Bei seinen Wande-

rungen durch Paris, das er unter allen Gesichtspunkten studirt hat, entging ihm nichts; und er verschleierte die Blößen nicht; er wollte nur einen Cultus zur Herrschaft bringen, den der Wahrheit.

Niemand wird uns besser sagen können, was die ehemaligen Pariser waren; daneben stelle ich die heutigen. Er sagte:

1.

„Die Pariserinnen sind mager. Mit dreißig Jahren haben sie keine Gurgel mehr. Sie kommen in Verzweiflung, wenn sie anfangen, dick zu werden, und sie trinken Essig, um sich den schlanken Wuchs zu erhalten."

Jetzt herrscht die umgekehrte Mode.

Seit die romantische Schule aufgehört hat, die schön geschnittenen, winkeligen Formen in Prosa und Versen zu preisen, hat man begonnen, eine Gesundheitslehre zu befolgen, die rund und fett macht; man ißt Schwarzwild, Fische, geschlagene Eier, man genießt freie Luft, reitet und — trinkt Bier. Die Crinoline ist die Ausgeburt dieses Systems.

Die Pariserinnen von heute sind gern dick. Bei ihnen hat der Gebrauch des Essigs seit den ersten Romanen von George Sand aufgehört; man hat ihn ersetzt durch Bälle und Bäder und sogar durch den Fechtsaal.

2.

„Die Pariser zerquetschen beim Sprechen das R. Noch mehr, sie bemerken bei ihren Schauspielern nichts von diesem Fehler, und wenn diese nicht mit jenem glücklichen Talent begabt sind, so erwerben sie sich's recht schnell, um besser zu gefallen."

Man spricht in Paris noch so (on grossage), aber bloß in den unteren Schichten der Gesellschaft, bei den kleinen Kaufleuten der Vorstädte und unter den Leuten des Volks.

3.

„Man schreiet in den Gesellschaften der Provinz; zu Paris spricht man leis."

Man spricht noch heute leis, aber mit dem Unterschied, daß Niemand mehr zuhören will: es sprechen zwanzig zugleich.

4.

„Alles wird auf Borg genommen, sonst würde der Kaufmann nicht verkaufen. Er zieht es vor, sich einigen Verlusten auszusetzen und sein Magazin zu leeren; er verkauft ein wenig theuerer und bringt alles in Rechnung, was nicht eingeht."

Heut zu Tag hat man eine Aenderung versucht, indem man den „festen Preis" einführte; das Borgen jedoch bleibt oben.

5.

„Die außerordentlichsten Ereignisse beschäftigen die Hauptstadt nur 8 Tage. Die Leute von Talent, welche zuströmen, werden nur in einem Augenblick der Erhitzung und des Rausches gefeiert; am folgenden Tage geht man zu einem anderen Glücklichen über, der das Aufblitzen dieses Enthusiasmus zu benützen versteht. Und welches ist das höchste Talent? Kein anderes, als das zu amusiren."

Immer wahr von einem Ende bis zum andern. Ich erinnere an ein Wort von Alexander Dumas, dem Vater. „Es ist immer etwas Schönes," sagte er, „gut zu schreiben; für Paris ist das Wesentliche, amusant zu sein. Das Zeitwort amusiren wird am meisten in diesem Lande conjugirt."

Treu seiner Theorie hat sich der Verfasser des Monte-Cristo vorgenommen, sein Zeitalter zu amusiren, und Jedermann weiß, wie sehr es ihm gelungen ist. In diesem Augenblick amusirt er nicht Frankreich, weil er auf Reisen ist; er amusirt Rußland. Mit welchem Erfolg zeigt folgende Correspondenz, die der russisch-belgischen Zeitung, le Nord, aus Petersburg vor einigen Monden zukam. Sie lautet:

„„Der Garten des Grafen v. Bezborodko, dessen größter Theil dem Publikum offen steht, ist dieses Jahr sehr in der Mode, Dank der Anwesenheit des Herrn Alex. Dumas, Vater und des berühmten M. Home, die in Gesellschaft des Grafen angekommen sind. M. Home verzichtet darauf, sagt man, die Geister herauszufordern und tritt ins Privatleben zurück, um von nun an das eheliche Glück in Ruhe zu genießen; es ist Fräulein K....l, Schwägerin eines unserer großen Herren, die ihn zu erhaschen verstanden. Herr A. Dumas, dessen originelle Physiognomie zu St. Petersburg sehr be-

kannt ist, sieht sich allenthalben, wo er erscheint, von einem Haufen Menschen verfolgt. Die Damen besonders, welche die süßen Erregungen und Gefühle noch nicht vergessen haben, die ihnen das Lesen des Monte-Cristo und der drei Mousquetiere erzeugt hat, betrachten mit Wohlgefallen die Züge des großen Mannes mit seinen gekrausten und grau schimmernden Haaren. Gestern Abend hat er geruht, sich dem Publikum von Pawlovsk zu zeigen, das ihn beinah zum Gegenstand einer Ovation gemacht hätte. Seine Gegenwart hat für die Abwesenheit des Strauß ein wenig getröstet, der seit zwei Tagen verschwunden ist.""

(Fortsetzung folgt.)

* Der Todes-Engel.

Dem Andenken
der Freifrau von Gienanth gewidmet.

Wie ein Blitz aus heit'rer Höhe
Zündend oft herniederfährt,
Und mit seinen Feuerstrahlen
Schnell ein Opfer hat verzehrt,

So der Todesengel oftmals
Seine Fackel plötzlich neigt,
Und aus heit'rer froher Mitte
Hat sein Opfer er erreicht.

Oft, vom langen Krankenlager
Heiß ersehnt, erscheint er nicht,
Von der Schwelle dürst'ger Armuth
Kehrt er lächelnd das Gesicht.

Dem verzweifelt Lebens-Müden
Weigert er die Friedens-Hand,
Und den schwach gebückten Alten
Führt er nicht zum Ruheland.

Heute hat er sich erkoren
Reich geschmückt ein glänzend Haus,
Ungeahnt will er entführen
Seine stolze Herrin d'raus.

Blühend in des Lebens Mitte,
In des Glückes Vollgenuß,
Naht sich ihr der ernste Bote,
Gab ihr flüchtig einen Kuß.

Und von diesem Kuß erbleichet
Schnell der Wangen Rosenschein,
Und das klare Feuer-Auge
Hat verloren Gluth und Schein.

Und der Geist, der kühn und kräftig,
Ordnend, schaffend hat regiert,
Und die Hand, die arbeitsthätig
Oft als Muster sich gerührt,

Seine Flügel sind erlahmet,
Und er liegt gefesselt still,
Und die Hände sind erstarret
Nichts sie mehr beleben will.

Und das Herz, das warm und sorgsam
Für der Kinder Wohl gewacht,
Hat noch, eh' es ganz erkaltet,
Liebend, treu an sie gedacht.

Eine Seel' fehlt nur dem Hause,
Und doch scheint es öd und leer,
Und die Kinder sind so einsam,
Haben keine Mutter mehr.

Schmerz und Thränen sind beschieden,
Wer den Todes-Engel schaut;
Aber er bringt ew'gen Frieden
Denen, die ihm angetraut.

Homonym.

Soeben hat ein Buch die Presse erst verlassen,
Und Du beeilest Dich, den Inhalt aufzufassen;
Da ist mein guter Rath gewiß am rechten Ort:
Du magst bedächtig thun Das, was Dir sagt mein Wort.

Doch kann Dir leicht die Lust an der Lektüre schwinden,
Denn oftmals leider wirst in einem Buch Du finden,
Daß der Verfasser auch gethan, was ich Dir rieth,
D'rum, wer mein Wort befolgt, thu' es mit Unterschied.

Auflösung der Charade in № 26:

Trommelfell.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 28. Speyer, Freitag, 4. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Der Schäferhannes ersparte sich in einigen Jahren an 150 Gulden, schaffte sich Schafe an, die er auf Erlaubniß der Bauern mittreiben durfte, und so kam er in eine recht glückliche Lage. Eines Sonntags, als er dem Bärbelchen auf dem Kirchgange begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe dir etwas recht Schönes zu sagen, Bärbelchen!"

„So? Hannes! Das ist mir sehr lieb. Du hast mir überhaupt noch nichts als Schönes gesagt. — Was ist es denn, das du mir sagen willst?"

„Rathe einmal!"

„Soll ich einmal rathen?" sagte es mit neckischer Stimme.

„Ja, das sollst du!"

„Nun, dann will ich dir sagen, was ich meine; du wirst dir wahrscheinlich einen Schatz angeschafft haben?"

Bei diesen Worten wurde aber der Schäferhannes ganz feuerroth, und man sah ihm den Unwillen über diese, wenn auch scherzhafte, Aeußerung deutlich an, und er sagte heftig:

„Mache so keine Dummereien, Bärbelchen! Wenn ich gewußt hätte, daß du deinen Uz mit mir treiben wolltest, hätte ich dir kein Wort gesagt!"

„Nun, sei nur nicht gleich so aufgebracht! Es war ja nur Spaß, und du wirst doch wohl Spaß verstehen?"

„Den verstehe ich auch, aber so keinen! Oder wäre es dir vielleicht lieb, wenn ich thäte, was du sagtest?"

„Geh, sei doch gescheidt! Ich will ja künftig nichts der Art mehr sagen, um dich ja nicht zu beleidigen. Wenn du mir böse würdest, dann hätte ich ja gar Niemand mehr! Bleib mir nur gut, ich bitte dich!"

Auf diese Worte war der gutmüthige und edelgesinnte Hannes sogleich besänftigt und sagte:

„Um dir nicht wieder Gelegenheit zu geben, deinen Muthwillen an mir auszulassen, so will ich dir schnell sagen, was ich auf dem Herzen habe: Ich habe mir 175 Gulden gespart, welche ich gestern dem Vetter Peter gegen guten Handschein zu fünf Procent gelehnt habe; auch habe ich sechs Schafe und drei Lämmer, die zusammen gut und gerne unter Brüdern dreißig Gulden werth sind, und noch zehn Pfund Wolle. Ist das nicht fein? Wenn das noch einige Jährchen so fort geht, dann habe ich bald ein schönes Vermögen beisammen und dann..." und jetzt hielt er inne und sah das Bärbelchen triumphirend an. Das aber schlug die Augen nieder, erröthete und sagte nach einer Weile:

„Ich habe mir erst fünfzehn Gulden sparen können! Ich hatte aber auch gar zu wenig Kleider, als ich in den Dienst trat! Was bist du schon so reich, Hannes! — Du bekommst aber auch so viel Lohn! Und doch wundere ich mich, daß du schon so viel beisammen hast; manch anderer Bursch an deiner Stelle würde das Geld verjuchzt haben! Du kannst aber jetzt stolz sein!"

„Und," sagte der Hannes, „was hast du denn deinen seligen Eltern gegeben? Meinst du, das hielt ich nicht für Ersparniß? Du hast dem Herrn dein Geld auf Zinsen gegeben und er wird es dir reichlich vergelten! Du hast mehr angelegt als ich!

Und stolz, sagst du, könnt' ich sein? Wie meinst du du das? Stolz auf mein Vermögen? — Wenn du das meinst, so höre: stolz bin ich auch, und zwar gerade auf meine kleine Ersparniß; wenn es auch nicht viel ist, so habe ich es doch erworben. Ein verdienter Kreuzer macht mir mehr Spaß als sechs geschenkte. Zwei Künste, so hab' ich einmal gelesen, gehörten zum Reichwerden: Erwerben und Sparen. Wer nun beide könne, werde darum noch geradenicht allemal reich; aber ohne sie werde es nie Jemand zu etwas bringen! Bist du denn nicht froh, Bärbelchen? Ich habe geglaubt, dir eine Freude mit meiner Mittheilung machen zu können, und du nimmst sie so gleichgiltig auf!"

„Gleichgiltig! Wer sagt denn das? Ach, lieber Hannes! glaube mir nur, daß ich gewiß deinetwegen recht froh bin. Je mehr du dir sparst, desto besser!"

„Für wen denn?"

„Für wen? — Nun für dich!"

„Warum denn blos für mich?"

„Ja, ich weiß nicht, für wen sonst! Du wirst so reich und ich bin so arm!"

„Weißt du denn wirklich nicht, für wen ich spare?"

„Ach ja, ich weiß es!"

„Nun, für wen denn?"

„Nun, seiner Zeit auch für ....," und damit lief das Bärbelchen mit Lachen fort, und der Hannes rief ihm ganz glückselig nach: „Wart', ich will dich schon noch kriegen!"

Eben läutete es zusammen zur Kirche. Der Schäferhannes ging zu seiner Heerde, die seine Stimme schon von weitem vernahm und kannte und führte sie auf frische grüne Weiden und sang:

„Gott! überall bist du zugegen,
Und spendest deine Gabe aus;
Die ganze Schöpfung ist dein Haus;
Durch alle Zeiten wirkt dein Segen ꝛc."

Er hatte jetzt, wie immer im Nachsommer, eine schwere Zeit; denn es war in der Kornsaat, wo der Pferch oft zweimal in einer Nacht gerückt werden muß.

5. Ein vergnügter Herbst.

Wenn die Bauern und Bäuerchen unserer Gegend das Grummet gemacht, das Korn gesäet und die Kartoffeln geerntet haben — lauter Arbeiten, zu denen die Gesammtheit der Familienglieder nöthig ist — bleiben nur noch solche Feld- und Erntearbeiten übrig, welche einzelne Glieder der Familie bewerkstelligen können. Hierzu gehört das Einsammeln der Kohlrabi, der Runkelrüben, des Weißkrautes ꝛc. und das Stürzen der Aecker im künftigjährigen Kartoffel- und Krautfeld. Die Mehrzahl der Familienglieder beginnt zunächst jetzt die weitere Bearbeitung der Gespinnstpflanzen und die Verarbeitung des Obstes. Was nun die Bearbeitung der Gespinnstpflanzen anlangt, so ist dieselbe, da alle hier einschlagenden Verrichtungen noch mit der Hand geschehen, ebenso langwierig wie mühsam, aber dennoch nicht ohne Reiz und Vergnügen, namentlich für das „junge Volk," indem dieses durch die genannten Beschäftigungen ganz natürliche Gelegenheit findet, sich zu nähern.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Pariser von heute und die Pariser vor 50 Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Gegenwart eines großen Schriftstellers, die ein wenig für die Abwesenheit eines Kapellmeisters tröstet, ist ein prächtiger, echt pariser Zug, der verdient, aufgezeichnet zu werden.

Alex. Dumas in Sicilien ist für Paris nicht weniger amusant.

6.

„Ein Werk in mehreren Bänden wird in Paris nie gelesen, außer wenn die Provinz oder das Ausland über seinen Werth entschieden hat."

Auszustreichen.

Paris, die Provinz und das Ausland leſen die Werke von mehreren Bänden nicht mehr, wenn es nicht Romane ſind, und die Romane des Tags ſind keine Werke mehr.

7.

„Mancher Journaliſt iſt zuweilen nach ſeinen verſchiedenen Intereſſen der niedrigſte der Schmeichler und der unverſchämteſte der Kritiker.“

Gleichfalls zu ſtreichen.

Es gibt noch Schatten von Journalen; es gibt aber den Schatten eines Journaliſten nicht mehr.

8.

„Die Großen, im Allgemeinen, haben heute einen ebenſo gemeinen Geiſt, wie das Volk ſelbſt; ſie verachten Alles, was ſie nicht fühlen und beſchäftigen ſich nur mit kindiſchen und elenden Klatſchereien.“

Kein Jota zu ſtreichen.

9.

„Der Ton des Jahrhunderts hat die Ceremonien ſehr abgekürzt und nur mehr der Provinciale iſt voll Ceremonien.“

Heut zu Tage erſetzt der Emporkömmling in dieſer Beziehung den ehemaligen Provincialen.

10.

„Die Leute tragen jetzt ſehr dicke Diamanten an dem Hals und haben keine mehr an der Uhr.“

Faſt ganz verſchwunden. — Man trägt Diamanten in ſeiner Börſe — um beſſer zu ſpielen.

11.

„Es ſind nur gänzlich verlaſſene und entblößte Menſchen, die den ganzen Sommer in Paris zubringen müſſen.“

Hat ſich nicht geändert. Auch alle Chronikſchreiber behaupten, Paris ſei ſechs Monate verödet; — Paris ſchreit nicht über ihre Abweſenheit.

12.

„Es gibt keine bäueriſchen Leute mehr, aber der Geck und Laffe iſt allgemein.“

Seit Mercier hat der Geck ſich gewaltig vermehrt (pullulé).

13.

„Alles Geld der Provinzen fließt in die Hauptſtadt zurück, und faſt alles Geld der Hauptſtadt geht durch die Hände der Hofleute.“

Immer noch ein wenig wahr.

Es wäre ganz wahr, wenn man nicht neben die Hofleute die Küche ſetzen müßte.

14.

„Die Frauen halten nicht mehr die Nähnadel noch die Stricknadel in der Hand; ſie machen Filet und ſticken am Rahmen.“

Dieſe Gewohnheit hat die Zeit mitgenommen.

Die Frauen von Paris ſchneiden Potichomanie, wenigſtens wenn ſie nicht Karten ſpielen.

15.

„Die ſchönen Frauen geſellen ſich häßlichen Perſonen bei, damit dieſe ihnen als Schatten dienen.“

Dieſer Paragraph gilt für alle Zeiten.

16.

„Die Möbel ſind der Hauptgegenſtand des Luxus und der Verſchwendung geworden. Alle ſechs Jahre wechſelt man ſein Zimmergeräthe, um ſich alles anzuſchaffen, was die Pracht des Tages Schönes erdacht hat. Die Zimmer müſſen prächtig ſein, die Gemächer getäfelt, mit koſtbarem Firniß und goldenen Stäbchen geziert. Und der Mörtel ahmt die Marmorſäulen zum Täuſchen nach.“

Das hat ſich nur geändert, inſofern es ſich noch vergrößert hat.

Man erneuert ſeine Möbel alle 3 Jahre; man hat in einer Manſarde für 50,000 Fr. Nichtſe, Laune und Gerumpel, und oft iſt das der ganze Beſitz.

Wenn man's wieder verkauft, ſo geſchieht es mit 100 Procent Verluſt.

„Man macht Teppiche für 30,000 Livres, die ehemals nur für den Hauptaltar beſtimmt waren.“

Ganz wahr.

Es iſt beizufügen, daß der Teppich nicht zu ſchön, noch zu reich gefunden wird, weil man glaubt, daß, wenn irgend Jemand oder irgend Etwas auf den Altar geſetzt werden müſſe, man es ſelber ſei.

17.

„Ich glaube, daß das Inventar unſers Mobiliars einen Mann der alten Zeit, wenn er wieder auf die Welt käme, gewaltig in

Staunen ſetzen würde. Die Sprache der Gerichtsdiener, welche den Namen dieſer Maſſe von überflüſſigen Dingen kennen, iſt eine ſehr detaillirte, ſehr reiche, dem Armen ſehr unbekannte Sprache."

Zur Zeit Mercier's waren dieſe überflüſſigen Dinge des Luxus ein großes Detail; in unſeren Tagen bilden ſie eine Encyclopädie.

18.

„Die Frauen miſchen ſich nicht mehr in die Haushaltung, außer, die Frauen der Handwerker."

Noch immer wahr; und ſogar bei den Handwerkern fängt man an, Gehilfinnen zu nehmen.

19.

„Krank ſein iſt in Paris ein Staud; die Frauen wählen ihn vornehmlich als den intereſſanteſten."

In Bezug auf dieſe Bemerkung des alten Beobachters füge ich das Wort eines meiner Freunde bei, eines geſuchten Arztes:

Unterdrückt die Launen der Frauen und ihr tödtet unſere hundert erſten Aerzte.

20.

„Man verlängert nicht mehr die Mahlzeit, ſie iſt kürzer; und an der Tafel ſpricht man nicht mehr mit Ungezwungenheit, noch hört man unterhaltende Erzählungen."

Noch immer wahr, und es iſt der Fehler der Frauen, die dabei viel verloren haben.

Mit ſehr wenigen Ausnahmen beeilen ſich die Frauen von Paris, weil ſie nicht mehr zu reden noch zu erzählen wiſſen, die Tafel verlaſſen zu machen, damit man in den Salon gehe; — in den Salon, wo man auf dem Piano klimpert, aber keine Muſik macht; — wo man einige Sprünge macht, aber nicht mehr tanzt; — wo man klatſcht, aber nicht mehr applaudirt.

(Fortſetzung folgt.)

Abſchied.

Die Blätter grün, die Lüfte lauer,
Im Blüthenkleide prangt der Mai:
Das Fenſter öffn' ich und den Bauer,
Leb' wohl, mein Vogel, du biſt frei!

Laß traurig nicht das Köpfchen hangen,
Bald ſchaukelt dich der ſchwanke Aſt,
Nicht hielt ich ruchlos dich gefangen,
Du warſt im Winter nur mein Gaſt.

Du haſt, ein Gruß der grünen Halde,
Ein Klang aus ferner Sommerzeit,
Ein lebend Heimweh nach dem Walde,
Getheilt des Dichters Einſamkeit.

Zwei kranke Sänger, Haftgenoſſen,
An einer Kette lagen wir
Und harrten auf des Lenzes Sproſſen
Und ſeiner Veilchen blaue Zier.

Jetzt iſt er da, du hörſt ſein Klingen,
Er weht dich an mit friſchem Duft,
Auf! rege fröhlich deine Schwingen
Und ſegle durch die weite Luft!

Was kümmert's dich, daß ich mit naſſen,
Umflorten Augen nach dir ſeh' —
Du kannſt mich ohne Schmerzen laſſen,
Mir aber thut der Abſchied weh!

Du kehreſt heim zum Walde wieder,
Er ſchlägt um dich ſein ſchattig Zelt,
Und jubelnd ſchmettern deine Lieder
Den Pfingſtgruß durch die ſchöne Welt.

All' ihre Wunder wirſt du ſchauen,
Wirſt baden dich im Sonnenſchein,
Wirſt dir ein heimiſch Neſtchen bauen —
Ich aber bleibe ganz allein.

O könnt' ich deinen Flug begleiten!
Daß ich gefeſſelt, iſt mein Schmerz;
Ein banges Sehnen nach dem Weiten
Erfüllt im Frühling mir das Herz.

Die Thür iſt auf, nicht ſäume länger,
Leb' wohl! dort ſitzt er auf dem Strauch —
Jetzt juble laut, befreiter Sänger,
Denkſt du wohl des gefangnen auch?

Du hörteſt ſeufzen mich und klagen,
Vielleicht zuweilen unbewußt
Hallt nach in deinem frohen Schlagen
Ein Laut der kranken Menſchenbruſt.

Albert Träger.

Auflöſung der Homonyme in № 27:

Aufſchneiden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 29. Speyer, Mittwoch, 9. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende Octobers thun sich die Nachbarsleute zusammen und machen gemeinsam in ein Ufer eines Hohlweges oder Raines einen senkrechten, vier bis fünf Fuß tiefen, breiten und langen Einschnitt, „Brechkaut" genannt, überdecken diese mit einem Rost von Bohnenstangen und loosen um die Reihenfolge, und dann beginnt das Brechen des Flachses und Hanfes. Zu diesem Geschäfte, das frühmorgens beginnt und je nach Umständen bis in die späte Nacht hinein dauert, laden sich die Nachbarn gegenseitig ein. Jeder Helfer oder Helferin erscheint früh mit seiner Brechbank, einer eigens zum Flachsbrechen bestimmten und eingerichteten leicht tragbaren Geräthschaft, und wenn der Flachs, der bis zu diesem Stadium seiner Verarbeitung schon gar oft durch die Hand des Landmanns ging, durch ein in der Grube angezündetes und mit Holz und Flachsabfällen unterhaltenes Feuer „dürr" ist, wird er auf der Brechbank handvollweis gebrecht. Dabei geht's denn lustig zu. Bursch und Mädchen, die Zuneigung zu einander fühlen, setzen sich neben einander, brechen zusammen und mit einem andern Paare um die Wette und unterhalten sich freundlich. Ohne Unterbrechung schallt in das Geklapper der Brechbanke der Ruf: „Haffel!" (Handvoll) und der Knabe, dem das Geschäft des Darreichens obliegt, hat genugsam Gelegenheit, seine flinken Beine zu gebrauchen. Gegen acht Uhr Morgens erscheint die Hausfrau oder die erwachsene Tochter oder die Dienstmagd mit einem weißen Waschkorb voll Frühstück, bestehend in gequellten Kartoffeln, Butter, Brod und Käs und einer Flasche Schnaps. Nachdem das Frühstück, das unter Scherzen und Lachen eingenommen wird, beendet ist, geht die Arbeit von neuem los und dauert ohne Unterbrechung bis zwölf oder ein Uhr, wo in dem Hause das Mittagessen eingenommen wird. Nach diesem geht die Arbeit wieder an und währt, wie schon bemerkt, bis in den späten Abend. Ist man fertig oder ist die Zeit schon zu weit vorgerückt, so beschließt man das Tagewerk mit der Hauptmahlzeit, die nicht allein reichlich, sondern auch mannigfaltig ist. Nach dieser Mahlzeit, die gewiß keine Nebensache ist, aber kommt erst die Hauptsache, nämlich ein Tänzchen.

Ich muß hier bemerken, daß Tanzen ein Hauptvergnügen des einfachen, frohsinnigen Volkes jener Gegend ist, und daß das „junge Volk" keine Geige kann rasseln hören, ohne ein Gefühl zu empfinden, als ob es Ameisen unter den Fußsohlen hätte. Gegen Abend sind nämlich die älteren Helfer durch die jüngeren Glieder ihrer betreffenden Familie abgelöst worden, so daß zum Schluß meist nur „junges Volk" beisammen ist. Weil man nicht immer einen handwerksmäßigen Musikanten zu dem in Rede stehenden Zweck haben kann oder will, muß man sich oft kümmerlich behelfen, d. h. man muß nach Singen, Pfeifen oder nach der mittelst eines Baumblattes gemachten Musik tanzen. Allein, wer gern tanzt, dem ist gut geigen. Es ist hiernach leicht zu ermessen, welchen Dienst Der Allen leistet und in welchem Maße er sich die Zuneigung Aller erwirbt, der aushelfend eintreten kann. Das that

nun unſer guter und eben ſo geſchickter Schäferhannes, und er konnte das um ſo eher, weil dieſe kleine Dienſtleiſtung mit ſeinen anderweiten Pflichten nicht in Colliſion kam, indem ſeine Schäflein im nahen Felde ja ſchliefen und von ſeinem treuen „Zwicker," der in dieſem Falle nicht unter der Hütte angebunden lag, ſondern frei um die Hürden patrouillirte und nicht von der Stelle wich, mit großer Sorgfalt bewacht wurden, Schafdiebſtahl aber faſt eine unerhörte Sache war. Wenn der Tanz zu Ende war, legte man zuſammen und gab dem Schäferhannes für ſeine Mühwaltung und Kunſtleiſtung zwei auch drei Kopfſtücke Trinkgeld; denn eigentlichen Lohn nahm er nicht. Anfangs wollte er nichts annehmen, allein da die Männer und Burſchen darauf beſtanden, daß er eine ſolche Kleinigkeit nicht ausſchlage, indem ſie ihn ſonſt nicht mehr in Anſpruch nehmen könnten und er ſie ſomit um das Vergnügen bringe, gab er nach.

Zu dem Brechen ward aber auch immer von Seiten der Müllerin das Bärbelchen in's Dorf geſchickt. Wenn es am Ende ſo recht vergnügt tanzte und dem Klarinettbläſer von Zeit zu Zeit freundlich zunickte, gelangen dieſem die Läufe, Triolen und Triller noch einmal ſo gut und alles behauptete ſteif und feſt, daß der Kurfürſt von Kurtrier, Clemens Wenzeslaus, keinen größeren Klarinettvirtuoſen, als der Schäferhannes ſei, in ſeiner berühmten Kapelle habe. Das waren glückliche Stunden! War dann gegen Mitternacht das Tänzchen zu Ende, ſo ging der Schäferhannes mit dem Bärbelchen nach Hauſe. Das fand Jedermann zu natürlich, als daß man darüber nur ein Wort verloren hätte. Indeß nicht alle dachten ſo. Einer war damit keineswegs einverſtanden, und das war der Schneiderphilipps.

---

6. Den Schneiderphilipps

müſſen wir uns jetzt etwas näher anſehen.

Woher er ſtammte und wer ſeine Eltern waren, wußte man nicht; das wußte er ſelbſt nicht. Seine Mutter war, als er kaum vier Jahre zählte, bettelnd und, wie ſich bald zeigte, an den ſchwarzen Blattern erkrankt, ins Dorf gekommen und nach einigen Tagen in einem Zimmer des damals leer ſtehenden Hirtenhauſes geſtorben, ohne daß man irgend ein Legitimationspapier gefunden hätte. So hatte das Dörfchen den kleinen Philipps geerbt. Der Philipps, der als Kind von Dorf zu Dorf geſchleppt worden war, ſich gewiß oft mit der kümmerlichſten Nahrung und dem ſchlechteſten und ungeſundeſten Lager begnügen mußte, war eine gar kümmerliche, ja poſſierlich ausſehende Geſtalt. Er hatte große Füße, dünne, nach außen gekrümmte Beine, einwärts gebogene Knie, lange bis an die Knie reichende Arme und unverhältnißmäßig große Hände, ein bleiches, mageres Geſicht, eine lange ſpitze Naſe, einen etwas auf die rechte Seite geneigten Hals, einen ſpitzen Kopf, helle ins Röthliche ſchimmernde Haare und zu alledem ein äußerſt ſchlaues, verſchmitztes und lüſternes Augenpaar. Dazu ſtotterte er nicht unmerklich. Er hätte nur noch ſchielen müſſen, um die Muſterkarte ſeiner Häßlichkeit vollzumachen. Daß er nicht von beſonders rühmlicher Sitte war, wird man nach ſeiner Herkunft, ſeinen früheren Schickſalen, ausgeprägten natürlichen Anlagen und ſeiner erſten Erziehung begreiflich finden. Die Gemeinde hatte ihn halt und konnte zuſehen, was ſie mit ihm mache. Nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre gab ſie ihn dem Dorfſchneider auf Gemeindekoſten in die Lehre, hoffend, er werde wohl nach vollendeter Lehrzeit, die auf zwei Jahre feſtgeſetzt war, als Handwerksburſch in die weite Welt wandern und, nach Art ſeiner Mutter etwa, irgendwo hängen bleiben, ohne zurückzukehren. Vielleicht wäre auch der wohlbegründete Wunſch der Gemeinde in Erfüllung gegangen, wenn dieſer Menſch nicht ſcheinbar eine ebenſo glühende als hoffnungsloſe und darum thörichte Neigung für das Bärbelchen und zugleich einen eben ſo tödtlichen Haß gegen den Schäferhannes gefaßt hätte. Er hatte ſich faſt von Kindheit an ſchon, was man aber lange gar nicht ahnte, alle Mühe gegeben, die Aufmerkſamkeit des Bärbelchens von dem Schäferhannes abzulenken, und dieſes hatte mehr aus Bedauern, als aus Neigung — denn von dieſer war ja nie die Rede — ihm in ſei-

ner Güte eine gewisse Theilnahme oder besser eine Art Mitleid nicht versagt. In ähnlicher Weise, wie das Bärbelchen handelte der Schäferhannes gegen ihn, obgleich demselben nicht entgehen konnte, daß er mit zunehmenden Jahren einerseits seine Aufmerksamkeit für das Bärbelchen verdoppelte, anderseits sich ihm selbst gegenüber bemühte, in ihm hochfliegende Pläne und ein Gelüste nach reicheren Mädchen zu erwecken. Anfangs lachte der Schäferhannes seiner Bemühungen, und nach und nach gewöhnte er sich so daran, daß er den armen Schelm, wie er ihn nannte, ganz gewähren ließ und ihm seine „Natt," wie er sein Gebahren bezeichnete, gern gönnte.

(Forsetzung folgt.)

---

* Die Pariser von heute
und
die Pariser vor 50 Jahren.

(Fortsetzung.)

21.

„Die Pariserinnen kaufen vier Anzüge gegen ein Hemd. Man hat Leinwand in den Provinzen und Blonden in der Hauptstadt."

Immer mehr wahr, mit dem erschwerenden Umstand, daß die Bemerkung auf alles ausgedehnt werden muß, was sich auf den Putz der Pariserinnen bezieht. Uebrigens sagte Balzac vor fünf und zwanzig Jahren, als er den Père Goriot schrieb: „Mancher Stutzer, der eine Weste mit Blumen für 500 Franken trägt, hat keine Socken an den Füßen." Die Bemerkung Balzac's soll für heute gelten.

22.

„Der Lakai eines großen Herrn (Seigneur) trägt eine Uhr von ciselirtem Gold, Spitzen, Schnallen mit Brillanten und erhält eine kleine Modehändlerin."

Der Lakai eines Millionärs — es gibt keine Herren mehr — hat eine goldene Uhr, und das ist sein Alles. Er darf keine Verlocken tragen gleich denen seines Gebieters.

23.

„Die Lakaien entfernen sich nicht mehr beim Nachtisch; sie bleiben bis zum Ende des Mahls."

Noch immer dasselbe, obgleich Desaugiers und Beranger einverstanden sind, in Prosa und in Versen zu sagen:

Wenn die feinen Weine kommen, wollen wir mit Anakreon sagen: Fort mit den Sklaven!

24.

„Ich rathe nicht einem höflichen Manne, der keine Bedienten hat, zu einem Mahle in ein vornehmes Haus zu gehen. Dort trinkt man nur, wenn's den Lakaien beliebt. Bei deiner bescheidenen Forderung werden sie sich auf dem Absatz umdrehen und für einen andern zum Buffet laufen. Bald wird die Trockenheit der Kehle dich hindern, die Stimme zu erheben: man wird deine Blicke nicht besser deuten als deine Bitten Du wirst die Hitze an deinem Gaumen fühlen und keins der Gerichte mehr kosten können, die auf der Tafel stehen. Du wirst das Ende des Mahls abwarten müssen, um dich endlich mit einem großen Glase Wasser anzufeuchten. Diese Methode ist erdacht worden, um eine Klasse Leute auszuschließen, die keine Diener haben; so bewahren die Reichen ihre Tafel vor einer allzu großen Zuströmung."

Hat sich nicht geändert.

25.

„Cleon nennt Damis seinen Freund; es ist ein Mensch, dessen Bekanntschaft er vor vierundzwanzig Stunden gemacht hat. So sagte Jemand: „Ich habe dieses Jahr 365 Freunde gemacht." Es war am 31. December."

Noch immer wahr, mit dem Unterschied, daß man sich als Freunde behandelt nach einer 24stündigen Bekanntschaft, und daß man sich schon 12 Stunden vorher gebuzt hat. — Bei den Künstlern und auf dem Theater hat Jedermann das Ansehen, als hätte er mit aller Welt die Schweine gehütet.

26.

„Alle Städte des Königreichs beunruhigen sich wegen Paris, sowohl aus Eifer-

Digitized by Google

sucht als aus Neugierde. Paris kümmert sich um keine andere Stadt der Welt, und es denkt nur an das, was in seinem Innern vorgeht und was zu Versailles geschieht."

Immer dasselbe, nur daß das Versailles gegenwärtig die Börse ist, und die Gesundheit des Königs die 3 %.

27.

„Man hört von Lyon, von Bordeaux, von Nantes reden; man glaubt an den Reichthum dieser Städte, aber nicht an ihre Unterhaltungen, ihre Vergnügungen, noch weniger an ihren Geschmack. Der Titel „Akademiker aus der Provinz" ist ein Titel, welcher lachen macht, und mancher Dichterling, der nur die Kaffeehäuser besucht, wird die Achsel zucken beim Namen eines verdienstvollen Mannes, der ihm lächerlich vorkommt, einzig, weil er in der Provinz schreibt."

Noch gerade so, und dieß Mal ist es der Fehler der Provinz, die nichts von dem zu behalten versteht, was sie Großes, Originales oder Nützliches hervorbringt. Ein Sacripan, eine schöne Frau und ein Mann von Geist verstehen sich dazu, immer zu leben, aber nur in Paris.

28.

„Man sieht keine Balken mehr in den Häusern; es wäre eine abscheuliche Unschicklichkeit. Alle Gemächer sind für die Leitung der Schellen durchbohrt. Manche Frau schellt, wenn ihr das Sacktuch gefallen ist, damit man es aufhebe."

Noch immer ganz wahr.

29.

„Ein Salon ist unbewohnbar, wenn er nicht sechszehn bis zwanzig Fuß hoch ist; die Bürger wohnen besser als vor 200 Jahren die Monarchen. Es gibt keine Stühle ohne Lehne mehr, außer am Hof und bei den Schustern."

Bei den Schustern findet man heut zu Tage nur noch Sessel mit vergoldeten Füßen.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Pirmasens, 29. März. (Ein salomonisches Urtheil.) Gestern stand der Frachtfuhrmann Ludwig Bartel dahier klagend vor dem k. Landgerichte; er behauptete, vor einigen Wochen sei ihm eine ihm gehörige Gans entlaufen; vor einigen Tagen habe sich diese Gans wieder in seiner Wohnung eingefunden. Nun aber seien zwei Söhne der Frau Benj. Jung in seinen Hof gekommen und hätten sich dieser Gans gewaltsam, mit der Behauptung, die Gans sei ihnen, bemächtigt. Die beklagte Ehefrau Jung behauptete nun heute vor Gericht, die Gans sei ihr. Gleiches behauptete Frachtfuhrmann Bartel. Das k. Landgericht machte wegen dieser geringfügigen Sache Beiden den Vorschlag; sie sollten am Nachmittage die Gans auf den Exercierplatz setzen und da beobachten lassen; in wessen Wohnung sie sich Abends begebe, dem sei die Gans, während die andere Partei die Unlosten tragen müsse. Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Gans an das unterste Ende des Exercierplatzes gesetzt und hier beobachtet. Als es nun Abend wurde, schwang die Gans zum Aufbruch ihre Flügel und trat ganz gemächlich ihren Gang nach der Christiansgasse an, marschirte in dieselbe und ließ sich durch nichts irre machen, ging bis an das Scheuerthor des Frachtfuhrmanns Bartel, zeigte durch heftiges dreimaliges Schreien ihre Anlunft an und marschirte in und durch die Scheuer in den Hof, ihrem alten Aufenthalt. Der Schäfer mit seiner Heerde mußte auf der Straße stille halten, damit die Gans ungestört ihren Heimweg fortsetzen konnte. Es hatten sich viele Leute eingefunden, um den Gang dieser Gans zu beobachten. Diese Gans hat sonach selbst die Streitfrage gut und richtig entschieden.

Charade.

(Fünfsylbig.)

Eins, zwei: ein Maler, welcher nie betrügt;
Drei, vier: ein Mann von flinker Klinge;
Die Fünf': ein Ding, darin sich Leben wiegt:
Das Ganze: Täuschung, nicht geringe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 30. Speyer, Freitag, 11. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Dieser Schneiderphilipps wußte, nachdem er seine Lehrzeit bestanden und alles, was man bei seinem hochweisen und in der edlen Kunst der Nadel wohl bewanderten Prinzipale lernen konnte, vollkommen begriffen hatte, unter allen nur möglichen Vorwänden dem Andringen der Gemeindeglieder, auf die Wanderschaft zu gehen, auszuweichen. Als er aber doch endlich nachzugeben schien, stattete man ihn schnell mit allem zur Wanderschaft Nöthigen aus. Sobald er aber im sicheren Besitze dieser Dinge war, lachte er in seiner Verschmitztheit ins Fäustchen und ging erst nicht fort.

Nachdem man sich endlich so von der Vergeblichkeit aller Bemühungen, dieses Menschen, den das ungünstige Geschick der Gemeinde zugeweht, wieder einmal los zu werden, überzeugt hatte, suchte man ihn nach Möglichkeit für die Gemeinde nutzbar zu machen und übertrug ihm allerlei Schneiderarbeit, die er auch mit großer Geschicklichkeit und zu allseitiger Zufriedenheit lieferte, und man war am Ende sogar damit zufrieden, daß er nicht fortzubringen gewesen war; denn Opfer hatte ja die Gemeinde nun nicht mehr für ihn zu bringen; dann war auch sein früheres rachsüchtiges Wesen wenigstens zeitweise unter die Herrschaft seines Verstandes und einer gewissen Sorte von Ehrgefühl gebracht.

Besonders viel und oft wußte er sich von jetzt ab auf der Mühle zu schaffen zu machen, und hier folgte er dann, wenn er nur einigermaßen konnte, dem Bärbelchen, wie sein Schatten. Ihm war es auch auf den feinsten und krummsten Umwegen gelungen, die Eltern des Bärbelchens zu überzeugen, daß das Mädchen nicht mehr das Vieh hüten dürfe, sondern sich verdingen müsse. So hatte er es aus dem täglichen Umgange mit dem Schäferhannes gebracht, und glaubte nun in seiner Selbsttäuschung sicher, seinem Ziele näher zu sein; allein dem war natürlich nicht so: er war und blieb dem Bärbelchen wenigstens für jetzt noch nichts anders, als ein Gegenstand eines gewissen Mitleides.

So kam allgemach Martini heran, eine Zeit, wo das Gesinde, das nicht mehr bei seiner seitherigen Herrschaft bleiben mag, den ferneren Dienst kündigt, oder für den Fall, daß es auch fürs künftige Jahr bleiben möchte, anfragt, ob die Herrschaft es behalten wolle, und dann die Bedingungen angibt, unter denen es bleiben will.

7. Ein bescheidenes Glück.

Der Schäferhannes wurde wegen allgemeiner Zufriedenheit und unter Erhöhung seines Lohnes auf weitere fünf Jahre als Schäfer von der Gemeinde angenommen, was er zwar nicht anders erwartete, indem er solche Auszeichnung wohl verdient hatte, was ihn aber doch freute, weil er daraus sah, daß man seine treue Pflichterfüllung anerkannte. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Bärbelchen von seinen wieder neugefestigten Verhältnissen Mittheilung zu machen. Und auch das Bärbelchen blieb auf der Mühle in seinem seitherigen Dienste; denn als die Müllerin es fragte, ob es

auch das kommende Jahr bei ihnen in Dienſt bleiben wolle, ſagte es:

„Dienen muß ich nun einmal, und da diene ich doch lieber bei einer guten Herrſchaft, als bei einer ſchlimmen.“

„Du könnteſt,“ ſagte die Müllerin, „ja auch wieder einen guten, ja noch beſſeren Dienſt finden als bei uns!“

„Das glaube ich kaum; denn ich weiß, was ich habe, nicht aber, was ich bekomme, und zudem habt Ihr mich ja genommen, als ich noch nichts von der Arbeit verſtand, und habt mir einen ſchönen Lohn gegeben, als ich noch nicht viel nützen konnte. Wäre es da nicht Undankbarkeit, wenn ich jetzt fortgehen wollte, um ſonſtwo vielleicht ein paar Kreuzer Lohn mehr zu bekommen, zumal Ihr mich behalten wollt?“

„Behalten wollen wir dich, ſo lange wir eine Magd brauchen und ſo lange du brav bleibſt und dienen willſt. Unſere Kinder würden weinen, wenn ſie nur von der Möglichkeit, daß du von uns gehen könnteſt, ſprechen hörten. Und damit du ſiehſt, daß wir mit dir zufrieden ſind, ſo wollen wir dir für die folgende Zeit das Jahr fünf Thaler Lohn und zehn Ellen Tuch und fünf Ellen „Beiderwand“ (auch „Dierdich“ genannt) zu einem Rocke zuſetzen. Biſt du damit zufrieden?“

„Ja, und ich verſpreche Euch, daß ich immer und allezeit treu und fleißig dienen will.“

„Das Immer wird wohl leider nicht lang mehr dauern!“

„Warum nicht? — Sagtet Ihr doch eben noch, daß Ihr mich behalten wolltet, ſo lange Ihr eine Magd brauchtet! Wie verſtehe ich alſo Eure Bemerkung?

„Ei nun, du biſt jetzt über achtzehn Jahre alt, und der Schäferhannes hat eine ſchöne Stelle, und der denkt doch gewiß an Niemand, wenn er einmal heirathen will, als an dich; es ſei denn, daß du ihn nicht wollteſt und den liebenswürdigen Schneiderphilipps vorzögeſt,“ ſetzte ſie neckiſch hinzu.

„Ach, Woos, Ihr macht Spaß! Ich denke noch gar nicht an's Heirathen, und kommt Zeit, kommt Rath! Aber den Schneiderphilipps, nein, den mag ich nie; lieber heirathe ich gar nicht! Das wird dem doch gar nicht einfallen, daß ich ihn nähm'!“

„Aber den Hannes, das wäre doch etwas anderes; meinſt du nicht?

„Ja, der iſt ein ſo ſchöner und braver Burſch, wie es weit und breit keinen mehr gibt. Das Mädchen, das den einmal bekommt, wird gewiß ganz glücklich; er iſt gar zu gut!“ ſagte das Bärbelchen in Begeiſterung.

„Habe ich dich einmal d'rangekriegt? Gelt, wenn man den Hannes nennt, geht dir das Herzchen auf wie ein Hefenklöschen. Du haſt aber auch ganz recht, Bärbelchen! Der Hannes iſt ein prächtiger Burſch; an dem können ſich viele ein Muſter nehmen. Nun, wenn's einmal zum Heirathen kommt und du dann noch bei mir biſt, gebe ich dir etwas recht Hübſches zu deiner Ausſteuer.“

„Ich halte Euch beim Wort, Woos!“

„So? Du ſagteſt ja doch eben, du dächteſt an kein Heirathen; wozu denn beim Wort halten? — Komm mir nur nicht zu früh! Das ſage ich dir! Ich möchte dich gern noch recht lang bei mir haben!“

---

8. Der Chriſtmarkt in Montabaur.

Von Martini (11. November) bis zum 28. oder 29. December iſt nicht mehr weit, und an einem dieſer letztern Tage iſt in Montabaur ein berühmter und vielbeſuchter Vieh- und Krämermarkt. Dieſe beiden Beziehungen intereſſiren uns hier aber weniger, als vielmehr der Umſtand, daß an dieſem Markttage alles Geſinde weit und breit frei hat, um auf den Markt zu gehen und ſich dort durch Verzehrung ſeines „Ipennings“ ein Vergnügen zu machen.

Am 25 December iſt bekanntlich Chriſttag, am 26. Stephanus und am 27. Johannes Evangeliſta. An dieſem letzten Tage wandert das Geſinde, das ſeinen Dienſt wechſelt. Dieſes Wandern, „Fliezen“ genannt, geſchieht in folgender Art: eine Dienſtmagd z. B. beſtellt ſich zwei bis drei Gehilfinnen, welche abwechſelnd die Kiſte und einige Kopfziechen voll Kleider tragen, ſodann auch einen oder zwei Burſchen, von

denen einer den Branntweinkrug führt, während der andere die zusammengebundenen Schuhe an einem Stocke über der Schulter trägt. Unter Juchhezen der Burschen geht nun die Wanderung an und von statten; den Begegnenden wird Eins zugetrunken. Am Ziele angekommen, werden die „Fliezer" mit Kaffee, Butterbrod, Honig ꝛc. bewirthet. Die wandernde Dienstmagd bezahlt für diese Hilfeleistung eine Vergütung an die Zurückkehrenden nicht. — Sie gehört jetzt der Familie, zu der sie sich verdingt hat, als Glied an.

Je nachdem Weihnachten auf einen Wochentag fällt, ist am 28. oder an einem der folgenden Tage der schon genannte Christmarkt.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Pariser von heute und die Pariser vor 50 Jahren.

(Schluß.)

30.

„Die Kunst und der Geschmack zeigen sich mehr im Nachtzeug als im großen Putz."

Fragonard und die übrigen erotischen Maler von dem Ende des 18. Jahrhunderts haben alles sehen lassen, was es bei dem Auskleiden der Pariserinnen von 1780 zu sehen gab; Fragonard würde heute seine Gesichtspunkte ändern; er würde seine Bleistifte an einem Abend der ersten Vorstellung der Oper spitzen, oder für eine Winternacht auf den Bällen der vornehmen Welt, wenn noch eine vornehme Welt geblieben ist.

Uebrigens ist, was die Weltdamen betrifft, die höchste Eleganz, möglichst entblößt zu sein.

Die hier gerügten gesellschaftlichen und sittlichen Mängel finden sich zwar in reichem Maße auch in anderen Städten, zumal Frankreichs; allein Paris ist ihre reichste Quelle und ihr schönstes üppigstes Revier. Von dort strömen sie hinaus in die großen Sitze des Luxus, die sich damit schmücken als den unbestreitbaren Zeichen der echten, modernen Bildung.

O über die verblendeten Männer und Frauen, so jung wie alt, die sich zu gedankenlosen Nachäffern der Pariser Mode und Sitte machen! Ueber die thörichten Väter und Mütter, welche die Bildung ihrer Lieblinge erst zu vollenden glauben, wenn sie dieselben einen Cursus in den Straßen, den Salons, Theatern, Cafe's, Cabarets und . . . von Paris durchmachen lassen. Ja Cormenin hat Recht, wenn er Paris den Kopf und das Herz Frankreichs nennt. Es ist der Kopf, aber voll wüster, frivoler Gedanken, voll Uebermuth und Dünkel; es ist das Herz, aber das Herz von Fleisch und voll Fleischeslust. Auch Lamenais hat Recht, wenn er Paris eine Feuersäule nennt; allein es ist eine Feuersäule, die nicht in das verheißene Land der Tugend, der Freiheit und des Glückes, sondern, Individuen und Völker blendend, in das des Lasters, der Bedrückung und des Verderbens führt.

Paris hat Großes, Schönes, Herrliches in Menge; es wäre ungerecht und kindisch, es nicht anzuerkennen; es wäre noch einfältiger, jenes nicht als Gegenstand der Bildung und der Nachahmung benützen zu wollen. Aber Männer nur sollten dort schöpfen aus den reichen Quellen der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie, nicht junge, unerfahrene Leute, die so leicht ein Opfer der Verführung werden, die überall ihre Netze ausspannt.

Diese Zeilen nicht zu weit auszudehnen, seien als Probe des zuletzt Gesagten aus den literarischen „Pariser Neujahrsgeschenken" nur einige Verse hier angeführt: Sie zeigen, was der Jugend geboten wird:

A Titine.

Viens me baiser, Titine;
Cela me rend content.
Prête-moi ta poitrine
Pour un petit instant u. s. w.

Viens me baiser, Titine,
Cela me rend content.
Ne me fais pas la mine,
Hélas! Je t'aime tant!

Laisse ma main câline
Sur ton sein palpitant.
Cela n'est pas, Titine,
Pour toi bien important. (Herrliche Poesie!)

Wer die franzöſiſche Geſchichte nicht geleſen hat, um ſie alsbald wieder zu vergeſſen, dem muß es geradezu unbegreiflich ſein, daß die Franzoſen im Ernſte behaupten können, ſie ſtünden an der Spitze der Civiliſation, und noch unbegreiflicher, daß es andere Menſchenkinder, insbeſondere Deutſche, nachſagen und glauben können. Zeigt doch die Geſchichte Frankreichs und ſeiner Hauptſtadt nicht wenige Seiten, bei deren Leſen jedes ſittliche Gefühl ſich auf's Tiefſte verletzt fühlt, Seiten, zu denen eine Parallele in der Geſchichte anderer Völker nicht leicht gefunden wird. Nur ein Beiſpiel werde hier in das Gedächtniß zurückgerufen. Es iſt in den erwähnten „Pariſer Neujahrsgeſchenken" enthalten und unter der Ueberſchrift „La Morgue" zu leſen, wie folgt:

„Nach dem Attentat des 9. Thermidor fand in Paris der Ball der Schlachtopfer ſtatt. Man ging dahin im Kopfputz à la Schlachtopfer (victime), d. h. die Haare glatt geſchoren, dem Halſe gleich; die Frauen mußten eine rothe Shawl tragen. Um Zutritt zu haben auf dieſem (Cannibalen-) Balle, mußte man einen Verwandten auf dem Schaffot verloren haben." „Warum alſo," fügt der Geber des Neujahrsgeſchenks bei, „ſollte es nicht Bälle der Morgue geben, wo man, um aufgenommen zu werden, ein Familienglied auf den Marmorplatten der Morgue gehabt haben müßte?"

Vor den Lehren ſolcher Civiliſation bewahre der Himmel für immer unſer Land!

y.

Miscellen.

In öffentlichen Blättern leſen wir u. A. folgende Stelle aus den „Geſammelten Gedichten" des gegenwärtigen preußiſchen Cultusminiſters, Hrn. v. Mühler, in welcher die poetiſche Vorausahnung der dem Autor vorbehaltenen Beſtimmung ſich ſeltſam genug ausnimmt:

Wollt' man zum Miniſter wählen
Mich beim Wein,
Ha, da könnt' es mir nicht fehlen,
Bei dem Wein.
Welche Reden wollt' ich halten,
Wie würd' ich das Land verwalten,
Trunken müßten Alle ſein,
Voll von Wein!

Als die Nachricht von der Einnahme des Forts Donelſon zu Newyork eintraf, begab ſich ein Amerikaner auf die Polizei und forderte, daß man Jeden, der nach 2 Uhr Nachmittags nüchtern angetroffen werde, arretiren ſolle. Der Polizeichef verſprach Nachſicht gegen alle Betrunkenen, mehr könne er als beſter Patriot nicht thun. So berichtet die Newyorker Handelszeitung.

Logogryph.

Willſt Du des Wortes Zeichen trennen
Und nimmſt die erſten Drei von Zehn,
So wird ein geiſtlicher Gebieter
Von hoher Würde vor Dir ſtehn.

Die Hoffnung auf die letzten Sieben
Gibt Kraft und Muth in Schmerz und Leid,
Sie führen den Betrübten wieder
Zurück zu Luſt und Fröhlichkeit.

Verdruß und Unmuth, Zank und Streiten
Entſtehn oft durch die letzten Acht!
Das Ganze — bei des Räthſels Löſung
Siehſt, Leſer, dreimal Du's gemacht.

Auflöſung der Charade in № 29:

Spiegelfechterei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. Speyer, Dienstag, 15. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Unser Schäferhannes, der schon wieder ein Capitälchen von 25 fl. zusammengespart und außerdem vor ein paar Tagen die ersten Zinsen mit 8 fl. 45 kr., sowie 13 fl. für Wolle eingenommen hatte, ging natürlich auch auf den Markt, um so mehr, weil heute, der Kälte und des vielen Schnees wegen, die Schafe nicht ausgetrieben werden konnten. Noch natürlicher wird es aber gewiß Jeder finden, daß er auch das Bärbelchen zum Mitgehen einlud. Dasselbe traf unterwegs mit ihm zusammen und war gefolgt — von seinem Schatten, dem Schneiderphilipps. Weit entfernt, etwas wie Eifersucht gegen den Schneiderphilipps empfinden zu können, war dessen Gegenwart dem Hannes heute doch äußerst unangenehm, und er ging in seiner deßfallsigen Verstimmung so weit, in einem unbeobachteten Augenblick dem Bärbelchen wegen seiner Gesellschaft einen leisen Vorwurf zu machen; allein dieses erwiderte freundlich: „Sag' doch selbst, lieber Hannes: kann ich es verhindern, wenn der Philipps sich zu mir gesellt? Ich habe nicht gesagt, daß er mit mir gehen solle, und er hat nicht gefragt, ob er mit mir gehen dürfe; er ist eben mir nichts dir nichts zu mir gekommen, ist bei mir geblieben und hat auch schon wieder nach seiner zudringlichen Manier mir gleich von seiner großen Freundschaft zu mir die Ohren voll geplaudert. Wenn du aber nicht haben willst, daß er mit uns gehe, so weise ihn fort, denn wenn du das nicht thust, kannst du sicher sein, daß er heute keinen Schritt von uns weicht."

„So mag er denn meinetwegen gehen, wohin er will; ich weise ihn nicht fort, weil ich fürchte, daß es, wenn ich erst einmal mit ihm anbinde, zu unangenehmen Auftritten führt; er war mir nie so zuwider, wie heute; ich kann das kaum begreifen. Wo habe ich mich je um diesen armen Schächer gekümmert? Aber eben ekelt er mich mehr an, als eine Kreuzspinne."

„Um Gotteswillen! Hannes, du bist ja heute außerordentlich gegen den armen Menschen aufgebracht! Wie ist das nur?"

„Ich weiß es selbst nicht; aber es ist mir auf einmal, als wenn dieser Mensch, mit dem ich ja seither selbst öfter umging, weil er mich stets aufsuchte, noch großes Unglück über mich und dich bringen könnte, und ich wundere mich über dieses Gefühl um so mehr, als ich es, außer soeben, noch nie empfand, obgleich ich längst weiß, daß er mich tödtlich haßt!"

„Ach geh'! Das sind Grillen! Du bist heute nicht gut aufgestanden. Du wirst mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bett gegangen sein!"

„Du magst recht haben; ich bin jedenfalls im Augenblick nicht gut gelaunt! Aber woher kommt es denn doch nur, daß das jetzt zum erstenmal in meinem Leben so ist? Zwar ist mir der widerliche Mensch noch nie so früh am Morgen begegnet. Vielleicht thut das auch etwas zur Sache. Es ist mir ärger, als wenn mir ein Hase über den Weg gelaufen oder als wenn mir die Schweine begegnet wären. Warten wir ab, was kommt; seien wir aber heute einmal recht vergnügt! Ich habe mich so lange schon und so herzlich auf diesen Tag gefreut, daß ich ihn ordentlich benützen

Digitized by Google

möchte. Heute tanzen wir einmal tüchtig und trinken auch eine Flasche Wein; er ist ja nicht theuer und ich habe, Gott sei Dank! Geld wie Heu!"

„Und Gott sei Dank! daß ich dich wieder so sprechen höre; so, das gefällt mir," sagte das Bärbelchen.

(Forsetzung folgt.)

* Agnes Bernauer.

In der deutschen Geschichte steht die Liebe des Herzogs Albrecht von Bayern zu der Tochter eines Baders in Augsburg und der letzteren schmachvolles Schicksal so einzig da, daß sie wohl verdienen, hier ausführlicher behandelt zu werden. Welcher Fürst würde unter diesen Umständen jetzt so gegen die Geliebte, gegen die Gattin seines Erstgebornen handeln, wie Herzog Ernst? Die neueste Zeitgeschichte bietet in Deutschland einen ganz gleichen Fall, ohne daß er aber im Entferntesten eine nur ähnliche Folge gehabt hätte. Nichts beweist deutlicher die Fortschritte in der Cultur und die Vorzüge unserer Zeit vor der barbarischen Sitte in den früheren Tagen.

Albrecht, Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, der sein Erbe durch den Strich von Niederbayern vergrößerte, worin Straubing lag, hielt auf dem noch heute stattlichen Schlosse allda, im Namen seines Vaters Hof und ergötzte sich mit Jagd, Musik und Weibern. Schon 28 Jahre alt, war er dennoch unvermählt, aber vom Vater mit Elisabeth von Württemberg verlobt worden, welch' letztere mit dem Grafen von Werdenberg, ihrem Geliebten, heimlich entwich, was indeß Albrecht wenig Sorge und Kummer machte, denn er war gerade zu Fastnacht, wo es geschah, in Augsburg (1428) und hatte hier unter den vielen schönen Frauen und Jungfrauen, die bei Gastmälern, Tänzen oder Speerrennen zusammen kamen, eine entdeckt, die an Schönheit und Tugend alle überstrahlte, obgleich sie allen an Reichthum und Glanz nachstand, in der Stadt selbst aber nur der Engel hieß. „Agnes vulgo angelam appellabant," sagt die alte Chronik von Gasser. Es war Agnes, die Tochter eines Baders, Caspar Bernauer, eines Mannes, dessen Gewerbe erst seit wenigen Jahren (seit 1406) von dem auf ihm haftenden Schimpfe befreit worden war, der es dem des Henkers gleichsetzte. Süße Liebe bethörte Albrechts Herz und das ihrige; jedoch zu fromm und stolz, seine Buhlerin zu sein, ließ sie ihn unerhört, bis er die Vorurtheile des hohen Standes dem Besitze ihrer Schönheit opferte. Er führte die heimlich Anvermählte auf das ihm gehörige an der Donau liegende Schloß Vohburg, bis der Tod des Vaters die Ehe vielleicht öffentlich kund zu thun erlaubte.

Es waren hier bereits einige Jahre in süßem Rausch der Liebe und Wonne hingeschwunden, als Herzog Ernst eine Vermählung Albrechts mit der Prinzessin Anna von Braunschweig entwarf; da Albrechts hartnäckiges Widerstreben ihn fürchten ließ, was er bis jetzt für eine vorübergehende Leidenschaft gehalten, könnte mit den ernstlichsten Folgen enden, ja wohl gar unebenbürtige Söhne auf Bayerns Herzogsstuhl bringen. Er schritt zum Aeußersten. Es erfolgte das Turnier zu Regensburg, wo Albrecht, der erste Pfalzgraf und Graf zu Vohburg, sich schmählich von den Schranken zurückgewiesen sah, und nun erklärte er, was noch nicht offenkundig war, daß Agnes sein angetrautes Weib und keine Buhlerin sei. Bei dem öffentlichen Bekenntnisse aber ließ er es noch nicht bewenden. Er gab seiner Agnes von nun an eine Dienerschaft, Frauen folgten ihr, wie einer Fürstin geziemt, und die Burg, sowie Straubing, sahen sie in herzoglicher Pracht. Die Geschichte aber rühmt ihr nach, daß sie dadurch nicht stolz und übermüthig geworden sei, sondern immer schwermüthigen Ahnungen nachgehangen und sich bei den Karmelitern Betgewölbe und Grabstätte bestellt habe. Und endlich traf ein, was ihr so oft die Brust beengt hatte. Als einst Albrecht in München war, sah sie sich von Herzog Ernsts Knappen überfallen, vor Ge-

richt gestellt, augenblicklich verurtheilt und über die Brücke in die Fluthen der Donau gestürzt, weil sie es dem Sohne des Herzogs mit Liebestränken angethan habe. Umsonst war ihr Flehen, ihr Geschrei; als die Fluthen, mitleidiger als die Menschen, sie schwimmend nach dem Ufer trugen, stieß der Henker sie mit einer langen Stange nieder und hielt sie so lange unterm Wasser, bis sie ertrunken war. Es geschah solche grausame That am 12. des Weinmonats 1435. Albrecht war, als er dies erfuhr, außer sich und schwur, sein Haupt nicht eher ruhig niederzulegen, bis er ihrem Schatten Genugthuung verschafft habe. Würgend und sengend durchzog er die Dörfer und rasete mit dem Schwerte gegen sein eigenes Erbtheil wüthend. Herzog Ernst bereute, was er gethan, und suchte den Sohn mit Bitten zu erweichen und wendete sich an den Kaiser Siegmund, daß dieser die Fehde vermittle und keine ferneren Rauchsäulen mehr über dem Grabe der schuldlos Gemordeten aufloderten. Am Andreasabende endlich, den 30. Nov. 1435 kam es zur Versöhnung zwischen Vater und Sohn, und ersterer ließ, zum Beweis seiner aufrichtigen Reue, über dem Grabe der Unglücklichen auf dem eine gute halbe Stunde von Straubing entfernt liegenden Kirchhofe zu St. Peter ein Betkirchlein aufführen, das noch heutigen Tages steht. Das in der Wand eingemauerte marmorne Grabdenkmal stellt Agnesen in ganzer Figur vor, eine schöne volle sittsame Gestalt in rothgesprenkeltem Marmor in relief basso.

Albrechts, des tapfern Bayernherzogs Hülle selbst ruht in der stattlichen Karmeliterkirche zu Straubing. Ich suchte nach dem Grabmale lange. Endlich fand ich es hinter dem Hochaltare. In voller Rüstung liegt der Held auf dem alten Sarkophage, der bayerische Löwe zu seinen Füßen: eine stattliche Figur, hohe, starke Leibesgestalt, ein ernstes ausdrucksvolles, aber höchst edles, würdevolles Gesicht, noch im hohen Alter Spuren dereinstiger Schönheit. Allerdings war er in den 24 Jahren, welche von der Ermordung der unglücklichen Agnes bis zu seinem Tode (1460) verzingen, ganz verändert worden, und Niemand hätte wohl in ihm den Ritter wieder erkannt, welcher 1435 die Schranken in Regensburg stürmte. Albrecht hatte sich, erst 59 Jahre alt, in einen stillen, gottergebenen, vom Zipperlein geplagten, lebensmüden Greis verwandelt, welcher die Regierung seiner stolzen, ihm nach Agnes Tode aufgedrungenen Gemahlin Anna von Braunschweig überließ, und sich, statt den Welthändeln, geistlichen Uebungen hingab.

Die Brücke, von welcher Agnes hinabgestürzt wurde, ist nicht mehr vorhanden, weil der Donau ein anderer Lauf bei Straubing angewiesen worden ist, der Fluß zu jener Zeit in einer ansehnlichen Entfernung strömte, die wohl drei Viertelstunden betrug.

Und wie die Glieder längst Staub und vergessen,
Die damals richtend im Blutrath gesessen,
Wie selbst vom Gerichtssaal zu Straubing, dem alten
Nicht eine Spur mehr der Schmach sich erhalten:
So auch von der Brücke ist nichts mehr da,
Von wo aus der gräßliche Wurf geschah;
Der Strom, empört ob solcher That,
Ein anderes Bett sich gegraben hat.

Vohburg.

Ich weiß eine Burg am Donaustrand,
Jetzt aber in Trümmer zerfallen;
Sie blickte einst heiter herab in's Thal,
Am frühsten begrüßt von der Sonne Strahl,
Wenn unten die Nebel noch wallten.

Ein schätzbares Kleinod die Burg enthielt,
Wohl werth eine Krone zu tragen,
Floß auch in Agnesen kein adelig Blut,
So war sie geschmückt doch mit edlerem Gut,
Mit Schönheit und hohem Gemüthe.

Einst lebte in Bayern ein Herzogssohn,
Schön, kühn und ein Wetter im Streite,
Der hielt auf dem einsamen Pfalzgrafenschloß
Sie, fern von der lauernden Höflinge Troß,
Als sein eheliches Weibchen geborgen.

Wie lebten so innig, wie herzten so sehr
Sie sich dort im traulichen Stübchen!
Wie flogen die Küsse berauschend heiß
Wenn Albrecht kehrte im Siegerpreis
In die Arme der harrenden Liebe!

Doch ach! ihrer Freude Himmel, er glänzt'
Nicht lange im rosigen Lichte.
Gen München hinauf mußt Albrecht fort.
Wie trof da die Thräne beim Abschiedswort
Dir, Agnes, vom bleichen Gesichte!

Des Morgens früh, des Abends spät
Verweilt' sie auf luft'gem Söller,
Vergebens sie spähte den Strom entlang.
Vergebens sie horchte — kein Hörnerklang,
So die Näh' des Geliebten verkünde.

Drei Wochen bereits verstrichen sind
In Trauern und ängstlichem Schweigen.
Das traulich Gemach, sonst Zeuge der Lust,
Hallt jetzt von Seufzern, vom Klopfen der Brust,
Vom Zirpen der einsamen Grille.

Wohl schwere Ahndung die Seel' ihr beschlich.
„Wo, Albrecht, wo bleibst Du so lange?
„Dort ziehen geharnischte Männer heran!
„Nichts Gutes verkündet ihr ungestüm Nahn!
„Wie wird's deiner Agnes so bange! —"

Nach Straubing wurde sie weggeschleppt,
Nach des Herzogs strengem Gebote.
„Wo, Albrecht, wo säumst du noch immer so lang?
„Hörst du vom Dom nicht den schrecklichen Klang?
„Sie läuten Agnesen zum Tode. — —"

Du kommst zu spät! Die Donau hält
Schon kalt ihr Opfer umfangen.
Doch hemm' Deinen Zorn, die vernichtende Wuth!
Beflecke Dich nicht mit des Vaters Blut!
Laß dem dort oben die Rache!

Ich weiß eine Burg am Donaustrand,
Längst aber in Trümmer zerfallen.
Da flüstert's so heimlich, da flüstert's so traut,
Wie Harfengelispel, wie Geisterlaut
Aus fernen, verklungenen Tagen.

Und Jeder, der wandernd den Strom befährt,
Und schauet auf waldigem Rücken
Die Trümmer der Wohburg so ernst und hehr,
Dem bleiben die Augen nicht thränenleer,
Gedenkt er Agnesen's Geschicke.

Aulenbach.

Miscelle.

Aus den im Jahre 1842 in Berlin erschienenen Gedichten des jetzigen preußischen Cultusministers v. Mühler haben wir bereits eine Probe mitgetheilt, die beweist, welch' lebensfroher Student der Genannte gewesen ist. Andere Lieder der Sammlung athmen denselben Geist; so heißt es in einem Gedicht:

So hilft mir die Philosophie
Aus jedem schlimmen Spiel,
Ich lebe froh und weiß nicht wie,
Bis an des Lebens Ziel.
Und wenn der Tod mein Leben raubt,
Geht's stracks zum Himmelshof;
Denn wißt, an Höll' und Teufel glaubt
Kein wahrer Philosoph.

Ueber sein einstiges Begräbniß ordnet der Dichter unter anderm folgendes an:

Ein Oxhoft legt mir zu Füßen,
Ein Oxhoft zu Häupten in's Grab,
Damit ich im ewigen Leben
Zu trinken, zu trinken was hab'!

Diese poetische Bitte wird dem geistlichen Herrn indessen schwerlich erfüllt werden.

Auflösung der Charade in № 30:

Abt. Heilung. Theilung.
Abtheilung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. Speyer, Samstag, 19. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Während dieser kleinen Unterredung war der Schneiderphilipps bei dem Vetter Mathes zurückgeblieben, der ein fettes Schwein zu Markt trieb. Sie hatten über Tucheinkäufe, bei denen der Philipps immer als Sachverständiger ein Hauptwort mitredete, gesprochen und jetzt kam er zu den Beiden herangehüpft. Die Kälte, mit der der Hannes ihn, wie es scheint, wider Willen behandelte, merkte der pfiffige Kerl sofort und fragte deßhalb: „Nun, bist du heute nicht gut gelaunt, daß du so ein Gesicht schneidest? Ich sollte doch denken, du hättest Ursache, zufrieden zu sein, und brauchtest nicht zu thun, als ob dir der Gickel das Brod gefressen hätte!"

„Wieso habe ich denn besondere Ursache, zufrieden zu sein?"

„Ei nun, die Gemeinde hat dich ja doch unter Erhöhung deines Lohnes wieder auf's neue fünf Jahre in Dienst genommen!" und das Wort „Dienst" betonte er besonders stark.

„Das scheint dir aufzufallen, und du bist vielleicht so gut, mir anzugeben, warum dir das als eine besondere Vergünstigung vorkommt?"

„Nun, es ist doch nicht zu leugnen, daß man dir besonders günstig ist, sonst hätte man dir den Dienst nicht unter so ausnehmend vortheilhaften Bedingungen übertragen. Indessen ist's doch immer nur ein Dienst, den man gibt und nimmt, wann und wie man will," setzte er mit unnachahmlicher Betonung und satanischem Augenblinzeln hinzu.

„Es ist ein Uebereinkommen, sage ich dir: ich diene, und die Gemeinde belohnt mich, wie das überall ist; man kann mir den Dienst nicht nehmen, bis die Zeit um ist, und dann kann ich eben so gut sagen, ich will nicht mehr, wie etwa die Gemeinde. Wir alle dienen einander! Du würdest wohl einen solchen Dienst gar nicht annehmen, wenn man ihn dir übertragen wollte? Ist's nicht so gemeint?"

„Offen gesagt, ja! Ich wäre in Verlegenheit; oder nein, ich würde ihn nicht annehmen!"

„Diese Verlegenheit wird dir erspart bleiben!"

„Warum? Glaubst du vielleicht, man würde mir einen solchen Dienst nicht anvertrauen?

Das habe ich gerade noch nicht gesagt, aber ich glaube, wir können wohl noch lange warten, bis man ihn dir etwa anbietet."

„Wenn das nicht geschieht, so unterbleibt's, weil man weiß, daß ich ein so elendes Geschäft nicht treiben würde," sagte der freche Mensch, aber schnell einlenkend, fuhr er fort: „Ich habe immer nicht begreifen können, warum du, so ein kräftiger junger Mensch, einen solchen Dienst angenommen und nicht lieber ein ehrsames Handwerk gelernt hast. Da könntest du doch auch einmal daran denken, deinen eigenen Herd zu gründen!" Und diese Worte begleitete er wieder mit dem unnachahmlichen Augenblinzeln und mit spöttischem Ton und mit maliziöser Geberde.

„Es ist eine bekannte Sache," sagte der Schäferhannes in gerechtem Zorn, „daß der Mensch mit dem am meisten um sich wirft, von dem er am meisten übrig hat. Daher kommt es denn auch, daß du mit dem Ausdrucke „elende Beschäftigung" um dich schmeißest. Ich sage dir aber, keine Beschäftigung ist elend, als die, die man schlecht, d. h. gewissenlos treibt. Und nun frage ich dich, wie weit hast du es denn mit deinem glorreichen Geschäftsbetrieb schon gebracht? Zeige einmal deine Ersparniß! Bis zum elenden Flickschneider hast du dich mit Noth hinaufgearbeitet, und weiter wirst du auch nie kommen. Du hast ja nicht einmal die Courage gehabt, nur in die nächste beste Stadt zu gehen, um noch etwas Ordentliches zu lernen. Du klammerst dich vielmehr an das Dorf, an dem du auf deinem lustigen Zuge hängen bliebst, wie eine Klette in der Schafwolle! Und was meine Zukunft anlangt, so brauchst du dir deßhalb keine Sorge zu machen. Welche Zukunft harrt denn deiner? Ich sehe dich im Geiste schon eine Familie gründen und ernähren! Das wird allerliebst aussehen! Nun, andere Leute backen ja Brod! Mein Vater war auch hier Schäfer und hatte am Ende seines Lebens nicht mehr Lohn, als ich jetzt schon habe, hat aber doch einen eigenen Herd gegründet und elf Kinder ohne „Bettelbrod" ernährt und ordentlich erzogen! Das alles weißt du, und wie kannst du dich nun unterstehen, zu sagen, ich könne nie daran denken, einen eigenen Herd zu gründen? Wo ist denn der Herd, den dein Vater gegründet hat? Es wäre interessant, den zu wissen: vielleicht könntest du eben dort auch den deinigen gründen!

Während dieser Philippika hätte man das Schneiderlein sehen müssen: es wurde bald blaß, bald roth, sprang bald vorwärts, bald rückwärts, suchte den Hannes öfter zu unterbrechen; aber alles umsonst. Dieser war auf die impertinente Aeußerung des Schneiderleins in Wuth gerathen. Endlich rannte es, da man mittlerweile in die Nähe der Stadt gekommen war, links ab von der Straße nach der Stadt. Bei dem östlichem Thurme der Stadtmauer hinter der Kirche machte der Schneiderphilipps Halt und sah mit vor Wuth flammenden Blicken den Fels hinab nach der Straße, wo der Hannes und das Bärbelchen eben den „Sauernthal" hinaufgingen. Nachdem er noch eine kurze Zeit, wie es schien, gerathschlagt hatte, lief er hinter der Kirche her, sprang schnell die Treppe hinunter in die Judengasse und schlüpfte im unteren Theil derselben in ein Haus.

Als der Schneiderphilipps fortgelaufen war, entstand eine längere Stille, die weder der Schäferhannes noch auch das Bärbelchen unterbrechen mochte. Endlich fing der Hannes doch wieder an, mit sich selbst zu sprechen: „Das ist ein unverschämt frecher Kerl! Der wagt es, zu sagen, ich treibe eine „elende" Beschäftigung! Dich soll der Kuckuk holen, du elender Geisbock! Wenn du mir das noch einmal sagst, schlag ich dir eins zwischen die Hörner, daß du den Himmel für eine Baßgeige ansiehst und das Geisenfieber kriegst!"

„Ach, lieber Hannes, ereifere dich doch nicht so! Du hast ihm ja genug, vielleicht zuviel gesagt, und er wird auch so bald nicht mehr mit dir anbinden! Schlag dir die Geschichte aus dem Sinn und sei ruhig, sonst ist's mit unserer Plaisir heute all!"

„Du hast recht; ich habe dem Kerl schon zu viel Ehre angethan, daß ich ihm nur so viel Aufmerksamkeit schenkte! Er mag hinlaufen! Aber hast du auch das Gesicht gesehen, was der Krüppel machte, als er davon sprang!"

„Ob ich es gesehen habe! Schweige nur still davon, sonst wird mir himmelangst! Der Mensch sah drein wie der leibhaftige Satan! Der ist jetzt, glaube ich, zu allem fähig!"

„Ich will ihn „befähigen;" wenn er sich unterstehe und etwas gegen mich unternimmt, so breche ich ihm den Hals!"

Um dieses unangenehme Zwiegespräch endlich einmal abzubrechen, fragte das Bärbelchen: „Wo kehren wir denn ein, Hannes?"

„Wir haben in der Stadt noch Zeit, das zu überlegen; wir wollen uns erst den Markt ein wenig ansehen; es ist doch noch

zu früh, um ins Wirthshaus zu gehen," sagte der Hannes, der sich absichtlich heute mit dem Bärbelchen, das sich prächtig herausgeputzt hatte und deshalb noch schöner, als sonst, aussah, vor allen Leuten zeigen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Nesselrode.

In den letzten Wochen sind mehrere greise Bannerträger einer abgelaufenen früheren Zeit aus dem Leben geschieden; glänzende Namen, die in einer ereignißvollen Epoche ein Princip vertraten, welches in dem politischen Gedanken der heiligen Allianz seinen Schwerpunkt fand. In dem Augenblick, wo die Nachricht von dem Ableben des Fürsten Windischgrätz, des standhaften Vertreters des früheren Bündnisses zwischen Oesterreich und Rußland, in Petersburg eintraf, und der Czar die Absendung einer militärischen Deputation nach Wien zum Begräbnisse des österreichischen Feldmarschalls anordnete, starb in der russischen Hauptstadt der Nestor der alten Diplomatie, der Reichskanzler Graf Nesselrode, einer der Schöpfer der heiligen Allianz und neben dem Fürsten Metternich die diplomatische Hauptperson auf dem Wiener Congreß von 1815, Mitbegründer der damals geschaffenen europäischen Ordnung und Verträge. Graf Robert Nesselrode, geboren am 14. Dezember 1780, war, wie der Fürst Metternich, der Sprößling eines alten rheinischen Geschlechts. Der Vetter des soeben hingeschiedenen Reichskanzlers ist das gegenwärtige Haupt der in Rheinpreußen und Westphalen begüterten gräflichen Familie Nesselrode-Ereshofen, preußischer Landrath und Mitglied des Herrenhauses. Diese Abstammung und Verwandtschaft bildet ein Hauptmoment in der politischen Richtung und Thätigkeit des berühmten russischen Diplomaten, deren Grundzug und Hauptaugenmerk der Einfluß Rußlands in Deutschland war. Als Minister der Kaiser Alexander I. und Nikolaus, die, selbst Abkömmlinge eines deutschen Fürstengeschlechts, mit so vielen deutschen Höfen verschwägert waren, war sein Augenmerk, sowie das seiner Souveräne vorwiegend den deutschen Verhältnissen zugewendet, auf deren innere Entwicklung dieser russische Einfluß einen sehr traurigen Einfluß übte. Rußland betrachtete sich unter dem Grafen Nesselrode und seinen beiden verstorbenen Gebietern gewissermaßen als einen in Deutschland berechtigten Reichstheil, über welches es kraft dieser sonderbaren Freundschaft nach und nach eine Art Protektorat sich anmaßte, welches die Schwäche der deutschen Fürsten, namentlich aber der Berliner Hof, mit geringem Widerstand ertrug. Zum Ruhme des gegenwärtigen Königs von Preußen sei es gesagt, daß sein deutscher Stolz sich gegen dieses russische Uebergewicht stets aufgelehnt hat. Diese Anmaßung hatte sich in den letzten Jahren des Kaisers Nikolaus dermaßen gesteigert, daß er endlich die mächtigsten deutschen Fürsten als von seinen Entschlüssen abhängig betrachtete, eine Verirrung, die in den bekannten, durch die englischen Blaubücher zur Kenntniß von ganz Europa gekommenen Gesprächen so schroff zur Aeußerung gelangte, daß die Ehre und das Selbstgefühl des österreichischen Monarchen dadurch kompromittirt und verletzt werden mußte, was zu Konsequenzen führte, welche uns Allen noch frisch im Gedächtnisse sind. Graf Nesselrode war ein Mann von vielem Geiste, großer Umsicht und begabt mit jenen politischen Fühlhörnern, welche die Grenzen des Erreichbaren bald spüren. Es war nicht sein Wille, der in dem orientalischen Streit von 1853—56 der russischen Politik die Richtung gab. Der orientalische Krieg untergrub seinen Einfluß und den der sogenannten deutschen Partei am russischen Hofe. Er mußte für andere büßen. Der russische Diplomat, dessen übermüthiges Auftreten in Konstantinopel durch den famosen Paletot Europa stutzig machte, war kein Mann der sogenannten „deutschen" Partei. Der Krimkrieg zerstörte das Werk, welches den Stolz und den Gipfelpunkt des politischen Lebens Nesselrode's bildete, er

zerſtörte den ungeheuren Erfolg, das rieſige Uebergewicht, welches Rußland im Oriente durch die Gründung des Königreichs Griechenland erreicht hatte. Die kluge Stellung, die Neſſelrode im griechiſchen Befreiungskriege einnahm, machte ſeine Politik ſchließlich triumphiren; ſie führte zu dem berühmten, in Petersburg von England und Frankreich am 4. April 1826 unterzeichneten Protokoll, zu dem Ultimatum an die Pforte im Juni des darauf folgenden Jahres, zur Iſolirung Oeſterreichs in dieſer großen Frage, ſie fuhrte die ſpäter von den Weſtmächten ſo tief beklagte Schlacht von Navarin herbei; der darauffolgende Krieg mit der Pforte, der Vertrag von Hunkiar Skeleſſi — alle dieſe großen materiellen und politiſchen Einfluß-Eroberungen, die Neſſelrode's Thätigkeit und ſchlaues Genie für Rußland erworben, ſie gingen mit dem orientaliſchen Krieg und dem Pariſer Frieden von 1856 zum Theil verloren, zum Theil wurden ſie in ihrer unmittelbaren Wirkung auf Jahrzehnte hinaus zurückgeworfen. So ſah der Mann am Spätabende ſeines Lebens ſich endlich nicht nur von ſeinem Amte durch andere Einflüſſe verdrängt, ſondern auch die Früchte einer fünfzigjährigen Thätigkeit zerſtört, ohne ſeine Schuld, denn er hatte 1853 zur Mäßigung gerathen und wurde doch von ſeinen Feinden dafür verantwortlich gemacht. Die deutſche Partei iſt ſeit dem Rücktritte des Grafen Neſſelrode von den Geſchäften verdrängt, und die ruſſiſche Nationalpartei iſt an's Ruder gekommen. Wir haben vom deutſchen Standpunkte aus keine Urſache, für jene geſtürzte deutſche Partei Sympathien zu äußern. Aber um gerecht zu ſein, müſſen wir ſagen, daß ihre Nachfolger, obſchon ſie beinahe ſieben Jahre am Ruder ſind, auch nicht Einen von den großen politiſchen Erfolgen aufzuweiſen haben, die Graf Neſſelrode in Maſſen hatte. Das kommt daher, weil der verſtorbene Reichskanzler nicht ſeinen Leidenſchaften die Nützlichkeit opferte. Sein Talent war ein großes und ſein Blick umfaſſender, als daß irgend einer der diplomatiſchen Epigonen mit ihm zu vergleichen wäre, den Diplomaten vom 2 Dezember ausgenommen. (Oſtd. P.)

* Nachruf an Frau von Taroche.

Wie traurig klingt die Kunde
Von deines Schickſals Schluß,
Sie geht von Mund zu Munde:
Du ſchiedeſt ohne Kuß.
Geriſſen von den Deinen
Wardſt Du nach Gottes Plan,
Du kannſt vor ihm erſcheinen,
Haſt Unrecht nie gethan.
Dich ſchmückte jede Tugend,
Die man an Frauen ehrt,
Dich zierte noch die Jugend,
Von Sorgen unverſehrt.
Du heilteſt viele Wunden,
Zu geben war dir Luſt,
Denn warm haſt du empfunden
Das Leid in Andrer Bruſt.
Doch die zurückgeblieben,
Vergehen faſt vor Schmerz,
Sie finden, um's zu lieben,
Wie Deines, nie ein Herz.
Nur einmal haſt Du Kummer
Den Deinigen gebracht,
Als Du zum ew'gen Schlummer
Verſankſt in Todesnacht.
Gott, der dich ſo entriſſen
In Schrecken und in Graus,
Wird auch zu tröſten wiſſen
Dein tiefverwaistes Haus!

Dürkheim, den 9. April 1862.

Homonyme.

Des Glückes Luſt, der Freude Stunden,
Sie ſind vergangen und entſchwunden,
Wenn ſie mit meinem Wort genannt;
Wohl mag als einſam ſich beklagen,
Wer nicht in ſeinen frohen Tagen
Dies Wort in and'rer Deutung fand.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 33. Speyer, Mittwoch, 23. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

9. Das Städtchen Montabaur

liegt genau in der Mitte zwischen Limburg und Koblenz an der Heerstraße und an einem Ostabhange eines südlichen Ausläufers des Westerwaldes. Das Terrain, auf dem es steht, bildet einen nach Osten sehr steil, nach Westen aber allgemach abfallenden Thonschieferrücken, der nach Süden und Norden in hügelige Ebenen verläuft, an der Nordseite aber, wo der Basalt in Form eines stumpfen Kegels zum Durchbruch gekommen ist, einen schönen Berg bildet. Auf diesem Basaltkegel liegt ein herzogliches Jagdschloß, in welchem jetzt ein Schullehrerseminar sich befindet. Das Städtchen hieß ehemals Humbach oder Himbach und kommt schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in Urkunden vor. Seine gleichnamige Burg ist aber jedenfalls viel älter. Der Herzog Hermann von Alemannien baute hier die erste Kirche. Im Jahre 1100 kam Stadt und Umgegend an Kurtrier und blieb in dessen stetigem Besitz bis 1803, wo das Ganze, wie bekannt, nassauisch wurde. Der Erzbischof Dietrich von Trier, der die Burg erweiterte und befestigte, gab ihr im Jahre 1217 den Namen Mons Tabor wegen der großen Aehnlichkeit des Berges, auf dem sie steht, mit dem Berge der Verklärung. Aus diesem Namen ist durch Zusammenziehung und Veränderung der heutige Name Montabaur entstanden. Rudolph von Habsburg verlieh dem Orte kurz vor seinem Tode 1291 Stadtrechte.

Zweihundert Jahre später, als der Ort eine Stadt geworden, also 1491, brannte diese, das Holz der Thürme in der Mauer nicht einmal ausgenommen, bei einem heftigen Winde gänzlich nieder und ein gleiches Unglück betraf sie im Jahre 1534, wo 400 Häuser abbrannten. Damals war die Stadt bei weitem größer als jetzt, und die Wollweberei stand hier im höchsten Flor. Montabaur war später öfter die Residenz der Erzbischöfe und Kurfürsten von Trier. Arnold II. starb hier 1229 und Johann II. befestigte im Jahre 1482 die Burg, welche eine zahlreiche Burgmannschaft hatte. Sehen wir uns nun außerhalb und in dem Städtchen noch ein wenig um.

Die Umgegend des Städtchens ist im Nordosten und Süden hügelig und bildet die erste Terrasse des Westerwaldes. Zwischen der Stadt und der eine Stunde westlich von ihr hinziehenden, steil ansteigenden sehr waldreichen Höhe, welche den Westerwald mit dem Taunusgebirge verbindet, ist die Gegend aber sumpfig, so daß sie mehrere größere und kleinere Teiche, Weiher genannt, umschließt. Einer von diesen befindet sich von Montabaur aus an der westlichen Seite und dicht an der Koblenzer Straße, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und heißt der Spießweiher. Von diesem Weiher bis zur eigentlichen Höhe zog sich rechts und links der Straße ehedem ein sumpfiges Terrain, das mit Erlen und Weiden bewachsen war. In einer Entfernung von einer bis zwei Stunden in der Runde liegen um das Städtchen an siebzig bis achtzig Dörfer und Dörfchen, weshalb es auch schlechtweg die Stadt heißt, und man kann sich denken, welche Menschenmenge sich hier an Hauptmarkttagen versammelt. Die Stadt

liegt langgestreckt auf dem oben schon näher beschriebenen Schieferrücken, hat nur eine Hauptstraße, die Kirchgasse, welche sich von der am südlichen und erhöhten Ende liegenden Kirche, bei dem Landvolke schlechtweg die „gruß Kirch" genannt, herab bis zu dem steil abwärts gehenden östlichen Ausgange der Stadt, dem „Sauernthal," zieht und sehr ansehnlich breit ist. In dieser Hauptstraße ist der Krämermarkt und rechts und links den Häusern entlang stehen die Buden. In der Fortsetzung der Hauptstraße nach dem Schlosse zu und auf dem freien Raum zwischen dem Schlosse und der Stadt findet der sehr ansehnliche Viehmarkt statt.

Die Stadt war ehemals von einer hohen und dicken Mauer mit vielen Thürmen, die zum Theil noch stehen, umgeben und hatte an den Aus- und Eingängen starke und wohlverwahrte Thore, „Puhrte" genannt. Mit der Hauptstraße parallel und östlich zu ihr gelegen läuft die alte Judengasse, die durch Quergäßchen mit jener in Verbindung steht.

Wir laden nun den freundlichen Leser ein, uns durch eines jener Quergäßchen in die Judengasse zu folgen. Wenn wir das wählen, welches sich über die Hauptstraße nach dem Franziskanerkloster fortsetzt, so stehen wir, in der Judengasse angekommen, vor einem hohen, alterthümlich gebauten steinernen Hause. In diesem Hause war das kaiserliche Werbebureau.

---

10. Das kaiserliche Werbebureau.

Mit seiner Hintermauer, also nach Osten, steht es auf einem hohen senkrechten Felsenabhange, und nach dieser Seite hat es auch seine mit starkem Eisengitter versehenen Fenster; die Fenster an der Vorderseite sind frei und in dem niedrigen Erdgeschosse groß, weil wegen der Enge der Straße hier sonst nur wenig Licht eindringen könnte.

Auf diesem Hause nun lasten neben manchem Segensspruche, neben mancher gleichgiltigen Rückerinnerung auch unzählige Seufzer getäuschter Erwartung, unzählige Klagen jugendlichen Leichtsinns, unzählige Verwünschungen verlockter Eitelkeit, unzählige Flüche überlisteter Arglosigkeit, unzählige Weherufe verrathener Frauen und Kinder, unzählige Thränen verlassener Bräute. Wer, um das Handgeld zu nehmen, oder mit demselben in der Tasche, einzeln über seine Schwelle gegangen, verließ es nur mehr im Trupp und unter strenger Bewachung, um in das Hauptwerbedepot gebracht zu werden und um auf ungewisse Zeit hin dem Kalbfelle zu folgen und endlich, um sich so in die wechselvollen Lagen des Krieges zu stürzen. Und dennoch war es umlagert und angefüllt meist von der thatenlustigen Jugend von nah und fern, zuweilen aber auch von dem Auswurfe und Abschaume der jungen Männerwelt, deren einzelne Mitglieder an der Ehre oder der Existenz oder an beiden Schiffbruch gelitten hatten; oft aber auch wieder von jungen Männern, die eines besseren Looses werth gewesen wären, wenn sie sich dasselbe nur hätten erwerben mögen. Ein verworrener Trieb nach Ehre, Ruhm, Glück, Abenteuern, eine unerklärbare Sucht nach dem glänzenden Elende eines kaiserlichen Söldlinges hatte sie mit zauberischer Gewalt angelockt und führte sie nun ins Netz, und unter Tausenden solcher auch neunhundertneunundneunzig ins künftige Elend, so daß sie von Glück sagen konnten, wenn sie dereinst als Krüppel zurückkehren und zuletzt als anerkannte Bettler ihren jetzt behäbigen Jugendgenossen die Abende in den Spinnstuben mit Erzählung ihrer erlebten und erlogenen Abenteuer verkürzen durften; mancher machte auch sein Glück, denn der Kriegsdienst ist eine Lotterie. — Ueber der Thüre dieses Hauses war das kaiserliche Wappen angebracht und im Winde flatterte die kaiserliche Fahne, und die Werbeofficiere, Unterofficiere und Soldaten hatten glänzende Uniformen an und Geld die liebe Menge in der Tasche. Daß ihnen schöne, kräftige junge Leute lieber waren, als im Alter vorgerückte, oder wegen Schlechtigkeit in der Jugend schon siechte, oder auch solche, denen die gerechte Natur das Siegel der Verworfenheit schon auf die Stirne gedrückt hatte, ist sehr natürlich, und während Menschen der letzteren Sorte ihnen willig und ungerufen, jedenfalls unangelockt in Menge und selbst bei dem

geringsten Handgeld in Masse zuliefen, währenddem suchte man erstere unter allen nur möglichen Künsten der Verführung und Verlockung zu fesseln; ja man wandte zuweilen, wenn der in Aussicht stehende Fang ein besonders guter, und wenn einer der vielen Kriege im Anzuge war, selbst Lug, Trug, falsches Zeugniß, sogar Gewalt an. Da die Werbestation eine vom Landesfürsten, dem Kurfürsten von Trier, privilegirte war, so mußte jeder, der Handgeld genommen, absolut unter die kaiserlichen Soldaten. Er wurde, wenn er Reue bekam und in Folge dessen nicht folgen wollte, mit Gewalt fortgeführt, und wehe ihm, wenn er widerspenstig war! Der kaiserliche Profoß besaß in seinem gewichtigen Stocke, seinen Handschellen und Schrauben probate Mittel, jeden Widerstand und Ungehorsam zu brechen und ebenso eine knechtische Gefügigkeit unter das starre Gesetz der Krieger zu erzwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene

aus dem Seegefecht in der Hampton-Rhede.

Die „United Service Gazette" gibt aus der Feder Dr. Shippens, der sich an Bord der Fregatte „Congreß" befand, folgende Schilderung des Seegefechts in der Hampton-Rhede: „Da kommt endlich der Merrimac," sagte einer unserer Officiere, der eilends in mein Cajütenzimmer trat. Ich las mit vielem Interesse eine eben erhaltene Zeitung und antwortete: „Stören Sie mich nicht, ich bin beschäftigt." „Es ist kein Scherz," sagte der Officier, „das Schiff kommt auf uns los." Damit nahm er Degen und Revolver und eilte auf das Deck; ich folgte. Ganz richtig, die sonderbar aussehende Masse dampfte langsam den Fluß herab: aber sie wandte sich, und schien, als hätte sie nur eine Versuchsfahrt gemacht, umkehren zu wollen, und schon hielten wir's für einen falschen Lärm. Aber bald ging der „Merrimac" wieder vorwärts und fing an sich uns, dem „Congreß," langsam zu nähern. Wir machten uns zum Kampf fertig, und sobald der Merrimac in Schußweite kam, eröffneten wir unser Feuer. Ebenso gut hätten wir einen schwimmenden Eisberg beschießen können; die Kugeln prallten an seinem Eisenpanzer ab wie Hagelkörner an einem Dieidach. Allmählig kam er heran, fuhr an uns vorbei und gab sein Feuer ab, und zwar mit furchtbarer Wirkung. Dann dampfte er gerade auf den „Cumberland" los, wandte sich um, rannte in denselben unmittelbar hinter dem Bug und riß ein ungeheures Loch in dessen Rippen, während er zugleich sein Geschoß in das zertrümmerte Schiff schleuderte. Er wich zurück, und wiederholte seinen schrecklichen Anprall. Das Schicksal des „Cumberland" war besiegelt. Er focht brav und gab wiederholte Breitseiten, aber ebenso erfolglos, wie es unsere eigenen Schüsse waren. Die unglückliche Fregatte neigte sich um und sank mit ihren meisten Verwundeten in den Grund, während nur die unverletzt gebliebenen und leicht verwundeten Officiere und Matrosen sich in den Booten retteten, oder auch ans Ufer schwammen. Mit dem „Cumberland" fertig, kehrte das Seeungeheuer zu uns zurück und eröffnete ein furchtbares Feuer auf unser Backbord. Seine erste Bombe barst auf unserem Deck, und tödtete die ganze Bedienung der Kanone Nr. 7. Bombe auf Bombe, und manchmal zwei auf einmal, sprangen unter uns. Das Schiff sah bald nur noch aus wie ein Schlachthaus. Der Chirurg begann seine Arbeit und versuchte eine Amputation; ein großes Holzstück fiel ihm auf die Brust und tödtete ihn augenblicklich. Vom Operiren war keine Rede mehr. Die Verwundeten, gräßlich zerfetzt, lagen zuhauf. Die kleinste Wunde, die ich gewahrte, war eine abgeschossene Hand; manchem Leib war der Kopf, eine Schulter, ganze Beine und Arme weggerissen. Bald stand das Schiff in Flammen, die Bomben hatten an mehreren Stellen gezündet. Fast alle unsere Kanonen waren demontirt, das Ladungsgeräthe zertrümmert, die Pulverjungen alle todtgeschossen. Das Innere des Schiffs glich einem ver-

wüsteten und ausgebrannten Haus. Alles in Trümmern, schwarz oder roth, verbrannt oder blutig. Die grauenvolle Scene dauerte etwa eine halbe Stunde. Da strichen wir die Flagge. Ein feindliches Boot steuerte an uns heran. Unsere große Sorge war für die Verwundeten. Man rief uns zu: „Eilt euch!“ — „Wir können mit Menschen nicht eilen, die schlimm verwundet liegen.“ — „Aber ihr müßt; ich bin im Begriff euer Schiff zu verbrennen; also schnell!“ rief der feindliche Officier. Doch er irrte sich und verbrannte das Schiff nicht; denn in diesem Augenblick eröffnete ein Indiana-Regiment am Ufer ein heftiges Feuer aus Büchsen und einer Haubitze auf sein Boot, ich sah einen Rebellenofficier fallen und das Boot wich zurück. Wohin es fuhr, weiß ich nicht. Mittlerweile nahmen unsere eigenen kleinen Boote und einige vom „Cumberland,“ die heran gesteuert waren, alle unsere Verwundeten auf und brachten sie ans Land. Ich glaube nicht, daß ein Verwundeter an Bord gelassen wurde. Es waren nach meiner Vermuthung 27; aber wenigstens 80 Mann lagen todt auf dem Deck und auf dem Verbandplatz (cockpit) im untern Schiffsraum. Während der Nacht brannte die Fregatte vollends nieder, und der Rumpf flog in die Luft.“

Miscelle.

Wien, 16. April. Die „Ost-Deutsche Post“ berichtet über die von einem Postbeamten Kalab ins Großartige getriebene Briefunterschlagung: Seit vorgestern ist im Postgebäude eine Commission von 13 Personen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen thätig, welche mit der Zählung, Sortirung und Aufnahme der Briefe beschäftigt ist, die von dem „galanten Wegelagerer“ Kalab veruntreut wurden. Der Postwagen brachte vom Landesgericht acht Stück drei bis vier Fuß hoher und zwei bis drei Fuß im Durchmesser haltender Säcke, welche vollgepfropft mit Briefen waren. In einem Sacke befanden sich die noch vorgefundenen, aber bereits geöffneten Briefe. Bis vorgestern Abend wurden 50,890 Briefe gezählt und sortirt. Gestern wurden die bereits sortirten Briefe versendet und ist zur Aufarbeitung des Restes, der noch in mehreren tausend Stücken besteht, geschritten worden. Die offenen Briefe werden amtlich versiegelt und weiter expedirt. Viele von den Briefen mußten schon seit zwei bis drei Jahren in den Kästen Kalabs gedunstet haben, da die Schrift theilweise vergilbt war und die Siegel fest aneinander geklebt waren. Im Zimmer des Verhafteten fand man außerdem eine entsprechende Zahl von Aschenpaketen, da die Hauswirthin gegen die fortwährende Ofenheizung mittelst Briefpapiers Protest einlegte, und der Miethsmann, um den Verdacht abzulenken, gezwungen war, die spoliirten Briefe mitten im Zimmer zu verbrennen und die in Paketen gesammelte Asche partienweise fortzutragen. In den aufgefundenen Briefen befand sich eine ganze Sammlung von Neujahrswünschen, Geburts- und Namentags-Gratulationen, Partezetteln, Preiscourants, besonders aber Photographien aller Art, welche der Verbrecher wahrscheinlich nach dem Griffe für Banknoten hielt; kurz, eine Unzahl von Geheimnissen tritt hier plötzlich ans Licht der Untersuchung, und die „Presse“ bewundert das Spiel des Zufalls, welcher sobald nach Votirung des Gesetzes über Verletzung des Briefgeheimnisses die Behörde in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Durchsicht von mehr als 50,000 Briefen — eine nicht beneidenswerthe Arbeit — die großartigste officielle Uebertretung dieses Gesetzes feiern zu müssen. (In Breslau, Köln, München und anderen Orten sind mittlerweile auch schon eine Menge solcher unterschlagener Briefe an die Adressaten gelangt, mit dem amtlichen Vermerke versehen. „Unterschlagen gewesen und wieder zu Stande gebracht.“ Kalab scheint die Briefe unterschlagen zu haben, um für dieselben nicht die von den Absendern bezahlten Freimarken verwenden zu müssen, also den Francobetrag für sich behalten zu können.)

Auflösung der Homonyme in № 32:
Genossen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 34. Speyer, Samstag, 26. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Besonders an Markttagen ging es um dieses Haus und in diesem Hause lustig zu. Hornisten und Halbmondbläser schmetterten aus seinen Fenstern die lustigsten und kriegerischen Fanfaren, das gesammte Werbepersonal prangte in glänzendster Uniform und die Officiere schritten einher mit wallendem Federhute und rasselten mit dem langen und schweren an der Seite hängenden Sarras durch die Straßen.

Was Wunder, wenn die Neugierde der einfachen Bauernbuben unserer Gegend durch solche militärische Lärmschlägereien erregt wurde! Und so war denn auch die enge Gasse vor dem Hause bis weit hinauf und hinab mit Neugierigen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters vollgepfropft; denn der siebenjährige Krieg war nicht blos vor der Thüre, sondern entbrannte schon mit aller Heftigkeit seit zwei Jahren, und man nahm daher alles an, was nur Dienst nehmen wollte.

Unser Schäferhannes, der, wie er ja selbst sagte, sich den Markt erst ein wenig ansehen und dann erst ins Wirthshaus gehen wollte, folgte mit dem Bärbelchen dem nach jenem Hause sich bewegenden Menschenstrome und sah von einer gegenüberliegenden Treppe dem Trubel zu und machte seine Bemerkungen über den Leichtsinn und mitunter auch über die Verworfenheit der Aus- und Eintretenden. So hatte er eine kleine Weile gestanden, als das an seiner Seite stehende Bärbelchen, das durch die offene Thüre ins Hinterhaus sehen konnte, auf einmal und heftig zusammenschrack. Der Hannes, der seine Augen mit Gleichgiltigkeit, ja Geringschätzung gegen das ganze Treiben umher hatte schweifen lassen, bemerkte das doch und fragte:

„Nun, was gibt's? Hat dich Jemand getreten oder gestoßen?"

„Ach nein, lieber Hannes! das nicht; aber wir wollen von hier weggehen; ich kann nicht länger hier bleiben!"

„Ich will schon mitgehen, das Ding ekelt mich auch an; allein ich möchte doch auch gern wissen, warum du so plötzlich zusammenfuhrst!"

„Du sollst es sogleich hören: geh' aber nur erst mit mir hier weg, hier ist der böse Geist nahe!"

Sie drängten sich durch die Menge und gingen die Judengasse hinauf auf den Kirchhof. Hier angekommen, erzählte das Bärbelchen:

„Ich sah zufällig in den Hausgang, und da hat es mir geschienen, als sähe ich den Schneiderphilipps im Gespräche mit einem der Werbeofficiere. Nachdem sich meine Augen mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatten, fand ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Der Philipps stellte sich, als er sich bemerkt glaubte, hinter den Officier, sah aber mit furchtbar stechendem Blicke abwechselnd dich und mich an, und deutete dem Officier auf dich. Der trat darauf der Thüre etwas näher und ging unter beifälligem Nicken gegen den Philipps wieder auf denselben zu und reichte ihm die Hand."

„Hast du dich auch nicht versehen?"

„Ganz gewiß nicht, ich habe nur zu gut gesehen; der Philipps machte dieselben Augen, wie vor einer Stunde, als er von uns lief!"

„Nun, lasse ihn meinetwegen Augen

machen wie eine Katze, wenn's donnert; was liegt mir an der Mißgeburt, an dem Krüppel? Er wird sich als Flügelmann anwerben lassen wollen. Vielleicht findet er bei der Gelegenheit seinen Vater und seine Verwandtschaft! — Doch komm'; es ist jetzt Zeit, daß wir etwas genießen!"

11. Die Versuchung.

Sie gingen hierauf die Kirchgasse herunter und in das Wirthshaus zum Nassauerhof, und wen fanden sie hier? — den Schneiderphilipps. Bei ihrem Eintritte stand er schnell auf, kam hinter dem Tische hervor und that so freundlich, als ob diesen Morgen gar nichts zwischen ihm und dem Hannes vorgefallen wäre.

Dieser sah das Bärbelchen, dem man eine arge Verwunderung im Gesichte lesen konnte, fragend an. Der Philipps ergriff zuerst das Wort:

„Nun, habt ihr einen kleinen Rundgang gemacht?"

„Ja," sagte der Hannes und sah den Philipps dabei scharf an, „wir haben ein wenig dem Werbeunfug zugesehen und das größtentheils liederliche Gesindel, das sich heute dort herumtreibt, ein bischen gemustert."

„Ich habe es auch ein paar Augenblicke mit angesehen, hatte es aber bald satt und bin deßhalb hierhergegangen, um etwas zu essen und zu trinken, weil ich dem Vetter Matthes noch Tuch soll kaufen helfen, und da mag leicht noch einer oder der andere dazukommen, so könnte ich einmal zur Abwechselung den Langentag halten müssen. Ich würde euch gerne einmal einschenken, aber ich sehe, mein Schoppen ist schon fast leer."

„Bist du denn schon so lange hier?" fragte der Schäferhannes, indem er den Philipps scharf fixirte

„Das nicht, aber eine gute halbe Stunde mag ich doch schon hier sitzen," sagte er mit größter Ruhe; „wie könnte ich sonst schon einen ganzen Schoppen bis auf den kleinen Rest „gepetzt" haben?"

Das war nun allerdings kaum möglich, wenn der Philipps noch soeben, d. h. vor etwa fünf bis sechs Minuten in dem Werbebureau war. Er sagte aber nicht, daß er sich nur einen halben Schoppen in ein Schoppenfläschchen hatte füllen lassen. Dieser Umstand, sowie die Ruhe des Philipps, brachten den Schäferhannes zu der Ansicht, daß das Bärbelchen sich doch geirrt haben müsse. Sprechen konnte er mit diesem über den Gegenstand jetzt nicht. Einmal, weil der Schäferhannes sich sagen mußte, daß er diesen Morgen mit dem Philipps in seiner Hitze doch stark umgesprungen war; dann weil er, wie er überzeugt zu sein meinte, ihn eben erst wieder ungerechter Weise in schlimmem Verdachte gehabt hatte; endlich aber, weil er von Natur leicht zum Verzeihen geneigt war, auch wenn er seinem Gegner gegenüber Recht hatte; darum wurde er jetzt ganz mild gegen den Philipps gestimmt. Er ließ eine Flasche Wein kommen und lud ihn ein, sich herzusetzen und mitzutrinken, was der Philipps auch gern und freundlich annahm. So tranken sie miteinander, wurden fröhlich und waren guter Dinge bis zum Mittag.

(Fortsetzung folgt.)

* Wilhelm Bauer und seine Erfindung.

Die Erfindung des Submarine-Ingenieurs Wilhelm Bauer und dieser selbst wurden seit mehr als einem Decennium in öffentlichen Blättern vielfach besprochen und zwar gleich im Anfange schon in einer Weise, die das Interesse jedes Deutschen zu erregen im Stande war.

Gegenstand des ersten Artikels hierüber (Münchener „Neueste Nachrichten" vom 6. März 1851), welcher durch Aufnahme in andere Blätter auch hier zu Lande bekannt wurde, war die Ausführung eines unterseeischen Kriegsfahrzeuges in Kiel, die damit vorgenommenen Fahrten und — sein Verunglücken.

Obgleich das große Publikum, und leider hauptsächlich das deutsche, nur zu sehr geneigt ist, Allem, was auf's Erstemal mißlingt, sein Interesse zu entziehen, so war dieß in jenem Falle doch keineswegs wahr-

zunehmen. Die ausnahmsweise Fortdauer der kaum erregten Theilnahme findet jedoch ihre Begründung weniger darin, daß jener Mittheilung auch die dem Unglücke vorausgegangene Erklärung des Erfinders, sein Apparat müsse nothwendig in Folge der spärlichen Ausrüstung bei größerer Tiefe eingedrückt werden, beigefügt war; als vielmehr in der gewiß höchst interessanten Schilderung, wie der muthige Unternehmer durch Ausdauer und Geistesgegenwart sich und seine Gefährten rettete.

Die Erzählung dieser außergewöhnlichen Begebenheit füllte gar manche Feuilleton-Spalte, und es mag in Deutschland nur wenige Zeitungsleser mehr gegeben haben, welche nicht davon erfuhren und den wackeren Erfinder bewunderten. Allein wie die Zeit im Allgemeinen so leicht Eindrücke verwischt, so ging es auch in diesem besonderen Falle. Bald war nur wenig mehr die Rede von der Erfindung, und so merkwürdig die späteren Erlebnisse und Leistungen des Erfinders auch gewesen sind, — es gelangte nur selten und dann nur in engeren Grenzen Etwas davon in die Oeffentlichkeit. Auch die Ausführung eines zweiten unterseeischen Kriegsfahrzeuges, welches sich in mehr als hundert Fahrten glänzend bewährte, kam nur theilweise zur Kenntniß des Publikums, und erregte bei weitem weniger Interesse, als man im Hinblick auf die dießmal vollkommen gelungene und so wichtige Erfindung eines Deutschen hätte erwarten sollen. Der Schauplatz war zu weit entlegen; im Auslande, ja in Rußland. Und als der Erfinder vollends nicht als Millionär zurückkam, waren es nur sehr vereinzelte Stimmen, die hie und da seiner erwähnten.

Erst als sich die Nachricht verbreitete, Herr Bauer wolle das im Februar v. J. am Bodensee versunkene Dampfschiff „Ludwig" heben, wurde er wieder eine vielgenannte Persönlichkeit. Man erinnerte sich seiner Kieler Fahrt, sowie dessen, was man über seine geniale Erfindung, und die eiserne Ausdauer vernommen hatte, mit der er unabläßig sie durchzuführen bestrebt war. Vieler Tausende Augen waren auf ihn gerichtet, und es wünschte gewiß Jeder, sowohl um des Mannes, als auch um des in seinen Folgen außerordentlich werthvollen Unternehmens willen, den besten Erfolg. Von Tag zu Tag erwartete man die in so nahe Aussicht gestellte Lösung der schwierigen Aufgabe zu vernehmen; allein umsonst. Je weiter sich die Entscheidung hinausschob, desto geringer wurde die Hoffnung eines endlichen Gelingens. — Da erhielten wir die erfreuliche Nachricht, das Schiff sei bis nahe an das Niveau gebracht, und solle alsbald völlig gehoben und in Sicherheit gebracht werden. Statt dessen sank es über Nacht wieder hinab, und tiefer, als zuvor. So oder ähnlich ging es noch zweimal, und dann mußten, nach einer Erklärung des Verwaltungsrathes, die Hebungs-Versuche des Herrn Bauer als mißlungen betrachtet und die Fortführung solcher einem Andern übertragen werden.

(Forsetzung folgt.)

Miscelle.

♂ Eine Pfälzer Notabilität,

wenn auch nicht vom besten Klange, doch seiner Zeit in diesen Gegenden häufig genannt, mit den Schicksalen unseres Landes eine kurze Weile sogar in verhängnißvoller Berührung, außerdem aber nach seinem literarischen Nachlasse gewiß nicht ohne Werth für die nähere Kenntniß des großen Trauerspiels, mit dem das vorige Jahrhundert seine Mission beendet, das gegenwärtige seinen Lauf begonnen hat, mag neben Andern, die in diesen Blättern bereits genannt wurden, auch eine Stelle finden. Friedrich Christian Laukhardt, Student der Theologie, dann gemeiner Soldat, Spion, Krankenwärter, Sprachmeister, ein Jahr lang Pfarrer, fruchtbarer Schriftsteller, und trotz seiner Ausschweifungen ein hohes Alter erreichend, war 1758 zu Wendelsheim in der Kurpfalz (ganz nahe an unserer nördlichen Landesgränze) geboren. Ausschweifung und Trunksucht brochte ihn von der Universität Halle, wo er zu des berüchtigten Dr. Bahrdts Zeiten studirte, als Gemeiner zu dem preußischen

Regiment v. Thadden, mit dem er 1792 den Feldzug in die Champagne machte und bei der Blokade von Landau als Emissär thätig war, um den Commandanten Denzel, seinen Universitätsfreund, zur Uebergabe der Festung, aber ohne Erfolg, zu bewegen. Darauf gerieth er unter die französische Armee, wurde, in einem Duell verwundet, in das Spital zu Dijon gebracht, wo er dann als Krankenwärter eine Zeit lang blieb, sich später als Sprachmeister ernährte, bis er arretirt wurde. Nach vielen Irrfahrten kam er endlich wieder nach Halle, wurde dort Lehrer der älteren und neueren Sprachen, und endlich, in seine Heimath zurückgekehrt, Pfarrer zu Veitsrodt im Saardepartement (jetzt im Fürstenthum Birkenfeld). Wegen seines schändlichen Lebens, von dem die Bauern jener Gegend noch tolle Geschichten zu erzählen wissen, mußte er sehr bald wieder abgesetzt werden, worauf er sich an mehreren Orten als Vagabund herumtrieb und um 1827 starb. Seine Biographie hat er theilweise selbst beschrieben unter dem Titel: „Laukhardts merkwürdiges Leben und Schicksale, Halle 1792 — 1801, 5 Theile." Zur Kenntniß der damaligen Kriegsgeschichte dürfte seine Schrift: „Die Reichsarmee, Leipzig 1796" nicht ohne Interesse sein. Ueber das Universitätsleben zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat er ein satyrisches Buch geschrieben: Annalen der Universität zu Schilda, Leipzig 1798—99; außerdem eine Geschichte des im zweiten Drittheil des 18. Jahrhunderts weit verbreiteten geheimen Studentenordens: der Mosellaner- oder Amicistenorden 1799. Seine zahlreichen Romane sind von der frivolsten Art, wie sie die deistische und atheistische sogenannte „Aufklärung" jener Zeit massenweise zu Tage gefördert hat. Merkwürdigerweise hat er auch ein Buch: Vertraute Briefe eines alten Landpredigers, Altenburg 1811, geschrieben, aus welchem aber eine absonderliche Pastoralweisheit zu erlernen sein dürfte. Jedenfalls gewähren die obengenannten Schriften dieses „verkommenen Genies" dem historischen und culturhistorischen Studium jener Zeit manche Ausbeute, worauf wir die respectiven Forscher hiermit geziemend aufmerksam gemacht haben wollten.

* Genrebilder
aus dem pfälzer Volksleben.
(In pfälzer Mundart.)

IV.

An
die Frühlingslobhudler un Lobdudler.

Ehr macht jo en Schpektakel,
Als wann's e Meerwunner wär'!
's iff nix, als die uralt' Kumödie
Bun anno Duwack her.

Die Nachtigalle schlahen,
Die Bäm' blüh'n alle Johr,
Drum kummt ee'm eu'r Gedurel
Wie ee Katzejammer vor.

Der Schnee un's Eis muß schmelze,
Däss leit in der Natur,
Un dodrum vum e Wunner
Aach weit un breet kee(n)' Schpur.

Die Lerche trillern wirrer,
Die Grasmück schlächt zur Wett' —:
Bun all' dem Lirem, Larem
Werd Keener dick un fett.

Hört mer euch, meent mer wärrlich,
's wär Wunners wass dermehr,
Wann's Blumme gibt im Frühjohr
Un Maikäwrich, e Heer.

's gebt aach im Winner Blumme,
Wann aach kee(n)' Blummedust,
Gesünner iff im Winner
Uff alle Fäll' die Luft.

Däss luschtig Klinge, Singe,
Däss Ames lang kee(n)' Ruh!
Geht ganz mit rechte Dinge,
Geht ganz natürlich zu.

Drum macht mer kee(n)' so Fare,
Wann's Frühjohr kummt in's Land, —
's is for de Herbscht un Winner
Un Summer jo e Schand'.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 35. Speyer, Dienstag, 29. April 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Jetzt stand der Philipps auf, weil er, wie er sagte, bestellt sei, um Tuch und verschiedene Kleidungsstücke einkaufen zu helfen, versprach aber, nachher wieder zu ihnen zur Musik in die drei Könige zu kommen, wohin der Hannes gehen wollte. Der Schäferhannes und das Bärbelchen aßen miteinander zu Mittag und gingen dann noch einmal über den Markt und gegen zwei Uhr zur Musik und tanzten schon nach Herzenslust, als gegen vier Uhr der Philipps sich einstellte. Der Hannes, den der genossene Wein schon lustig gemacht hatte, dachte nur noch insofern an den Vorfall von heute Morgen, als er glaubte, dem Philipps in seinem Herzen Abbitte thun zu müssen. Diesem Gefühle folgend, lud er ihn ein, auch einmal mit dem Bärbelchen zu tanzen, was er natürlich nicht ausschlug. Der Contrast des häßlichen Schneiderleins und des schönen, wohlgewachsenen, kräftigen Mädchens veranlaßte bei vielen der Umstehenden und Mittänzer ein unwillkürliches Lachen. Der verschmitzte Philipps merkte es wohl, ließ aber nichts merken; denn wie höchst leidenschaftlich er auch sonst war, so hatte er doch auf der anderen Seite auch wieder eine große Gewalt über sich, zumal wenn es ihm galt, einen wohlüberlegten Plan durchzuführen. Sie tanzten und tranken, und es fing bei den kurzen Tagen um diese Zeit schon an, dunkel zu werden. Auf einmal entstand auf der Treppe und im Vorzimmer ein großes Gedränge und Geraffel. Die Werbeofficiere kamen mit mehreren der Neuangeworbenen, denen sie vor dem Abmarsche einen angenehmen Tag machen wollten, an. Es waren ein Major, ein Hauptmann und noch andere kräftige Gestalten mit mächtig großen Schnurrbärten. Das Geld warf der Major handvollweis hin, und der Wein floß von jetzt an in Strömen und die Lustigkeit artete in wildes Toben aus. Wer waren aber die Neuangeworbenen? — Da sah man außer sehr vielen braven armen Burschen auch eine Musterkarte von Nichtsnutzigkeit. Und gerade diese letzteren hatten sich heute reichlich eingefunden. Die erste Abtheilung bildeten Kerle der verschiedensten Altersstufen und Statur mit wahren Galgenphysiognomien. Der Hauptheld dieser Gruppe trug ein groß Verlangen nach dem edlen Ruhme der persönlichen Tapferkeit, was er dadurch bereits bewiesen, daß er in seinem Heimathdorfe, das halb kurtrierisch, halb oranisch war und im Ganzen aus einigen zwanzig Seelen bestand, erst kürzlich wieder einen von den Leiden der Zeitlichkeit befreit hatte, was aber die uncultivirten Oranier nicht anders anzuerkennen wußten, als daß sie sich mit Aufmerksamkeit nach seiner Person erkundigten. Er flößte, wenn man will, seiner Umgebung auf den ersten Blick am meisten Respect ein, und man glaubte seine nützliche Anlage gegen die Preußen gut verwerthen zu können.

Die zweite Abtheilung bestand, zum Theil wenigstens, aus pecuniären, moralischen und Familienbankrottirern, oder aus leichtsinnigen jungen Leuten, die stets das Lied sangen:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt! ꝛc."

Da sie alle, einer wie der andere, den vernünftigen Grundsatz hatten und übten,

über der Sorge für die Zukunft sich den Genuß der Gegenwart nicht zu vergällen, so kann man begreifen, warum ihre Lustigkeit so groß war. Und selbst der Umstand, daß keine Mädchen mit ihnen tanzen wollten, war nicht vermögend, ihre heitere Laune zu trüben. Sie tanzten miteinander und waren nur um so ungenirter. — Das war nun ein ziemlicher Theil unserer Tanzgesellschaft. Die Bauernburschen und Mädchen verloren sich auch bald, und das Bärbelchen bat den Hannes, er möge auch jetzt mit heimgehen. Allein der sonst so empfindliche Hannes zog nicht. Er wollte erst noch einen, dann noch einen, und immer wieder noch einen tanzen, und als endlich das Bärbelchen ungestüm auf das Fortgehen drängte, sagte er — man hatte ihm von allen Seiten, wenn das Bärbelchen mit einem andern Burschen tanzte, zugetrunken, und er war darum schon gehörig angetrunken — „jetzt tanzen wir noch einen, und dann gehen wir — erst noch nicht fort. Ich muß das ganze Jahr, Sonntags wie Werktags, Tag und Nacht bei den Schafen im Felde sein und komme so selten dazu, mir ein kleines Vergnügen zu machen, daß ich die sich mir heute bietende Gelegenheit einmal ordentlich benutzen will!" Er hatte leider alle ruhige Ueberlegung verloren.

„So ist's recht!" fielen die Officiere und ein Theil der Angeworbenen ein; „das ist schön! Lustig muß die Jugend sein! Im Alter kann man noch lang genug griesgrämisch hinterm Ofen sitzen und Trübsal nach Noten blasen!"

„Musikanten, spielt auf!" rief der Hauptmann; „spielt einen steyerischen Ländler!" Und gleich wollte der Hannes wieder tanzen; allein das Bärbelchen that es nicht, sondern bat flehentlich, er möge doch ja sogleich mit ihm fortgehen. Ein schallendes Gelächter folgte dieser Scene und Einer sagte: „Wir wollen doch einmal sehen, ob der stattliche Bursch da, dieser schöne Mann, sich von einem Mädel wie ein Schulbub von seinem Schulmeister mit der Ruth heimtreiben läßt!"

Das thut er! Ihr werdet's gleich sehen," kreischte der Philipps mit seiner Käuzchenstimme.

„Nein, er thut's nicht," sagte ein anderer; der sieht mir nicht darnach aus, als ob er sich Vorschriften machen lasse! Der ist Mannes genug, um selbst zu wissen, was er thut!" ꝛc.

Der Hannes, den diese Reden noch mehr aufregten und außer Fassung brachten, sagte zum Bärbelchen: „Geh'! ich kann jetzt nicht mitgehen; ich komme aber gleich nach!" Und als das Bärbelchen immer noch zögerte, wurde er fast zornig und sagte ziemlich barsch: „Geh! ich komme schon nach!"

Mit tödtlicher Angst im Herzen ging das Bärbelchen endlich fort und weinte, als es draußen war, fast laut. Es mußte nach Haus: denn so hatte es seiner Herrschaft versprochen und bei der Collision, die bei seinen Pflichten eingetreten war, mußte es sich für die Erfüllung derjenigen entscheiden, die ihm gegen seine Herrschaft oblagen. Im „Sauerthal" traf es mit Leuten aus Kleinholbach zusammen, auch mit zwei Kameraden des Hannes. Diesen erzählte es den ganzen Hergang und die Lage der Sache. Kaum hatten die vernommen, wie es stand, so liefen sie zurück ins Wirthshaus; allein der Hannes war nicht mehr da; der Wirth, der mit den Werbern unter einer Decke steckte, sagte ihnen, er sei soeben weggegangen; er habe zu ihm gesagt, er müsse eilen, damit er das Mädchen, mit dem er gekommen sei, noch einhole. Durch solche Nachricht beruhigt, gingen die Burschen zurück in der Hoffnung, ihn schon bei den Ihrigen zu finden; allein er war nicht da. Man ging erst langsam, blieb bald auf Augenblicke stehen, rief dann zurück; allein es kam Niemand, und auf das Rufen kam keine Antwort. Die große Kälte aber mahnte zum raschen Fürbaßschreiten. So kam man nach Haus; kein Hannes war zu sehen und es ging sein Kamerad Peter mit dem Bärbelchen auf die Mühle. Der Mahlknecht machte ihm auf; seine Herrschaft schlief schon. Es that die Nacht kein Auge zu.

(Fortsetzung folgt.)

* Wilhelm Bauer und seine Erfindung.

(Fortsetzung.)

Wie schnell war nun die ehrenvolle Erinnerung an Bauers frühere Leistungen, wie

ſchnell war die rühmliche Anerkennung ſeines raſtloſen Strebens entſchwunden!

Weder die wiederholt veröffentlichten, authentiſchen Zeugniſſe, daß die von dem Submarine-Ingenieur Bauer beabſichtigte Hebung mehrmal gelungen war, und an der Unmöglichkeit, das Schiff oben zu erhalten, nicht ein Fehler im angewandten Princip, ſondern nur die Unzulänglichkeit der gewährten Beihilfe Seitens der Verwaltung die Schuld trug, — noch auch die Erfolgloſigkeit der mit allen möglichen Hilfsmitteln unterſtützten ſpäteren Hebungsverſuche konnten es hindern, daß nicht gerade der früher ſo vielgeprieſene Erfinder zum Gegenſtand des Spottes mehrerer öffentlicher Blätter wurde.

Wenn ſich in der Zeit vor der Ludwigs-Affaire in der Pfalz und deren Nachbarländern Niemand bemüſſigt ſah, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die Submarine zu lenken, ſo kann dies in Betracht des völligen Stillſtandes dieſer Sache, ſowie der politiſch bewegten Zeit nicht befremden. Nachdem aber jener Unglücksfall dem Submarine-Ingenieur Bauer Anlaß gegeben hatte, ſeine Thätigkeit in ſolcher Nähe zu entfalten, unterließen es unſere Blätter nicht, von dem jeweiligen Stande der Angelegenheit einzelne kurze Mittheilungen zu bringen; ſie verfehlten auch nicht, die von anderen Blättern an das Mißlingen des Unternehmens geknüpften Bemerkungen wiederzugeben, deren letzte die war: „Herr Bauer hat ſich nicht bewährt.“

Wo ein ſo rund abſprechendes Urtheil das letzte Wort bleibt, welches über den Erfinder einer neuen, unſeren Vorſtellungen ohnehin ſehr fernliegenden maritimen Conſtruction in das Publikum gelangt, da muß das Intereſſe für denſelben und der Glaube an die Ausführbarkeit ſeines Projectes aufhören. Einſender dieſes hatte hinlänglich Gelegenheit, dieſe Anſicht über Bauers Erfindung, wo überhaupt noch davon geſprochen wurde, als die bei uns vorherrſchende zu erkennen, und geſteht gerne zu, mit vielen Anderen endlich auch zu dem Schluſſe gelangt zu ſein, Herr Bauer ſei zwar jedenfalls ein hervorragendes Talent, allein ſeine Erfindung, wenigſtens ſo weit ſie das Heben verſunkener Schiffe und Laſten anbelangt, habe ihren praktiſchen Werth nicht bewähren können, und es ſei nur zu bedauern, daß er unter Aufopferung von mehr als 10 Jahren und faſt aller Mittel ſeine Kräfte einer Sache gewidmet habe, die nun ſchließlich der Vergeſſenheit anheimgefallen ſei.

Doch ſo weit ſollte es nicht kommen.

Seit wenigen Wochen bringen auswärtige Blätter über den nämlichen Gegenſtand Mittheilungen, welche ganz geeignet ſind, das Intereſſe für Herrn Bauer und ſeine Erfindung neu und lebhafter denn je anzufachen. In pfälziſchen Blättern iſt — unſeres Wiſſens — dieſer günſtigeren Wendung noch keine Erwähnung geſchehen. Möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß gewandtere Federn, als die des Einſenders, dies nicht für die Dauer unterlaſſen haben würden. Wenn dennoch er zur Wiederbelebung der Theilnahme für dieſe Sache den erſten Schritt thut, ſo geſchieht es deßhalb, weil ſich gerade ihm Gelegenheit bot, genauere Aufſchlüſſe über Herrn Bauer und ſeine Unternehmungen aus vollkommen zuverläſſiger Quelle zu erhalten.

Nachdem nun Schreiber dieſes einen, zum Ueberblicke des in Rede ſtehenden Gebietes viel günſtigeren Standpunkt erreicht, und von dieſem aus die feſte Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Sache des Submarine-Ingenieurs Bauer, beſonders um ihrer jetzigen patriotiſchen Richtung willen, der allgemeinſten Theilnahme in hohem Grade würdig ſei, glaubte er ſich ſowohl ſeinen Landsleuten, als jenem verdienſtvollen Manne gegenüber verpflichtet, die von ihm gewonnene Anſicht möglichſt Vielen zugänglich zu machen.

Die Herſtellung unterſeeiſcher Kriegsfahrzeuge war von Anbeginn das Hauptziel des Erfinders und iſt es heute noch. Der Werth ſolcher ſich unſichtbar unter dem Waſſer fortbewegender Schiffe, deren Angriff durch kein denkbares Mittel abzuhalten und deren Wirkung eine furchtbare iſt, muß im Falle einer Blokade ein unſchätzbarer ſein. Die Vortrefflichkeit der Conſtruction hat ſich an dem in Petersburg ausgeführten Apparat gezeigt, und wenn es damals noch nicht gelungen war, die für die Au-

wendung auf offener See erforderliche Schnelligkeit zu erreichen, so kann dies nur ein für uns günstiger Umstand genannt werden; denn jetzt ist auch dieser, nach dem einstimmigen Urtheil der anerkanntesten wissenschaftlichen und technischen Autoritäten allein noch gebliebene Mangel als beseitigt zu betrachten, und wird also, wenn das eifrige Streben des Herrn Bauer mit endlichem Erfolge belohnt wird, doch Deutschland es sein, das zuerst in den Besitz eines vollkommen kriegstüchtigen Submarine-Apparates gelangt.

Um ein solches Resultat zu erzielen, ist jedoch außer der vollendetsten Construction und dem eifrigsten Streben noch ein dritter Factor nothwendig — Geld, viel Geld.

Die Regierungen, in deren Interesse es zunächst gelegen hätte, ein so werthvolles Instrument zu acquiriren, konnten für eine solche Ausgabe — von allen Intriguen ganz abgesehen — immer keine geeignete Position in ihren Budgets finden. Privaten oder Gesellschaften war die Aufbringung der nöthigen Summe keinesfalls zuzumuthen, weil der in Rede stehende Apparat nur in der Hand einer zur See kriegführenden Macht sich nutzbringend erweist, während nicht abzusehen ist, wie die Darleiher durch die Leistungen desselben ohne Kaperei wieder zu ihrem Gelde kommen sollten. Mit freiwilligen Beiträgen patriotisch gesinnter Männer ein so kostspieliges Werk ausführen zu wollen — es handelt sich doch gewiß um 150,000 Gulden — mußte wohl mehr als gewagt erscheinen. So wäre kaum eine andere Hoffnung geblieben, als die, es könnte sich vielleicht doch einmal ein passendes Titelchen in irgend einem Marine-Budget entdecken lassen.

Da zeigte sich, in wie schönem, man möchte sagen geschwisterlichem Verhältniß die beiden wichtigsten Erfindungen des Herrn Bauer — das unterseeische Kriegsschiff und die Taucherkammer — zu einander stehen. Nicht nur, daß sie bei aller Verschiedenheit in der Art, sich nützlich zu machen, einerlei Ursprung haben, auf gleichen Principien beruhen und sich in dem gleichen Elemente bewegen, — es hilft auch eine der anderen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unter die Modekrankheiten zählt bekanntlich auch die Wuth — Briefmarken zu sammeln. Was anfänglich den Charakter eines kindlich-gemüthlichen Zeitvertreibs an sich trug, zeigt sich jetzt vielfach schon als ausgebildete männliche Sammlerwuth, wie ein Inserat der „Allg. Ztg." lehrt, in welchem von Zürich aus ein verständiger Mann seine Sammlung von 700 verschiedenen Briefmarken zum Verkauf ausbietet. Für Solche, welche dieser seltsamen Leidenschaft nach wissenschaftlichen Systemen fröhnen wollen, gibt ein in Paris erschienenes „Manuel du collectioneur de timbres de poste" die erforderlichen Auskünfte.

Im Jardin des Plantes zu Paris geht ein Herr, seine Frau am Arm, an einigen Enten vorüber. Die Dame schaut um und bemerkt, daß eine Ente ihrem Herrn Gemahl nachläuft. „Das ist drollig," sagte sie, „sieh einmal um, dir läuft eine Ente nach. Wie kommt das?" „Ich habe eine Zeitung im Sack," erwiderte der Herr, „sie merkt ihre Kameraden."

* Homonyme.

Ich wältige mit regem Fleiße
Die kleinste wie die größte Last,
Ich halt' die Welt selbst im Geleise
Und schütz' vor Einsturz ohne Rast.

Nun wirst du nicht begreifen können,
Daß ich die Arbeit gründlich haß',
Und doch, du magst die kleinste nennen,
Ich fliehe sie ohn' Unterlaß.

S. .....l.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 36. Speyer, Freitag, 2. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

12. Die Flucht.

Andern Morgens kam ein Bub auf die Mühle gelaufen und meldete, daß der Hannes nach Hause gekommen sei, aber erst gegen sechs Uhr; er liege, wie halb todt, im Bette, und es sei, nachdem das Bärbelchen von Montabaur weg war, dort etwas Merkwürdiges vorgefallen. Was? das wisse man noch nicht genau, das werde der Hannes aber erzählen, wenn er geschlafen und ausgeruht habe. Der Müller ging hierauf nach dem Mittagessen ins Dorf und fand hier den Hannes beim Heimburger und das halbe Dorf um ihn versammelt. Er erzählte da Folgendes:

„Ich erinnere mich noch ganz gut, wie das Bärbelchen fortging und hatte auch die feste Absicht, ihm sogleich zu folgen. Mitzugehen schämte ich mich, weil die Kerle sagten, ich lasse mich wie ein Schulbub heimtreiben; auch weiß ich, daß mir nach dem einer der Werbeofficiere auf die Schulter klopfte und sagte: Du paßtest auch besser zum Commandiren einer Schwadron Husaren, als zum Schafhirten. Du könntest dein Glück machen, und legst dich als Schäfer auf die faule Haut! Prost! Trink einmal! Der künftige Hauptmann soll leben! Sieh, ich war ein armer Bettelbube und bin jetzt wohlbestallter Rittmeister und habe es besser „als ein trierischer Hauptmann!“ Auf, mache dein Glück!

„Was ich darauf gesagt habe, weiß ich nicht mehr; aber bald saß ich in einem Nebenzimmer hinter einem Tische, eingepferchi zwischen zwei Kerlen, die mich nicht mehr von der Stelle ließen. Ich konnte mir gar nicht helfen und rief dem Schneiderphilipps, den ich in dem Augenblicke an der Thüre sah, damit er mir beistehe; allein der klotzte mich mit sonderbaren Augen an, machte eine verächtliche Geberde gegen mich und verschwand. Bald wurde mir übel, das weiß ich noch, und ich meine, man habe mich zu Zweit hinausgebracht. Wohin sie mich gebracht und wie lange ich dort war, weiß ich nicht. Auf einmal kam ich aber zu mir; es war mir sehr kalt. Immer waren die zwei Kerle noch neben mir; jetzt hörte ich auch den Schnee krachen, und es war mir klar, daß wir im Freien waren; ich spürte auch, daß ich auf einem Wagen saß; ich fragte darum meine Begleiter, wo wir seien und wohin wir wollten, worauf mir einer sagte, wir führen, wie ich ja gewünscht hätte, nach Kleinholbach. Ich traute aber dem Spaß nicht, ließ indeß nichts merken, sondern that, als ob ich wieder einschlafe, sah aber unter dem Tuche, das über den Wagen ausgespannt war, hervor nach dem Himmel und bemerkte bald an dem Stand der Sterne, daß wir nicht nach Kleinholbach, sondern nach Koblenz zu fuhren. Jetzt wußte ich, wie viel Uhr es war: ich war von den Werbern gefangen und in ihrer Gewalt. Was machen? Wir saßen auf einer Bank, die vorn am Wagen quer festgemacht war, hatten die Füße in einem Haufen Stroh stecken und eine große, dicke, wollene Decke umhängen; hinter dem Wagen ritt, wie ich mit Schrecken gewahrte, ein Husar. Außer mir und dem Fuhrmann, der Wächterdienst that, und dem andern Wächter, war Niemand auf dem Wagen. Die Pferde liefen

im scharfen Trab. So ging es immer weiter. War ich erst einmal im Thal Ehrenbreitstein, so war alles verloren, das war mir klar. Wollte ich mich retten, so mußte es bald und hier im Walde geschehen. Kein helfender Mensch war bei oder nah; aber Hände und Füße waren mir frei. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Um meine Wächter sorglos zu machen, mußte ich thun, als ob ich ganz betrunken, ja bewußtlos sei. Und so that ich denn, als wäre ich im höchsten Grade noch berauscht und als schlafe ich im völligen Taumel, und um besser schlafen zu können, schlang ich nun meine Arme um die Schultern meiner Wächter, was sie gern zuließen; denn sie glaubten offenbar daraus zu erkennen, daß ich sorglos sei und nicht wisse, was mit mir vorgehe. Zuweilen that ich, als ob ich mich einmal ausstrecken wolle, wobei ich mich tüchtig auf ihre Schultern stützte. Ich erhob mich ein wenig und ließ mich dann wieder niederfallen, wie ein nasser Sack. So kamen wir unten an der Höhe an, wo die Pferde im Schritt gehen mußten. Bald sah ich zu meinem Vergnügen, daß meine Wächter, die auch gehörig ins Glas gesehen hatten, zu schlummern sich bemühten. Ich blieb in meiner Stellung, ließ nur jetzt den Oberkörper etwas zurückhängen, so daß sich zwischen den Köpfen meiner Wächter nichts mehr befand. Jetzt stützte ich meine Ellenbogen auf ihre Schultern, brachte meine Hände in gleiche Höhe mit ihren Ohren, nahm alle meine Kraft zusammen und schlug ihre Köpfe mit solcher Gewalt wider einander, daß ihnen Hören und Sehen verging, und sprang eins, zwei, drei über den linken Straßengraben in den Wald. Bis die Zwei so weit zu sich kommen konnten, um zu wissen, was ihnen geschehen war, war ich schon ziemlich weit fort: allein der Reiter wandte sogleich sein Pferd und sprengte zurück. Ich durfte mich also nicht auf die Straße wagen, sondern mußte in dem tiefen Schnee im Walde fortlaufen. Jeden Augenblick glaubte ich in meiner Angst, weil das Krachen des gefrornen Schnees und des zertretenen Reiserholzes von den Bäumen wiederhallte, meine Verfolger seien hinter mir her. Bei dem hellen Mondschein sah ich den Reiter ganz gut und der auch mich. Ich war keine fünfzig Schritte von der Straße entfernt. Auf einmal sah ich blitzen und zugleich pfiff's an meinen Ohren vorüber, und mit einem hellen Knalle schlug's an einen Baum nicht weit von mir. Der Husar hatte aus seinem Karabiner nach mir geschossen. Was jetzt machen? In dem tiefen, zum Theil lockeren Schnee im Walde konnte ich nicht lange mehr laufen. Ich suchte deßhalb die Straße zu gewinnen, um auf die andere Seite zu springen. Vielleicht, daß ich Horressen, wo ich, wie ihr wißt, Verwandte habe, gewinnen konnte. Denn neben der Straße konnte mich der Reiter ja nicht verfolgen, und von meinen beiden Wächtern sah ich nichts; denen war sicher alle Lust am Nachlaufen gründlich verdorben. So kam ich oben am Spießweiher an. Als ich aber quer über die Straße springen wollte, war auch mein Verfolger zur Stelle; und er hätte mich, wenn ich meinen Versuch hätte ausführen wollen, sicher niedergeritten oder niedergehauen, denn ich sah ganz deutlich seinen blanken Sarras. Ich mußte also wieder zurück. Ich war meinem Verfolger so nahe, daß ich ihn ganz deutlich rufen hörte: „Warte, du Canaille! du Hund! ich kriege dich doch!"

Hier hielt der Schäferhannes eine Weile inne. — Daß die Bauern diesem Berichte mit athemloser Stille zuhörten, wer wird das bezweifeln! Und wie aus einem Munde schallte es, als der Schäferhannes die kleine Pause machte: „Heiliger Gott! was eine Gefahr! Mensch, was hast du gewagt und durchgemacht! Aber Gott sei Dank! der Reiter konnte dich doch nicht kriegen!"

„Wartet nur," sagte der Hannes, „ich bin ja noch lange nicht fertig! Gerade ober dem Spießweiher, wo der Wald aufhört, geht links ein Weg hinein nach der Wiese, wie ihr ja wißt. Diesen Weg kam der Reiter hergesprengt, als ich auch gerade auf demselben nach der Straße zu laufen wollte. Ich lief ihm also geradezu entgegen, was ich aber wegen einer Krümmung des Wegs nicht eher sah, als bis ich noch zehn bis zwölf Schritte von ihm entfernt war. Er rief mir zu „Halt," und da ich das natürlich nicht that, griff er wieder nach sei-

nem Karabiner und legte an, als ob er schießen wolle. Der war aber zum Glück, wie wir wissen, losgeschossen und zum neuen Laden hatte mein Häscher noch keine Zeit gehabt. In den Wald zurück konnte ich nicht mehr, auf dem Wege konnte ich auch nicht bleiben, denn obgleich das Pferd nicht schnell fort konnte, lief's doch immer schneller, als ich. Ich war dazu ganz außer Athem. Was sollte ich nun machen? Ich sprang mit einem Satze das Ufer hinunter in den Weiher!"

„Herr Gott!" rief die ganze Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Bauer und seine Erfindung.

(Schluß.)

Um die Herstellung einer submarinen Kriegsflotille zu ermöglichen, welche für unser, einer tüchtigen Kriegsflotte entbehrendes deutsches Vaterland von unendlichem Werthe sein müßte, sorgt die Taucherkammer für die Mittel, ohne irgend Jemandes Besitz zu schmälern. Sie holt das Geld von Einem, der schon unglaubliche Schätze auf die gewaltsamste Weise an sich gerissen, ohne je nur Nennenswerthes zurückzugeben — sie holt es vom Meeresgrunde.

Die Aufgabe der Taucherkammer, eines mäßig großen, aber wegen des bedeutenden Wasserdruckes sehr kräftig construirten, hermetisch geschlossenen und trotzdem hinlängliche Thätigkeit nach Außen gestattenden Fahrzeuges ist es zunächst, bis zu einer Tiefe von 500 Fuß versunkene Schiffe zu untersuchen und ihre Hebung mittelst von Oben mit Luft zu füllender Ballons einzuleiten. Die Manipulation genauer zu beschreiben, ist gegenwärtig unsere Absicht nicht und verweisen wir in dieser Beziehung auf die „Gartenlaube" Nr. 4 l. J.

Es bedarf keiner weitläufigen Ausführung, ein wie lukratives Geschäft ein solches Unternehmen im Falle seines Gelingens geben müsse; denn daß enorme Werthe in für die Taucherkammer leicht zugänglichen Tiefen am Meeresgrunde liegen, ist durch vielfache Erhebungen auf's Zuverlässigste constatirt. Nur ob es auch gelingen werde, das blieb noch zu beweisen und Herrn Bauer mußte vor Allem daran liegen, eine Gelegenheit zur Führung dieses Nachweises zu finden, wenn auch nur mit Helmtauchern und folglich in geringeren Tiefen.

Da verunglückte das Dampfschiff „Ludwig."

Daß Herr Bauer zu dessen Hebung unverweilt seine Dienste anbot, daß diese bald mit größter Bereitwilligkeit angenommen wurden, und er sofort die nöthigen Anstalten traf, sind bekannte Dinge.

Die dringend empfohlene Anschaffung von wasserdichten Leinwand-Ballons, also unzerbrechlichen Gefäßen für die anzuwendende Luft als Träger wurde jedoch der Kosten halber von Vorne herein abgelehnt. Es war dieß eine bedeutende Concession, die Herr Bauer machen mußte, um sein Vorhaben nicht schon im Beginn wieder aufzugeben. Er hatte damit auf die werthvollste Eigenschaft seiner Hebungsmittel verzichtet, und der Erfolg hat auf's Klarste gezeigt, daß das Mißlingen der mit großen Opfern an Geld, Zeit und Mühe angestellten Versuche fast ausschließlich der Zerbrechlichkeit der Fässer zuzuschreiben war.

„Herr Bauer hat sich nicht bewährt," konnte nur sagen, wer ohne alle Berücksichtigung der begleitenden Umstände allein nach dem sichtbaren Erfolg urtheilt und keinen anderen Zweck jener Bemühungen anerkennt, als den, der Gesellschaft wieder zu ihrem Schiffe zu verhelfen. Ob aber der unbefangen und einsichtsvoll Urtheilende, trotz der Nichterreichung des zunächst angestrebten Zieles, das von Herrn Bauer angewandte Princip der Hebung mittelst Luft und Taucher nicht als vollkommen bewährt erkennen muß, ist eine Frage, deren Beantwortung kaum mehr zweifelhaft erscheinen kann.

Wie bereits erwähnt, ist das Streben

des Erfinders darauf gerichtet, vor Allem sein Project der Schiffshebung zu verwirklichen, und er findet darin, besonders im Hinblick auf die patriotische Endabsicht, die eifrigste Unterstützung. Die zur Ausführung im großen Maßstabe unentbehrliche Taucherkammer ist jedoch ebensowenig mit geringen Mitteln herzustellen, als der Kriegsapparat; nur kommt hiebei der günstige Umstand in Betracht, daß sie vorerst noch weggelassen werden kann, wo es sich um geringere Tiefe handelt. Nach dem ersten Erfolge wird es dann nicht schwer halten, die zur Herstellung einer Taucherkammer nöthige Summe aufzubringen.

Zum Beginne sind also nur Hebe-Ballons in genügender Anzahl und gut construirte Luftpumpen erforderlich. Diese kosten nach dem Voranschlag des Herrn Bauer ca. 20,000 fl, im Vergleiche mit den zu erwartenden Leistungen gewiß eine sehr bescheidene Summe; aber dennoch viel zu viel für ihn allein, der in Verfolgung seines Zieles das in Rußland erworbene Vermögen fast gänzlich geopfert hat.

Der Rest an pekuniären Mitteln würde ihm also auch das minder kostspielige Unternehmen nicht ermöglichen; aber was ihm außer diesen noch geblieben ist, und was er noch dazu erworben hat, erfüllt uns mit der frohen Zuversicht, daß er endlich zum Ziel gelangen werde: Geblieben ist ihm — sein seltenes Genie und seine längst bewährte Ausdauer, und noch dazu erworben hat er — wackere Freunde, die, den unzweifelhaften Werth seiner Erfindungen kennend, ihre Kräfte zu deren Durchführung aufbieten.

Vor Allem war es die „Gartenlaube," welche sich der Sache auf's Eifrigste annahm. Sie betrachtete es als Ehrenaufgabe für ganz Deutschland, dieses Unternehmen zu fördern, und wandte sich zunächst an ihre 120 Tausend Abonnenten mit dem Vorschlage, es möge Jeder nur drei Silbergroschen beisteuern, so wäre der unentbehrlichste Bedarf für das Anfangswerk gedeckt, abgesehen von den Herrn Bauer noch gebliebenen 4000 fl., welche er sogleich dazugibt.

Dieß verdient alle Anerkennung; allein es möchten außer den Lesern der „Gartenlaube," von denen jetzt schon recht ansehnliche Beiträge geleistet worden, doch noch Viele vorhanden sein, welche ebenso geneigt wären, sich mit einer freiwilligen Gabe zu betheiligen, und diesen sollte die Gelegenheit hiezu nicht vorenthalten werden.

Einsender hat kein Mandat, die Erhebung von Beiträgen zu betreiben und beschränkt sich daher auf die Mittheilung, daß sich in Leipzig bereits ein Haupt- und in München ein Neben-Comite, bestehend aus mehreren Universitätsprofessoren und anderen Autoritäten gebildet habe.

Wie in dieser Angelegenheit weiter vorzugehen sei, wird jedenfalls von dort aus bekannt gemacht werden, und wir geben uns der Erwartung hin, daß die Redactionen deutsch gesinnter Blätter nicht anstehen werden, in ihrem Wirkungskreise zur Förderung des Unternehmens mitzuhelfen, wobei die Weiterverbreitung des vorliegenden Artikels, sowie die Annahme freiwilliger Beiträge und deren Weiterbeförderung „an das Hauptkomité für das deutsche Taucherwerk in Leipzig" das Ersprießlichste sein dürfte.

* Palindrom.

Ich war nicht gut genug,
Daß vor die Fahn' ich trug,
Doch auch nicht so gering,
Daß hinten nach ich ging.

Du siehst mich drum zu beiden Seiten
So — vor- wie rückwärts — dich begleiten.
Such' drum nicht weit nach mir im Leben,
Sonst tappst du leicht doch noch daneben.

S. .....l.

Auflösung der Homonyme in № 35:

Träger.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 37. Speyer, Dienstag, 6. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsezung.)

„Nur ruhig!“ sagte der Hannes. Der Weiher war mit Eis überzogen; allein dasselbe war noch nicht fest genug. Ich brach ein bis an die Knie, sprang aber mit einem Satze wieder auf und lief so schnell, als mich die Beine trugen, auf dem unter meinen Füßen schwankenden, krachenden und öfter als zwanzigmal einbrechenden Eise weiter. Eine Weile sah mir der Reiter zu, und da er merkte, daß ich nicht sank, wandte er sein Pferd und sprengte voraus nach der Stadt. Als ich glücklich über den Weiher und auf dem Felde war, blieb ich einen Augenblick stehen, um ein wenig auszuschnaufen, dann lief ich hinter der Ziegelhütte hinunter über die Walkmühle, nach dem Rosberger Hof, und da ich keinen Verfolger mehr sah, lenkte ich meinen Lauf unter dem „rothen Horn“ nach der Straße und lief nun die Herrenmolter hinab, fest entschlossen, das hohe Ufer hinunterzuspringen, wenn mein Verfolger wieder nachkommen sollte. Ich sah ihn aber nicht mehr, und so bin ich denn, Gott sei Dank! glücklich und mit heiler Haut wieder hier. Die Hallunken und Spitzbuben sollen mich aber nicht mehr kriegen! Ich bin gerade wie geradbrecht!“

„Nimm mir's nicht übel, lieber Hannes, aber wärst du mit dem Bärbelchen heimgegangen, dann wäre das alles nicht geschehen; aber so geht's, wenn man gar zu klug sein will“, sagte der Müller, der den herzlichsten Antheil an den zwei jungen Leuten nahm und der bei des Bärbelchens Erzählung am Morgen schon sehr unwillig über den Schäferhannes geworden war.

„Freilich hätte ich folgen sollen; ich werde es auch ein andermal sicher thun; aber jetzt ist's nun einmal geschehen. Ich bin meinem Kopfe gefolgt, und das hat mir das große Unglück gebracht.“

„Aber, sagt einmal, Heimburger! dürfen denn die Werber so mir nichts, dir nichts einen nehmen und mit Gewalt fortschleppen?“ fragte der Vetter Helmes.

„Das dürfen sie bleiben lassen! Sie dürfen nur die, und wenn nöthig, dann auch mit Gewalt, fortführen, die sich ihnen freiwillig verschreiben und Handgeld nehmen,“ sagte der Heimburger.

„Aber sie haben den Hannes doch fortschleppen wollen, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen war, Soldat zu werden. Ja, sie haben sogar versucht, ihn zu tödten, wie der Schuß, den der Husar nach ihm gethan hat, doch genug beweist.“

„Ob der Hannes kein Handgeld genommen hatte, wollen wir erst jetzt von ihm selbst einmal hören,“ erwiderte der Heimburger. „Wie steht's damit, Hannes?“

„Daß ich Handgeld genommen oder daß mir Jemand Handgeld angeboten hätte, davon weiß ich kein Wort,“ sagte der Hannes; „aber ich habe im Augenblick wirklich noch zehn Konrenthaler in der Tasche, von denen ich nicht weiß, wie sie hineingekommen sind.“

„Da haben wir's also!“ sagte der Heimburger.

„Sie werden ihm dieselben heimlich hineingesteckt haben, und hintennach behaupten und gar mit falschen Zeugen beweisen wollen, er habe sie freiwillig genommen, wie das schon öfter vorgekommen sein soll,“ sagte der Vetter Jussepp (Joseph).

„Wenn du zehn Kronthaler von ihnen im Sack hast, einerlei, wie sie hineinkamen, so kriegen wir noch ordentliche Händel mit den Werbern; denn die lassen einen so guten Fang nicht leicht mehr los, wenn sie ihn erst einmal haben oder zu haben glauben," bemerkte der Heimburger. „Wir werden vielleicht heute noch eine Requisition zu erwarten haben."

„Die werden sich aber doch nicht unterstehen, den Hannes mit Gewalt von hier fortzuführen, wenn er nicht will, und er will gewiß nicht! Wenn sie sich aber dennoch unterstehen, ins Dorf einzudringen, läute ich Sturm, und dann schlagen wir sie alle todt!" sagte der Vetter Heinrich, der Soldat gewesen war und dazu ein sehr hitziges Temperament hatte.

„Du stürmst nicht und schlägst auch keinen todt, das sage ich dir!" sagte der Heimburger, „so wenig, als die Werber sich unterstehen, Gewalt anzuwenden. Ich bin die Obrigkeit im Dorfe und wer etwas will, muß sich an mich wenden. Unterstehʼ sich mir keiner, ohne meinen Befehl die Sturmglocke zu ziehen oder Gewalt anzuwenden; das wäre Empörung gegen Kaiser und Reich und Landfriedensbruch!"

„So! So....!" sagten die Bauern; „dann wollen wir uns aber doch ja recht ruhig verhalten: man könnte auf die Art sonst wahrhaftig aufs Galin (die Galeere) kommen!"

„Wenn auch das nicht gerade, so würdet ihr doch jedenfalls in eine andere schwere Strafe verfallen," beruhigte der Heimburger wieder. „Aber ich will der Sache schon auf den Grund kommen! Wo ist der Spießmann?"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Tschiftlik.

Das Stöbern in altem Schweinsleder [illegible] mich zufällig einmal wieder auf obigen Namen geführt und mir eine Erklärung desselben vor Augen gerückt, welche meine Lachmuskeln in Bewegung setzte. Ich lache aber nicht gern allein. Lachen ist auch ein gesellig Ding, thun wir es darum miteinander über den alten gelehrten Finsterwald, der das fremdklingende Wort vom Schuhflicken ableitet und alles Ernstes meint, der rechte Name sei Schuhflick, denn so habe der hübsche kleine Winkel pfälzischer Erde, um den es sich hier handelt, ursprünglich geheißen.

Doch es wird nöthig sein, vorerst zu sagen, was denn Tschiftlik eigentlich ist und wo es auf pfälzischem Boden zu finden. Für die Bewohner Zweibrückens und seiner Umgegend ist das zwar nicht nöthig, eben so wenig für alle die, welche in jener Gegend bekannt oder sonst geschichts- und landeskundig sind. Da es aber sicher noch Leser der Palatina gibt, die sich bei dem Namen Tschiftlik nicht auskennen, so mag es erlaubt sein, hier das zum Verständniß Nöthigste beizubringen.

Kaum eine halbe Stunde östlich von Zweibrücken an der Straße nach Contwig steht heute noch die Tschiftliker Mühle, aber von der Herrlichkeit, der sie ihren fremdländischen Namen verdankt, ist kaum eine Spur mehr vorhanden. Rechts von dieser Mühle in den Galgenberg hinein zieht sich nämlich ein kleiner Thalgrund voll Wald- und Wiesengrün, auf dessen Sohle und Halden hin und wieder noch schwache Ueberreste ehemaligen Menschenwerks erkennbar sind. Da stand im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ein königliches Lusthaus, bestehend aus zwei Pavillons, umgeben von kleinen Gebäuden, künstlichen Wasserwerken und Vogelhäusern in orientalischem Geschmack, eingehägt von einem natürlichen Parke, dem es nicht fehlte an schönen Teraſſen, an einem Bach mit Wasserfall und einem klaren Teich, auf dem sich Schwäne wiegten. — Das war das viel bewunderte und gepriesene Tschiftlik.

Ueber seine Entstehung wollen wir kurz die Zeitgeschichte vernehmen.

Die beiden Schwedenkönige Karl XI. und Karl XII. stammten bekanntlich väterlicherseits aus der sogenannten kleeburger

Linie des pfälzisch gräflich Zweibrückischen Hauses und der erstere schon machte nach dem Erlöschen der landsberger Linie im Jahre 1681 sein Erbrecht auf das Herzogthum Zweibrücken geltend. Entschiedener noch that dies Karl XII. beim Abschlusse des Ryswicker Friedens und blieb bis zu seinem Tode (1718) im Besitze des Herzogthums. Bekannt ist, daß Karl XII. großen Antheil daran hatte, daß die Polen im Jahre 1704 den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski zu ihrem Könige wählten, daß dieser sich aber nicht auf dem polnischen Throne behaupten konnte, nachdem sein heldenmüthiger Beschützer am 27. Juli 1709 die Schlacht bei Pultava verloren hatte. Stanislaus wollte durch seine Thronentsagung den Abschluß des Friedens ermöglichen, erhielt aber Karls Zustimmung nicht. Er wollte darum selbst nach der türkischen Stadt Bender reisen, wo Karl nach seiner Flucht von Pultava verweilte, wurde aber in der Moldau verhaftet und von dem Hospodar, der ihn erkannte, gefangen gehalten und als Gefangener nach Bender geschickt. Erst im Jahre 1714, in welchem auch Karl XII. wieder frei wurde, erhielt Stanislaus die Erlaubniß abzureisen und wendete sich nach Zweibrücken, wo er seine Familie fand und die Gefälle des Herzogthums als Apanage genießen durfte.

Während sein heldenmüthiger Gönner zu neuen Kämpfen eilte, lebte der friedlicher gesinnte Stanislaus in heiterer philosophischer Ruhe in Zweibrücken, aber nicht völlig unangefochten. Ein Officier seines Gegners, des Königs August, ein geborener Sachse, suchte ihn aus dem Wege zu räumen, aber der Mordangriff mißlang. Der Verbrecher und seine Helfer wurden gefangen, doch vergab ihnen der großmüthige Fürst und ließ sie frei wieder ziehen.

Damals also wurde der Lustort Tschiftlik unter der Leitung des schwedischen Architekten v. Sundahl hergestellt und König Stanislaus betrieb sein Lieblingswerk so eifrig, daß er einst selbst Hand an einen Schubkarren legte und Erde herbeiführen half, um auch seine Hofcavaliere zu ähnlicher Thätigkeit aufzumuntern. So erzählt wenigstens Finsterwald in seiner 1746 erschienenen Germania princeps und fährt dann fort: „Denn weil das Thal tieff und darzu ein lauterer Sumpff war: so muste vorhero alles ausgefüllet und eben gemacht werden. Als nun bei dieser Gelegenheit einem Cavalier währende der Herzuführung des Erdreichs der Absatz an dem einen Schuh abgebrochen war, und er sich genöthiget sahe, denselben unterdessen so gut als er konnte, selbst anzuflicken; so bekam der Ort zum Spase den Namen Schuhflick, welches die Herren Polen Schieflick aussprachen."

Merkwürdig, daß schon nach so wenigen Jahren diese lächerliche Ableitung des Namens gangbar und selbst für die Gelehrten zur baaren Münze werden konnte! Das richtige ist, daß Stanislaus seinem netten Landhause einen Namen gab, der ihn an seinen Aufenthalt im türkischen Donaulande erinnerte. Dort heißt nämlich der Unterthan, welcher ein Stück Landes in Erbpacht hält und bearbeitet, Tschiftli, so viel als Hufner oder Bauer, seine Hufe Landes oder sein Bauerngut Tschift oder Tschiftlik.*)

Nicht allzulange durfte sich König Stanislaus Leszczynski des Landlebens auf seinem idealisirten Bauernhofe erfreuen, denn nachdem sein Beschützer Karl XII. am 30. November 1718 bei Friedrichshall gefallen war, erhielt das Herzogthum Zweibrücken einen andern Herrn an Gustav Samuel, dem letzten Sprossen der kleeburger Linie, und die seitherige Apanage war dahin. Stanislaus wandte sich nun an den französischen Hof und König Ludwig XV. wies ihm die Stadt Weißenburg als Wohnsitz an, wo er sich den hübschen Hof erbaute, der heute noch dem alten Thurme der Stiftskirche gegenüberliegt. Tschiftlik lag von da an verödet in seinem schönen Thalgrunde und

*) Ein Tschiftlik ist ein ganzer Bauernhof und bei ganz gutem Boden 60, bei mittelgutem 80 bis 90, bei schlechtem 100 bis 150 Dönüm groß. Ein Dönüm aber hat 40 Schritte ins Geviert, also so viel Landes als man mit einem Schäffel Getraide besäen kann. Es gibt aber auch Bauern, die nur ein halbes Gut inne haben. Diese heißen Nim-tschiftli (Halbhufner), während Tschiftli einen Ganzhufner bezeichnet.

seine Herrlichkeit zerfiel so bald, daß schon der erwähnte Finsterwald nach 25 Jahren sagt, es sei „außer dem Fischweiher, der Wasserkunst, dem Vogelhause und dem am Berge nach und nach erhöhten Theatro der Musikanten, wobei ein unvergleichliches Echo zu hören, weiter nichts daselbst zu betrachten.“ Nicht gewaltsame Zerstörung, sondern Vernachlässigung brachte dem reizenden Lustorte seinen baldigen Untergang.

Am längsten soll sich des vertriebenen Polenkönigs Tochter Maria des Aufenthalts im Tschiftlik freundlich erinnert haben. Ludwig XV. hat sie zu sich auf Frankreichs Thron erhoben (1723), aber auch dort vergaß sie des Zweibrücker Aufenthaltes nicht, und es wird von ihr erzählt, daß sie sich alljährlich Früchte von einem Kirschbaume, den sie einst mit eigener Hand im Tschiftlik gepflanzt, nach Versailles habe senden lassen. Unser poetischer Landsmann Karl Schuler, (den ich bei dieser Gelegenheit freundlichst grüße) hat dies in seinem Gedichte „die Tschiftliker Kirschen“ recht anmuthig wieder erzählt.

Für solche, welche die Geschichte des verbannten Polenkönigs nicht näher kennen, hier noch einige kurze Notizen.

Als der Gegenkönig August im Jahre 1733 gestorben war, eilte Stanislaus von Weißenburg nach Polen, um den verlornen Thron wieder zu erlangen; aber es half ihm nichts, daß eine starke Partei ihn wirklich als König proclamirte. Rußland und der deutsche Kaiser Karl VI. begünstigten August von Sachsen, den Sohn des verstorbenen Gegners. Mit knapper Noth entkam Stanislaus aus der belagerten Stadt Danzig und flüchtete in Bauernkleidung unter mancherlei Gefahren über die Weichsel nach Marienwerder. Im Jahre 1735 wurde dann zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich dahin übereingekommen, daß er zwar den Titel König von Polen und Großherzog von Litthauen behalten, dem Throne aber entsagen solle. Dafür wurden ihm auf Lebensdauer die Herzogthümer Lothringen und Bar eingeräumt, die jedoch nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten. Auch sein und seiner Gemahlin Katharina Opalinska Vermögen ward ihm herausgegeben. So genoß er denn noch 30 Jahre lang das Glück, im Frieden und im Segen ein Volk zu regieren und wirklich zu beglücken, und als er sich in seinem 89sten Lebensjahre (1766) am Kaminfeuer so verbrannte, daß es ihn das Leben kostete, trauerte das ganze lothringer Volk aufrichtig über den Tod des „wohlthätigen königlichen Philosophen.“

Blaul.

Räthsel.

Durch Höll' und durch Himmel erklingt's wie ein Hauch,
Und im heimlichsten Pulsschlag vernimmst Du es auch.
Es schwebt bei den Horen zuvörderst im Reih'n,
Und was hoch ist und herrlich, das schließet es ein.

Ob stumm auch, erscheint's dir in jeglicher That,
Und die Heerschlacht beginnt's, und beschließet im Rath;
Aus der Lohe, der wehenden, winkt es Dir zu,
Und es schärft sich im Licht, und es stirbt in der Ruh'.

Dem Gedanken versagt sich's, nicht faßt's der Verstand,
Doch in Blindheit ergreif's, und Du hast's in der Hand.
Sanft schwellt's Dein Gefühl, und vollendet Dein Ich,
Und zu Erz wird Dein Herz, wenn es treulos entwich.

Emanuel Geibel.

Auflösung des Palindroms in № 36.

Neber.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 38. Speyer, Samstag, 10. Mai 1862.

* Maiandacht.

Ich trat hinaus zum erſtenmal
An einem ſchönen Maientag.
Wie da die Erde vor mir lag
Gleich einem großen Freudenſaal!

Der Teppich war ſmaragdengrün,
Mit bunten Blumen reich durchwebt,
Und rings, von leiſem Hauch durchbebt,
Stand Baum und Strauch in lichtem Blühn.

Hoch an der blauen Wölbung hangt
Der Leuchter, der ſo blendend ſprüht,
Daß Alles, wie von Gold durchglüht,
Im höchſten Schmuck und Schimmer prangt.

Und horch! Muſik durchzieht den Saal,
Ein Tönen, jetzt wie Flötenklang,
Dann Schmettern, wie ein Jubelſang
Von tauſend Stimmen allzumal.

„Wer iſt's, dem ihr ſo jubelnd ſingt?
Wem gilt die ganze goldne Pracht?
Gilt ſie dem Lenz, der, neu erwacht,
Nun wieder ſeinen Scepter ſchwingt?"

Auf meine Frage alles ſtumm.
Der munt're Chor der Sänger ſchweigt,
Und Baum und Buſch den Wipfel neigt
Im ganzen weiten Rund herum.

Und eine Wolke ſah ich nahn,
Ein heller Blitz durchzuckte ſie:
Da ſank ich nieder auf das Knie
Und ſchweigend betet' ich mit an.

Fr. Blaul.

Der Schäferhannes und die kaiſerlichen Werber in Montabaur.

(Fortſetzung.)

13. Der Spießmann.

„Hier!" erſcholl eine tiefe Baßſtimme. „Geh' gleich einmal zu dem Schneiderphilipps und ſage, er ſolle auf der Stelle hierher kommen!" herrſchte die geſtrenge Dorfobrigkeit.

Der „Spießmann" nahm ſeinen Spieß unter den Arm, ſetzte ſeine Soldatenmütze auf's Ohr und ſchlenderte nach dem etwa fünfzig Schritte entfernten Hauſe, wo der Schneiderphilipps wohnte, kam aber nach einer guten Viertelſtunde zurück und rapportirte, daß der Schneiderphilipps noch nicht zurück ſei vom Markte. Das war verdächtig, ſehr verdächtig, und Alle ſchüttelten die Köpfe; jedoch mußte auch wieder Jeder lachen, als einer den Witz machte, der Philipps werde ſich wahrſcheinlich als kaiſerlicher Hoflakai haben anwerben laſſen.

Hier muß ich nun ſchnell, ehe ich weiter gehe, ein paar Worte über den „Spießmann" anbringen. Er war ſeiner Zeit auch kaiſerlicher Soldat geweſen, hatte den ſpaniſchen Erbfolgekrieg unter Prinz Eugen mitgemacht, hatte unter andern Heldenthaten nach ſeiner ſtereotypen Aeußerung auch die gethan, daß er vor Philippsburg gelegen und Mainz zweimal hatte verſpielen helfen. Jetzt war er trotzdem, daß er von Abends elf bis Morgens ſechs Uhr, wie ein Dachs im Winter ſchlief, Nachtwächter, außerdem ſtrenger Polizeioffiziant und trug deßhalb

als Waffe an einem schwanken, oben dünnen Birkenstecken ein altes, rostiges und stumpfes Bajonnet, weßhalb man ihn von dieser seiner nicht eben lebensgefährlichen Waffe den „Spießmann" nannte. Er war riesig groß, hatte einen mächtigen, röthlich grauen Schnurrbart, eine zweifingerlange Schmarre im Gesicht, eine rothblaue, dicke Nase, war neben alledem der Schreck der Buben, weil er Obst- und Felddiebe ans Halseisen schloß und Schmisser und Zänker auf's Backhaus sperrte. In seinen Bewegungen hatte er etwas Faulthierartiges, denn sein oberster und fester Grundsatz war, sich niemals zu übereilen. Wenn seine Kampfgenossen von ehemals ihm hierin ähnlich waren, so ist's erklärlich, warum sie so wenig Franzosen und Spanier fingen. Er schlief in der Regel den Winter über auf dem Grummelstalle des Vetter Andres. Wenn er sein gewöhnliches Abendgebet verrichtet, und ein geistliches Lied gesungen hatte, sagte er — der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte regelmäßig: „Nun will ich noch ein Vaterunser beten, daß mich der jähe Reichthum nicht erstößt!" — Er war mit Karl III. nach Barcelona gezogen und hatte dort lang in Garnison gelegen, dann unter Starhemberg und dem Engländer Stanhope die Schlacht bei Saragossa gewinnen helfen, und war hierauf mit Karl in Madrid eingezogen, ja später bei Villaviciosa hatte er, wie er immer behauptete, zwei Franzosen mit einem Hiebe in ganz kleine Stücke zerhauen, und zuletzt war er nach all diesen Heldenthaten wohlbestallter „Spießmann" in seiner Heimath geworden. Er war seiner Gewohnheit gemäß am Marktmorgen nach Montabaur geschlendert; er konnte gut abkommen, denn im Sommer gibt's auf den Dörfern nur wenig, im Winter aber gar keine Polizei. Was konnte ihn als alten Landsknecht aber in Montabaur mehr anziehen, als die Werber und ein guter Schoppen? Hatte er doch unter ersteren einen Bekannten von ehemals und zu letzterem allzeit grausamen Appetit! Er bestellte sich seinen Kameraden auf den Nachmittag zu einem gemeinsamen, kameradschaftlichen Trunke und bei dieser Gelegenheit — so erzählte er vor den eben versammelten Männern — habe ihm sein Kamerad gesagt, daß diesen Morgen eine wahre Mißgestalt von einem Kerl von Kleinholbach zum Werbecommandanten gekommen sei und sehr angelegentlich mit ihm gesprochen habe ꝛc. Wenn man diese Nachricht des „Spießmanns" mit der Beobachtung des Bärbelchens, mit dem Benehmen des Philipps auf dem Wege und in der Stadt, und seiner Abwesenheit zusammenhielt, so lag die Vermuthung nahe, daß der feindselige Mensch bei der Affaire mit dem Schäferhannes und den Werbern seine unsaubre Hand im Spiel gehabt habe. Diese Vermuthung wurde aber in einigen Tagen zur vollen Gewißheit, als der Werbecommandant in seiner Reclamation gegen den Schäferhannes wegen der freiwilligen Annahme des Handgeldes sich auf das Zeugniß des Schneiderphilipps berief.

Dieser leugnete aber Alles rundweg, verhieß sich hundertmal des Teufels, nichts zu wissen: er sei selbst so „voll" gewesen, daß er in Montabaur über Nacht habe bleiben müssen, und er habe es nur „seiner zarten und feinen Körperbeschaffenheit" zu danken, wie er bescheiden genug bemerkte, daß sie ihn nicht ebenso, wie den Hannes, fortgeführt hätten. Der Werbecommandant fuhr mit seiner Reclamation aus Mangel an Zeugen ab, und so blieb denn der Schäferhannes, der für seinen Schrecken und die überstandene Gefahr zu Land und zu Weiher am Ende doch die zehn Kronenthaler behielt, weiter unangefochten. Allein das Schneiderlein hatte sich durch sein immer mehr zu Tage tretendes zweideutiges Wesen in der Gemeinde schlimm gebettet; ja, man war empört, als man noch dazu vernahm, daß er dem Bärbelchen gegenüber sich bemühte, die Sache mit den Werbern und dem Hannes so darzustellen, als ob dieser sich nicht allein aus purem Leichtsinne und eitler Prahlsucht in die gefährliche Lage gebracht, sondern daß er gar, wie ihm scheine, im Sinne gehabt habe, sich so von dem Bärbelchen, das ihm nicht mehr reich genug sei, loszumachen. Solche Einflüsterungen wies das Bärbelchen natürlich mit Abscheu und Verachtung zurück. Dem Hannes wich er klüglich aus; denn das fühlte er wohl,

daß ein abermaliges Zusammentreffen mit diesem ihm jedenfalls sehr unangenehm hätte werden müssen.

So verfloß der Winter; der Schäferhannes ging öfter Abends zur Mühle, und dessen freute sich, wie begreiflich, das Bärbelchen sehr; an den andern Tagen der Woche ging er Abends in die Spinnstube, wo er dann zuweilen zur Verscheuchung des Schlafes der Spinnerinnen ein Tänzchen, oft auch ein Liedchen spielte, zu welch' letzterem dann das junge Volk sang; er war bei allen ein lieber Besuch. Meist aber machte er Abends aus Schwarz- und Kreuzdorn ebenso künstliche, als schöne Stöcke, oder er schnitzte aus Ahornmaser, wie oben schon bemerkt, die schönsten Pfeifenköpfe mit allen möglichen Verzierungen aus der Thier- oder Phantasiewelt, oder mit Karrikaturen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräber der Patriarchen zu Hebron.

Einem Briefe der „Times" aus Jerusalem vom 9. April entnehmen wir die interessantesten Einzelheiten über den Besuch, den der Prinz von Wales in der Moschee von Hebron abgestattet hat. Dem Besuch gingen lange Verhandlungen vorher. Der englische Konsul in Jerusalem hatte die Pforte um eine Eintrittserlaubniß ersucht. Anstatt des erwarteten Fermans kam ein Brief des Veziers an, der die Sache dem Ermessen des Gouverneurs von Jerusalem anheimstellte. Dieser wollte längere Zeit keine Verantwortlichkeit auf sich nehmen, verstand sich aber endlich dazu unter der Bedingung, daß der Prinz nur eine sehr kleine Anzahl Begleiter mitnehme. Dem Gefolge schloß sich der als gründlicher Kenner Palästinas berühmte Dr. Rosen an.

Bei der Ankunft in Hebron fand sich, daß der Gouverneur zur Sicherheit des Experiments großartige und vielleicht überflüssige Anstalten getroffen hatte. Ein Truppenspalier besetzte den Eingang der Stadt, und auf den Dächern standen Wachtposten. Die Bevölkerung verrieth jedoch keine Spur feindlicher Gesinnung, außer indem sie sich von den Straßen fern hielt, als die Fremdlinge ankamen.

Der Hügelabhang mit dem Felsen, in dem sich die doppelte Höhle Abrahams mit der Gruft der erzväterlichen Familie, mit Ausnahme Rahels, befinden soll, ist oft beschrieben worden. Nach Josephus umgaben die alten Juden die ganze Stätte mit kolossalen Mauern, die noch heute stehen. Innerhalb dieser südlichen Einfriedigung fanden Pilger des 7. und 8. Jahrhunderts schon eine christliche Kirche, die später in eine Moschee verwandelt wurde. Ob die Höhle im Gebäude zu sehen war, darüber lassen uns die Berichte mittelalterlicher Reisenden im Dunkeln; aber daß sie sich darin befinde, bezweifelten weder Juden noch Muselmänner. In diesen heilig gehaltenen Raum ist seit 600 Jahren kein Fuß eines Europäers, außer verstohlen, eingedrungen, und es gibt in neueren Zeiten nur drei sehr mangelhafte Beschreibungen des Innern.

„Wir stiegen, heißt es in dem Schreiben, eine Treppe hinauf, deren Stufenzahl deutlich zeigt, daß die Moschee auf dem höchsten Hügelgang, also über der Höhle liegt, und als wir in den Bereich der Moschee traten, empfing uns einer der Hüter, Abkömmling eines der Gefährten Mohameds, mit größter Artigkeit, obgleich seine Diener tiefe Seufzer ausstießen, so oft wir uns von einem geweihten Punkt nach einem andern begaben. Wir gingen barfuß durch einen offenen Hof in die Moschee, deren Bauart den byzantinischen Ursprung verräth. Im innersten der äußern Säulengänge befinden sich die zwei ersten Gräber; in der Nische zur Rechten das Grab Abrahams, in der zur linken das Sarah's, beide mit silbernen Thoren verschlossen. Den Schrein, der Sarah's Grab enthält, ersuchte man uns, nicht zu betreten, weil es die Behausung einer Frau sei. Den Schrein Abrahams erschloß man nach einigem Zögern und nach einem Gebet an den Patriarchen, daß er den Eintritt erlauben möge. Die Wände des Grabgewölbes sind aus Marmor, und das Grab selbst sieht den meisten mohamedanischen Steinsärgen ähnlich und ist natürlich nur eine Art Kenotaph, der als Denkmal über der eigentlichen Grabstätte errichtet ist. Er

ist aus übergypstem Stein und mit grünen, goldgestickten Teppichen behangen, die von Mohamed II., Selim I. und dem verewigten Sultan Abdul Medschid geschenkt sind.

Im Innern der Moschee zeigte man uns in derselben Weise die Gräber Isaaks und Rebekkas. Sie sind in gesonderten Kapellen angebracht und haben statt der silbernen nur eiserne Thüren. Rebekka's Heiligthum blieb uns aus demselben Anstandsgrunde wie das der Sarah verschlossen, und als wir Isaak besuchen wollten, bat man uns, dies ja nicht zu thun, denn es sei ein großer Unterschied im Charakter der zwei ersten Patriarchen. „„Abraham,"" hieß es, „„ist die Güte selbst und verzeiht jede Beleidigung; sprach er doch selbst gegen das Urtheil Gottes über Sodom und Gomorrha. Isaak dagegen ist sprüchwörtlich mißtrauisch, und es ist sehr gefährlich, ihn zu reizen. Als Ibrahim Pascha seine Gruft betreten wollte, wurde er von Isaak hinausgeworfen und stürzte zurück, wie vom Donner gerührt.""" Die Gräber Jacobs und Lea's befinden sich in ähnlichen Mauervertiefungen, wie die Abrahams und Sarah's, aber in einem besondern Gange, dem Portal der Moschee gegenüber. Josephs Grab (sein Leichnam wurde nach einer Landessage von Sichem nach Hebron übertragen) sieht man in einer überkuppelten Kapelle an der Außenwand der Südseite des Gebäudes. Es hat weniger kostbare Verzierung als die andern.

Bis jetzt hatten wir kein Sterbenswörtchen über den Gegenstand gehört, der uns am meisten interessirte, über die heilige Höhle selbst, in der, wenn man glauben darf, wenigstens ein Mitglied der Patriarchenfamilie, der einbalsamirte Leib Jacobs nämlich, unversehrt ruht. Wir fragten natürlich eifrig nach, bis man uns einen Blick hinein werfen ließ. Im Innern der Moschee, an der Ecke des Abrahamsschreines, befindet sich eine kreisförmige Oeffnung, etwa 8 Zoll im Durchmesser, deren Rand einen Fuß hoch über dem Boden stark ummauert ist, deren untere Gewandung jedoch, soweit wir sehen und fühlen konnten, aus lebendigem Fels besteht. Diese Höhlung öffnet sich in einen tiefen dunklen Raum, der kaum etwas anderes, als die altehrwürdige Höhle von Macpelah sein kann und sich, nach der Meinung unseres Führers, unter die ganze Plattform hinzieht. Die eigentliche Pforte wurde in alten Zeiten verschlossen und nur diese Oeffnung gelassen, theils damit die geweihte Luft der Höhle in die Moschee aufsteige und von den Gläubigen gerochen werde, theils um vermittelst einer Kette, die an der Mündung hängt, eine Lampe hinabzulassen, damit sie auf dem geheiligten Grabe brenne. Wir fragten, ob man sie nicht jetzt anzünden könnte. Nein, hieß es, der Heilige hat gern eine Lampe bei Nacht, aber nicht am hellen Tage.

Die Ergebnisse des vom Prinzen abgestatteten Besuchs sind vielleicht eine Enttäuschung für diejenigen, die sich eine directere Lösung der Mysterien von Hebron versprochen hatten. Aber man darf sich doch freuen zu vernehmen, daß Dr. Rosen einen Grundriß der ganzen Stätte gezeichnet hat, und so ist zu hoffen, daß diese Ergebnisse in seinen Händen und in denen anderer Bibelforscher dazu dienen werden, die Kenntniß dieses weltberühmten Punktes wirklich zu fördern."

Logogryph.

Entstanden im grauen Alterthum,
Verkündigen wir des Höchsten Ruhm;
Der Erste aber, der einst uns sang,
Ein Weiser war es von hohem Rang.
Und nimmst du uns ein Zeichen fort,
So kannst Du bewundernd schau'n uns dort,
Wo unter uns in fernen Zonen
Die Völker dunkler Farbe wohnen.

Auflösung des Räthsels in № 37:

(Der Buchstaben) H.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 39. Speyer, Mittwoch, 14. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

14. Die trügerische Sicherheit.

Die paar Wintermonate waren in dieser Weise schnell dahin. Es kam das Frühjahr, und da in diesem Jahre die warmen Tage zeitig und nachhaltig eintraten, so wurde der Pferch bald wieder aufgeschlagen Anfangs stand er immer nah am Dorfe, weil hier das Krautfeld ist, das zuerst gepfercht wird. Nachdem aber auch die übrigen Felder an die Reihe kamen, und der Pferch wieder in größere Entfernung gebracht wurde, verfehlten die Bauern nicht, den Hannes aufmerksam zu machen, daß er vor den Werbern doch auf seiner Hut sein möge, zumal sie in Folge von Aufträgen aus Wien ihre Bemühungen, immer neue und mehr Mannschaft herbeizuschaffen, verdoppelten. Die Kaiserlichen hatten 1757 unter dem Herzoge Karl von Lothringen in der blutigen Schlacht bei Prag dem alten Fritz zwar furchtbaren Abbruch gethan, waren aber doch geschlagen worden. Durch die tapfere Gegenwehr der Preußen überhaupt, besonders aber durch den wahrhaften Löwenmuth Schwerins hatten sie in dieser Schlacht ungeheure Verluste an Mannschaft erlitten. Dazu wurden sie nun auch noch vollständig bei Leuthen geschlagen und verloren 21,000 Mann Gefangene an Preußen. Es waren also große Lücken auszufüllen.

Anfangs spottete der Schäferhannes der gutgemeinten Vorschläge durch seinen kecken Uebermuth; allein nach und nach fügte er sich doch, und insbesondere auf das dringende Flehen des Bärbelchens. Er kaufte sich zu seinem eben so treuen und verständigen, als muthvollen „Zwicker" noch den großen, ungemein starken, gelben langhaarigen „Wacker" von dem Schäfer in Meudt. Dieses Thier war so gut, als man nur wünschen konnte; es war auf den Mann abgerichtet, und wen es gepackt hatte, den hielt es fest oder schüttelte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. Es war für jeden Fremden unzugänglich, hörte auf seines Herrn Wink, war äußerst wachsam und bald so auf den Hannes versessen, daß man sich diesem gar nicht nahen durfte. Der „Wacker" lag unter der Hütte und der „Zwicker" patrouillirte die ganze Nacht um den Pferch; beide meldeten das geringste Geräusch in der Nähe. Von Unsicherheit oder Gefahr wegen der Werber war indeß keine Spur zu merken. Der Hannes fühlte sich nicht allein sicher, sondern im Dorfe war man auch der Ansicht, daß die Werber doch wohl keinen so frevelhaften Angriff auf Personen sich würden zu Schulden kommen lassen, zumal ein Angriff auf den Hannes der Hunde wegen nicht ohne blutige Spuren gemacht werden konnte. Der Schneiderphilipps suchte sich zwar auf krummem Wege dem Hannes zu nähern, allein ohne Erfolg; dieser blieb einmal fest auf seiner Ansicht, daß der Mensch ihm in tiefster Seele feind sei, obgleich er sich nicht bewußt war, ihm je zu nahe getreten zu sein.

Am Pfingstmontage war Musik auf dem benachbarten Dorfe Nomborn. Da der Pferch ganz nahe am Dorfe stand, so ging der Hannes gegen Abend mit dem Bärbelchen dorthin zur Musik, weil die Mühle, wo das Bärbelchen diente, in die Gemeinde Nomborn gehört. Um zwölf Uhr ging er

mit dem Bärbelchen heim. Von der Mühle hatte er nur eine kurze Strecke Weges zum Pferch. Der Schneiderphilipps war auch bei der Musik gewesen, hatte aber nicht getanzt und sich überhaupt in anständiger Entfernung von dem Schäferhannes gehalten, und war kurz vor ihm weggegangen

Dem Spießmann, der, wie wir wissen, gerade nicht sehr wachsam war, fiel es doch auf, als er Zwölf blies, daß die Schäferhunde, die sonst selbst jede vorüberfliegende Eule anmeldeten, sich diese Nacht gar nicht rührten, und als er nahe bei dem Trögelchen und der Tränke noch zum letzten Male blies, kam der alte Strumpfweber an's Fenster und sagte: „Mein, sieh doch einmal, Martines, wie das mit dem Schäfer seinen Hunden aussieht! Die haben vorhin so ganz entsetzlich gejaupst (gewimmert), als wenn ihnen Jemand den Hals zudrückte. Der Hannes ist bei den Spielleuten und hat mich ersucht, wenn die Hunde etwa arg bellen sollten, einmal nachzusehen; aber die thun schon seit einer Stunde kein Maul mehr auf."

„Ja, ich muß sagen, das fällt mir auch auf. Aber hinzugehen wage ich doch nicht; denn einer von ihnen ist immer los, und wenn das gerade der „Wacker" wäre, der zerriß mich alten Kerl in tausend Stücke; den habe ich einmal geneckt, seitdem hat das Thier eine wahre Wuth auf mich. Was kann aber auch mit den Hunden sein; die Kaiserlichen brauchen ja doch keine Hunde. Bald wird's auch Tag und dann sehen wir schon, wie es aussieht. Der Hannes ist jetzt jedenfalls in der Hütte!" Und damit ging der alte Spießmann nach Haus.

13. Das Verschwinden.

Der Strumpfweber legte sich zwar wieder ins Bett, allein er konnte nicht schlafen. Ganz früh stand er auf, zog sich nothdürftig an und ging in das kaum zehn Minuten Wegs entfernte Feld zum Pferch. Und was fand er hier? O, der Schrecken! Beide Hunde lagen mit dick aufgeschwollenem Leibe todt auf der furchtbar zerkratzten Erde; die Hütte war leer, von den Effecten des Schäferhannes fehlte nichts, aber an dem einen Rad des Hüttenkarrns lag ein Stück Blutwurst, das aussah, als ob man es in Mehl getaucht habe. Er nahm es mit und lief schnell zum Heimburger, allarmirte aber auf dem Hinwege schon das halbe Dorf. Alles lief zusammen und zum Pferch ins Feld. Man sah sogleich ein, daß ein Attentat auf den Hannes unternommen worden war. Zuerst dachte man an den Schneiderphilipps. Der Strumpfweber lief in seine Wohnung und fand ihn noch schlafend. Geweckt und wegen der Sache gefragt, gab er an, vor dem Hannes von der Musik weggegangen und gegen halb Zwölf nach Hause gekommen zu sein. Die Frau, bei der er wohnte, meinte zwar, er sei erst gegen drei Uhr heimgekommen; allein er blieb bei seiner Aussage und klärte die abweichende Meinung der Frau dahin auf, daß sie wohl bei seiner Nachhausekunft im ersten Schlafe möge gelegen und seinen Eingang deßhalb überhört haben, daß er aber gegen drei Uhr einmal in den Hof habe gehen müssen. Man ging den Weg nach der Mühle und fand in der Mitte zwischen dem Dorfe und der Mühle in einem Hohlwege deutliche Spuren eines Ringkampfes Verworrene Fußtapfen, Pferdespuren und insbesondere einige Kleiderfetzen waren die Zeugen, daß hier der Hannes gewaltsam überfallen worden sei. Man verfolgte die Spur bis an den Eselsweg in dem Walde; hier aber verlor sie sich gänzlich. Nicht allein das ganze Dorf, sondern die ganze Umgegend kam in furchtbaren Allarm. Das war eine empörende Geschichte! Sie heischte strenge Untersuchung, denn wer war danach noch sicher? Das Bärbelchen riß sich die Haare aus, weinte und jammerte. Die alte Mutter des Hannes fiel bei der Nachricht in Ohnmacht; alle seine Geschwister liefen zusammen. Allein was half's? Selbst der Schneiderphilipps schien über den Vorfall sehr aufgebracht zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Fichte.

Auf den 19. Mai 1862 fällt der hundertjährige Geburtstag eines Großen

aus unſerem Volke, deſſen Namen an die Spitze dieſes Aufſatzes geſtellt iſt. Hat es Deutſchland für ſeine Pflicht gehalten, ſolche Säcular-Geburtstage ſeiner großen Denker und Dichter: Leſſing, Göthe, Schiller in außerordentlicher Weiſe zu begehen, und müſſen wir ſolche Erinnerungsfeſte, trotz allem Ungehörigen, was ſich daran hängen mag, dennoch eben ſo ſehr als gute Zeichen vaterländiſchen Sinnes und nationaler Dankbarkeit, wie als Mittel zur Hebung des Volksgeiſtes aus materialiſtiſcher Verſumpfung und ſinnlicher Verflachung betrachten, ſo ſollte auch dieſer Geburtstag Fichte's nicht vorübergehen, ohne das Bild dieſes kraftvollen Denkers, freimüthigen Schriftſtellers und glühenden Patrioten in dem Gedächtniſſe ſeiner Nation wieder aufzufriſchen. Der Name Fichte's iſt freilich unter uns nie ſo bekannt und populär geworden, wie die vieler Andern ſeiner großen Zeitgenoſſen; das mag hauptſächlich daher kommen, weil das eigentliche Gebiet ſeines Wirkens ein dem Volke im Ganzen doch immer fernſtehendes, der rein geiſtigen Arbeit, des philoſophiſchen Forſchens geweſen iſt; aber laſſen wir dieſes Gebiet auch hier außer Acht, als nicht zum Zwecke dieſes Aufſatzes gehörig, ſo hat doch unſer Held mit dem Schwerte ſeines Geiſtes in Schrift und Rede und tapferſter Hingabe ſo gewaltig und erfolgreich für die Ehre und Freiheit ſeines Vaterlandes in den Tagen ſeiner tiefſten Erniedrigung gekämpft, und ſo ernſt für die ſittliche und nationale Wiedergeburt ſeines Volkes gearbeitet, daß ihm dafür ein bleibendes Denkmal neben den andern Helden, mit welchen Gott in jener Zeit uns beſchenkt, in den Herzen der Nachwelt gebührt.

Johann Gottlieb Fichte, in dem Dorfe Rammenau, zum Oberlauſitzer Kreiſe des Königreichs Sachſen gehörig, den 19. Mai 1762 geboren, ſtammte gleich Arndt aus ſchwediſchem Geſchlecht. Sein Stammherr ſoll als ſchwediſcher Wachtmeiſter im dreißigjährigen Kriege ſich in Deutſchland niedergelaſſen haben. Sein Vater war der Dorfweber Chriſtian Fichte, arm an zeitlichem Gute, aber reich an Kindern. An der Wiege unſeres Gottlieb hatte ein alter Verwandter im Gebete auf den Knieen geweiſſagt: dies Kind werde einſt der Stolz und die Freude ſeines Namens werden. Der Umſtand, daß der Greis, der vorher ſchon als ein Prophet im Dorfe gegolten, wenige Stunden nachher ſtarb, gab ſeinen Worten in den Augen der Familie eine erhöhte Bedeutung, obgleich ſehr wenig Ausſicht zu ihrer Erfüllung vorhanden ſchien. Doch mag ſie der Vater beſonders in ſeinem Herzen bewegt haben, denn er ließ den ſtillen träumeriſchen Knaben, der am liebſten die Einſamkeit ſuchte, mehr als die andern gewähren, und bemühte ſich ſpäter, ſtatt ihn in die Dorfſchule zu ſchicken, ihm ſelbſt ſein weniges, aber auf ernſte Gottesfurcht gegründetes Wiſſen in ſeinen freien Stunden beizubringen. Sein höchſter Wunſch war, ſein Gottlieb möge einſt ein frommer Pfarrer werden; derſelbe bekam deßhalb, ſobald er leſen konnte, das Amt, täglich den Morgen- und Abendſegen der Familie vorzuleſen. Seine ſcharfe und treue Faſſungsgabe zog bald die Aufmerkſamkeit des Ortspfarrers, deſſen Predigten er ſchon mit acht Jahren treu wiederzugeben wußte, auf ſich; von dieſem wurde er dem frommen Baron von Miltiz empfohlen, der die Erziehung des Knaben übernahm, ihn in die Stadtſchule zu Meißen und ſpäter in die Fürſtenſchule zu Schulpforte ſchickte. Von der ſtarken Willenskraft und Selbſtverleugnung, die ſpäter den Mann bis an ſein Ende auszeichnete, iſt uns aus ſeinen Kinderjahren ein merkwürdiges Vorzeichen überliefert. Der Knabe hatte in ſeinem Hauſe noch kein anderes Buch, als Bibel, Katechismus und Geſangbuch geſehen. Da brachte ihm der Vater eines Tages die Geſchichte vom „hörnernen Siegfried" vom Markte mit. Dieſes Buch feſſelte ihn ſo ſehr, daß er darüber in allen andern Lektionen ſaumſelig wurde. Da faßte das achtjährige Kind den raſchen Entſchluß, das Buch in den Bach zu werfen. Doch als er es ſinken ſieht, verläßt ihn ſeine Kraft und er bricht in Thränen aus. Als der Vater ihn bei dieſem Vorgange, deſſen Beweggrund er ihm aber verſchwieg, überraſchte, erhielt er als „Büchermörder" natürlich eine derbe Züchtigung. Bald nachher brachte ihm der wieder verſöhnte Pa-

dagegen ein anderes ähnliches Buch zum Geschenk, doch der Knabe bat ihn, um ähnlicher Versuchung zu entgehen, es lieber seinen Geschwistern zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

⊡ **München**, 10. Mai. Unsere Haupt- und Residenzstadt nimmt täglich in solchem Grade an Umfang zu, daß sie in wenigen Jahren nur noch hinter drei oder vier Städten Deutschlands an Größe zurückstehen wird. Die alten Straßen gewinnen durch die schönen, großartigen vier- und fünfstöckigen Bauten, welche sich an der Stelle der alten Häuser erheben, ein modernes, verjüngtes Aussehen und neue Straßen, neue Stadttheile erstehen über Nacht an Orten, die gestern noch mit dem Grün der Wiesen bedeckt waren — so z. B. das Stadtviertel zwischen der Müllerstraße und der Reichenbachbrücke, welches von vier großen, breiten Straßen durchschnitten und in der Mitte mit einem Rondel geschmückt sein wird. Dasselbe ist zunächst bestimmt, den südlichen Theil der Au unmittelbar mit der inneren Stadt zu verbinden, so daß alsdann die Stadt, die Au und Giesing einen zusammenhängenden Complex bilden. Da die Maximiliansstraße — deren Eindruck im Großen und Ganzen immer ein grandioser sein wird, zu den anmuthigen Anlagen auf dem Gasteig führt, und dach au die linken Ufer der Isar in der Folge mit Anlagen geziert werden sollen, weßhalb die Lände der Flöße weiter hinauf nach Thalkirchen verlegt wird, so kann es nicht mehr fehlen, daß dann auch neue und schöne Gebäude an diesem Ufer sich erheben, wenn wir auch nicht wünschen, daß das allbekannte „Wirthshaus zum grünen Baum" durch sie verdrängt werde. Auf der andern Seite dehnt und reckt sich die Stadt aber auch schon gehörig aus, und wie Neuhausen schon völlig mit ihr zusammenhängt, so werden auch Unter- und Mittelsendling in ein paar Jahren von den Netzen der Hauptstadt umstrickt sein. Wie es sich endlich auch im Innern regt, zeigt ein einziger Gang durch die Stadt. Es ist kaum eine Straße zu finden, in der nicht neu gebaut oder doch vergrößert wird. Hier werden mehrere Häuser zu einem großartigen Ganzen verbunden, dort wird wenigstens ein neuer Stock aufgesetzt und überall zeigen sich die schönsten und geschmackvollsten Façaden. Von den öffentlichen Gebäuden, deren Aufführung eine anständige Zahl von Arbeitern erfährt, vom Nationalmuseum, vom Regierungsgebäude, vom Maximilianeum, von der großen Kaserne auf Wiesenfeld und vom neuen Zeughaus will ich nicht reden — aber Cafés und Gasthöfe nehmen auf erstaunliche Weise zu, und sie sind wohl der beste Barometer für die Zu- oder Abnahme einer Stadt. Das Hotel zu den vier Jahreszeiten, das vor wenigen Jahren erst gebaut und dessen Besitzer von Vielen wegen einer solchen Waghalsigkeit, ja Tollheit angestaunt wurde, hat sich schon durch Anbauten in den Seitenstraßen vergrößern müssen; ein großer, nobler Gasthof soll in der Knöblstraße, wo das jetzige Wirthshaus „zum Schlößl" steht, errichtet werden, und nicht weit davon, am Eck des Promenadeplatzes erhebt sich schon halb vollendet ein geräumiges Café, welches König Ludwig „Café zum Max Emanuel" zu nennen vorschlug, da dessen Statue gerade gegenüber steht. Der Oberpollinger ist durch Ankauf und Anbau doppelt so groß geworden, als bisher, und auch das Häuserquadrat an der Briennerstraße, das sog. Knorrhaus, soll in ein Hotel garni umgewandelt werden, eine Nachricht, die ich aber nicht verbürgen kann. Gleich am Bahnhof in unmittelbarer Nähe des großen „Rheinischen Hofes" und des „Schillergartens" steht der Rosengarten," der ebenfalls noch in diesem Jahre einer bedeutenden Vergrößerung und Modernisirung entgegensieht.

Auflösung des Räthsels in № 38:

Psalmen. Palmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Samstag, 17. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Der Heimburger zog seinen Amtsrock an, nahm seinen Rohrstock mit dem silbernen Knauf zur Hand, setzte den Hut, mit der Spitze nach vorn gekehrt, wie bei feierlichster Gelegenheit, auf, nahm die strengste Amtsmiene an und ging sofort zum „Kirchspielsschultheis“ nach Neutershausen und am Nachmittage mit diesem zur Stadt und machte dort dem Amtmann von dem empörenden Vorfall Anzeige. Der Amtmann nahm die Sache, obgleich er sonst aus goldenen Gründen den Werbern wohl zuweilen durch die Finger sah, doch diesmal, so schien es wenigstens, sehr ernst. Sogleich wurde der neue Werbecommandant, der vorgestern erst angekommen war, vorgeladen. Er kam und betheuerte seine und der Seinigen vollkommne Unkenntniß von der Sache und bemerkte noch, daß er auch nicht glauben könne, daß sein Vorgänger, der vor zwei Tagen mit einigen seiner Untergebenen in die Schweiz geschickt worden sei, so etwas gethan haben könne. — Dabei blieb's und der Hannes war und blieb fort. Der Amtmann untersuchte, vigilirte, fahndete zwar noch, aber alles ohne den gewünschten Erfolg.

Man hätte das gute Bärbelchen sehen müssen! Lange aß es nicht, schlief nicht, weinte immerfort und schwand dahin wie ein Schatten. Es war ein Gegenstand allgemeinen Mitleides.

---

16. Die alte Mutter

des Hannes, der als ihr jüngstes Kind ihr Liebling war, weinte und betete Tag und Nacht. Allen Leuten, die mit ihr sprachen, ja die sie nur für Augenblicke auf dem Wege aufhalten konnte, denen erzählte sie wie gestern, so auch heute und morgen, daß ihr Hannes ihr liebstes, schönstes, bravstes, frömmstes und dankbarstes Kind gewesen sei, und wie sie schon längst bestimmt gehabt habe, daß er ihr dereinst die Augen zudrücken solle, weil sie glaube, dann besser und süßer den ewigen Schlaf an der Seite ihres seligen Kowes schlafen zu können. Aber nun sei er fort; er komme nicht wieder, er sei todt; und dann weinte sie und sang sie meist:

„Ruhe sanft, entschlaf'ner Sohn!
Ich seh' gewiß dich einstens schon —
So versichert Gottes Wort —
In der seligen Wohnung dort!“

und dann betete sie wieder:

„Herr! gib ihm die ewige Ruhe!
Und dein ewiges Licht leuchte ihm!“

Es war ein Jammer, dieses in so großer Liebe ewig junge Herz einer alten Mutter, die elf Kinder glücklich, aber mit unsäglicher Mühe und Aufopferung groß gezogen hatte, bluten zu sehen. Jeden Abend vor dem Schlafengehen hatte sie seither immer für ihren seligen Kowes gebetet; jetzt betete sie ebenso für ihren liebsten, todtgeglaubten Sohn, und dann sang sie allemal zum Schluß:

„Ach, was ist der Mensch auf Erden,
O, wie bald ist es geschehn!
Morgen können Leichen werden,
Die noch heute aufrecht stehn! ꝛc."

Trotz dieses Jammers und Kummers, trotz des — ich möchte sagen — festen Glaubens, daß ihr Sohn todt sei, lebte doch, wie sich manchmal zeigte, im tiefsten Hintergrunde ihres Herzens immer wieder die Hoffnung auf, daß sie ihren geliebten Hannes noch lebend wiedersehen und daß er ihr noch die Augen zudrücken werde, und dieses Gefühl wurde immer stärker, je mehr die Zeit, die wohl alles leichter als die Wunde eines liebevollen Mutterherzens heilt, wenigstens lindernden Balsam in diese Wunde träufelte. Das Licht ihrer Augen wurde immer schwächer, ja man fürchtete nicht allein, daß sie von dem vielen Weinen und Wachen erblinden, sondern daß sie sogar irrsinnig werde. Der Gedanke, daß ihr Sohn, wenn er in irgend einer Art seinen Tod schon gefunden habe, ihr doch erschienen wäre, hielt auch zuweilen wieder die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufrecht.

Fast jeden Sonntag Nachmittag kam den Sommer über das Bärbelchen, dessen Goth sie ja war, zu ihr, wo sie dann einander trösteten und sich durch Weinen erleichterten.

Darüber ging Jahr um Jahr hin. Die Bauern hatten Anfangs in der Hoffnung, daß der Schäferhannes doch noch zurückkehren werde, die Schafhut provisorisch einem alten Soldaten von dem Nachbardorfe anvertraut; später dingten sie diesen zwar als beständigen Schäfer, aber immer je auf ein Jahr. Man konnte und wollte den Gedanken, daß der gute Hannes nicht mehr zurückkehre, nicht aufkommen lassen, noch weniger sich an diesen Gedanken gewöhnen. Die zurückgelassenen Habseligkeiten des Hannes hatte der Heimburger endlich verkauft und den Erlös zu dem ersparten Capitale geschlagen, und so betrug nun das verzinslich angelegte Vermögen des Hanns 320 fl., deren Zinsen man alljährlich wieder zum Capitale schlug. Das Bärbelchen war am Ende auch ruhiger geworden: es lebte ernst seine Tage hin und schloß sich immer enger an seine Herrin und deren Kinder an, arbeitete mit emsigstem Fleiße, legte jeden sauer ersparten Kreuzer zurück, ging zu keiner Musik mehr, ja, man sah es äußerst selten einmal scherzen oder lachen, während es vordem doch die Lebenslust selbst gewesen war. Ergebung und Hoffnung waren die zwei einzigen Regungen seiner reinen liebevollen Seele.

Es bedurfte langer Zeit, bis man im Dorfe dem Schneiderphilipps, den man nun einmal im Verdacht hatte, den Hannes verdorben zu haben, wieder ein freundliches Wort gönnte. Er war lange der Gegenstand allgemeinen Mißtrauens, ja Abscheues. Aber auch das legte sich nach und nach, zumal man keine bestimmten Anzeichen seiner Schuld hatte, und er sich zudem noch den Schein völliger Unschuld zu geben wußte und im ganzen ersten Jahre sich wenig um das Bärbelchen zu schaffen machte. Er arbeitete ruhig in seinem Geschäfte, war doppelt fleißig und sehr sparsam, und man fing an, ihn nicht mehr so zu hassen. Ja es gelang ihm sogar, durch sein Schönthun und Heucheln einige Bauern für sich zu gewinnen. Der Glaube an seine Schuld wurde so nach und nach wankend.

---

17. Die erste Nachricht.

Nachdem so drei Jahre hingegangen waren, kam auf einmal ein Brief aus Leitmeritz in Böhmen bei dem Heimburger an. Dieser war im Augenblicke nicht zu Hause; er war in die Stadt und konnte kaum vor Abend zurückkommen. Seine Frau löste auf den Rath des Bürgermeisters den theuren Brief ein. Die Nachricht von dem Eintreffen eines Briefes aus Böhmen, dem hauptsächlichsten Schauplatze des Kriegs und dem Rückzugsorte der Kaiserlichen, brachte das ganze Dorf in Allarm; denn das stand bei allen fest, daß die kaiserlichen Werber den Schäferhannes gewaltsam entführt hatten und daß der Brief Nachricht und hoffentlich gute Nachricht über den Hannes

bringe. Man konnte kaum die Ankunft des Heimburgers abwarten.

(Fortsezung folgt.)

Fichte.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte seiner Schulzeit übergehen wir, obgleich auch in ihr die Zeichen seiner reichen Begabung und seines unbeugsamen Charakters mannigfach zu Tage traten; schon damals ward er ein begeisterter Anhänger Lessings und folgte mit beharrlicher Begier dem Geisteskampfe, der durch diesen eröffnet worden war. Fichte's Universitätsleben ist ein ununterbrochener Kampf mit Noth und Elend gewesen. Sein Wohlthäter war gestorben, von Hause konnte er keine Unterstützung erwarten; er mußte seine meiste Kraft, statt auf die Studien, auf schlecht bezahlten Unterricht und Correkturarbeiten verwenden, konnte aber trotz Hunger und Entbehrung das Studium der Theologie, das er erwählt hatte, nicht zu Ende bringen. Nachdem er sich mehrere Jahre als Hauslehrer durchgebracht hatte, wagt er endlich die erste Bitte an das sächsische Consistorium um eine Unterstützung. Er sagt darin unter Anderm: „In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich mich dessen bitterlich schämte!" Aber seine Bitte hatte keinen Erfolg; er hatte nun sieben Jahre lang vergeblich gerungen, um das Ziel seines Strebens zu erreichen. Doch war gewiß dieser Kampf kein vergeblicher gewesen; wenn etwas im Stande ist, den Jüngling zum Manne zu schmieden, so sind es heiße innere und äußere Kämpfe. Nun aber verbot ihm sein stolzes, durch solche Erfahrungen nur gesteigertes Ehrgefühl, weitere Schritte zu thun, er wollte lieber untergehen. Aber der Verborgene, der auch die Versinkenden noch hält, hatte es anders mit ihm beschlossen. In der letzten Stunde kam unerwartete Hilfe. Sein Freund Christian Felix Weiße, der bekannte Dichter und Verfasser des Kinderfreundes, trug ihm eine Stelle als Erzieher in einer Züricher Familie an. In Zürich blieb er nur zwei Jahre; sein Hauslehreramt war kein glückliches, aber er lernte dort die bedeutenden Männer Lavater, Hoffinger, Pestalozzi kennen und verlobte sich mit der Tochter eines wohlhabenden und gebildeten Kaufmanns Rahn, die er aber nicht eher heimführen wollte, als bis er sich eine Stellung errungen. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er aber, trotz der besten Empfehlungen, überall vergebliche Versuche. Von Leipzig aus schreibt er der Braut: „ich habe fast Alles verloren, außer den Muth!" In dieser neuen Leidenszeit versenkt er sich in das Studium der Philosophie, die ihm von nun an zur eigentlichen Aufgabe seines Lebens wird; in welchem Sinne, mag am besten aus seinem Ausspruche erkannt werden: „was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist;" und aus einem andern: „da ich das Außer mir nicht ändern konnte, so beschloß ich, das In mir zu ändern!" Im Begriffe, in Zürich wieder ein Asyl zu suchen, wird er von der Hiobspost überrascht, daß der Vater seiner Braut durch den Fall eines großen Handelshauses fast sein ganzes Vermögen verloren habe. In diesem neuen Kummer greift er abermals zu einer Hofmeistersstelle, die ihm in Warschau angeboten wurde. Auf seiner mühsamen Reise dahin sieht er seinen alten Vater auf einige Stunden wieder. „Der gute, brave, herzliche Vater!" schreibt er seiner Braut, „mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne, und nimm mir alle Weisheit, und ich habe immer gewonnen!"

„Es ist ein köstlich Ding einem Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage," dies Wort eines alten Propheten hat sich auch an Fichte bewährt, wie an den meisten großen Menschen, die sich Gott zu auserlesenen Werkzeugen erwählet. Die Zeit seiner Prüfungen war noch nicht zu Ende. In Warschau verlor er seine Stelle wieder, als er sie kaum angetreten. Von Neuem rathlos, kehrte er zurück, zunächst nach Königsberg, um den von ihm hochverehrten Welt-

weisen Kant von Angesicht kennen zu lernen und vielleicht unter seinen Auspicien eine seiner Thatkraft entsprechendere Laufbahn zu finden. Abermals vergeblich. Er muß sich wieder zwei Jahre lang, als achtundzwanzigjähriger Candidat, mit einer Hauslehrerstelle begnügen; aber in dieser Zeit neuen Harrens wendet sich endlich sein Geschick. Seine erste Schrift, die er hier, anfangs namenlos, herausgab: „Kritik aller Offenbarung," machte gewaltiges Aufsehen und verschaffte ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen von verschiedenen Seiten. Doch nun zog er es vor, für's Erste unabhängig zu bleiben.

Nach Zürich zurückkehrend, wo sich die Umstände des Vaters seiner Braut wieder gebessert hatten, kann er nun endlich seine treue und edle Johanna Maria als Ehefrau heimführen. Dort verlebt er nun zwei glückliche Jahre, hält Vorlesungen, gibt mehrere bedeutende Schriften heraus und wird Ende 1793 von Karl August von Weimar als Professor der Philosophie nach Jena berufen. Sein Erscheinen gab der Universität neuen Glanz und führte ihr eine zahlreiche, wißbegierige Jugend zu, auf deren sittliche Hebung durch die Wissenschaft zu wirken, er unablässig bemüht war. Die Studenten hingen ihm mit Begeisterung an, der größeste Hörsaal faßte seine Zuhörer nicht, Schaaren standen vor den geöffneten Fenstern, um seinen Worten zu lauschen. Aber seine Herrlichkeit währte auch dort nur wenige Jahre; seine Bestrebungen stießen auf bittere Hindernisse. Einmal brachte sein Bemühen, die verderblichen geheimen Ordensverbindungen unter den Studenten aufzulösen, nach anfangs günstigem Erfolge, diese später in einer Weise gegen ihn auf, daß ihm sein ferneres Wirken in Jena fast unmöglich gemacht wurde. Dann aber zog er sich durch eine Unvorsichtigkeit, mit welcher er einen der Gotteslengnung beschuldigten Aufsatz eines seiner Schüler veröffentlicht und nachher ungeachtet des großen Aergernisses, das weit und breit dadurch erzeugt worden, noch vertheidigt hatte, seine Entlassung zu. In starrem Trotze hatte er diese angeboten, statt sich einen ebenso begründeten als milden Verweis der sächsischen Regierung deshalb gefallen zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, auf den tiefern Zusammenhang dieser Vorgänge, sowie überhaupt auf die Richtung, die Fichte's Wissenschaftslehre damals eingeschlagen, näher einzugehen. Doch sei zur rechten Würdigung des Mannes und der Sache Folgendes hier bemerkt. Einmal, daß der Radicalismus in Kirche und Staat damals, wie heute noch, jenen Vorfall als willkommene Veranlassung ausgebeutet, über „Reaktionäre und Dunkelmänner" loszuziehen, daß aber die sächsische Regierung, deren milde und aufgeklärte Denkart (wir erinnern nur an Herder, Göthe, Schiller!) bekannt war, ganz entschieden ihre Pflicht that, wenn sie das religiöse Gewissen des Volkes gegen solche Angriffe auf seinen Glauben zu schützen suchte, und daß Fichte eben so sehr im Unrecht war, wenn er einen auf die allerschonendste Weise ihm zugemuthete Sühne des gegebenen Aergernisses stark von sich wies.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Charade.

(Dreisylbig.)

Wo Gottvertrau'n im Herzen sitzt,
Und Freiheitsdrang vom Auge blitzt,
Führt Erste, wie im äußern Krieg,
So auch im Seelenkampf zum Sieg.

Die Letzten, ernst und fest und kräftig,
Erzeugen 's Erste gar geschäftig;
Sie können gut und böse sein
Und eigen — doch steht dies nicht sein.

Mein Ganzes üben manch're Knaben,
Selbst wenn sie Dich zum Besten haben;
Denn wolltest Bosheit Du es nennen,
So würdest Du es sehr verkennen.

S. .....l.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 41. Speyer, Mittwoch, 21. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur

(Fortsetzung.)

Endlich gegen Abend kam der Heimburger an; das ganze Dorf hatte sich mittlerweile in und um sein Haus versammelt. Er erbrach den bogengroßen Brief, ließ ihn aber, nachdem er ihn flüchtig mit den Blicken überlaufen hatte, auf den Tisch fallen, fuhr mit der Hand an die Stirne und bedeckte schnell die Augen. Alles erschrack im höchsten Grade und saß in größter Spannung. Man wagte kaum ein Wort der Frage. Nach ein paar Minuten las er nun Folgendes den Versammelten vor:

„Leitmeritz in Böhmen, 12. Aug. 1760.

Herr Heimburger!

Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, Ihnen im Auftrage eines braven, tüchtigen und tapferen, in der Armee des Kaisers gedient habenden Husaren, des Johannes Hölzgen, genannt der Schäferhannes, aus Eurem Dorfe, folgende Mittheilung zu machen:

Derselbe wurde am 14. October v. J. bei dem Ueberfalle von Hochkirch in Folge seiner ungemein großen Tapferkeit durch preußische Husaren von seinen Kameraden abgeschnitten, leicht verwundet und gefangen. Da ihm aber das Herz blutete, nicht für seinen Kaiser fechten und, wenn nöthig, sterben zu können, so entfloh er den Preußen mit Gefahr seines Lebens und kam vollständig bewaffnet in unser Lager zurück. Es wurde ihm nun für die künftigen Kämpfe ein Fähnlein Husaren anvertraut, mit denen er dem Feinde allen nur möglichen Abbruch that. So kam denn endlich die Schlacht von Kunersdorf am 12. August, also heute vor einem Jahre, heran. Er hat viel zu unserem großen Siege beigetragen. Zweimal wurde sein Pferd erschossen und immer wieder nahm er ein leer herumlaufendes, dessen Besitzer gefallen war, sprang darauf und focht fort; ja, als ihm die rechte Hand zerschmettert worden war, nahm er seinen Sarras in die linke und hieb auf den Feind ein. Der General Laudon rief ein über das andere Mal: „Recht so, Hölzgen! Du hauest ja drein, wie ein wahrer Teufel! Auf die Feinde! Nur dem Hölzgen nach, ihr anderen! Hurrah!" Aber auf einmal taumelte der Hölzgen vom Pferde. Ich ließ ihn gleich aufheben und in Sicherheit bringen. Eine feindliche Kugel hatte ihn durch die Brust getroffen."

Hier rief die ganze Versammlung: „Jesus, Maria, Joseph!" und die Frau Heimburger nahm die Schürze vors Gesicht und weinte. Der Heimburger fuhr dann fort:

„Er wurde ins Spital gebracht und endlich hierher, wo das Regiment jetzt steht. Nach einem Jahre des ärgsten Leidens ist er endlich heute vor acht Tagen sanft und selig dem Herrn entschlafen, nachdem ich ihn mit allen heiligen Sterbesacramenten versehen hatte. Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Und sein ewiges Licht leuchte ihm! Amen. Vor seinem Tode und in seiner letzten Beicht hat er mir nun noch Folgendes aufgetragen:

Er sende seinen letzten Gruß und Kuß seiner alten Mutter, seinen Geschwistern und der Barbara Weidenfeller, genannt des „Kuhanneese Bärbeichen," und bitte Gott und alle Heiligen und Euch alle tausendmal um Verzeihung, daß er Mutter, Braut ꝛc. verlassen habe und unter die Kaiserlichen gegangen sei. Aber er habe einmal das Jahr vorher unbedachtsamer Weise in Mon-

tabaur auf dem Christmarkt das Handgeld genommen gehabt, und da habe er in seinem Gewissen keine Ruhe mehr finden können, bis er sein Versprechen auch gehalten und ausgeführt. Dazu sei es ihm von der Zeit an stets vorgekommen, daß er, wenn er unter die Kaiserlichen gehe, noch ein großer Mann werde, und endlich habe es ihm auch — es falle ihm zwar schwer, das hier auszusprechen, aber die Nähe des Richterstuhles Gottes, vor dem keine Lüge bestehe, verlange die volle Wahrheit — im Dorfe bei den Schafen und den Bauern nicht mehr gefallen können, und er habe nur mit zunehmendem Unmuth und fast mit Widerwillen einer Verbindung entgegen gesehen, die er in jugendlichem Leichtsinne seiner Zeit angebahnt. Auch thue es ihm leid, daß er sich vor Ihnen immer einen falschen Schein gegeben. Gott habe ihn für diese Heuchelei gestraft und sei nun wohl versöhnt; wenigstens sei er, der Hannes, mit seinem traurigen, aber wohlverdienten Loose zufrieden."

Hier machte der Heimburger wieder Halt im Lesen und sah mit schmerzerfülltem Gesichte alle Versammelten der Reihe nach fragend an.

Es ist rein unmöglich, anzugeben, welche Gefühle und Empfindungen die Brust der ehrlichen Leute bei Anhören solcher Botschaften und Neuigkeiten durchkreuzten. Eine solche Täuschung, wie sich hier herausstellte, und eine darum zehnfach schmerzliche Enttäuschung machte die Bauern förmlich schwindlig; sie wußten nicht, wachten oder träumten sie, und als endlich einige der Versammelten anfangen wollten, ihrem grenzenlosen Staunen Worte zu leihen, sagte der Heimburger: „Wartet nur noch einen Augenblick, bis ich zu Ende gelesen habe!" und hierauf las er weiter:

„Der Hannes habe einiges Vermögen hinterlassen. Davon solle seine Mutter, so lange sie noch lebe, die Nutznießung haben; wenn sie aber vielleicht schon todt sei, oder wenn sie den kleinen Ertrag nicht nöthig habe, so solle der Bürgermeister es der Barbara Weidenfeller, die es am Ende ja doch alle erhalten sollte, als Heirathsgut übergeben, sie möge nun schon jetzt verheirathet sein oder nicht. Sie könne diese Summe als ein kleines Entgelt für die ihr bereitete jahrelange Täuschung von Seite des Hannes ansehen. Zudem gebe er ihr endlich noch den Rath, wenn sie es nicht bereits gethan, möglichst bald den Schneiderphilipps, von dem er genau wisse, daß derselbe es gut mit ihr meine, zu heirathen. Er habe es für Pflicht gehalten, vor seinem Ende noch diese Mittheilungen zu machen; auch habe er absichtlich früher nicht schreiben lassen; jetzt aber, wo er dem Tode nahe sei, habe er geglaubt, es nicht mehr aufschieben zu dürfen, und er hoffe, Alle dereinst jenseits versöhnt wieder zu sehen."

Soweit die Mittheilungen über den Hannes! Der Briefschreiber setzte noch hinzu, das sei die wortgetreue Mittheilung dessen, was ihm von dem Verstorbenen aufgetragen worden. Unterzeichnet war der Brief:

Pater (unleserlich),
Feldprediger bei Laudon-Husaren.

---

18. Die Resignation.

Es wäre, wie schon bemerkt, rein vergebliche Mühe, schildern zu wollen, welches die Stimmung war, die der Brief bei den Betheiligten erzeugte. Die Bauern, wenigstens die meisten, kamen lange zu gar keinem Resultate; sie waren so betäubt, als wenn man ihnen einen derben Keulenschlag versetzt hätte. Man konnte nicht an die Aechtheit des Briefes glauben, und man konnte sie aber auch nicht bezweifeln; es war ein eigenthümlicher Seelenzustand, in dem man sich befand. Ja, als der Heimburger vorschlug, die Schafhut denn doch nunmehr definitiv zu vergeben, widersprach jeder; es möge so bleiben, man wolle den Schäfer jedes Jahr neu dingen. Warum das, da man doch jetzt wissen mußte, daß der Hannes todt sei? — Ei, weil der einfache Bauer sich die gute Meinung, die er einmal von Jemand hat, selbst mit Gewalt nicht aus dem Herzen reißen läßt. — Man behauptete dies und jenes, stritt, vermuthete und — kam zu keinem Ende, zumal man die Spuren des Ringkampfes im Wege mit dem Geständniß des Hannes, freiwillig unter die Kaiserlichen gegangen zu sein, gar nicht zu reimen vermochte. Endlich kam man still-

ſchweigend überein, von der Sache nicht mehr zu reden, und ſo blieb ſie alſo unbejaht und unverneint, alſo unentſchieden.

Die alte Mutter des Hannes weinte um ihren in fremdem Lande geſtorbenen und in fremder Erde begrabenen Lieblingsſohn die heißeſten Thränen, die eine Mutter nur weinen kann. Wenn ſie ihn nur noch ein einziges Mal lebend geſehen, ja wenn ſie ihm nur noch todt die Augen hätte zudrücken können! So aber war er ihr in der Blüthe ſeines Alters plötzlich hinweggeriſſen worden; ſie hatte gar keinen Uebergang von der friſcheſten Jugend bis zum Tode, wenn auch durch die kürzeſte Krankheit, wahrnehmen können, und es fiel ihr faſt unmöglich, das ihr nun Kundgewordene zu glauben. Jeden Abend vor dem Schlafengehen betete ſie jetzt erſt recht für ihren unvergeßlichen Hannes. Acht Tage nach Eingang des Briefes hielt man in der ſchönen, dem h. Petrus geweihten Kapelle zu Kleinholbach das Todtenamt für den ſo unglücklich und faſt räthſelhaft gewordenen Schäferhannes. Alle ſeine Geſchwiſter mit der alten Mutter, das Bärbelchen und ſeine Geſchwiſter, alle männlichen und faſt alle weiblichen Einwohner des Dorfes wohnten dem Seelenamte bei. Der alte Herr Paſtor, der den Hannes ſeiner Zeit getauft und zur erſten h. Communion vorbereitet hatte, hielt keine eigentliche Rede, aber er ermahnte kurz alle, von dem nach Inhalt des bekannten Briefes nun in Gott Ruhenden nur das Beſte zu denken. Man wiſſe nicht, ob der arme Verwundete, als er ſeinem Beichtvater den Auftrag gegeben habe, die ſonderbare Mittheilung zu machen, noch recht bei Sinnen geweſen ſei. Jedenfalls widerſtreite der Inhalt des Briefes allem dem geradezu, was man mit gutem Grunde von dem Hannes ſeither geglaubt habe. Der wahre Sachverhalt werde wohl nach geſchloſſenem Frieden zum Vorſchein kommen. Nach dieſen weiſen Worten war man allgemein herzlich froh, eine Ausflucht aus der ſchlimmen Lage, in welche die Bekenntniſſe des Hannes alle gebracht hatten, gefunden zu haben; man glaubte, der Hannes habe, zum Theil wenigſtens, im Delirium geſprochen, denn man hielt es für unmöglich, daß Jemand ſo zweideutig ſein könne. Natürlich — der Menſch trägt ſich immer auf andere über. Wer treu iſt, traut.

(Fortſetzung folgt.)

Fichte.

(Fortſetzung.)

Ebenſo ſteht feſt, daß Fichte's Philoſophie in jener Zeit überhaupt eine Richtung eingeſchlagen hatte, gegen welche ſich der tief begründete Widerſpruch Aller erheben mußte, denen auch nur die einfachſten Grundlagen des religiöſen Glaubens noch etwas galten; und: daß dennoch Fichte ſelbſt perſönlich bei ſeinem tiefen Gemüthe, ſeinem regen Gewiſſen, ſeinem ernſt ſittlichen Streben weit davon entfernt war, ein Gottesleugner zu ſein. Auch kam er ſpäter durch Erfahrungen und eine vertrautere Bekanntſchaft mit der Welt immer mehr zu der richtigen Ueberzeugung, daß die Uebel, an denen die Menſchheit leidet, durch die Kunſt der Philoſophen nicht geheilt werden können. Die Täuſchungen des Lebens und die Leiden der Zeit gaben nun ſeinem Gemüthe eine religiöſe Stimmung, die eine muthige Reſignation mit dem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Gerechtigkeit verband und es ihm zur thatkräftigen Gewißheit machte, um die Krankheit der Zeit von Grund aus zu heilen, müſſe vor Allem die Bildung und Erziehung des Volkes auf religiös-ſittlicher Grundlage zweckmäßig geordnet und geleitet werden. Schließlich aber ſteht feſt, daß Fichte's Philoſophie doch einen tiefen und wohlthätigen Einfluß, wie auf die ganze Wiſſenſchaft, ſo beſonders auf die Erfaſſung des Chriſtenthums und die Befreiung des religiöſen Geiſtes aus den Feſſeln einer erſtarrten Orthodoxie und aus den ebenſo großen Gefahren rationaliſtiſcher Verflachung ausgeübt hat.

Doch wenden wir uns wieder zu des Helden weiterem Lebensgange! Der von neuem Heimathloſe findet ein Aſyl in Preußen; Friedrich Wilhelm III. gab auf ſein betreffendes Anſuchen die merkwürdige Entſcheidung: „Iſt Fichte ein ruhiger Bürger,

wie aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts." Fichte privatisirte nun von 1799 bis 1809, mit Ausnahme eines Sommers (1805), während dessen er eine Professur in Erlangen bekleidete, in Berlin, wo sich bald ein Schülerkreis um ihn bildete, an den sich selbst bedeutende Staatsmänner und Gelehrte anschlossen.

Während er aber dort, in seine Studien versenkt, und seine Bedürfnisse für sich und die Seinen mit schriftstellerischen Arbeiten hinreichend deckend, ein Leben der Unabhängigkeit führte, wurde seine Theilnahme immer mehr von den gewaltigen Ereignissen ergriffen, unter welchen Preußen in den Staub sank und Deutschland mehr und mehr mit Sklavenketten an den Triumphwagen Napoleons gefesselt wurde. Mit Schmerz und Unwillen den innern und äußern Verfall seiner Nation sehend, die Wurzel all dieses Uebels aber in dem auf's Höchste gesteigerten Egoismus der Menschen und das einzige Heilmittel in der sittlichen Wiedergeburt erblickend, tritt er jetzt immer mehr aus dem engen Kreise der Studirstube und des Hörsaales in das Leben heraus; und wenn sich ein Mensch durch begeisterte Rede, heiße Liebe, unerschrockenen Wahrheitsmuth und aufopferungsvolle Hingabe um die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes verdient machen kann, so haben wir die Pflicht, Fichte unter die ersten deutschen Helden jener Tage zu stellen. Das verhängnißvolle Jahr 1806 war angebrochen; Napoleon hatte den Rheinbund unter seinem Protektorate gestiftet, die Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation herbeigeführt und Preußen zur Kriegserklärung gegen ihn gezwungen. Dort herrschte anfangs eine stolze Zuversicht und Siegesgewißheit, man feierte bei frohen Gelagen schon Triumphe vor dem Kampfe; auch Fichte theilte noch solche Hoffnungen, doch stützten sich diese bei ihm auf die andere, sein Volk werde den Sieg über den äußeren Feind vor allem durch einen inneren Sieg über sich selbst erringen. So ruft er den Kriegern zu: „Die deutsche Nation hat durch eigene Schuld, von der sich Wenige freisprechen dürfen, das Schicksal sich zugezogen, das euch jetzt die Waffen in die Hand gegeben, und hat leider verdient, was hoffentlich eure Siege abwenden werden. Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu wagen, Gut und Leben an die Ehre zu setzen, lieber dulden und langsam in eine tiefe Schmach sich stürzen lassen, als aufspringen zu entscheidendem Entschlusse, Alles daran zu setzen — dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält und lächerlich findet!" Er will als Feldprediger das preußische Heer begleiten; dies wird ihm abgeschlagen, dann sammelt er Gaben für die ausrückenden, sehr mangelhaft versorgten Krieger und bringt von seiner eigenen Habe einen großen Theil zum Opfer dar. Aber die Schlacht von Jena (14. Oct. 1806) zertrümmerte alle Hoffnungen; mit einem Schlage stürzte der Bau der sich so fest dünkenden preußischen Monarchie zusammen. Die stolze Zuversicht ward nun dumpfe Muthlosigkeit. Auch Fichte theilte sie; und dabei doch unfähig zur Ertragung des Gedankens, sich dem fremden Sieger beugen zu müssen, verläßt er zum zweiten Male Weib und Kind mit dem Entschlusse, nicht wieder zurückzukehren, bis Preußen irgend wiedergestellt sei. Unterdessen ward der Friede zu Tilsit geschlossen (1807), in welchem Preußen zwar die Hälfte seiner Besitzungen verlor, bedeutende Kriegssteuern zahlen und dennoch in den wichtigsten Orten französische Besatzungen halten mußte, aber doch zugleich auch Frist und Trieb bekam, sich von neuem aufzuraffen, besonders unter Stein's starker Hand.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in № 40:

Muthwille.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 42. Speyer, Freitag, 23. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Bei dem Bärbelchen brachte der Inhalt des Briefes, der ihm natürlich sofort bekannt wurde, eine sonderliche äußerliche Aenderung nicht hervor; es legte sofort auf ein ganzes Jahr Trauerkleider um den Hannes an, mit dem es zwar noch nie ein Wort von Liebe oder Verloben gesprochen hatte, mit dem es aber doch auf Leben und Sterben verbunden war, und es glaubte, merkwürdig genug, trotz allem dem nicht, daß er todt sei, aber noch viel weniger glaubte es, daß das, was bezüglich seines Verhältnisses zu ihm in dem Briefe stand, die Gesinnung des Hannes gewesen sei.

Und was machte denn der Schneiderphilipps?

Er freute sich äußerlich nicht über den Tod des Hannes, den er — und das gestand er jetzt offen — nie habe leiden können; allein darüber freute er sich sehr, daß nun seine Unschuld an den Tag gekommen sei und man nun doch deutlich sehe, daß man ihm von allen Seiten Unrecht gethan habe. Um das Bärbelchen bemühte er sich in der That nicht sonderlich, sei es, weil er glaubte, es werde nach so veränderter Sachlage wohl anders gegen ihn auftreten, sei es, daß er fühlte, daß er doch nie auf eine eigentliche Gegenliebe werde rechnen können. So verstrich das Trauerjahr und man schrieb am Ende desselben 1761. Der Philipps suchte währenddem in sehr geschickter Weise durch arglose Bundesgenossen zu wirken, denn man machte von verschiedenen Seiten nach und nach Versuche, das Bärbelchen zu einer Heirath mit dem Philipps zu bewegen. Jedoch ohne allen und jeden Erfolg.

19. Die Versuchung.

Wenn man dann dem Bärbelchen etwa vorstellte, wie ihm der Hannes ja selbst vor seinem Tode noch den Rath gegeben habe, den Schneiderphilipps zu heirathen, gab es zur Antwort:

„Wenn es wahr ist, daß mir der Hannes diesen Rath gegeben hat, so ist auch das wahr, was sonst noch in dem Brief über seine Gesinnung gegen mich geschrieben steht. Ist das letztere aber richtig, so kann er mir unmöglich einen guten Rath geben; denn dann hat er es nie gut mit mir gemeint und einen schlechten Rath befolge ich nicht, und wenn er selbst von dem Hannes käme. Und damit man doch einmal für allemal wisse, was ich von der Sache halte, und damit man mir vielleicht dann für immer Ruhe lasse, so erkläre ich hiermit, daß ich von allem dem, was in dem Briefe steht, kein einziges Wort glauben kann!"

Wenn man ihm aber dann bemerkte, warum es denn traure und der Seelenmesse beigewohnt habe, gab es zur Antwort: „weil das auf keinen Fall etwas Schlimmes sei. Besser, um einen Lebenden getrauert und für ihn als Todten gebetet, als einen wirklich Todten vergessen."

Von dem Schneiderphilipps möge man ihm doch nie mehr reden; es habe ihn früher wohl, weil er wegen seiner unbegrenzten Häßlichkeit unter den Kindern und jungen Leuten ein Leben geführt habe, wie eine Eule unter einer Heerde Spatzen, Bachstelzen und Rothschwänzchen, oft bemitleidet; seit dem bekannten Christmarkt in Montabaur

Digitized by Google

und dem Verschwinden des Hannes aber könne es ihn nur noch mit geheimem Grauen ansehen. Eine untrügliche innere Stimme sage ihm, daß dieser und nur dieser Mensch die Ursache alles Unglückes sei, das über den armen und guten Hannes gekommen. Einen solchen Menschen heirathen, hieße, sich all dieser fremden Sünden theilhaftig machen; das hieße, den Hannes, wenn er wirklich todt sein sollte, nochmals tödten, und dazu könne es keine Macht der Welt bringen. Und wie man ihm denn eigentlich nur zumuthen könne, einen Menschen zu heirathen, der einer Mißgeburt so ähnlich sehe, wie ein Tropfen Wasser dem anderen, und der dazu noch Seeleneigenschaften zeige, die ihn viel tausendmal häßlicher erscheinen ließen, als sein mißgestalteter Körper? Ihr unverändertes Andenken gehöre einzig dem Hannes, sei er nun todt oder lebend.

Als der Unterhändler dem Schneiderphilipps diese für ihn keineswegs sehr schmeichelhaften Aeußerungen überbrachte, hatte er geglaubt, ihn, Gott weiß wie, auffahren und toben zu sehen; allein dem war nicht so; der Schneiderphilipps hörte scheinbar ganz gelassen, ja gleichgiltig zu und bemerkte nur mit Ruhe:

„Ich habe für die Zukunft des ganz braven, aber so schmählich verrathenen und verlassenen Mädchens sorgen wollen. Wenn es das nun nicht will, so ist mir's auch recht. Ich denke eigentlich von wegen meiner nicht an's Heirathen; ich bin ja ein freier Mann; ich wollte nur machen, daß das arme und irregeführte Bärbelchen nicht ewig zu dienen brauche ...." und so noch manches Andere.

Der Dienstherr des Bärbelchens, der seiner Zeit über den recht leichtsinnigen Streich des Hannes in Montabaur schon ungehalten war und auch so halben Wegs an die Aechtheit des verhängnißvollen Briefes glaubte, rieth dem Bärbelchen auch in allem Ernste zu einer Heirath mit dem Schneiderphilipps, der oft wegen Fertigung neuer und Reparatur alter Beutel in der Mühle zu thun hatte. Da aber das Bärbelchen unter keiner Bedingung etwas von diesem Plane hören wollte, so schalt er es eigensinnig und halsstarrig und sagte sogar einmal, daß es seine Starrköpfigkeit, wie er dessen treue Anhänglichkeit an den Hannes nannte, noch bitter bereuen werde. Die Müllerin aber achtete die Treue des Bärbelchens in Wort und That sehr hoch, und so konnte es denn nicht fehlen, daß es zu wiederholten Malen zu „Disputationen" zwischen dem Herrn und der „Woos" kam, was dann einestheils dem Bärbelchen nicht geringen Kummer machte, anderntheils seine Stellung sehr erschwerte. Es trug aber alles mit Geduld und Ergebung, und selbst die von jetzt an nicht seltenen, vordem aber unerhörten harten Reden, ja mitunter sogar Scheltworte des Müllers konnten es nicht wankend machen. Dieser wartete nur auf eine Gelegenheit, um seinem Unmuthe gegen das Bärbelchen wegen Verschmähung seines Rathes Luft zu machen, denn er war ein herrschsüchtiger, hochmüthiger Charakter, der keinen Widerspruch ertragen konnte.

20. Eine harte Prüfung.

Diese Gelegenheit bekam er nur zu bald, aber auch bald zu seinem großen Schaden. Er hatte eine ziemlich bedeutende und sehr ergiebige Schweinezucht, welcher das Bärbelchen seither mit musterhafter Sorgfalt und bestem Erfolge, also zu seiner großen Zufriedenheit obgelegen hatte. Auf einmal starb nach ganz kurzer Zeit und heftiger Krankheitsanzeige das schönste und beste Mutterschwein von vierzehn vier Wochen alten Jungen. Der Müller war gleich bei der Hand, die Schuld an dem Fallen des Thieres dem Bärbelchen hinzuschieben. Dieses betheuerte seine Unschuld; aber kaum war ihm das halbwegs gelungen, so fielen an einem Tage von den vierzehn jungen Schweinchen neun und ebenso ein halbfettes einjähriges Mastschwein. Jetzt wurde der Müller wüthend vor Zorn. Kaum, daß das Dazwischentreten seiner Frau noch etwas half; sonst hätte er das unnütze und boshafte „Mensch," wie er das arme Bärbelchen jetzt nannte, geschlagen und schimpflich zum Hause hinaus gejagt. Man schnitt nun die Schweine auf und glaubte, Flecken in den Gedärmen gefunden zu haben, die auf Tödtung durch zu heißes Futter hinwiesen.

Digitized by Google

Als aber dem Müller auch jetzt noch eine Kuh fiel, in deren Magen man drei große Speichernägel und in deren Gedärmen man eine lange Stopfnadel fand, und als, um das Maß des Unheils voll zu machen, auch noch ein Kalb sich das Halsband so zuzog, daß es erstickte, war keines Bleibens für das Bärbelchen mehr; es wurde mit Schimpf und Schande fortgejagt, ja es drohte ihm eine amtliche Klage und schimpfliche Verurtheilung. Der Müller behielt seine besten Kleider zurück, tobte wie toll, und selbst der Müllerin waren diese Dinge am Ende zu arg. Mitten im Jahre aber von einer Herrschaft fortgejagt zu werden, ist für einen Knecht oder eine Magd in unserer Gegend der größte Schimpf, der ihnen je widerfahren kann und es hält sehr schwer, daß sie nach dem wieder einen Dienst finden.

(Fortsetzung folgt.)

ô Fichte.

(Schluß.)

Da kehrt Fichte August 1807 nach Berlin zurück, und hält dort, noch umgeben von tiefer Muthlosigkeit, mitten unter den Franzosen, von ihren Bajonetten bedroht, von ihren Lauschern umringt, im Akademiegebäude in öffentlicher Versammlung seine „Reden an die deutsche Nation," in welchen er seinem Volke, neben dem Bilde seiner Entwürdigung, die Mittel und Wege andeutet, wie seine Todtengebeine, durch einen Hauch von oben angefaßt, wieder erstehen könnten zu einem lebendigen Leibe, der die Kette abschütteln würde. Oft wurde seine Stimme, die sich so warm und kräftig für Volk und Vaterland, Nationalehre und Nationalselbständigkeit vernehmen ließ, von den französischen Trommeln unterbrochen, und er mußte inne halten; aber es war Fichte's Glück, daß die Napoleonische Tyrannei die Größe und Kraft seiner Gedanken zu begreifen unfähig war. Er blieb unangefochten; der Mann der keine Freiheit und Selbständigkeit neben sich zu dulden gewohnt, achtete wunderbarer Weise auf Fichte, einen seiner gewaltigsten und beharrlichsten Gegner, nicht! Auch im Jahre 1812, als Napoleon nach Rußland zog und seine Heere sich den preußischen Grenzen näherten, riethen ihm besorgte und erfahrene Freunde, er möge nach Rußland entfliehen. Fichte blieb, muthig und getrost, und auch jetzt unangefochten. „Meine Flucht, sagte er, kann dem Vaterlande nichts nützen, wohl aber mein Bleiben. Werde ich dadurch zum Märtyrer, so sei es. Besser könnte ich mein Leben nicht verwenden!"

Fichte war im Jahre 1809 wieder aus seiner Privatstellung herausgetreten und zum ordentlichen Professor der Philosophie an der neu errichteten Universität Berlin ernannt worden, und vermochte nun im Bunde mit vielen ausgezeichneten Berufsgenossen, darunter vor Allen Schleiermacher, um so nachhaltiger auf sein großes Ziel hinzuarbeiten. So kam das Jahr 1813. In Rußland hatte der Arm des richtenden Gottes den Uebermüthigen erfaßt; mit einer halben Million war er in das Land hineingezogen; in einem Schlitten, heimlich, unkenntlich, flieht er zurück nach Paris, die Trümmer seines Heeres im Stiche lassend. Nun regt sich auch Preußen; nun hieß es: „Der Gott, der lange drein gesehn, hat endlich drein geschlagen. Nun dürfen wir's wagen, auch aufzustehen!" Am 3. Januar erläßt Preußens König von Breslau aus den Aufruf: An mein Volk; am 19. Febr. erklärt Fichte seinen Zuhörern, daß und warum er seine Vorlesungen schließe. Es war eine Entlassung der Jugend zu den Waffen. Während Berlin selbst noch in den Händen des Feindes, von seinen Truppen erfüllt war, erklärt er: „Jeder solle jetzt alle seine Kräfte dem dargebotenen großen Momente widmen." Als der Krieg endlich erklärt wurde, trug sich Fichte abermals als Feldprediger bei dem Heere an. „Ich mache mich verbindlich, erklärt er, wirklich Christenthum und Bibel vorzutragen; ich will die geistige Welt heben; wo ich dies nicht durch Speculation soll, will ich es durch das Christenthum thun Bei der Brigade, wo ich stehe, kann neben mir der gewöhnliche Feldprediger predigen und die Sacramente verwalten. Ich wünsche nur gebildete Zuhörer. Mein Platz wäre das königliche Haupt-

Digitized by Google

quartier. Bei demſelben ſind unmittelbar die Garden und die Freiwilligen der Garde, unter denen die Meiſten Studenten ſind.“ Der Antrag ward nicht genehmigt; da ergriff Fichte ſelbſt die Waffen und tritt mit faſt allen Lehrern der Univerſität in den aufgebotenen Landſturm ein. Weil er aber im Felde den Kriegerſchaaren nicht predigen kann, ſo kann er es wenigſtens nicht laſſen, von der Heimath aus den Kämpfenden nachzurufen, was das für ein Krieg ſei, in den ſie ziehen und für was ſie ſtreiten. Er hält im Mai 1813 ſeine drei gewaltigen Reden: „über den Begriff des wahrhaften Krieges.“ Sie ſind erfüllt von der begeiſtertſten Hoffnung auf das Gelingen des begonnenen Werkes, von glühenden Freiheitsideen und der Zuverſicht, daß aus dieſer allgemeinen Erhebung ein erneuertes, einiges, herrlicheres deutſches Reich hervorgehen werde, wie von gleichen Gedanken und Hoffnungen damals ja alle die edelſten Vorkämpfer deutſcher Nation, ein Stein und Arndt an der Spitze, erfüllt waren. Er ſchildert darin auch die Kraft und Bedeutung des gemeinſamen Gegners in meiſterhafter Weiſe; ſeine ruhige Klarheit und ſeine Feſtigkeit, „durch die er der Wohlthäter und Befreier der Menſchheit hätte werden können, wenn auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes in ſeinen Geiſt gefallen wäre.“ „Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit!“ Fichte ſollte nur noch die erſten Siege der deutſchen Waffen erleben. Seine Gattin war am Nervenfieber erkrankt, das ſie bei der Pflege der Verwundeten ſich in den Spitälern geholt. Als er aber die aus der größeſten Gefahr durch eine raſche Kriſe Gerettete in ſeine Arme ſchloß, ſenkte ſich der Keim der Krankheit in ihn ſelbſt. Elf Tage nachher, den 27. Januar 1814, war er eine Leiche. Noch in den letzten Tagen ward er mit der Nachricht erfreut, daß Blücher über den Rhein gegangen ſei.

Ein genauer Kenner und Verehrer Fichte's beurtheilt ihn folgendermaßen: „Der Grundzug von ſeinem Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicateſſe und Feinheit. In ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne Stellen vor; ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Seine Grundſätze ſind ſtreng und wenig durch Humanität gemildert; wird er herausgefordert, ſo iſt er ſchrecklich. Sein Geiſt iſt ein unruhiger Geiſt; er dürſtet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Seine Phantaſie iſt nicht blühend, aber energiſch und mächtig. Er dringt in die innerſten Tiefen ſeines Gegenſtandes ein und ſchaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit umher, welche verräth, daß er in dieſem unſichtbaren Lande nicht nur wohnt, ſondern herrſcht.“ Im Kreiſe ſeiner Familie war Fichte ein zärtlicher Gatte und guter Vater, dem Freunde ein ergebner Freund. Im geſellſchaftlichen Verkehr fand man ihn heiter, ſelbſt zum Scherze und zu dem Vergnügen der Tafel, in vertraulicher Umgebung aufgelegt. — Was Fichte für die Philoſophie geleiſtet, mögen die Philoſophen beurtheilen; dem deutſchen Volke ſoll er als männlicher deutſcher Charakter, bei allen ſeinen Fehlern und Schwächen, ein ermunterndes Vorbild bleiben. Sind ſeine patriotiſchen Ideale auch in vielen Stücken ſpäter nicht erfüllt worden, und in dieſer mangelhaften Welt wohl nie ganz erreichbar, ſo ſollte doch der Grundgedanke, darauf ſie beruhten, aller Zeit als bleibende Wahrheit und mahnende Regel vorleuchten: daß eines Volkes Größe, Wohlfahrt und Freiheit nur auf den Fundamenten tüchtiger Volkserziehung und religiös-ſittlicher Wiedergeburt erbaut werden kann.

Homonyme.

Ich war ein Volk in grauer Zeit,
Bin jetzt nur mehr ein Schemen;
Flickſchneider ſind recht gern bereit,
Geſchickt mich vorzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 43. Speyer, Dienstag, 27. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Das Bärbelchen suchte vorerst Zuflucht bei seiner ältesten Schwester, die an einen Schuhmacher im Dorfe verheirathet war. Hier konnte es aber nur einige Tage bleiben; denn der Schwager war ein roher Mensch, der von dem, was man Treue und Aufopferung nennt, keine Ahnung hatte. Er schimpfte das Bärbelchen, weil es seinen guten Freund, den Philipps, nicht heirathen wollte, in einem fort, drohte ihm sogar in seiner Brutalität, wenn es nur ein Wort der Vertheidigung wagte, mit Schlägen. Es suchte nun und fand endlich Zuflucht bei einer alten Freundin seiner seligen Mutter. Diese Frau hatte ein edles Herz und nahm sich des so hart vom Schicksal verfolgten Mädchens in Liebe und Freundschaft an. Als Weihnachten herankamen, bemühte sich das Bärbelchen, sich einen neuen Dienst zu verschaffen; allein allenthalben ward es abgewiesen. Sein früherer Herr, bei dem man sich erkundigte, und der, wie wir wissen, nicht besonders seinen Herzens war, sagte im öffentlichen Wirthshause, wegen des dummen Hinbrütens über den Schäferhannes hätte das Bärbelchen alle seine Pflichten vergessen und ihm das Vieh todtgefüttert, und es würde ihn, wenn er es nicht fortgesagt hätte, noch zum Bettler gemacht haben. Man könne ihm weder Kinder, noch Vieh mehr anvertrauen; es sei nicht allein dumm und nachlässig, sondern auch boshaft geworden. So hätten seine Kühe wiederholt blutige Milch gegeben. Wenn es dieselben auch nicht, wie manche behaupten wollten, behext habe, so habe es ihnen doch etwas eingegeben, was nichts tauge; man könne es nicht mehr als Magd brauchen. Es sei ihm kürzlich erst gesagt worden, daß es, als es noch das Vieh gehütet, sich immer mit einer alten Zigeunerin, deren Gesellschaft unter den drei Eichen damals oft ihr Lager gehabt hätte, viel zu schaffen gemacht habe. Wenn er das früher gewußt hätte, hätte er es gar nicht in Dienst genommen. Die bösen Eigenschaften und Gesinnungen seien eben erst recht zu Tage getreten.

Das arme Bärbelchen fand, wie natürlich, auf solches Zeugniß hin keinen Dienst mehr; kaum, daß es ihm gelang, eine Beschäftigung als Spinnerin zu finden. Da saß es denn nun den ganzen Winter über von Advent bis nach Ostern von Morgens vier bis Abends elf Uhr am Spinnrade, fast ohne aufzustehen, und spann mit emsigstem Fleiße. Und was war der tägliche Lohn, den es für seinen treuen Fleiß und das Spinnen des schönsten Garns erhielt? Es bekam außer der Kost und einem höchst ordinären Lager täglich zwei Kreuzer Lohn.

So ging es also jetzt dem sonst so lebenslustigen Mädchen, und so war die vor kurzem so treue und fleißige Dienstmagd im Urtheile der Leute durch unerklärliche Zufälle und satanische Verhetzungen herabgekommen. Das Bärbelchen wußte sich wegen der Unfälle mit dem Vieh seiner Herrschaft unschuldig und ertrug deßhalb alles mit größter Geduld und mit unendlichem Gleichmuthe. Ueberall aber wurde es mit Geringschätzung, ja mit sichtlichem Mißtrauen beobachtet und behandelt, und die Meinung, daß es am Ende doch etwas von Hexerei verstehen könne, gewann immer mehr Boden. Aber der alte Herr Pastor, dem es das klagte,

Digitized by Google

tröstete es und untersagte den Bauern in strengster Weise jede derartige Anspielung und Kränkung oder Verfolgung. Es hatte, außer dem Herrn Pastor, nur noch drei Personen in der Welt, die sich seiner, wenn auch zum Theil heimlich, in Liebe annahmen: seine Goth nämlich, die alte, fast ganz blinde Mutter des Hannes, die alte Frau, bei der es wohnte — und die Müllerin. Die letztere war, wenn auch nicht ganz von seiner Unschuld überzeugt, so doch weit entfernt von dem Gedanken, daß es absichtlich seinen Dienst versäumt habe. Sie gab ihm heimlich seine Kleider zurück und unterstützte es, und zur alten Mutter des Hannes ging es von Zeit zu Zeit, um sich auszuweinen.

Eines Sonntags Morgens wollte es in die Stadt gehen, um sich Beschäftigung als Wäscherin oder Taglöhnerin zu suchen. Vor dem Dorfe kam, wie ganz zufällig, der Schneiderphilipps zu ihm, um auch in die Stadt zu gehen. Nach gewöhnlicher, aber auffallend herzlicher Begrüßung fragte der Philipps:

„Nun, wie geht dir's, Bärbelchen?"

„Ach, du weißt ja recht gut, wie mir's geht; warum fragst du noch lange?"

„Ja, ich habe leider gehört, daß du in der Meinung der Leute weit herabgekommen bist. Ich aber habe noch immer die beste Meinung von dir; ich achte dich nach wie vor sehr hoch!"

„Es ist mir lieb, wenn du noch eine gute Meinung von mir hast. Uebrigens habe ich auch nie etwas gethan, was mich in deinen Augen oder in den Augen Anderer hätte mit Recht herabsetzen können, und ich wundere mich, daß nicht alle so von mir denken, wie du von mir zu denken vorgibst. Was habe ich denn eigentlich gethan, daß man Grund haben könnte, mir zu zürnen?"

„Was du mir gethan hast, das will ich dir sagen: du hast dir z. B. Ausdrücke über mich erlaubt, die jeden anderen an meiner Stelle dir sicher zum ärgsten Feinde gemacht haben würden."

„Was ich doch nicht wüßte!"

„O ja. Du hast z. B. von meiner körperlichen Beschaffenheit gesprochen, als ob ich ein Krüppel oder eine Mißgeburt sei, und das ist um so beleidigender für mich, als du in meiner Statur zu solchen Beschimpfungen gewiß keine Veranlassung finden kannst, und ich erkläre mir die Sache nur dadurch, daß ich über den, seiner Zeit von dir angebeteten Schäferhannes nach deiner Meinung nicht liebenswürdig genug geurtheilt habe. Ich hoffe, daß du aber jetzt bald bekehrt sein wirst."

„Inwiefern soll ich denn bekehrt sein?"

„Ei nun, bezüglich des Hannes! Du hast doch seinen sauberen Brief gelesen und du weißt doch auch jetzt, daß er todt ist!"

„Wer weiß, wer den Brief geschrieben hat, und daß der Hannes todt ist, weiß ich eben noch gar nicht."

„Ach so! Du glaubst gar, wenn ich dich recht verstehe, es könne sich Jemand die Mühe gegeben haben, das zarte Gewissen des Hannes auszuforschen, um das Erfahrene dann ohne Auftrag hierher zu schreiben? Meinst du nicht so?"

„Ja, wenn nicht ganz so, so doch ähnlich!"

„Das ist doch wirklich eine kindische, um nicht zu sagen verrückte Annahme."

„Ich glaube nicht, daß diese Annahme so verrückt ist; ich glaube eher, daß sie wahr, als kindisch und verrückt ist."

„Nun, wie soll denn das zugegangen sein?"

„Das weiß ich freilich nicht; aber das, dessen sich der Hannes in dem Briefe schuldig bekennt, hat er nie gedacht, geschweige gethan und alles Andere, was der Brief ihm weiter in den Mund legt, hat er nie gesagt und nie gewollt. Und weil dieser Theil des Briefes sicher gelogen ist, ist's auch der, der seinen Tod meldet."

„Du bist also immer noch der verrückten Meinung, daß er wiederkommen könne?"

„Ja, ich bin dieser sehr vernünftigen Meinung!"

„Nun ja, am jüngsten Tage wohl, wenn alle Todten auferstehen, dann kommt er auch; dann kannst du ihn ja noch heirathen!"

„Wenn er nicht eher kommt, um mich zu heirathen, so sehe ich ihn doch jenseits als meinen Bräutigam und dann freut er sich meiner Treue."

„Du scheinst also immer noch auf deinem Eigensinn zu beharren und die gute Versorgung, die ich dir anbieten möchte, zurück zu weisen?"

Digitized by Google

„Wovon ſprichſt du denn eigentlich? Doch wohl nicht von einer Heirath zwiſchen uns beiden?"

„Ja, gerade davon rede ich!"

„Dann gibſt du dir ganz vergebliche Mühe!"

„Wirklich?"

„Ja, wirklich!"

„Du könnteſt indeß ſehr bald deinen Starrſinn bitter bereuen! Aber dann iſt's zu ſpät!"

„Dich zum Manne zu kriegen, ſollte das je zu ſpät werden können? Lieber ſpringe ich jetzt gleich die Herrenmolterbrücke, die höher als der Kirchthurm iſt, hinunter!"

„Nur nicht ſo aufgepocht! nur nicht ſo hochmüthig! das ſage ich dir! Es iſt noch nicht aller Tage Abend!"

„Ich weiß das längſt; laß nur kommen, was kommen will. Das Schickſal ſoll mich bereit finden. Jedenfalls werde ich nicht zu dir kommen, um Hilfe zu ſuchen, deſſen ſei ſicher! Das Aergſte, was etwa kommen könnte, wäre eine Heirath mit dir, und das kommt nicht! Alles Andere iſt Larifari!"

„Du weißt nicht, wie gern ich dich habe, ſonſt würdeſt du anders handeln", lenkte der Philipps wieder ein."

„Doch, und ich weiß es genau, handle aber dennoch nicht anders. Ja gerade, weil ich weiß, wie gern du mich haſt, handle ich ſo und nicht anders."

„Gefällt dir denn dein jetziges Leben ſo gut, daß du abſolut keine Aenderung willſt?"

„Das nicht; aber ich trage alles gern, ja doppelt gern, weil ich es wegen des guten Hannes tragen muß!"

„Wenn es aber noch ſchlimmer als ſeither käme?"

„Deſto beſſer, dann kann man erſt recht ſehen, was ich auf ihn halte und wie ich ihn liebe!"

„Er hat das alles wohl um dich verdient; das zeigt, wenn man es nicht ſchon längſt wüßte, neuerdings der ſaubere Brief!"

„Der zeigt mir nichts Neues, weil er mir deine alte Bosheit zeigt; denn ich möchte tauſend Eide bei Gott und unter dem freien Himmel ſchwören, daß das ſaubere Machwerk unter deinem Einfluß entſtanden iſt. Oder glaubſt du wirklich, du könnteſt mich weiß machen, daß es außer dir noch einen Menſchen in der Welt geben könnte, der mir im Ernſte rathen wollte, dich zu heirathen? Der Hannes hätte es nie gethan, ſelbſt auf dem Todtenbette nicht! Ich leſe für dich, nur zu klar in deiner — ſchwarzen Seele! Aber das ſage ich dir, Philipps, es kommt ein Tag der Rechenſchaft! Glaubſt du vielleicht, ich wüßte nicht mehr, daß du an dem Tage auf der Mühle gearbeitet haſt, wo die Schweine krank wurden und fielen? Habe ich dich nicht in großer Verlegenheit aus dem Kuhſtalle kommen ſehen? habe ich nicht gehört, was du mit meinem Herrn geſprochen, und wie du den ſonſt ſo guten Mann umgarnt haſt? Nimm dich in Acht! Das ſage ich dir: meine Stärke, die ich dir entgegenſetze, iſt meine Treue gegen den Hannes und meine Geduld in den Leiden! Du, und nur du, bereiteſt mir alles Leid! Du wirſt mich aber rieſenſtark finden! Ich weiche nicht, und wenn du mich umbringen ſollteſt!"

(Fortſetzung folgt.)

's Photographiee-Lische.

Novelle von Franz von Kobell*).

Es war e' Weinhändler in Neuſtadt, der hot Kercher g'heſe un' hot e' gar ſchöni Tochter g'hat, die hot Lische g'heſe. Deß Lische war der bſunnere Stolz vun der Fraa Kercher, ihrer Mutter, die in ſe neig'ſchaut hot wie in en Spiegl, dann 's Lische war aach e' g'ſcheut' un' gut Mädche. Deßwegn hot ſe dann eme junge Mann, eme gewiſſe Herr Ring, erſchrecklich g'falle un' weil er viel Geld g'hat hot, ſo is er aach bal' mit ſeiner Paſſion un' ſeine Heuratsgedanke rausgeruckt un' hot gemeent, es könnt gar nit anders ſei, als daß deß Mädche „ja" ſage thät, aber deß Mädche hot „ne" g'ſagt. Deß hot den Ring gewaltig verdroſſe un' der alte Kercher hot ſich aach e' bische d'rüber geärgert, un' hot'n zu beſchwichtige g'ſucht, 's Lische wär' noch zu

*) Aus dem Morgenblatt zur Bayeriſchen Zeitung.

jung, es thät sich vielleicht später mache un' was mer halt bei solche Fatalitäte vorbringt. An dem ganze Ring war aber sei Geld die Hauptsach, dann sunscht war's ke' bsunners äschtimirte Persönlichkeit un' dem alte Kercher hot aach nit viel an 'm g'falle als halt sei Geld. Aber Geld regiert die Welt un' deswege hot der Kercher dem Heirathscandidat nit gradewech vor de Kopp stoße wolle. So is dann der Ring doch als wieder in's Haus kumme un' hot sei' Couralie gemacht schun deswege', weil er sich hot weiß mache wolle, 's Lische hätt' nor aus Zimperlichkeit sei' Offert refusirt un' e' rechter Ernscht wär' nit dabei gewest. 'M Lische war's aber werklich Ernscht, dann sie hot e' heemliche Liebschaft g'hat, die ke' Mensch hätt' d'erroth'e könne'. Deß war nämlich so. Es sin' sellemol die Albums for Photographice' Mode worre' un' 's Lische hot so e' Album g'hat un' hot unner annere aach Porträts vun Dichter gsammelt, dann sinnige Mädcher, wie se eens war, halte' was uff die Poesie un' uff die Dichter. Un' so hot se dann vun Schiller un' Göthe a' allerhand Dichter-Notabilitäte' in ihrem Album g'hat. Jetz hot se emol beim e' 'rumreisnde' Photographe' e' Porträt vun emme junge Mann g'sehe, in deß sie sich förmlich verliebt hot. Der Photograph hot selber nit gewißt, wer der Maun war, hot 'n halt emol gemacht wie annere. 'S Lische kaaft sich deß schöne Bild un' legt's in ihr Album zu de' Dichter, un' wie se ihr Vater emol drüber gefrocht hot, weil er aach all's neigeguckt, so sächt' se, freilich e bische' verlege', sie hätt' g'hört, es wär' 's Porträt vum Dichter Heyse. „Was deß for Sache sin', sächt der Alte, heutig's Tag's wachse die Dichter wie die Schwämm' über Nacht, meiner Zeit hot mer en Schiller g'hat un' en Göthe un' somit Punktum un' war aach genug, dann wer kann dann all' die Verf' lese' un' deß Zeug', daß se emm vormache." „Der Heyse, lieber Vater, sächt 's Lische, hot gar hübsche italienische Novelle' geschriebe." „So? no' wege meiner, so schreib' aber aach de' Name drunner, wie bei de' annere, daß mer doch weeß wer's is." Un' 's Lische schreibt in Gottesname' Heyse drunner un' hot sich dabei gedenkt, dem Heyse thät ke' Unrecht mit g'schehe', dann er könnt wohl zufriede' sei' wann er so e' hübscher Mann wär'. Der Mutter aber habe' so Sache g'falle un' sie hot gern bei Visite deß Album producirt un' es biche' mit deue gelehrte un' poetische Bekanntschafte renomirt.

(Forsetzung folgt.)

Miscellen.

In China stand ein kahlköpfiger französischer Major hinter einem langgezöpften Chinesen. Ein Soldat, der es bemerkte, sagte: „Ich weiß nicht, warum mein Major so guckt; aber ich zweifle, ob er sich die Frisur nach hiesiger Mode machen wird."

Amtlichen Ausweisen zufolge sind in England und Wales während des Jahres 1860 nicht weniger denn 14,775 Personen eines gewaltsamen Todes gestorben, darunter befinden sich gegen 13,000, deren Tod durch Brandwunden verursacht war. Die Zahl der verbrannten Frauen ist (Dank der Krinoline und den leicht entzündbaren Kleiderstoffen) eine beträchtliche, und es verbrennen jetzt mehr alte Frauen als zur Zeit der Hexenprozesse. Fälle von Selbstmord sind im genannten Jahre 1365 vorgekommen.

Logogryph.

Rüst'ge Männer, die ohne Zittern
Oft in Sturm und Ungewittern
Furchtlos Todesnähe schauen,
Werden, änderst du ein Zeichen,
Schnell durch diese Aend'rung weichen,
Und du siehst dann — alte Frauen.

Auflösung der Homonyme in № 42:

Wenden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 44. Speyer, Samstag, 31. Mai 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Der Philipps ging nach dieser Anrede in wahnsinniger Wuth und in schnellstem Schritte voraus nach der Stadt. Die Rathschläge der Hölle spukten in seinem Kopfe und die Anschläge des Teufels tobten in seinem Herzen. Es war unklug von einem wehrlosen Mädchen, einen solchen Menschen noch mehr zu reizen; allein die Unschuld fühlt sich manchmal so mächtig, daß sie glaubt, alle aus Hinterlist, Bosheit, Lüge und Verdrehung gestrickten Netze zerreißen und jede Intrigue von dem Scheitel bis zur Fußsohle durchschneiden zu können. Dieses Gefühl ließ das Bärbelchen endlich die Gedanken aussprechen, die es schon lange gehegt. Es konnte unmöglich desselben Weges gehen, den dieser Mensch ging; es wandte also um und ging nach Hause zurück.

21. Eine noch härtere Prüfung.

Am Samstag Abend nach dieser schlimmen Begegnung lief im Dorf Alles, was sich nicht aus Angst und unter eifrigem Gebete in's Zimmer flüchtete, in's Nachbarhaus der alten Frau, bei der das Bärbelchen wohnte. Die Kinder dieses Hauses, ein Knabe von fünf und ein Mädchen von drei Jahren, waren — das unterlag gar keinem Zweifel — wie die Bauern sagen, „steif" behext. Sie hatten heftiges Erbrechen und diesem folgten fast ununterbrochen nicht minder heftige Krämpfe. Man schimpfte, lärmte, fluchte, tobte, segnete; alles umsonst. Es war aber auf einem der Nachbardörfer ein Mann, der Hexerei und Teufelsspuk bannen konnte. Ihn holte man sofort. Er kam in großer Eile. Zuerst galt es natürlich, die Mutter der behexten Kinder wegen allenfallsigen Verdachtes auszufragen. Allein von Hexen und Hexerei war das Dorf glücklicherweise so lange verschont gewesen und der vorliegende schauerliche Fall war auch so plötzlich eingetreten, daß sie nur Folgendes angeben konnte: Vorgestern Nacht, als sie allein zwischen elf und zwölf Uhr wachend im Bette lag — ihr Mann war mit Holz nach Limburg gefahren — hörte sie die Katzen auf dem nahen Grummetstalle in ganz unheimlicher Weise miauen; zugleich aber schrie eines ihrer Kinder oder beide im Traume laut auf; den Mittag gegen ein Uhr saß eine große Eule mit einem deutlichen Schleier um den Kopf am hellen Tage auf dem alten Birnbaume neben dem Hausgiebel und schnaufte ganz laut, als sie sie mit einer Stange wegjagen wollte; gegen vier Uhr saß eine fremde und schwarze Katze auf dem Stroh im Schafstalle mit glühenden Augen, und endlich heulte diesen Abend des Nachbars Hund beim Avemarialäuten, wie sonst nie. Er heulte nicht in die Höhe, wie wenn es Brand gibt, auch nicht auf die Erde, wie wenn Jemand sterben muß; sondern er heulte gerade aus, in die Ferne, und biß um sich wie toll.

Das waren doch schreckliche Zeichen genug! Darum war auch Alles beim Anhören des soeben vernommenen Berichtes starr vor Entsetzen. Unser Hexenmeister aber sprach mit möglichst feierlicher Miene und unter Augenverdrehen: „Ich will sie bald hierherzwingen!" und er brauchte nicht zweimal zu sagen, daß alle Anwesenden bis auf zwei Männer und drei Frauen sich sogleich

Digitized by Google

entfernen ſollten. Zuerſt ſchloß er die Thüre von innen, verſtopfte das Hühnerloch und das Schlüſſelloch unter Gemurmel ſchauerlicher Flüche und Sprüche. Nun machte er ein großes Reiſerfeuer, ſchüttete in die Kuchenpfanne ſüße Milch, brachte dieſe raſch zum Kochen. Sie konnte, wie natürlich, nicht überlaufen, und doch war dieſes Nichtüberlaufen ein deutliches Zeichen der Hexerei. Er nahm ein Meſſer, ſchnitt die ſich bildende Haut auf der Milch kreuz und quer durch, warf Unrath in die Milch und machte auf dieſe Art einen entſetzlichen Geſtank. Während dieſes in der Küche vorging, wurde das hintere Schiebfenſterchen der Stube von außen etwas geöffnet; es zeigte ſich ein abſcheuliches Fratzengeſicht und eine heiſere Stimme krächzte und miaute ganz vernehmlich: „Hört auf! huhu...! Hört nur auf! Ich will ja kommen! huhu...!“ Augenblicklich ſtürzte alles zum Fenſter hinaus zur Küche; aber in demſelben Augenblicke hatte das Bärbelchen, das von der Erkrankung der Kinder, die es herzlich liebte und mit denen es deßhalb, wenn es zu Hauſe war, viel umging, gehört hatte, Einlaß begehrt. Kaum hatte man ihm geöffnet, ſo fiel alles, eins, zwei, drei in dem Taumel der Aufregung über es her, ſchlug es, ſtieß es zur Thüre hinaus, drang dann in ſein Zimmer, durchſuchte jeden Winkel und fand dann zu allem Unglück unter ſeinem Bette ein Büchschen mit einer katzenaugengrünen Salbe, das mit einem mit allerlei Fratzen beſchmierten und mit ſonderbaren Sprüchen beklexten Papiere umwickelt war. Jetzt kannte der Abſcheu und die fanatiſche Wuth der Bauern keine Grenze mehr; man ſchlug das Bärbelchen faſt auf den Tod und jagte es mit Hunden in die dunkle Nacht hinaus. Es war ein Aufruhr im Dorfe, wie ſich die älteſten Leute keines zweiten mehr erinnerten; denn faſt jeder Mann und vorab jede Frau glaubte ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn ſie nur recht wild auf das unglückliche Mädchen losſchlugen und ſchimpften. Nachdem ſich gegen Mitternacht alles verlaufen hatte, kam das arme Bärbelchen gegen ein Uhr Nachts, bis wohin es in dem nahen Walde gehockt hatte, zurück, packte ſeine nöthigſten Sachen zuſammen und ſchlich ſich, damit es Niemand ſehe, zur Hinterthüre hinaus und kam nicht wieder. Als es vor dem Dorfe den Hohlweg hinauf ſchlich, trat ihm auf einmal der Schneiderphilipps in den Weg. Es ſprang mit einem lauten Schrei zurück, als es ſeiner anſichtig wurde; er aber ſtellte ſich mit gekreuzten Armen vor es und ſagte: „Iſt's jetzt ſchöner, als wenn du die Mißgeburt, den Krüppel von Schneiderphilipps geheirathet hätteſt? Du kannſt ja, wie du dich rühmſt, in meiner ſchwarzen Seele leſen? Nicht? — Nun, warum laſeſt du denn nicht vorher darin, was dir bevorſtand? Jetzt haſt du Zeit, deiner Liebe zu dem elenden Verräther Hannes nachzudenken! Wir wollen doch einmal ſehen, wie lange du dem dummen Götzen, den du Treue nennſt, noch opfern wirſt. Ich bin noch lange nicht zu Ende mit dir; ich werde dich noch lehren, was es heißt, mir zu ſagen, ich ſei eine Mißgeburt! Wenn ich meinen gerechten Zorn vollends an dir ausgelaſſen habe, dann will ich deinen „Tag der Rechenſchaft“ abwarten!“ — Das arme Bärbelchen antwortete mit keiner Sylbe, ſondern drängte ſich, indem es ihn mit Abſcheu von ſich ſtieß, an ihm vorbei, lief ſpornſtreichs weiter und faßte den feſten Entſchluß, zu gehen, ſo weit es ſeine Beine trügen, um der ſataniſchen Bosheit dieſes Menſchen zu entrinnen. Wohin es ſich gewandt, wußte man nicht.

Die Kinder waren am andern Tage wieder geſund und es zeigte ſich im Dorfe von nun an kein Hexenſpuk mehr. Der Philipps nahm ſcheinbar wenig Antheil an der Sache; nur beklagte er zuweilen, wenn gerade die Sprache darauf kam, die Verirrungen des einſt ſo braven Mädchens.

Der alte Herr Paſtor war außer ſich vor Schmerz, als er von dem unglücklichen Auftritt hörte, und machte den Bauern am anderen Tage die härteſten Vorwürfe; allein ſie blieben vor der Hand dabei, das Bärbelchen ſei ganz gewiß eine Hexe. Zwar bewies ſich die gefundene Salbe bald als gewöhnliche Krätzſalbe, die offenbar durch das bis ſpät Abends offen ſtehende Fenſterchen von außen hineingeworfen worden war, und die Zeichnungen und Sprüche waren lauter Unſinn; allein der Volksverblendung kommt

man, wie bekannt, nicht leicht bei. Kaum waren aber vierzehn Tage bis drei Wochen verflossen, so that es allen Leuten im Dorfe herzlich leid, so mit dem Bärbelchen verfahren zu sein. Man beklagte die Aufregung, die durch das unglückliche Zusammentreffen so vieler ungünstiger Umstände und die plötzliche Erscheinung des entsetzlichen Gesichtes an dem Hinterfensterchen sich aller bemeistert hatte. Wem gehörte aber dieses Gesicht und die zugleich erschallende Eulen- und Katzenstimme? In der Aufregung hatte man nicht Zeit, ruhig zu beobachten und zu überlegen. Aber jetzt wollte einer bemerkt haben, wie der Schneiderphilipps hinter dem Hause hervorgelugt habe, als das Bärbelchen mit Schlägen und Schelten aus dem Hause geworfen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

's Photographiee-Lische.

Novelle von Franz von Kobell.

(Fortsetzung.)

Mer kann sich wohl denke, wie oft deß Lische ihr Album studirt hot wege' dem vermeentliche Heyse. Ach Gott, den Mann wann ich emol sehe' könnt', hot sie nocher gedenkt, was wär' ich glücklich. Wer's nor sei' könnt? er hot so was Geniales in seiner Physiognomie, so was Nobels in seiner Haltung, wann's nor nit gar e' Prinz is. So hot se geschwärmt un' deß Heemliche un' Eigenthümliche vun ihrer Lieb' war aach ganz dazu gemacht. Natürlich sin' solche Verhältnisse for den Herr Ring sehr ungünschtig gewest un' sie hot ihr' Freed kaam verberge' könne, wie der amol uff' e' paar Woche in G'schäfte' noch Meenz abg'fahre is. — Juscht am selle' Tag is e' Gascht a'kumme, e' fremder G'schäftsreisender, Namens Ziechler, un' hot'n der Herr Kercher zum Souper ei'geiade' un' der Fraa Kercher g'sagt, es wär' e' wichtige Person for sei' G'schäft un' mer soll e' feines Souper richte' un' die Dame' solle' sich hübsch anziehe'. Deß is dann aach g'schehe' un' 's Lische hot zum Ueberfluß vier schöne silberne Leuchter aus'm Silberkaschte' g'holt un' rosefarbene Stearinkerze' druff g'steckt un' uff die Tafel g'stellt, un' in die die Mitt' e' Bukett vun Jasmin un' Levkoje. Die Mutter hot ihr blau Gros de Naples-Kleed angezoge' un' 's Lische ihr appelgrü' Seide-Kleed, sie hot damit so lieblich ausg'sehe, wie e' Ros' im Garte'.

Der Herr Ziechler is dann zur bestimmte Stund' a'kumme un' vum Herr Kercher un' ihr gar höflich empfange' worre' un' e' bische später is deß Lische erschiene un' hot se der Vater vorg'stellt. Wie deß Mädche dem Ziechler in die Aage' schaut, werd se uffemol ganz blaß un' werd ihr ganz thormlich, daß se sich kaam hot halte könne', dann weeß Gott, der Mann is deß Original vun ihrer geliebte Photographie! Der Vater un' die Mutter habe' for lauter Uffmerksamkeit for ihren Gascht die Verlegenheit vun dem Mädche nit bemerkt un' aach die Aehnlichkeit mit dem gewisse Heyse is ihne' nit uffg'falle'. So hot mer sich dann g'setzt un' soupirt un' war der Fremde recht artig, hot 's Lische alls mit Intresse un' Wohlg'falle' betracht' un' allerlei G'spräch' mit ihr a'gefange, aach vum Theater, vun Opere, Romane un' Gedichte un' was so Mädcher interessirt. 'S Lische hot schier schüchtern geantwort un' deß nit viel un' so hot die Mutter Kercher gemeent, sie müß' for sie 's Wort nehme' un' sächt: „Mei' lieber Herr Ziechler, ich soll's nit sage', aber mei' Lische kennt alle Dichter, ich bin's aach zufriede' un' meen', es steht eme Mädche gut, wann se Sinn for 's Poetische hot, du lieber Gott, die Prosa bleibt im Lebe' doch nit aus. Sehe' Se emol, sächt se un' nemmt vum e' Spiegeltischche deß photographische Albnm, was mei' Lische schun e' ganzi Gallerie vun Poete' beinanner hot." 'S Lische hot gemeent, sie muß in de' Boddem sinke, wie der Ziechler deß Buch uffmacht un' 'rumblättert.

Do fangt er uffemol zu lacha a' un' halt sei' Porträt nebe' sich, daß se's all' habe' sehe' könne un' sächt: „Ei der tausend, wie kumm ich zu der Ehr', do herin als Dichter Heyse zu figurire'?"

Wahrhaftig was e' Aehnlichkeit, sächt der Kercher un' 's Lische is roth worre' un' sächt verlege': „Als wann's Ihr Bruder

wär'." Ne, ne, nix Bruder, ſächt der Ziechler, daß deß mei' Photographie is, weeß ich gewiß, ich hab' ſe in Stroßborg mache loſſe, aber der Künſchtler werd ſich gedenkt habe', 'n Herr Ziechler werd niemand for e' Album kaafe un' do hot er 'n Heyſe d'raus gemacht." Do habe' ſe dann all' gelacht, aber die Mutter hot artig bemerkt, daß ſo e' hübſch Bild jedermann g'falle' muß, gleichviel, was for'n Name' deß Original hot un' 's Liſche hot mit'm Kopp dazu genickt un' dabei ihrn Freund mit e' paar Aage' angeguckt, deß der vum ſelle Moment a' in deß Mädche ſterbens verliebt worre' is. Er is jetz' alle Tag in's Haus kumme un' weil ſei' ſchöni Liebesfeſchtung ſchun erobert war, eh' er ſe nor g'ſehe', ſo is nix zu capitulire geweſt, un' wie er, 's is kam e' Woch 'rumgeweſt, im e' günſchtige Aageblick zum Liſche g'ſacht hot: „Hören Se liebes Liſche, wolle Se mich glücklich mache', wolle Se mich heurate'", ſo iſt'm Liſche um de' Hals g'falle' un' war der Himmel voll Geige'. Eh' er aber beim Vater förmlich um ſe a'halte' woll', hot er g'ſacht, ſo möcht' er der Erlaubniß vum ſein'm Principal verſichert ſei', die nit fehle' könnt' un' ſo woll' er noch vorher uff e' paar Täg' nach Stroßborg, er gäb' ihr aber ſei' Wort, ſie thät ſei' lieb' Weibche werre, ſo oder ſo, dann er hätt' ſelber Vermöge' un' wäre' ſchun allerlei Anſtalte' getroffe', daß er ſich ſelbſtändig etablire' thät. So is er dann aach bal' abgereeſt, der Kercher hot aber deß Verhältniß vun denne zwee doch erfahre', dann 's Liſche hot's der Mutter g'ſacht un' die Mutter hot's mit gröſchter Freed natürlich wiedder ihr'm Alte' g'ſacht.

Der glückliche Herr Ziechler war dem Kercher juſcht nit näher bekannt, die Vollmachte aber, die er vun ſein'm Haus mitgebracht hot un' die Empfehlungsbrief' ware' vun der Art, daß gar nit zu zweifle war, er wär' e' Parthie for's Liſche wie mer ſe nor wünſche' könnt'. War alſo die Kercher'ſche Familie ganz glücklich un' zufriede. 'S is aber uff der Welt ſchun oft um die Schwernoth zu kriege', daß gar ke' Glück ungetrübt ſei' kann un' daß der Deubel in die ſchönſchte Bire alls 'n wiſchte Worm ſteckt, der dra' 'rum nagt. So e' Worm is der ei'gebildte widderwärtige Ring geweſt, der in Meenz bal' erfahre' hot, wie 'm der gewiſſe Ziechler beim Liſche de' Rang ablaafe will. Deß zu hinnertreibe', hot er allerhand Plän' gemacht un' Lüge ausſtudirt, um dem alte Kercher 'n Floh in's Ohr zu ſetze' un' vun dem verwünſchte Ziechler abſpenſtig zu mache'. Um ſo ke' Zeit zu verliere', is er g'ſchwind wiedder noch Neuſtadt g'fahre' un' hot ganz keck de' Kercher über die Angelegenheit zur Red' g'ſtellt. Ganz verwunnert ſächt 'm der, 's wär' wohl was dra', aber die G'ſchicht' wär' nix weniger als abgemacht, er woll' ſich erſcht genauer um die Verhältniſſe erkundige'. „Deß könne' Se gut ſei' loſſe', ſächt der Ring, dann den Ziechler kenn' ich vun Paris her, 's is e' Schwindler un' e' mauvais sujet, mir habe' alls minanner bei Fouchart im Palais royale 'geſſe un' do hot er mer oft ſei' Avanture un' G'ſchichte verzählt, ich kann Ihne' nor ſage', daß deß e' ſchrecklicher Menſch is." „Aber um Gotteswille', ſächt der Kercher, wie kummt der Mann als erſchter G'ſchäftsführer in des Stroßborger Haus Philipp un' Comp., deß kann jo doch ke' unſolider Mann ſei'."

(Schluß folgt.)

Charade.

(Dreiſylbig.)

Böſen Dieben auf der Spur,
Doch ſelbſt diebiſcher Natur,
Machen ſich die erſten Zwei
Schnell oft durch die Dritte frei,
Die durch Kühnheit Dich ergötzt
Und Zerbrechliches verletzt.
Iſt das Ganze Dir bekannt,
Wird durch ihn ein Weg genannt,
Der von Dir in kurzer Friſt
Ohne Müh' zu machen iſt.

Auflöſung des Logogryphs in № 43:
Matroſen. Matronen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Dienstag, 3. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

22. Eine erste Wandlung zum Guten.

„Immer wieder der Schneiderphilipps", sagte der Müller eines Tages in großer Versammlung im Wirthshause, als man dieß und jenes über den Unglücksabend sprach. „Mir fängt bald an, bei der Sache ein Licht aufzugehen! Wenn wir einmal alles zurücküberlegen, was in den letzten drei bis vier Jahren sich gegen den Hannes und gegen das Bärbelchen entsponnen hat, so kommt mir's fast vor, wie wenn alles aus derselben Quelle käme. Ich kann am meisten darüber urtheilen, weil ich mit der Geschichte durch mein Vieh auch am meisten zusammengehängt habe, und ich bin auch verpflichtet, davon zu reden, weil ich es war, der dem Bärbelchen von Anfang am meisten in den Augen der Leute geschadet hat. Wenn aber dann einmal einer Langschläfer heißt, mag er aufstehen, wann er will, er heißt immer Langschläfer, zumal wenn nun auch Jemand da ist, der den Ruf immer von Neuem ertönen läßt. — So will ich euch denn jetzt sagen, was ich schon längst hätte thun sollen. Der alte Schäfer von Steinefrenz, der meine gefallenen Schweine später noch einmal sorgfältig untersucht hat, hat gefunden, daß sie mit Pfeffer vergiftet worden sind. Nun haben wir aber nie Pfeffer im Hause. Das Bärbelchen müßte ihn also gekauft haben, um die Schweine zu vergiften, und das glaube ich jetzt doch nicht mehr von ihm. Auch war es gewiß in zehn Wochen nicht mehr von der Mühle, als bloß in die Kirche gekommen. Wo sollte es also den vielen Pfeffer her haben? Ebenso war das Strickelchen am Halse des Kalbes ganz frisch und anders geknüpft, als es vorher gewesen war; es war verkürzt und hatte jetzt eine förmliche Schlinge, die sich sofort zuziehen mußte, wenn das Thierchen sich legte, und so mußte es sich selbst erwürgen. Auch die Speichernägel konnten nicht durch Unvorsichtigkeit des Bärbelchens in's Getränk der Kuh gekommen sein, weil wir gar keine Speichernägel im Hause hatten, und ebenso ist's mit der Stopfnadel. Meine Frau hat wenigstens nie eine solche bei dem Bärbelchen gesehen. Das hätte ich nun freilich alles auch damals schon wissen können; allein der Zorn hatte mich übermannt, und da that ich denn, was nicht recht ist vor Gott. Ich gestehe hierauf ganz offen, daß ich dem armen Bärbelchen großes Unrecht gethan habe, und ich nähm' es augenblicklich wieder in Dienst und gäb' ihm guten, schönen Lohn, wenn ich's nur finden könnte. Ich hab' gar keine Ruhe. War ich es doch auch, der da sagte, es könne meine Kühe behext haben, weil sie einigemal blutige Milch gegeben! Ich war schon in der Stadt, aber Niemand weiß etwas von ihm; ich war in Koblenz und habe vergeblich einen ganzen Tag nach ihm gesucht und mich erkundigt. Ich fürchte, ich fürchte, wir sind gegen das arme Mädchen arg mißbraucht worden! Ich könnte euch noch mehr erzählen, namentlich wie der Schneiderphilipps mir immer zugesetzt und sich bemüht hat, das Bärbelchen bei mir zu verdächtigen, und das alles zu einer Zeit, wo alle Welt meinte, er nehme gar keinen Antheil an ihm. Ich hoffe zu Gott, es wird sich noch alles klar herausstellen!"

Dieser Rede des Müllers hatten alle

Bauern in größter Stille zugehört, und sie brachte auf alle eine ebenso entschiedene als äußerst peinliche Wirkung hervor. Man fühlte sich mehr oder weniger getroffen, und als der Müller noch auf die Geschichte mit der Salbe hinwies und auch darauf aufmerksam machte, daß die Kinder, die das Bärbelchen behext haben sollte, schwarze Samenkörnchen herausgebrochen hätten, wovon die Hühner toll geworden seien, und daß man doch keine Samenkörner zum Behexen nöthig habe, beschloß man feierlich, sich der Dummheit zu schämen, den Herrn Pastor aber zu bitten, daß er Erkundigungen über das arme Bärbelchen einziehen möge. Man wolle es zurückrufen und alles gut machen. Wie wenn man solche Seelenleiden, wie sie das Bärbelchen erduldet, so leicht gut machen könnte! In demselben Maße aber, als das Bärbelchen wieder zu Ehren kam, mehrte sich das Mißtrauen und der Abscheu gegen den unheimlichen Schneiderphilipps. Das Volksurtheil ist eben leicht beweglich. Er zog sich, als er die Stimmung merkte, ganz auf sich zurück und fürchtete nichts mehr, als die Rückkehr des Bärbelchens. Indeß, von dem war keine Spur zu finden, und so verflossen fast zwei volle Jahre, und nach und nach schien die Geschichte in Vergeß zu gerathen.

---

23. Die ungeahnte Wendung.

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede!"

Nachdem der siebenjährige Krieg nach der durch die Kaiserlichen gewonnenen Schlacht bei Kunersdorf noch drei Jahre mit wechselndem Glück geführt worden war, indem die Kaiserlichen den Preußen bei Mazen, Dresden, bei Landshut im Riesengebirge ꝛc. großen Abbruch thaten, Friedrich aber wieder bei Torgau, wenn auch mit dem entsetzlichen Verluste von 20,000 Mann, die Oesterreicher unter Daun aus dem Felde geschlagen hatte, kam endlich nach langen Unterhandlungen der Friede von Hubertsburg am 15. Februar 1763 zu Stande und machte so dem siebenjährigen Kriege ein Ende. Deutschlands künftige politische Schwächung war jetzt besiegelt. Ein Vasall hatte das Beispiel gegeben, wie man mit Kaiser und Reich Krieg führen könne, und dafür nennt man ihn jetzt den Großen. Der Kaiser entließ seine Söldner; nach allen Windrichtungen zogen sie heim.

(Fortsetzung folgt.)

's Photographiee-Lische.

Novelle von Franz von Kobell.

(Schluß.)

„Lieber Herr Kercher, Sie wisse', wie so Sache' geh'n, mer munkelt allerhand vun frühere Gefälligkeite, die er dem Haus erwiese' un' die e' Geheimniß bleibe' solle', korz ich kann als Ihr alter Freund nor rathe', mache Se Ihr Lische mit dem Mensche' nit unglücklich." „„Deß is so erschrecklich, jammert der Kercher, ich kann's dem arme' Mädche gar nit sage', so dauert se mich."" „Ei, sächt der boshafte Ring, Sie brauche' ihr gar nix zu sage', Sie schreibe korzewech dem Ziechler, daß er sei' Plän' uff's Lische uffgebe soll, dann Sie hätte schun längscht e' anneri Parthie for se gewählt un' aus wichtige' Gründe müßte se dabei bleibe'. Sie könne deß um so mehr, weil er Ihne' vun seine Absichte gar nix g'sacht hot, was an sich schun ziemlich verdächtig is. Wann er frech genug is, noch 'n Brief an's Lische zu schreibe', so is es ke' Kunscht den uff die Seit' zu bringe' un' kummt er nit, wie natürlich, un' kriecht se aach kenn Brief, so werd se bal' merke, wie se dra' is un' ich denk', 's git noch annere Männer, die se tröschte könne." Do hot er sich mit gemeent. — Der Kercher hot ganz traurig g'sacht, er woll's überlege, die Dame' aber habe' den Ring artig empfange, dann b'sunners 's Lische hot sich gedenkt, er werd se mit seine' Visite' wohl nimmer lang genire'. Der Kercher hot nit gewißt, was er thu' soll, un' hot heemlich seiner Fraa die G'schicht verzählt un' is die im A'fang zu todt verschrocke'. Wie aber die Weiber in so Fäll' oft stärker sinn als die Männer un' de Kopp nit verliere', so

hot ſie ſich bal' widder g'faßt. „Wer weeſ', wer weeſ', hot ſe g'ſacht, ob deß nit e' Intrigue vum dem Ring is, ich trau dem Menſche nit, un' mer muß nit Alles glaabe', was er ſächt, alſo nor ke' Uebereilung, mer kann ſich jo in Stroßborg erkundige'." „Ja, mei' lieber Schatz, ſächt er, deß is nit ſo leicht als de meenſcht, dann ſo e' Subject gebt ſich öffentlich alls de Schein vum e' polirte ordentliche Mann un' mit de Philipp's ſolle' Conſtellatione' ſei, daß mer nit druff baue kann, was die vun 'm ſage."

„Ich glaab's nit, ſächt widder die Fraa, wär' aber werklich was dra', ſo ſoll der zudringliche Ring mei' Lische doch nit krieche un' weeſ' ich e' anneri Parthie ſor ſe. Guck emol die Photographie a', fahrt ſe fort, un' gebt 'm ſo e' Porträt vum e' hübſche junge Mann; denk' deß is unſer Neveu, der Fritz, der jetz' in New-York etablirt is un' denk, der gute Fritz ſchreibt mer drzu, er woll unſer Lische heurathe' un' ich ſoll vor 'n werbe'. Er hätt' ſe vor 3 Johr' emol in Mannheim, wo er 'n Accord abzuſchließe g'hat' hot, im Theater g'ſehe' un' hätt' ſe ſeitdem nimmer vergeſſe könne'." Der Kercher hot große Aage' gemacht un' ſächt nochher e' bische beruhigt: „No, 's is alls gut ſor de Nothfall, einſtweile' aber ſag' 'm Lische nor, der Fritz hätt' ſei' Photographie geſchickt un' ſunſcht nix." Die Fraa Kercher war ei'verſtanne' un' legt deß Bild im Lische ſei Album. Deß war Mittags un' noch 'm Eſſe', wie ſe ſo beim Kaffee ſitze', is mei' Ring ſchun widder drhergeloffe kumme'. Die alt' Kercher hot 'n e' bische ernſchthaft empfange un's Lische hot ſich was zu thu' gemacht un' is bal' aus'm Zimmer g'ſchliche'. Do ſächt die Kercher, „Herr Ring, Sie habe mei'm Mann vun unſerm neue G'ſchäftsfreund 'm Herr Ziechler corioſe Sache' verzählt, denke' Se doch e' bische' noch, ich meen' alls, Sie müſſe ſich in der Perſon geerrt habe'."

„„Sie könne ſich druff verloſſe, mei' liebi Fraa Kercher, der Ring errt ſich in ſo Sache nit, 's hot jo der Menſch mit mir ſelber ſchun G'ſchäfte mache wolle'.““ Do war e' Pauſ' un' weil der Kercher aach in Gedanke' in e' Eck geguckt hot, ſo war e' Spannung, die de' Ring ſelber veriege' gemacht hot. So nehmt er dann deß Album, deß uff 'm Tiſch gelege is, un' wie er drin blättert un' die Name unner dene Porträts ſieht, ſo is 'm glei' ei'g'falle, daß gewiß aach eens vum Ziechler drbei wär' un' daß er drvun Gebrauch mache könnt for ſei' Lügerei. „E hübſchi Sammlung, ſächt er, Schiller, Göthe, Uhland, Geibel, ei lauter Dichter, un' Heyſe, is deß aach eener? frogt er gleichgiltig. Do habe' die Kerchers geſtutzt un' die Fraa ſächt nochher ſcheinbar ebe'ſo gleichgiltig: „'s is eener vun de' neuere, aber ſehe Se doch, ob der Herr Ziechler getroffe is, er hot uns aach ſei' Bildche' g'ſchenkt, es muß drinn ſei'." Un' der Ring ſucht, find' aber keens mit dem Name un' ſo kummt er an deß vun dem Neveu aus Amerika, deß eenzige, wo ke' Unnerſchrift g'hat hot. Er war alſo überzeugt, daß deß der Ziechler wär' un' fangt ganz keck a': „Guck emol, do is er jo, der Patron, mer kennt 'n an dere Schramm uff der Stern." O du verlogener Spitzbu, denkt die Kercher, die wohl gewißt hot, daß ihr Neveu die Schramm beim e' Räuberattaque in Amerika kriecht hot; ſie ſächt aber: „ja, was is es dann mit der Schramm, wie is er dann do drzu kumme?" „Deß will ich Ihne ſage'", ſächt der Ring; er verzählt drvun e' langi G'ſchicht', wie er in Paris e' Duell g'hat hätt' mit eme Offizier, deß is aber nit wohr, er hot die Schramm vum e' chercutier kriecht, der 'n bei ſeiner Fraa beim e' Rendevouz unglücklicherweis überraſcht hot." Jetz' ware' die zwee Kercher am Losplatze' ſor lauter Indignation, aber in dem Aageblick kloppt's un' wer kummt rei', der Herr Ziechler. „Ach Herr Ziechler, ſpringt der alte Kercher uff, ſchun widder zurück, deß freut mich, und guckt nochher den Ring mit eme durchbohrende Blick a'; der aber, obwohl betroffe' un' verſchrocke', frogt mit eme rechte Fuchsgeſicht, „hab' ich recht verſtanne? aach e' Herr Ziechler?" Ja wohl, ſächt der Kercher, un' wie Se ſehe nit Ihr Bekanntſchaft. „Ne, ne, gewiß nit, ſächt der Ring un' will noch was ſtottere', aber der Kercher unerbrecht 'n un' ſächt: „damit Se aber aach wiſſe', wer Ihr vermeentlichi Bekanntſchaft is mit der gewiſſe Schramm, ſo will ich Ihne' ſage', daß deß en Neveu vun mer is, der Kercher heeſt wie

ich un' weil ich an Ihre alarmirende Lüge' jetz' genug hab', ſo muß ich ſchun bitte, daß Se künftig mein Haus mit Ihre Viſite' verſchone', habe' Se mich verſtaune'?" Un' roth wie e' giftiger Biphahn nehmt der Ring ſein' Hut un' is 'nausg'fahre' aus'm Zimmer wie e' Rakett'. Der Fraa Kercher is for Alteration ſchier übel worre', aber Alles hot ſich g'ſchwind widder zum Gute gewendt, wie der verwunnerte Ziechler ſei' Papiere vorgelegt hot un' mer hot deß glückſelige Liſche gerufe' un' is die Verlobung zu ſelbiger Stund geweſt un' korz druff hot deß herrliche Pärche' Hochzeit g'halte'. Der abſcheuliche Ring aber, der gern alle Ziechler un' Photographe' in de' tiefſchte Erdsboddem verſchlage' hätt', is ganz vun Neuſtadt weggezoge' un' mer hot nix mehr vun 'm g'hört.

Deß is die G'ſchicht' vum Photographie-Liſche. —

* Ein ſonderbares Aushängeſchild.

In Mertesheim, einer der Stadt Grünſtadt nahegelegenen Landgemeinde, befindet ſich ein Häuschen, welches von einem alten ausgedienten Schäfer mit Namen Peter Neu bewohnt wird. Um das vorübergehende Publikum aufmerkſam zu machen, daß er ſich mit Stricken und Wollespinnen beſchäftige und darauf bezügliche Aufträge wünſche, kam derſelbe auf den Einfall, an ſeinem Fenſterladen eine Tafel aufzuhängen, welche mit den nachfolgenden Knittelverſen, die nach ſeiner Ausſage einen andern Schäfer zum Verfaſſer haben ſollen, beſchrieben iſt:

Peter Neu's Leben.

Geehrte Leute ſchaut mich an,
Wer aufrecht gehen und laufen kann,
Ich armer Mann bin lahm geboren,
Hab' mich zum Schäfer auserkoren,
Ich diente fleißig, treu und brav,
Ich hütete manch Lamm und Schaf;
Bei Sturm und Wetter hielt ich aus,
Schlief Nachts in einem Bretterhaus,
Ein treuer Hund ſtand mir zur Seite,
Bei meiner Heerde auf der Weide.
So ging's mit einem Krückenſtock,
Mit einem langen Schäferrock,
Tag aus, Tag ein das ganze Jahr,
Bis endlich ich ermattet war.
Nun mußt' mein Amt ich niederlegen,
Weil ich mich nicht mehr konnt' bewegen,
Die große Heerde zu regieren.
Was anders mußt' ich nun probiren.
Damit ich kann mein Brod gewinnen,
Thu' ich jetzt fleißig Wolle ſpinnen,
Auch Strümpfe ſtricken ohne Zahl,
Die Arbeit iſt mir keine Qual.
Lahm ſchaute ich das Licht der Welt,
Lahm wand'le ich durch Flur und Feld.
Lahm muß ich einſt von hinnen ſcheiden,
Und lahm genoß ich Schmerz und Freuden.
Allein ich war noch nie verzagt,
Ich hab' mich allzeit friſch gewagt!
Zwar gab mir manche milde Hand,
Die mitleidsvoll mein Loos empfand,
Ein Scherflein mir zur Linderung
Auf meiner Lebenswanderung.
Mit Dank nahm ich die Gabe an,
Weil ich ſie ſpäter brauchen kann,
Wann ich nichts mehr verdienen kann.
Jedoch ſo lange meine Hand
Im Stricken, Spinnen iſt gewandt,
Will ich es immer fleißig nützen,
Nicht Trübſal blaſen, Elend ſchwitzen;
Ja immer will ich thätig ſein,
Bis man mich ſenkt In's Grab hinein.

* Palindrom.

Du ſiehſt gar oft, was es dir nennt,
Es iſt ein friedlich Inſtrument,
Das zwar im Felde wird gebraucht,
Doch nicht in Feindes Blut getaucht;
Es macht, was hart iſt, lind und weich,
Vorwärts und rückwärts bleibt ſich's gleich.

— r.

Auflöſung der Charade in № 44:

Katzenſprung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Donnerstag, 5. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf der Frankfurt-Koblenzer Straße Limburg verläßt, um nach Montabaur zu gehen, so hat man vor sich das eine halbe Stunde von Limburg entfernte und am Berge angelehnte, schöne und reiche Dorf Staffel, das südlich von der Lahn berührt wird. Eine halbe Stunde weiter gelangt man in den Elzer Wald, den die Straße auf eine Strecke von zwei bis drei Stunden durchschneidet. Auf dieser Straße wandert Ende Juni 1763 gleich nach Mittag ein großer, kräftiger, junger Mann mit einem von der Witterung stark gebräunten Gesichte, großem schwarzem Backen- und sehr langem Schnurrbarte. Seine Kleidung war ganz militärisch; er hatte aber weiter keine Waffen, als einen großmächtigen Sarras an der Seite. Auf dem Rücken trug er einen vollgepfropften Ranzen. Wenn auch die Kleidung des Mannes ziemlich abgetragen war, so war sie doch keineswegs vernachlässigt, sondern recht sauber und saß ordonnanzmäßig an seinem schönen, wohlgebildeten Leibe. Die Stiefel waren in gutem Stande, mit mächtigen Sporen versehen und frisch geschmiert. Die mit Leder besetzte sogenannte Reit- oder Husarenhose war blau und das Leder daran ebenfalls frisch eingeschmiert; das Collet bestand aus dunkelbraunem Tuch, hatte rothe Achselklappen und war vielfach mit rothen Schnüren besetzt und verziert; die Kappe war ohne Schild und um den Kopfring ging ein rothes Band. In der Hand trug der Wanderer einen dicken Knotenstock. An der linken Seite, an der Koppel des Schwertes, hingen ein paar große lederne und eisenbewehrte Reiterhandschuhe. Es war eine Lust, diese stramme, jugendlich kräftige Gestalt festen Schrittes fürbaß schreiten zu sehen. Die auf dem Felde vor und hinter Staffel arbeitenden Leute streckten sich auch alle der Reihe nach auf, wenn der Wanderer, in dem man einen kaiserlichen Husaren erkannte, ihnen nahe kam. Er hielt sich aber nicht auf, wie das sonst gediente und namentlich, wie in jener Zeit, auch Vieles wissende Soldaten gerne thaten, um den Leuten Neuigkeiten zu erzählen. Gegen zwei Uhr war er mitten im Walde, wo südlich eine ziemlich große Wiese an die Straße reicht. Hier setzte er sich auf den Rand der Straße und ließ seine kräftigen Beine das Ufer hinab in den Graben hängen, machte seinen Ranzen auf, nahm Wurst und Brod und ein gesottenes Ei heraus und ließ sich's trefflich schmecken. Nach eingenommenem Mittagsmahle erhob er sich langsam; denn man merkte wohl, daß er heute schon weit gegangen sein mußte.

24. Der Wandersmann und der Bauer.

Indem er wieder mühsam voranschritt, sang er zur Erleichterung seines Marsches das alte Volkslied:

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt."

Als er von der zweiten Strophe die Worte: „Soll ich dich denn nimmer sehen" gesungen hatte, trat auf einmal aus einer nach Süden ziehenden Schneise ein Bauer

mit Sense, Rechen, Gürtel, Schlotterfaß und Schleifstein auf ihn zu. Es war der erste, den der Wanderer seit fünf langen Jahren in der ihm so lieben und kleidsamen Tracht gesehen hatte, und darum regte sich in seinem Herzen ein ganz eigenthümliches, heimwehartiges Gefühl. Er blieb stehen, bis der Bauer herankam. Dieser grüßte schon von fern, wie das die Leute jener Gegend gern und gegen Jedermann thun.

„Nun, guter Freund, wollt Ihr auch da hinauf?" sagte der Bauer zu dem Wanderer.

„Ja, ich will da hinauf, und da können wir uns, wenn Ihr auch dahin geht, wohl ein Stückchen Wegs die Ansprache halten!"

„O ja, gewiß, recht gern!" fiel der Bauer freudig ein.

„Ihr habt, wie ich sehe, noch gemäht. Ist denn das Heu noch nicht alle gemacht?"

„Ja, ich habe da unten so ein schlechtes Theilchen, worauf nicht viel wächst, und da sagte ich neulich zu meiner Frau: das wollen wir liegen lassen, bis zuletzt; es gibt doch nichts Rechtes. Und weil wir sonst mit dem Heumachen fertig sind, so bin ich den Morgen ganz früh — meine Frau schlief noch und der Wächter blies gerade drei Uhr, und die Fuhrleute aus Holland, die beim Zöllner über Nacht waren, wollten eben anspannen — da hinuntergegangen und habe mich bis eben so recht hundmüd an dem schlechten Ding gestrippt; zweimal habe ich mir die Sense „herben" müssen — ich hatte mir Hammer und Ambos mitgenommen und oben im Walde da ist ein Eichenstumpf, der als „Herbstock" dienen kann — das Theilchen ist so moosig auf dem Grund und da mähet man sich gar zu müd und alle Augenblicke ist das Geschirr stumpf. Ich hab's nun auseinander gemacht und jetzt bin ich fertig und will mich heim machen. Ja, so muß sich Unsereins plagen! — Ihr seid wohl auch schon recht müd geworden? Seid Ihr schon weit gegangen heute?"

„O ja, lieber Mann! Ich bin schon ziemlich weit gegangen. Ich komme heute schon von Glashütten."

„Ei, was Ihr nicht sagt! Ist denn das weit von hier?"

„O das mögen immerhin doch neun bis zehn gute Stunden Wegs sein."

Dann müßt Ihr Euch aber auch früh herausgemacht haben!"

„Ich glaube, wir beide haben uns so ziemlich zu gleicher Zeit aufgemacht!"

„Habt Ihr dann so Eile, daß Ihr so starke Märsche macht, oder habt Ihr noch weit bis heim?"

„Ich habe allerdings große Eile, indeß weit habe ich nicht mehr bis heim."

„Ihr kommt wohl aus dem Kriege, der nun schon, wie man hört, sieben ganze Jahre gedauert hat?"

„Ja, lieber Freund, den habe ich mitgemacht!"

„Warum nicht gar! Und seid Ihr denn nicht umgekommen?"

„Wie Ihr seht, nicht!" sagte mit einem kräftigen Lachen der Husar.

„Ei du mein Gott! Ich habe gemeint, in dem langen Kriege müßten alle Soldaten umgekommen sein!"

„Nicht wahr, weil endlich Friede gemacht wurde? Ja, lieber Mann, es hat vielen Menschen das Leben gekostet, und fast noch mehr sind Krüppel geworden für ihr Leben lang!"

„Das ist doch entsetzlich! So ein Krieg hat doch etwas auf sich. Unsere Gegend hat auch einen prächtigen jungen Menschen in dem letzten Kriege unter die Kaiserlichen — wie soll ich doch sagen? gegeben oder geben müssen — kurz, er ist eben fortgekommen, man weiß heute noch nicht, wie!"

„Wer war denn der junge Mann? Vielleicht kenne ich ihn. Weil ich nicht sehr weit von hier zu Hause bin, so wären wir ja Landsleute, und diese suchen sich draußen, werden bald bekannt und haben sich sehr gern, selbst dann, wenn sie zu Hause vielleicht nicht nach einander sehen würden."

„Wer das war, der junge Mensch? Das war ein herrlicher, prächtiger Bursch, das war ein Bursch, so war weit und breit keiner mehr; alle Leute hatten ihn gern, und deßwegen war's auch Allen leid, als er fort war!"

„Das will ich Euch Alles recht gern glauben; aber Ihr habt ja vergessen, mir zu sagen, wer er war! Das möchte ich gerne wissen!"

„Ja, gewiß, da habt Ihr recht! Aber

Ihr habt mich nur nicht ausreden lassen! Die ganze Gemeinde hat, so zu sagen, um ihn getrauert. Es war ein wahrer Spektakel; man sollt' aber auch gar nicht meinen, daß es möglich wäre, einen so starken, kräftigen Bursch! Es wurde damals allerlei geschwätzt. Die Einen sagten, er wäre gern gegangen, weil er geglaubt hätte, Offizier werden zu können; die Andern sagten, er wäre mit Gewalt dazu gezwungen worden; man konnte aber nicht daraus kommen. Es hat einen wahren Schrecken unter den jungen Leuten gegeben!"

„Das ist Alles ohne Zweifel sehr merkwürdig! — Seid aber doch auch jetzt so gut, mir den Namen des jungen Menschen zu nennen, an dem Ihr solchen Antheil nehmt!"

„Ja, das hätte ich beinahe vergessen. Aber nicht ich allein nehme solchen Antheil an ihm, die Leut' all auf all den Dörfern, auf zehn bis zwölf Ortschaften umher; denn bei uns halten die Leut' gar zusammen; was Einem passirt, kann gerad so gut auch einem Andern passiren; so gut es den Schäferhannes betroffen, konnte es auch jeden andern Bursch betreffen."

(Fortsetzung folgt.)

Schwester und Geliebte.

Auf dem Wege von Weimar nach Frankfurt am Main begriffen — erzählt eine reisende Französin in dem englischen Werke: „German Sketches" — stand ich am Fenster eines kleinen Gasthofes in Fulda, und betrachtete — (es war in den dreißiger Jahren —) das interessante Schauspiel der Ankunft des Eilwagens vor dem gegenüberliegenden Posthause. Der komische Anblick, wie die ungeheure, schwerfällige Maschine sich ihres bunten Inhalts entledigte, ergötzte mich in hohem Grade, als eine weibliche Gestalt unter den Passagieren meine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Vom Kopf bis zu den Füßen in elegante Winterkleidung gehüllt, verriethen gleichwohl ihre leichten, anmuthigen Bewegungen einen eleganten Wuchs und jugendlich frische Lebendigkeit. Der schwarze Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ward vom Winde gehoben und ließ mich regelmäßige, ansprechende Züge bemerken. Meine Neugierde war — ich weiß kaum, warum — lebhaft erregt worden, und als sie dem Gasthause zuschritt, verließ ich das Fenster, um ihrem Eintritt entgegen zu sehen. Ihr Schritt war fest, ihr Gang sicher; sie rief den Kellner mit lauter Stimme und jener Unbefangenheit, welche die Gewohnheit des Reisens gibt. Das Frühstück, welches die Dame bestellte, entsprach weniger dem Begriff einer Romanheldin, als dem einer guten deutschen Familienmutter; es handelte sich nicht um ein weiches Ei, oder eine Tasse Kaffee, sondern um die sehr solide Substanz einer Portion Fleischbrühsuppe, eines Cotelets und einer Pinte guten Weines.

Während die Mahlzeit servirt wurde, entledigte sich die Reisende ihrer zahlreichen kostbaren Hüllen; sie bestanden in einem braunen, reich mit Pelz besetzten Mantel, zwei Shawls und einer Art tartarischem Leibpelz, bis an die Knie gehend, mit weiten offenen Aermeln, die mit blauer Seide gefüttert und mit Marder besetzt waren. Unter dieser Verhüllung erschien sie in tiefer Trauer und in der ganzen Magie ihrer Schönheit. Ich habe selten einen schönern Wuchs, eine vollkommenere Harmonie der Formen gesehen. Ihre Glieder waren zart und klein; das reiche blonde Haar trug sie in einfachen Flechten, die an den Styl der altgothischen Haartracht erinnerten. In dem Charakter ihrer Züge fand ich vorzugsweise den Ausdruck der Offenheit, des Vertrauens und der Rechtschaffenheit; doch in den festgeschlossenen Lippen des kleinen Mundes lag nicht minder eine seltene Energie des Willens. Lange blonde Wimpern verschleierten die braunen, glänzenden, lebhaften Augen. In ihrer Stimme, deren lauter, bestimmter Ton ein an das halbleise Gemurmel unseres Salons gewöhntes Ohr vielleicht verletzen mochte, lag gleichwohl ein eigenthümlicher Wohlklang, und aus ihrem ganzen Wesen sprach jener heitere, unverwüstliche Frohsinn, den die schmerzlichsten Erfahrungen in dem Gemüthe, dem er ange-

Digitized by Google

boren iſt, nicht zu unterdrücken vermögen. Eine komiſche Geberde, ein Wort, eine lächerliche Handlung riefen in ihr ſtets ein friſches, herzliches Lachen hervor, das anſteckend auf alle ihre Umgebungen wirkte. Warum ich mich für die Dame ſo ſehr intereſſirte — ich wußte es ſelbſt nicht, doch mein Auge folgte neugierig jeder ihrer Bewegungen. Für etwas Vornehmes konnte ich ſie nicht halten, denn es lag in ihrem Weſen etwas Freies, Unabhängiges, Etiquetteloſes, das mit der zurückhaltenden Würde ariſtokratiſcher Eleganz nichts gemein hatte. Freilich hätte die ſchärfſte Kritik in ihrem Ton, ihren Manieren, ihren Stellungen nicht das geringſte Unpaſſende zu entdecken vermocht; doch erinnerte auch nichts darin an die Salons des hohen Patrizierthums. Woher aber der ungewohnte Reichthum ihrer äußeren Erſcheinung, und dieſes halb tartariſche, halb orientaliſche Coſtüm? Dieß Alles reizte meine Neugierde. Als ſie die Handſchuhe auszog, ſah ich, daß ihre Finger mit Ringen von eigenthümlicher Form bedeckt waren, in deren Mitte ein Diamant von anſcheinend hohem Werthe ſtrahlte. Der Conducteur ſprach mit ihr in ehrfurchtsvoller Stellung, mit abgezogenem Hute, und die Wirthin im Gaſthofe, die mir nicht die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, bot ihr mit achtungsvoller Herzlichkeit ihre Dienſte an. Ich verſtand zu wenig Deutſch, um aus der lebhaften Unterhaltung, die um mich her ſich entſpann, etwas Weſentliches abnehmen zu können, ſo aufmerkſam ich auch zuhörte. Endlich nach einer halben Stunde geſpannten Aufhorchens hatte ich ſo viel verſtanden, daß die junge Dame, die höchſtens dreiundzwanzig Jahre zählen mochte, zu ihrer Familie zurückkehrte, die in Zweibrücken wohnte. Allein und unbeſchützt kam ſie aus den Einöden Sibiriens zurück; doch welches Motiv ſie dort hingeführt hatte, das konnte ich nicht verſtehen, denn man ſprach ſehr ſchnell, mit zahlreichen Ausrufungen vermiſcht; das Geheimniß blieb für mich unaufgeklärt.

(Fortſetzung folgt.)

* Der Jungfernſprung.

(Volksſage bei Dahn.)

Es ging einmal zum Walde
Ein Mädchen ganz allein,
Wollt' ſammeln reife Beeren
Für's kranke Mütterlein.

Dort jagte g'rad' ein Jäger,
Ein wilder, junger Mann,
Der ſah das holde Mädchen
Und kam zu ihr heran.

„Komm' her, du kleine Holde,
Du brauchſt mich nicht zu ſcheu'n,
Ich will dich lieben und küſſen
Im Walde hier allein."

„O nein, weit lieber ſterben,
Als leben voller Schmach!"
Da floh ſie, voll Entſetzen,
Der and're eilt ihr nach.

Doch wehe, vor dem Walde,
Da dreut des Abgrunds Rand,
Und vor der grauſen Tiefe
Das Mädchen bebend ſtand.

Nur zwiſchen Tod und Schande
Ihr blieb allein die Wahl,
Sie wählet, gottergeben,
Den Todesſprung in's Thal.

Doch Gottes Engel retten
Sie vor dem Felſengrab,
Und tragen durch ein Wunder
Sie ſanft in's Thal hinab.

Es ward ein Kreuz errichtet
Dort, wo die Jungfrau ſtand,
Und heute wird der Felſen
Noch „Jungfernſprung" genannt.

Wohl machen gerne Jäger
Auf Mädchen heut' noch Jagd,
Doch hat ſeitdem noch keine
D'rum ſolchen Sprung gewagt.

K.....

Auflöſung des Palindroms in № 45.

Egge.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. Speyer, Dienstag, 11. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

„Also Schäferhannes nennt man den jungen Mann, der unter die Kaiserlichen gekommen ist?"

„Ja, so hat man ihn genannt!"

„Hat man denn nachdem nichts mehr von ihm gehört?"

„Lang hat man kein Wort gehört — ich glaube, er war schon drei Jahre fort — da ist auf einmal — er war von Kleinholbach; da war er Schäfer; denn da war auch sein Vater Schäfer gewesen; man nannte den Alten den Schäferkowes. Das war ein braver Mann, Gott habe ihn selig! Der Mann hatte viele Kinder; aber alle hat er brav und in Gottesfurcht erzogen. Er ist schon lang todt. Der Schäferhannes war sein jüngstes und schönstes Kind. Die alte Mutter hat mich immer am meisten gedauert; der Kowes hat den Schmerz nicht mehr erlebt; wenn er das erlebt hätte, unter der Erd' hätt' er sich noch herumgedreht! — Aber, was wollte ich doch sagen?"

„Ihr waret da stehen geblieben: „auf einmal sei..."

„Ja, ja, Ihr habt ganz Recht, da war ich stehen geblieben! Ich muß Euch aber sagen, daß mir jedesmal das Herz weh thut, wenn ich daran denke, ich komme da ganz aus dem Concept! O, ich könnte Euch viel erzählen, ich habe den Schäferkowes und seine Frau und Kinder, und besonders den Schäferhannes recht gut gekannt. Das war ein Schäferchen, der Hannes, so gibt's weit und breit keinen mehr. An all den Schafen passirte das ganze Jahr nicht das Allergeringste. Und wie besorgt und wie wachsam!"

„Was ist denn da auf einmal geschehen? Ihr habt doch etwas von einem Briefe oder sonst etwas sagen wollen!"

„„Ja, drei Jahre war er fort und man hatte noch kein Wörtchen von ihm gehört, da kam, ganz recht, wie Ihr da sagt, auf einmal ein Brief an den Heimburger in Kleinholbach..."

„Ein Brief kam an den Heimburger in Kleinholbach und von dem Schäferhannes, sagt Ihr, kam der Brief?"

„Ach nein, nicht von dem Schäferhannes! Ja, du mein Gott!" Der konnte nicht schreiben! Hätt' der schreiben können!"

„Nun, wer schrieb dann den Brief und warum konnte der Schäferhannes nicht schreiben?"

„Der Brief, der ankam, der war von einem Feldpater geschrieben aus Böhmen. Das soll über viele hundert Stunden von hier sein und liegt noch hundert Stunden von Wien; ich glaube der Brief war ein Vierteljahr unterwegs und hat über vierzig Petermännchen gekostet. Aber die hat der Heimburger gern bezahlt, um nur einmal etwas von dem guten Schäferhannes zu hören; die Leut' wollten alle zusammenlegen, um den Brief zu bezahlen; aber der Heimburger hat gesagt, er wolle ihn allein bezahlen; der hatte den Schäferhannes gar zu gern. Ich glaube, der hätt' dem Hannes vielleicht noch seine Tochter..."

„Stand denn in dem Brief etwas von dem Schäferhannes und was? Sagt mir das doch, ich bitte Euch!"

„O ja, recht gern! Nur thut mir's immer leid, wenn die Red' drauf kommt. Es ist ganz entsetzlich, so weit von zu Hause, kein Vater, keine Mutter, kein Bruder, keine

Schweſter, nein, das Herz thut Einem weh, wenn man ſo daran denkt! Ein ganzes Jahr im Spital! Erſt noch verwundet, die Hand entzwei, durch die Bruſt geſchoſſen, brav, tapfer, groß angeſehen beim General Laudon und dann endlich — es können jetzt zwei Jahre ſein — auch noch geſtorben! Nein, die Thränen gehen Einem in die Augen, wenn man ſo darüber nachdenkt. Ihr hättet einmal das „Gethäts" in dem Dorfe ſehen ſollen! Wie ſeine alte Mutter, ſeine Geſchwiſter, Freunde und Verwandte und alle Leut' im Dorf geweint haben, als das Todtenamt war! Die Leut' haben gethan, als wenn ſie den Todten da auf der Todtenbahre, die mitten in der Kirche ſtand, liegen hätten."

„Wenn ich Euch recht verſtehe, ſo iſt vor etwa zwei Jahren von Böhmen aus ein Brief an den Heimburger von Kleinholbach gekommen, des Inhaltes, daß der Schäferhannes im Spital in Böhmen an ſeinen Wunden geſtorben ſei, und daß die guten Leute in dem Dorfe, woher der Schäferhannes iſt, auf die Nachricht hin ein Todtenamt für ihn gefeiert haben. Iſt's nicht ſo?"

„Ja, gerad' ſo! Es ſoll aber ſonſt noch allerlei in dem Brief geſtanden haben, von ſeinem Vermögen, ſeiner Mutter und dem Kühhanneſſe Bärbelchen, das er, glaube ich, geheirathet hätte, wenn er nicht unter die Kaiſerlichen gekommen und geſtorben wäre. Genaueres weiß ich über den weiteren Inhalt des Briefes nicht. Das weiß der Heimburger von Kleinholbach, der den Brief hat, ganz genau und der Herr Paſtor in Großholbach, der in einer kleinen Predigt, die er bei dem Hannes ſeinem Todtenamt gehalten hat, davon ſprach."

25. Die gute und ſchlimme Nachricht.

„Hat denn der Schäferhannes eine alte Mutter zurückgelaſſen, und lebt dieſe noch?"

„Ach ja, gewiß hat er eine alte Mutter zurückgelaſſen! Die hat immer geweint um ihren lieben, ſchönen Hannes; man kann ſich das aber auch denken, was das für ein Schmerz für eine Mutter ſein muß, ſo ein Kind mir nichts, dir nichts zu verlieren; das iſt auch keine Kleinigkeit! Die Annebärbel (Anna Barbara) war eine brave Frau; ſie ſtammte von Heiligenroth. Ihrer Großmutter Bruder war, ſo glaub' ich, auf der Moſel Paſtor..."

„Ach ſeid ſo gut, mir zu ſagen, ob die Mutter von dem Schäferhannes noch lebt; ich nehme den herzlichſten Antheil an der ganzen Geſchichte."

„Wer ſollte auch keinen Antheil an der Sache nehmen? Das haben alle Leute, die ich noch darüber geſprochen habe, gethan; ſelbſt fremde Fuhrleut', die hier durchkommen und im Dorf bei dem Zöllner über Nacht bleiben, wenn ſie von Holland mit Käs, Kaffee, Zucker und Sachen kommen und nach Frankfurt oder Leipzig zur Meſſe fahren, haben ſich gewundert, wie die kaiſerlichen Werber Jemand eins, zwei, drei aus ſeinem Bett ſtehlen können — denn ſie hätten den Hannes gerade ſo gut auch aus der Hütte genommen, wenn er ſchon drin gelegen hätte, was man daran ſah, daß ſie ſeine zwei prächtigen Hunde mit vergifteter Wurſt ſchon vorher todt gemacht hatten, damit die Spitzbuben nicht beißen oder zerreißen und keinen Lärm machen ſollten. Der Schäferhannes hatte den „Zwicker", das war ein trener Hund und couragirt, und der „Wacker", der war bös, der ſollt' ſie geſcheidt gemacht haben. O, das iſt abſcheulich geweſen, wie ſie..."

„Lebt denn die Mutter des Hannes noch? Oder wißt Ihr das nicht?"

„Warum ſollt' ich das nicht wiſſen? Freilich weiß ich es! Wie weit iſt denn dahin? Noch keine Stunde! Und hier erfährt man alles, was auf Stunden Wegs ſogar ſich zuträgt; denn die Leut' bekümmern ſich um einander. Hier heißt alles Vetterchen und Wäschen und du und du... Aber, was wollt' ich dann doch ſchnell da ſagen? Ja, dem Hannes ſeine Mutter, die müßtet Ihr kennen!"

„Sie lebt alſo doch noch?"

„Nun, wenn ſie nicht kürzlich geſtorben iſt, ſo lebt ſie jetzt noch; ſie iſt aber — ſo glaube ich — ganz blind vor lauter Weinen und Braſt."

„So, ſo!... Das wäre ja ſchade und ſchlimm", ſeufzte der Huſar. Nach einer Pauſe fuhr der Wanderer fort: „Habt Ihr nicht vorhin auch von einem gewiſſen Bär-

belchen gesprochen? Was macht denn dieses? Das lebt doch sicher noch und ist jetzt verheirathet?"

„Ja, das ist eine ganz arge Geschichte mit dem Bärbelchen! Da hat man sich allerhand erzählt. Man sollte nicht meinen, daß es möglich wäre, wie der Mensch sich so ändern kann: erst brav, fleißig, treu, angesehen; dann nachlässig, bös, keinen Dienst mehr finden, spinnen, verschlossen, still, hu!... es überläuft mich, wenn ich drau denke! Es soll aber doch nicht so sein. Böse Nachreden, falsche Menschen und dann vornweg der Schneiderphilipps. Aber es kommt am Ende doch Alles an den Tag!"

(Fortsetzung folgt.)

Schwester und Geliebte.

(Fortsetzung.)

Ich war um einiger Einkäufe willen genöthigt, auszugehen; als ich in den Gasthof zurückkehrte, fand ich die Heldin meiner Gedanken in Thränen schwimmend, und mein deutsches Kammermädchen neben ihr sitzen, bemüht, sie zu trösten. Ich verband meine theilnehmenden Worte mit den ihrigen, ohne jedoch das Wort des Räthsels zu finden, das mir so anziehend erschien. So trennten wir uns.

Auch in Frankfurt führte uns der Zufall in demselben Gasthofe zusammen; sie reiste nach Mainz, so wie ich, und ich bot ihr einen Platz in meinem Wagen an. Diese Annäherung bewirkte, daß ich ihre Geschichte erfuhr — nicht in zusammenhängender, geordneter Erzählung, sondern durch gelegentliche, fragmentarische Mittheilungen. Da sie nur Deutsch sprach, war ich oft genöthigt, sie öfters um die Wiederholung einzelner Sätze und Worte zu bitten; doch mehr als dieser Umstand bewirkte mein ungemeines Interesse an ihrer Angelegenheit, daß ihre Schicksale sich unauslöschlich in meine Erinnerung gruben, so daß ich mich mit historischer Genauigkeit der geringsten Einzelnheiten daraus entsinne, und die Wahrheit dessen, was ich hier wiedergebe, verbürgen kann. Was sich freilich nicht wiedergeben läßt, ist die belebte Stimme, die ausdrucksvolle Geberde, die Macht der Empfindung, die zu meinem Herzen sprach, und vor Allem die naive Anmuth, die sich hier mit so großer Energie und Seelenstärke paarte. Das Alles vermag die Feder nicht zu schildern, ob sie auch mit ganz anderem Schwunge, mit weit größerer Eleganz geführt werde, als die meine. Das einzige Verdienst nehme ich für meine Erzählung in Anspruch, daß sie in allen Einzelnheiten streng der Wahrheit gemäß ist, wie sie sich mir durch das Studium eines seltenen weiblichen Charakters offenbarte.

Meine Heldin war die Tochter eines reichen Bierbrauers in Zweibrücken. Ihr Vater besaß fünf Kinder, von denen zwei älter und zwei jünger waren, als sie selbst. Ihr ältester Bruder Heinrich, seit frühester Kindheit durch glänzende Geistesanlagen ausgezeichnet, ward vom Vater zum geistlichen Stande bestimmt und auf die Universität nach München gesandt, von wo er mit den ehrenvollsten Zeugnissen und den hoffnungsvollsten Aussichten für seine Zukunft zurückkehrte. Der junge Mann war, wie seine Schwester mit Begeisterung sich ausdrückte, nicht nur die Ehre seiner Familie, sondern der Stolz seiner ganzen Vaterstadt; alle Welt liebte und achtete ihn. Ich weiß nicht, wie viel von diesem enthusiastischen Lobe auf die Parteilichkeit der Schwester kam — doch sie war unbeschreiblich schön und anziehend in ihrer lebendigen Schilderung.

Ein deutscher Prinz, dessen Name mir entfallen ist, wählte den jungen Heinrich Ambos zum Secretär und reiste einige Jahre lang mit ihm. Im Alter von acht und zwanzig Jahren erhielt er durch Fürsprache seines fürstlichen Gönners einen Lehrstuhl der Theologie an der Universität in Riga, einer eigenthümlichen Stadt, in welcher die Juden in der Majorität sind, und wo ihr Reichthum, ihr Credit ihnen die thatsächliche Uebermacht nicht nur, sondern auch das vorherrschende Ansehen sichern. Die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmannes gefiel dem jungen Ambos, der sich auch ihre Liebe zu erwerben wußte; doch sie zu heirathen war ihm, ohne daß sie sich taufen ließ, nicht möglich, und

die Eltern des Mädchens waren der Bekehrung ebenso abgeneigt, als der Heirath. Des jungen Theologen Bekehrungseifer arbeitete Hand in Hand mit den Verlockungen seiner Liebe; doch die Beziehungen und die Correspondenz der Liebenden wurden von der Familie entdeckt, und man verbot dem jungen Mädchen auf's Strengste, Heinrich wiederzusehen; die junge Israelitin erklärte sich für durchdrungen von den Wahrheiten des Christenthums, ließ sich entführen und reiste mit dem Geliebten nach Schlesien, wo sie zu gleicher Zeit die beiden Sacramente der Taufe und der Ehe empfangen sollte. Sei es indessen, daß das Pärchen nicht vorsichtig genug seine Pläne geheim gehalten, oder daß die Wachsamkeit der Familie über ihre List gesiegt hatte — sie wurden verfolgt, man holte sie ein, und der junge Mann, den man gefangen nach Riga zurückführte, stand unter der Anklage eines Capitalverbrechens, des Mädchenraubes. Das Gericht bestand zur Mehrzahl aus Israeliten, die nicht zur Nachsicht disponirt waren. Vergebens führte Ambos zu seiner Entschuldigung an, daß das junge Mädchen ihm freiwillig und aus eigenem Antriebe gefolgt sei; daß sie Christin der Gesinnung nach geworden, und sich aus Neigung ihm verlobt habe. Der Vater leugnete alle diese Thatsachen, und als Ambos Confrontation mit dem jungen Mädchen verlangte, ward ihm diese ungeachtet des Widerspruchs bewilligt. Bleich, zitternd, von ihren Eltern unterstützt, erschien sie vor Gericht; Ambos stand ihr gegenüber.

„Sind Sie diesem jungen Manne freiwillig gefolgt?" fragte der Richter.

— Nein! — antwortete die Jüdin mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Hat er vielleicht Gewalt angewendet, um Sie zu entführen?"

— Ja. —

„Sind Sie Christin der Ueberzeugung nach?"

— Nein. —

„Betrachten Sie sich als seine Verlobte?"

— Nein. —

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

y Freinsheim, 4. Juni. Gestern starb in Albisheim, wohin sie eine kleine Reise unternommen, Fräulein Therese Forster, Georg Forster's älteste Tochter. Geboren in Wilna im Jahr 1784, theilte sie ihres Vaters Geschick, bis sie im December 1792 mit ihrer Mutter nach Neufchatel ging, während ihr Vater als Conventsmitglied nach Paris geschickt wurde. Ihre Jugend und mittleren Lebensjahre widmete sie der Erziehung von Kindern fürstlicher und vornehmer Familien. Im Jahre 1831 zog sie sich zu dem Gatten ihrer Schwester, Emil von Herder in Augsburg, später in Erlangen, zurück, wo sie bis zu dessen Tod im Jahr 1854 blieb; ihre letzten Lebensjahre brachte sie in Albisheim und Freinsheim bei ihrer Nichte, der Frau Dr. Kuby zu.

Ihrer literarischen Thätigkeit verdanken wir die Herausgabe von ihres Vaters sämmtlichen Schriften bei Brockhaus 1843. Des Vaters reger Sinn für alles Edle und Schöne im Menschen und in der Natur, war ihr in reichstem Maße zu Theil geworden. Mit ihr geht wieder Eine der Wenigen zu Grabe, welche noch in lebendigem Verkehr mit den Geistesheroen der Weimaraner Blüthezeit standen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Es ruht mit Lust Dein Blick auf meiner Zweiten,
Sie steht so kräftig und so schön;
Doch bald vielleicht mußt Du sie sterben seh'n,
Der schönen Ersten wegen siehst bereiten
Ihr Ende Du: — Es wechselt die Gestalt
Zumal die Erste von uns Beiden,
Sie muß von ihrer Heimath scheiden,
Denn von des Menschen mächtiger Gewalt
Siehst Du in mannigfache Form sie bringen,
Und sie auch wohl zu weiten Reisen zwingen.
Das Ganze legt dem Denkenden stets klar
Des Erdenlebens Kürze dar,
Es läßet Dich so manchen Namen lesen,
Der Deiner Ersten zugehört,
Und Deinen eig'nen. — Lebe, daß man ehrt
Ihn dann noch, wenn Du einst gewesen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Samstag, 15. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

„Ich muß gestehen, daß ich kein Wort verstehe! Sprecht Euch deutlicher aus, lieber Mann!"

„Deutlicher? Das laß ich bleiben! Ich will mein Gewissen rein halten und in keine Bredullien kommen! Es geht Einen auch weiter nichts an; man hat nur als so das Schwätzen davon. Das ist eine mordsmäßige Geschichte, von der ich Euch noch acht Tage erzählen könnte; Bücher könnt' man darüber schreiben. Aber immer der Schneiderphilipps. Ich habe dem Kerlchen immer nicht recht getraut, dem Duckmäuser!... Heirathen!... Daß Gott erbarm!... So eine Mißgeburt will heirathen?... Das Bärbelchen?... Das glaubt nur nicht!... Da seid Ihr schief gewickelt, wenn Ihr das glaubt!... Das war ja gerade sein Zorn!... Darum all der Spektakel, wie ich glaube und wie man, allerdings zu spät, hat einsehen lernen!... Ja, ja!... Jetzt ist nun das Bärbelchen fort und es weiß kein Mensch, wohin. Die elende Schneidergeis hat nun Ruh'!... Aber, wart', Schneiderchen! wart' Schneiderchen! Es ist noch nicht aus! Es könnt' dir noch übel aufstoßen, Bürschchen...., Denn.... Ja, ja halt!... aber jetzt muß ich da hinunter! Da hab' ich noch eine Last Klee mitzunehmen und ich sage Euch deßhalb adjes und glückliche Reise!"

„Nun dann, lieber Freund! müssen wir uns wohl trennen", sagte der Husar, gab dem Bauern die Hand und dieser ging links ab in's Feld.

26. Die Heimath.

„So steht also die Sache: Meine Mutter lebt, ist blind! O, Mutter, Mutter! Dein Sohn kommt! Du sollst's gut haben! Das Bärbelchen lebt; ist vielleicht noch ledig.... es hält mich für todt.... aber man weiß nicht, wo es ist.... es sind geheimnißvolle Dinge vorgegangen, und immer der Schneiderphilipps...!...! Wer soll nun meine unerwartete Ankunft vermitteln? Wer kann mir am besten Auskunft geben? Alles nur der Herr Pastor. Ihn muß ich zuerst besuchen, von ihm zuerst hören!" So dachte, sprach und beschloß unser glücklich in der Heimath wieder angekommener Schäferhannes; denn kein Anderer ist der Husar.

Um indeß kein vorzeitiges Aufsehen zu erregen, beschloß er, erst mit eintretender Dunkelheit in's Pfarrhaus zu gehen, und legte sich deßhalb ober dem „Butterstempel" bei der Steinkaut neben den Stundenstein, auf den das kurtrierische Wappen und „fünfzehn Stunden von Frankfurt" eingegraben ist, in den Wald, an einer Stelle, von wo aus man die ganze Gemarkung des Heimathsortes übersehen konnte. Hier liegt er nun, und sieht mit Freude und Schmerz nach seinem lieben Heimathdörfchen hinüber, und empfindet Alles, was das Herz eines fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes empfinden kann, der von der Natur körperlich und geistig mit Vorliebe begabt ist, den sein Geschick aber von der alternden Mutter, der theueren Jugendfreundin und allen Liebgewordenen plötzlich hinweggerissen und den Schauern des Todes entgegengeführt, ihn aber auch nach jahrelanger Trennung an Leib und Seele gesund und wohlbehalten wieder zurückgebracht hat. Alle Schmerzen der plötzlichen Trennung, alle ausgestandenen Seelenleiden und Körperstrapazen, alle

Entbehrungen und Gefahren eines blutigen Krieges, den er in erster Reihe mitgefochten, all die unzähligen Seufzer seines liebevollen Herzens, all die durch Kummer schlaflos gemachten Nächte, Alles, Alles hat er vergessen in dem beglückenden Gedanken, daß er endlich die Heimath wiedersehen, seine alte Mutter und seine theuere Jugendfreundin wiederfinden werde!

Seine Mutter lebt noch; das steht so ziemlich fest. Aber seine theure Freundin? Verworrene Nachrichten, verletzende Muthmaßungen, ja beängstigende Andeutungen über ihren Charakter hat er vernommen. — Ob sie noch seiner in Liebe gedenke, weiß er nicht, nicht einmal, ob sie schon einem Andern angehört und somit für ihn verloren ist. — Was wiegt die Freude, alle Gefahren glücklich überstanden, die Fremde gesehen, mit Ruhm gekämpft und sogar ein Ehrenzeichen seines Kaisers sich verdient zu haben, den soeben angedeuteten Gefühlen gegenüber? Wenn der Schmerz auch gerade nicht vorherrscht, so kämpft seine Seele doch heftig um Fassung und Ruhe. Indem er nun so mit dem Sturme, der in seinem liebenden Innern tobt, den tiefen ländlichen und dörflichen Frieden um sich vergleicht, wird sein Herz immer beklommener, bis es sich endlich in einem langen und reichlichen Thränenfluß Erleichterung verschafft. Darüber schläft er ein. Taumelnd erwacht er, glaubt sich Anfangs auf Vorposten und hält alles Erlebte für Traum, bis er die eben schon sinkende Sonne sein Heimathdörfchen vergolden sieht. Es ist nun bald Abend. Die Sonne sinkt immer tiefer hinter der Niederhecke, in der er sich in seiner Jugend so oft getummelt, hinunter, und aus den Schornsteinen des Dörfchens steigt in geraden, dünnen Säulen der Rauch auf, ein Zeichen, daß die emsige Hausfrau bemüht ist, den von der harten Arbeit des Heumachens, Kartoffelhackens ꝛc. heimkehrenden Angehörigen ein stärkendes Mahl zu bereiten. Der Kuhhirte treibt unter lautem Rufen seine Thiere zur Heimkehr und wenn sie alle im Zuge sind, bläst er seine bald melancholischen, bald lustigen Töne als Danklied der Heerde zum Himmel empor. Und wenn nun auch der Schäfer seine Heerde lockend quer über die Straße dem auf nahem Felde stehenden Pferch zuführt und die einzelnen Bauern, die im Brachfelde pflügen, ihre Thiere ausspannen und nach Hause schlendern: wie ist unserm Hannes da zu Muthe! Die ganze Vergangenheit, von seiner frühesten Kindheit bis zu seinem Verschwinden aus der Heimath, zieht an ihm mit allen Freuden, die nun zu eben so vielen Schmerzen wurden, wie Schatten vorüber. Er athmet tief und seiner Brust entringen sich schwere Seufzer. Er steht endlich auf, hängt seinen Ranzen zur letzten kleinen Wanderung auf den Rücken, schnallt seinen Sarras um und nimmt seinen Knotenstock zur Hand und schreitet langsam die ziemlich steile Straße hinab. Von der Eisenbrücke an aufwärts kommen noch vereinzelte Feldarbeiter, wohlbekannte Personen seiner ehemaligen Nachbarschaft, quer über die Straße, sehen ihn neugierig an, gehen aber weiter, weil sie ihn nicht erkennen, dem Dorfe zu, zu Hause meldend, sie hätten einen kaiserlichen Husaren gesehen, der wohl zu den Werbern in Montabaur gehören möge.

Einer aber hat den Husaren gesehen und ihn zugleich auch erkannt. Es ist der Schneiderphilipps. Er kommt gerade von der Mühle und geht ruhig in dem Hohlwege. An einer Stelle, wo dieser Hohlweg von einem Feldweg quer durchschnitten wird, sieht er durch die Lichtung nach der Straße hin und erblickt den Husaren. Ihn sehen und erkennen, ist Eins. Sein von Natur gutes Auge und sein innerer, durch das böse Gewissen geschärfter Blick lassen ihn sogleich an Haltung und ganzem Wesen seinen ebenso natürlichen, als jetzt rechtlichen und nach seiner Ansicht unversöhnlichen Gegner erkennen. Was ihm nun bevorsteht, ist ihm klar und darum ist auch sein Entschluß schnell gefaßt. Welcher Art dieser Entschluß ist, werden wir bald sehen. Vorerst springt der Schneider schnell hinter einen dicken Haselstrauch und läßt seinen so plötzlich wieder auf dem Schauplatz erschienenen Gegner auf eine Entfernung von etwa zwanzig Schritten an sich vorbei passiren. Das martialische Aussehen, die stramme Haltung, der strenge Ernst des Gesichtes des Husa-

ren, alles das in Verbindung gebracht mit der Schändlichkeit seiner eigenen Handlungsweise, läßt den Philipps Verzeihung nicht hoffen. Um aber vor dem letzten und entscheidenden Schritt ganz sicher zu sein, daß er wirklich seinen unversöhnlichen Feind vor sich habe, schleicht er in der Dämmerung auf einem seitlichen Feldwege, dann durch den Birkenwald an der Straße dem Soldaten nach, bis er, dem Pfarrhause gegenüberstehend, diesen da hinein gehen sieht. Nachdem er seinem Gesichte entschwunden ist, rennt er schnellen Laufes nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester und Geliebte.

(Fortsetzung.)

Diesen von der Wahrheit so abweichenden, ihm so ganz unerwarteten Antworten gegenüber, welche ohne Zweifel die Furcht vor den Drohungen der Ihrigen dem Mädchen entrissen hatte, stand der junge Ambos wie vernichtet. Doch der augenblicklichen Erstarrung folgte ein Ausbruch leidenschaftlicher Heftigkeit. Er stürzte auf die Jüdin zu; man hielt ihn mit Gewalt von ihr zurück. In der Hitze des Kampfes zog er ein Messer aus der Tasche, und richtete es gegen seine Brust, verletzte sich jedoch, da man es ihm mit Gewalt entwand, nur an den Händen und im Gesicht. Als er wieder zu sich kam, sein Blut herabströmen fühlte und seine Geliebte besinnungslos auf dem Boden liegen sah, beruhigte er sich plötzlich, antwortete jedoch kein Wort weiter auf die ihm vorgelegten Fragen und ließ sich in das Gefängniß zurückführen.

Die Entscheidung des Gerichts ward geheim gehalten. Heinrich verschwand bald nach dem Ereigniß, ohne daß man erfuhr, ob er im Kerker schmachte, oder ob der Tod seiner Gefangenschaft ein Ende gemacht habe. Vergebens schrieb seine Familie zu wiederholten Malen nach Riga, man erhielt keine Antwort. Ein Verwandter begab sich endlich an Ort und Stelle, versuchte alle möglichen Nachforschungen — doch ganz ohne Erfolg. So verzingen sechs Jahre. Der Vater starb, und Niemand hoffte mehr, eine Spur des unglücklichen Heinrich aufzufinden. Nur im Herzen der Mutter, einer altersschwachen, dem Grabe zuwelkenden Frau, lebte noch ein schwaches Fünkchen der Hoffnung, die ja im Mutterherzen so unvertilgbar ist, als die Liebe.

Endlich — es war im Anfang des Jahres 1833 — erfragte ein Kaufmann, der durch Zweibrücken reiste, die Familie Ambos, und suchte sie auf. Er erzählte, daß er ein Jahr vorher in Sibirien, unfern der Festung Barinska, einen Mann gesehen und gesprochen habe, der, in elende Lumpen gehüllt, mit den übrigen Strafgefangenen an der Landstraße arbeitete. Der Mann hatte ihm gesagt, er heiße Heinrich Ambos, sei lutherischer Geistlicher und unschuldig verurtheilt; mit Thränen und auf die flehentlichste Weise hatte er den Kaufmann gebeten, seiner Familie in Zweibrücken Nachricht von ihm zu bringen und sie zu veranlassen, Schritte für seine Befreiung zu thun.

Mit unnachahmlicher Wahrheit und Lebendigkeit schilderte die junge Dame die Ueberraschung, das schmerzlich freudige Erstaunen der Familie. Es ward sofort eine Bittschrift zu Gunsten des armen Heinrich aufgesetzt, die den höchsten Autoritäten in Petersburg zugehen sollte; doch wie, und durch wen? darüber konnte man sich nicht einigen. Der zweite Bruder erbot sich zu der Mission; doch er hatte Weib und Kinder, und war die letzte Stütze der Familie; seine Frau erklärte mit leidenschaftlicher Bestimmtheit, ihn nicht fortlassen zu wollen. Da nahm die jugendliche Schwester, meine Reisegefährtin, das Wort, und erklärte, die Reise selbst unternehmen zu wollen. Sie sprach die Ueberzeugung aus, daß für ein Frauenzimmer das Gelingen hier wahrscheinlicher sei, da sie weniger Hindernisse, mehr Schutz und lebhaftere Theilnahme zu finden hoffen dürfe. Ihre Gründe siegten endlich. Eine beträchtliche Geldsumme ward ihr zur Verfügung gestellt, und das edle Mädchen mit der starken Seele und dem warmen Herzen reiste allein und ohne Schutz nach Petersburg ab.

„Als meine Mutter mich zum Abschiede segnete", sprach sie, „da gelobte ich mir still

im tiefſten Herzen, nicht lebend zurückzukehren, ohne meines Bruders Begnadigung durchgeſetzt zu haben. Ich fürchtete nichts; was lag mir am eigenen Leben, wenn meiner armen Mutter ihr Kind nicht zurückgegeben wurde? Ich beſaß Kraft und Geſundheit; ich zweifelte nicht am Erfolge, weil ich feſt entſchloſſen war, zu ſiegen; aber — o mein Gott!" rief ſie, mit unbeſchreiblichem Ausdrucke mich anſchauend — „jetzt kehre ich zurück, und was habe ich meiner armen Mutter zu ſagen!"

Thränenſtröme entſtürzten ihren Augen; ſie warf ſich in die Ecke zurück, und bedurfte einiger Minuten, ehe ſie in ihrer Erzählung fortfahren konnte. Ihre Reiſe ging bis Riga glücklich von Statten. Dort extrahirte ſie die nothwendigen Documente über den Prozeß ihres Bruders, die Atteſte über ſeine Perſon, ſeinen Charakter, ſeine Vergangenheit und ſittliche Führung. Mit dieſen Papieren verſehen, begab ſie ſich nach St. Petersburg, wo ſie geſund und wohlbehalten im Anfang Juni 1833 anlangte. Sie führte mehrere Empfehlungsbriefe bei ſich, unter andern an einen deutſchen Geiſtlichen, den ſie nur „den guten Paſtor" nannte, und von dem ſie mit der dankbarſten Begeiſterung ſprach. Mit unſäglicher Mühe erhält ſie endlich von der Polizei die auf die Verbannung ihres Bruders bezüglichen amtlichen Papiere. Wie vieler Kühnheit und Beharrlichkeit bedurfte ſie, um nur dieß durchzuſetzen! Endlich ſetzte ſie mit Hilfe ihres Freundes, des guten Geiſtlichen, eine Bittſchrift an den Kaiſer auf, und erlangte, wiewohl mit großer Schwierigkeit, Zutritt zu dem Miniſter des Innern. Dieſer behandelte ſie mit eiſiger Härte und weigerte ſich entſchieden, ihre Eingabe an den Czar gelangen zu laſſen. Vergebens fiel das arme Mädchen ihm zu Füßen und flehte weinend mit gerungenen Händen ſein Erbarmen an; der Unerbittliche wies ſie mit brutaler Grauſamkeit zurück.

„Ihr Bruder iſt ein ſchlechtes Subject!" rief er. „Er verdient keine Begnadigung; wäre ich der Kaiſer, ich ließe mich nicht darauf ein!"

Empört raffte die Arme ſich auf, erhob ſtolz das Haupt und ſprach, die Arme zum Himmel erhebend, mit ſtarker Stimme:

„Ich nehme Gott zum Zeugen, daß mein Bruder unſchuldig iſt! Ich danke Gott, daß Sie nicht Kaiſer ſind — mir bleibt noch eine Hoffnung!"

Dieſe ſtolzen Worte reizten den Miniſter noch mehr.

„Sie wagen es, ſo mit mir zu reden? Wiſſen Sie, vor wem Sie ſtehen?" —

— O ja! erwiderte unerſchrocken das junge Mädchen, — ich ſtehe vor Seiner Excellenz dem Miniſter Grafen C..., doch wären Sie noch tauſend Mal höheren Ranges, ich würde doch wiederholen: Sie ſind ein grauſamer, unbarmherziger Mann! Ich ſetze mein Vertrauen auf Gott, auf den Kaiſer und meine gerechte Sache!"

Er folgte ihr, laut und zornig redend bis zur Thüre. Vergebens machte das arme Kind die Runde bei den übrigen Miniſtern; die humanſten unter ihnen begnügten ſich, höflich mit ihr zu ſprechen, doch Niemand wollte es übernehmen, ihre Sache dem Selbſtbeherrſcher vorzutragen. Sie ſtreute die Rubel mit vollen Händen aus, belagerte die Unterbeamten des Palaſtes mit Bitten und Flehen; ſie ſtellte ſich an Orten auf, wo der Kaiſer paſſiren mußte, an den Portalen der Theater, auf den Straßen, in öffentlichen Gärten — Alles vergebens, man ſtieß ſie mit Flintenkolben zurück, und die Hände, die ihr Geld eingeſteckt hatten, regten ſich nicht einmal, ihr Hilfe zu leiſten.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Eine der größten Münzſeltenheiten iſt eine Silbermünze, die im Jahre 1751 zu Breslau geprägt worden war. Bei der dortigen Münze war ein Oeſterreicher angeſtellt, der aus Haß gegen Friedrich II. von Preußen, welcher durch Eroberung die Provinz Schleſien an ſich geriſſen, ſich auf folgende Weiſe an ihm rächte: In der Deviſe theilte er die Worte: „Ein Reichsthaler" auf folgende Weiſe ab: „Ein Reich sthal er." Dieſe injuriöſen Thalerſtücke wurden auf Befehl des Königs eingeſchmolzen; doch exiſtiren noch einige dieſer Münzen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Dienstag, 17. Juni 1862.

* Zwei Gärten.

Niedergeschrieben in Schwetzingen
am 9. Juni 1862.

I.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n?
Göthe.

Hab' ich den einen der Gärten
Auch öfter als Jüngling geseh'n,
Dem Drang, ihn als Greis zu besuchen,
Ich kann ihm nicht widersteh'n.

Vorablich seitdem ich ihn später
In orientalischer Pracht
Beleuchtet gesehen, im Mährchen
Aus „Tausend und Eine Nacht."

Das Schöne veraltet niemals,
Das Schöne bleibt immer neu;
Drum bleib' ich dem Schwetzinger Garten
Im hohen Alter noch treu.

Die „Moschee", den Appollotempel
Und andere schöne Parthie'n,
Die will ich hier überspringen,
Im Alter noch jugendlich kühn.

Dabei muß ich Ein's nur beklagen,
Weil's fast an's Vandalenthum grenzt:
Daß Vieles im Garten heut fehlet,
Was weiland, als Kunstwerk, geglänzt.

Daß viele gediegene Gruppen
Des Meisters, in Speyer zu Haus*),
Nach Karlsruh' hinübergesiedelt, —
Mit Schmerzgefühl sprech' ich es aus.

Und hatten auch heuer die Rosen
Vor Pfingsten fast abgeblüht,
Des Fesselnden war doch gar Vieles
Für ein deutsches Poetengemüth.

Wo kann man größere Gruppen
Von stattlichen Bäumen sehn'?
Man möchte stundenlange
Vor diesen Giganten steh'n.

Den ländlichen Virtuosen,
Den alten, bärtigen Pan,
Den ich als Jüngling bewundert,
Seh' heut' noch bewundernd ich an.

Bläst er eine rührende Weise
Zur Feier der ländlichen Ruh,
Dann rauschen ihm Beifall die Wipfel,
Der Fels weint leise dazu.

Und mahnet auch Vieles im Garten
An die Rococco-Tage und heut',
Ich seh's mit dem gleichen Vergnügen,
Wie den Christbaum in früherer Zeit.

Wiss't ihr, was im Schwetzinger Garten
Am Besten mir heut' noch gefällt,
Ihr würdet es schwerlich errathen,
Drum sag' ich's: „Das Ende der Welt."

Die Wand, ganz nahe dem Auge, —
Man greift sie beinah' mit der Hand,
Und die prächtigste Perspektive
Weit hinein in ein sonniges Land!

Wie viel auch dem stillen Beschauer
Im rosigen Zauber erglänzt,
Hier zeigt sich der Schwetzinger Garten
Dem Staunenden unbegrenzt.

Drum, wenn es auf den Pfingstmontag
Uns Spey'rer nach Schwetzingen zieht,
So find' ich das äußerst natürlich,
Begründet im deutschen Gemüth.

e.

*) Bildhauer Linck, meinem Zeichnungslehrer.

Der Schäferhannes
und
die kaiſerlichen Werber in Montabaur.

(Fortſetzung.)

27. Der Huſar und der alte Herr Paſtor.

Die alte fünfundſiebenzigjährige Urſel, des Pfarrers Köchin, war nicht wenig erſchrocken, als ſie einen mächtig großen Huſaren mit ſchleifendem Sarras und klirrenden Sporen zum Hofe herein kommen ſah und hörte. Es hatte ſie darob eine ſolche Angſt überkommen, daß ſie nicht wagte, ihr Zimmerchen zu verlaſſen. Der Hannes trat feſten Schrittes durch den Hof und unter die Thüre des Hauſes. Kaum aber hatte er einen Fuß in den Vorplatz hinein gethan, ſo fuhr des Paſtors Spitz mit ſo wüthendem Gekläffe ihn an, daß der Herr Paſtor erſchrocken die Stubenthüre aufriß und rief: „Wer da?“

„Gut Freund!“ erſcholl eine kräftige, klangvolle Männerſtimme.

„So treten Sie näher!“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, Herr Paſtor!“

„In Ewigkeit! Amen. Wen habe ich die Ehre?“

„Ich möchte Sie das ſelbſt herausfinden laſſen, Herr Paſtor, wenn ich es wagen darf!“

„Alſo habe ich jedenfalls keinen Fremden vor mir.“

„Darin haben Sie vollkommen recht, Herr Paſtor“, und hiermit trat der alte Herr zur Thüre und rief: „Urſel, bringe einmal Licht herein!“ Sogleich kam die Urſel mit dem Lichte, ging aber aus Angſt in einem großen halbkreisförmigen Bogen um den Huſaren herum, der kerzengerad mitten im Zimmer ſtand, ſtellte das Licht auf den Tiſch und machte ſich auf demſelben Umwege ſchnell wieder hinaus, ohne, wie ſich das auch nicht anders gehört, ein Wörtchen zu ſagen. Der Herr Paſtor ergriff das Licht und beleuchtete den Huſaren von oben bis unten und von unten bis oben, doch ſichtlich ohne Ahnung, wen er vor ſich habe, und das war erklärlich. Als der Hannes nächtlicher Weile entführt wurde, war er zwanzig Jahre alt, und zwiſchen damals und heute lagen fünf Jahre der Entbehrung, der Strapazen, des Kampfes, des Lebens im Felde bei Wind und Wetter, Froſt und Hitze. Das Alles kann die Phyſiognomie eines Menſchen gewaltig ändern. Endlich ſprach er, ſein Brevier weglegend: „Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ...“

„Was glauben Sie dann, gewiß zu wiſſen, Herr Paſtor, wenn ich fragen darf?“

„Nun, Sie können mir vielleicht Kunde geben von dem, den ich im Sinne habe. — Es iſt nämlich — vor fünf Jahren etwa — ein junger Menſch von hier allem Anſcheine nach durch die früheren kaiſerlichen Werber in Montabaur entführt worden und ſeit der Zeit haben wir lange kein Wort mehr über ihn vernommen, bis denn endlich — es ſind jetzt zwei Jahre — ein Brief ankam ꝛc.“ und hier erzählte der alte Herr, nachdem der Huſar ſich geſetzt hatte, was wir bereits wiſſen.

„O ja, über dieſen kann ich Ihnen, Herr Paſtor, die genaueſte Auskunft geben. Dadurch wird dann auch zugleich der Brief ſeine rechte Würdigung erhalten. Der junge Mann, von dem Sie da reden und von dem in dem merkwürdigen Briefe nur ſehr wenig wahre Worte geſagt ſind, der bin ich.“

„Was? Sie? Du?“

„Ja, ich, Herr Paſtor. Sehen Sie mich nur genau an! Ich bin der ſeit fünf Jahren vermißte Schäferhannes, den Sie vor fünfundzwanzig Jahren getauft, und dem Sie vor zwölf Jahren die erſte heilige Communion gereicht haben, und der Ihnen ſo oft die Meſſe diente.“ Und hier theilte der Hannes das Hauptſächlichſte ſeiner Erlebniſſe ſeit jener Zeit kurz mit, und ſagte dann: „Alles Weitläufige ſeien Sie ſo gut, mir für jetzt zu erlaſſen; ich will meine Schickſale, wenn Sie das für gut finden, vor verſammelter Gemeinde ausführlich erzählen.“

„Gewiß, ich finde das ſehr gut“, ſagte der Herr Paſtor.

„Dann bitte ich Sie jetzt nur noch, mir gütig zu ſagen, wie es meiner lieben, guten Mutter und meinen Geſchwiſtern geht!“

Nachdem der alte Herr ſich von ſeinem

Staunen erholt, und ſich von der Identität des Hannes überzeugt hatte, ließ er dieſem einen tüchtigen Imbis und eine Flaſche Wein vorſtellen, und während dieſer es ſich köſtlich ſchmecken ließ, gab ihm der Herr Paſtor auf ſeine Fragen vollſtändigen und beruhigenden Aufſchluß und bemerkte dazu, daß er andern Morgens früh ſeine Mutter, die ihn nach Inhalt des Briefes todt glaube, ſelbſt vorbereiten und unterrichten wolle; er ſolle ſich bis dahin im Hauſe halten und vor Niemand ſehen laſſen.

„Auf eine andere Frage, lieber Hannes, die ich auf deinen Lippen ſchweben ſehe, die du dich aber auszuſprechen geniirſt, kann ich dir leider bis zu dieſem Augenblicke einen freudigen Aufſchluß nicht geben; allein ich zweifle dennoch nicht, daß auch dieſe Angelegenheit ſich für dich, der du von dem gnädigen Gotte ſo ſichtbar begnadet biſt, noch gut und erfreulich löſen wird."

So ſaßen ſie noch bis ſpät am Abend zuſammen, endlich gingen ſie zu Bette und die alte Urſel zerbrach ſich den Kopf hin und her, was das für eine Bewandtniß mit dem Huſaren haben möge. An den Schäferhannes, den ſie von Kindheit an gekannt hatte, dachte ſie nicht mehr; der war ja, wie ſie wußte, längſt todt.

(Fortſetzung folgt.)

Schweſter und Geliebte.

(Fortſetzung.)

So vergingen mehr als ſechs Wochen; ſie hoffte an jedem Morgen auf's Neue, um jeden Abend wieder zu verzweifeln. Von der Polizei bedroht, dem Hohn der Subalternbeamten ausgeſetzt, fand ſie die Pforten der Miniſterhotels fortan für ſich verſchloſſen. Da endlich ſandte ihr die Vorſehung eine Freundin, eine Beſchützerin in der Perſon der Gräfin Eliſe B..., die von dem Unglück der jungen Deutſchen durch einen Zufall Kunde erhalten hatte und ſich lebhaft für ſie intereſſirte. Einſt, da ſie ihren Schützling wieder von Kummer niedergedrückt und in Thränen ſchwimmend fand, rief ſie, von Mitleid bewegt:

„Tröſten Sie ſich und faſſen Sie Muth, armes Kind! Ihre Bittſchrift ſelbſt zu überreichen, darf ich nicht wagen, denn man würde mich nach Sibirien ſchicken, oder mindeſtens vom Hofe verbannen, und Ihnen wäre dadurch nicht geholfen. Aber was ich für Sie thun kann, ſoll geſchehen; ich leihe Ihnen meine Equipage und meine Dienerſchaft; ſie legen ein Kleid von mir an, ich erbitte eine Audienz bei dem Kaiſer für mich, und verſchaffe Ihnen ſo die Möglichkeit, ihm perſönlich zu nahen. Das Uebrige muß Ihr Muth und Ihr gutes Glück vollbringen, wenn Sie vor ihm ſtehen. Wollen Sie es wagen, was ich Ihnen vorſchlage?" —

— Und was antworteten Sie? — unterbrach ich unwillkürlich die Erzählerin.

„Antworten? — O, ich vermochte es nicht! Ich warf mich ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides."

— Aber fürchteten Sie nicht, Ihre großmüthige Beſchützerin zu compromittiren? —

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich daran im Egoismus meines Schmerzes gar nicht dachte. Ich hatte nur einen Gedanken: meines Bruders Befreiung, alles Andere exiſtirte für mich nicht. Ich hätte für dieſe Idee mein Leben — Gott verzeihe mir! — vielleicht das eines Andern geopfert. Schon am nächſten Vormittage ward der Plan in's Werk geſetzt. Drei galonnirte Läufer umgaben die glänzende Equipage der Gräfin; zwei Jäger ſtanden hintenauf. Man meldete die Gräfin B..., die als beſondere Gnade eine Audienz von Seiner Majeſtät erbitte. Die vergoldeten Flügelthüren öffneten ſich vor mir; der Kaiſer ſchritt mir mit anmuthiger Galanterie entgegen, um mir die Hand zu bieten — doch mit befremdetem Blick fuhr er plötzlich zwei Schritte zurück." —

— Mein Gott, wie war Ihnen da? — rief ich. — Sank Ihnen das Herz nicht vor die Füße? —

„Nein; es ſchlug nur etwas ſchneller und ſtärker. Ich warf mich zu des Kaiſers Füßen und rief mit gefalteten Händen: Gnade, Kaiſerliche Majeſtät, Gnade für einen unſchuldig Verurtheilten!" — Wer ſind Sie? — fragte er bewegt — was kann ich für Sie thun? — Er ſprach viel ſanf-

ter und freundlicher als seine Minister; in meiner Seele drängten sich so viele Hoffnungen, so viele Befürchtungen durcheinander, daß ich den Thränen nicht zu gebieten vermochte. „Mögen Ew. Majestät mir verzeihen", sprach ich endlich, „ich bin nicht die Gräfin Elisa — ich bin nur die Schwester des unglücklichen Heinrich Ambos, den ein ungerechter Richterspruch nach Sibirien verbannte! O Gnade, Gnade für ihn! Hier sind die Papiere, die seine Unschuld beweisen. Gnade, Majestät, für meinen armen Bruder!" —

Mit einer Hand reichte ich die Bittschrift mit ihren Anlagen hin, mit der andern ergriff ich den Saum seines Rockes und drückte ihn an meine Lippen. — „Stehen Sie auf!" — gebot der Kaiser; doch ich wollte mich nicht erheben, bis er die Papiere aus meiner Hand genommen hatte. Meine Aufregung hatte ihn angesteckt; er nahm die Bittschrift und wiederholte: „Stehen Sie auf, Fräulein! Ich will es!" — Er reichte mir die Hand; ich drückte sie an meine Lippen und sagte: „Nicht eher, als bis Eure Majestät mir versprechen, daß Sie die Papiere lesen wollen!" — Ich werde sie lesen! — antwortete er. Nun stand ich auf, und folgte, den Blick fest auf ihn gerichtet, dem Ausdruck seiner Züge, während er las, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Er schien erstaunt, seine Physiognomie veränderte sich mehrere Male. „Ist es möglich?" rief er. „Aber das ist ja abscheulich!" — Als er geendet und die Papiere zusammengefaltet hatte, wandte er sich zu mir und sagte ohne weiteren Zusatz: „Ihr Bruder ist begnadigt, Fräulein!" — Die wenigen Worte hallten im Innersten meiner Seele wider; ich wäre heute nicht im Stande, mich zu entsinnen, in welchen Ausdrücken ich dem Kaiser meinen Dank aussprach. „Euer Majestät ist eine Gottheit auf Erden!" so ungefähr redete ich zu ihm. „Ihre Minister wollten mich niemals zu Ihnen lassen, und jetzt bebe ich selbst —" — Fürchten Sie nichts, — unterbrach er mich; — Sie haben mein Versprechen! — Er reichte mir die Hand, hob mich auf und führte mich bis zur Thür. Ich versuchte, noch einmal zu danken, doch die Stimme versagte mir; ich küßte stumm seine Hand. O, der Kaiser ist ein vortrefflicher Mann! Er weiß nur nicht, wie grausam seine Minister sind, und wie viel Böses sie thun."

Ich habe versucht, die Scene so wiederzugeben, wie die junge Heldin sie mir erzählte. Könnte ich nur die wahrhaft dramatische Darstellung, die charaktervollen Bewegungen, die Lebhaftigkeit der Handlung reproduciren, die sich so unauslöschlich in meine Seele gegraben haben, und mich tiefer bewegten, als irgend ein Schauspiel, dem ich je beigewohnt.

Bei ihrer Rückkehr aus dem Palaste empfing sie die Glückwünsche ihrer Wohlthäterin und des Pastors, die ihr jedoch riethen, gegen Niemanden ihre Audienz bei dem Kaiser zu erwähnen. Dem ersten Aufschwunge der Freude in dem Herzen des muthigen Mädchens folgte merkwürdiger Weise eine tiefe Niedergeschlagenheit. Sie rief sich alle besiegten Hindernisse zurück, und die Furcht vor neuem Unglück übermannte sie gerade im Augenblick des Gelingens. Die übernatürliche Kraft, welche die Spannung der Ungewißheit ihr verliehen, brach jetzt zusammen; die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Monate machten ihre verderblichen Wirkungen geltend und ein nervöses Fieber warf sie auf's Krankenlager.

(Fortsetzung folgt.)

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste wird geeggt,
Vom Zweiten wird gelegt,
Das Ganze wird gehegt
Und durch Geschoß erlegt.

S. .....l.

Auflösung der Charade in № 47:

Stammbaum.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Samstag, 21. Juni 1862.

* Zwei Gärten.

Niedergeschrieben in Schwetzingen am 9. Juni 1862.

II.

Im Himmel gibt es Kronen!...
Nach ihm.

Mich aber zog es heut' mächtig
Zur anderen Gartenflur,
Fei'rt auch in ihr auf Pfingsten
Eine Todtenfeier Natur.

Hier, wo „entgegenreifet
In die Erde gesätes Gebein
Dem großen Tage der Garben",
Hier tret' ich voll Ehrfurcht ein.

Dort reges, munteres Treiben, —
Das Leben im üppigsten Flor, —
Hier tiefe Gräberstille,
Kein Laut berühret das Ohr.

Hier also schläfst du im Frieden,
Auf dieser verödeten Flur,
Du echter Meistersänger
Der „süßen heil'gen Natur?"

Wer hat sie, wie du, verstanden,
Wer, wer, wie du, sie belauscht,
Wenn bei Hochgewittern in Bächen
Der Regen vom Himmel gerauscht;

Wenn heiliger Sabathfrieden
Auf ihren Gefilden lag,
Wenn alle Wesen gefeiert
Jehova's geheiligten Tag?

Was deine Muse, du Edler,
In Weihemomenten sang,
So einfach und dennoch so lieblich,
Für alle Zeiten hat's Klang.

Schlaf' süßen, süßen Frieden
In deinem einsamen Port!
Dir flöten die Nachtigallen
Im prächtigen Garten dort;

Dich feiern die emsigen Bienen,
Die schwelgen im Blüthenduft,
Dir schmettert die jubelnde Lerche
Aus hoher, tiefblauer Luft;

Dich feiert der Kukuk da drüben,
Die Wachtel auf dämmernder Flur,
Dich, echter Meistersänger
Der süßen, heil'gen Natur!

Dich feiert die sinkende Sonne,
Mit Rosen des Himmels bekränzt,
Dich, Hebel, feiert die Thräne,
Die mir im Auge glänzt!

e.

Der Schäferhannes und die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

28. Der Herr Pastor und die blinde Annebärbel.

Andern Morgens früh ging der Herr Pastor auf das Dorf, wo die Schäferkowesen bei ihrem Sohne wohnte, die h Messe lesen. Als er aus der Sakristei kam, um an den Altar zu gehen, kam die Alte, wie immer, durch ihr Enkelchen geführt, zur Kirche. Nach beendigtem Gottesdienste eilte sich der Herr Pastor, die Paramente abzulegen und holte die alte Frau noch auf dem Kirchhofe ein. Er redete sie, wie immer, freundlich an:

„Guten Morgen, Annebärbel!"

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pastor!“ rief sie und alle Versammelten.

„In Ewigkeit! Amen.“

Alle blieben stehen und horchten

„Wie geht es dir?“

Ja, Herr Pastor, wie soll es einer alten, fast blinden Frau gehen, die dazu noch schweres Herzenleid zu tragen hat?“

„Siehst du denn wirklich so schlecht, daß du dich mußt führen lassen?“

„Was mein Gesicht anbelangt, so sehe ich doch noch so ziemlich, und brauche deßhalb gerade keinen Führer; aber es ist mir angst, daß ich falle. Wenn mich aber mein Enkelchen unterstützt, so habe ich mehr Muth.“

„Drückt dich denn immer das Schicksal deines Hannes noch so hart, weil du von dem Herzeleid redest?“

„Ach Gott! Herr Pastor, den kann ich niemals vergessen; so lange mir ein Auge aufsteht, muß ich um den weinen!“

„Ich weiß nicht, Annebärbel! wie das ist, aber ich habe von Anfang an nicht so recht fest geglaubt, daß er todt sei. In so Kriegszeiten, da gibt's oft merkwürdige Verwechslungen, und es ist schon mehr als einmal vorgekommen, daß Leute für bestimmt todt gesagt wurden, die doch, und zwar noch lange nachher gelebt haben!“

„Gott gebe, daß es mit meinem lieben, guten Hanneschen eben so sein möge, wie Ihr da sagt!“

„Du hast wohl recht oft und herzlich für die Erhaltung und Rückkehr deines Hannes gebetet?“

„Ach Gott, gewiß; ich habe mich nicht niedergelegt, ich bin nicht aufgestanden, ich habe nicht gegessen, ohne den lieben Gott für seine glückliche Heimkehr zu bitten!“

„Wenn die Gebete der Menschen nicht wider die weisen Ratschläge Gottes sind, erhört der Allgütige gerne die Bitten, zumal die einer Mutter.“

„Ach ja, Herr Pastor! ich habe am Ende auch nie anders gebetet, als: „Herr! wie du willst!“ So habt Ihr uns ja gelehrt!“

„Nun, liebe Annebärbel! es ist noch nicht aller Tage Abend. Ich habe gestern einen kaiserlichen Husaren gesehen und gesprochen, der auch den Krieg mitgemacht hat. Der kennt deinen Hannes recht gut; er ist, wenn man so sagen soll, sein bester Freund immer gewesen.“

„Ach Gott! So! Nun, Herr Je! was meint der denn?“

„Nach dem, was ich von ihm gehört, kannst du noch recht gut die Hoffnung haben, deinen Hannes wiederzusehen.“

„Ach Gott! Herr Pastor! ist's auch wahr? Du mein Gottchen! Ist der Mensch in der Nähe? Kann ich ihn sehen, sprechen?“

„Du kannst ihn sehen und sprechen; denn ich habe ihn aufgehalten; er ist bei mir im Pfarrhause.“

„Liebster Herr Pastor! Ich sehe ja ganz gut, und seht nur einmal, wie ich noch marschiren kann!“ Und damit lief die alte Annebärbel, wie ein Kind, auf dem Kirchhofe umher, daß sich alle Leute kopfschüttelnd ansahen und weinen mußten.

„Ach Gott, darf ich mit euch gehen, Herr Pastor?“

„O ja, du könntest schon mitgehen; aber ich halte für besser, daß ich ihn den Nachmittag mit hierher bringe. Er weiß so Vieles zu erzählen, daß ich ihn noch ein paar Tage bei mir behalten will. Er hat mit deinem Hannes immer in einem Zelt geschlafen, in seiner allernächsten Nähe marschirt, an seiner Seite gekämpft, alle Gefahren mit ihm getheilt; er hat gesehen, wie ihm der General Laudon ein Ehrenzeichen gegeben. Von einer Verwundung des Hannes weiß er aber nichts und erklärt, der Brief, den wir bekommen haben, sei ganz falsch, und nach seiner Aussage lebt dein Hannes nicht bloß, sondern ist frisch und gesund und kann möglicher Weise bald hierher kommen.“

Während der Herr Pastor diese Worte sprach, war die Annebärbel auf die Kniee gesunken, faltete die Hände und starrte ihn mit weitgeöffnetem Munde und Augen an.

„Geh' nach Haus, Annebärbel, und besinne dich dieweil, was du den Husaren über deinen Hannes Alles fragen willst; ich will jetzt nach Hause gehen und frühstücken und dann gegen Mittag schon mit ihm hierher kommen.“

„Ach ja, Herr Pastor, ich will Alles machen, wie Ihr sagt!“

Der Herr Pastor ging heim und meldete dem Hannes, wie die Sachen standen, und sogleich nach dem Frühstück gingen sie nach Kleinholbach. Als die Bauern, die gerade im Hofe des Heimburger bei der Gemeinde waren, den Herrn Pastor mit dem Husaren kommen sah, riefen einige der Jüngeren wie aus einem Munde: „Gebt acht, der Schäferhannes!“ Das hörte der Herr Pastor, und nach dem üblichen Gruße, den ihm die Gemeinde entgegenrief, sagte er: „Ja, der Schäferhannes! Hier seht ihr ihn als lebendigen Zeugen, daß denen, die Gott erhalten will, keines Menschen Bosheit und selbst keines Schicksals Tücke etwas anhaben kann. Er ist's, er lebt und, so Gott will, soll ihm das vorzeitige Todtenamt ein langes, glückliches Leben bedeuten!“

Hierauf trat der Hannes vor, grüßte den Heimburger erst militärisch, dann gab er ihm die Hand und so der Reihe nach allen Einwohnern, die bei der Gemeindeversammlung waren.

Nun ersuchte der Herr Pastor den Heimburger, daß er einige Knaben auf die benachbarten Dörfer sende, um die Geschwister des Hannes nach Gierod zur alten Mutter mit dem Bemerken zu bestellen, daß ein kaiserlicher Husar da sei, der von dem Hannes Kunde gebracht habe. So geschah es denn auch. In fünf Minuten aber war buchstäblich das ganze Dorf zusammen. Da gab's ein: „Ah Gott! Herr Je! Denk' ein Mensch! Sapper Macht!“ sogar Donnerwetter, worüber jedoch die betreffenden Fabrikanten in Anwesenheit des Herrn Pastors sichtlich erschracken. Des Weiteren wurden sie vertröstet bis nach einigen Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester und Geliebte.

(Fortsetzung.)

Vier Tage nach ihrer Audienz bei dem Kaiser, als sie in später Nacht, ihre Schlaflosigkeit durch Lesen bekämpfend, zufällig die Augen erhob, erblickte sie am entgegengesetzten Ende des Zimmers deutlich die Gestalt ihres Bruders. „Mein Gott, Heinrich!“ rief sie. „Bist Du es?“ Das Phantom antwortete nicht, näherte sich jedoch langsam, und blieb, den schwermüthigen Blick fest auf die Schwester gerichtet, einige Zeit nahe am Bette stehen. Von Grauen ergriffen, war sie keiner Regung mächtig; als sich endlich ihre Zunge löste, rief sie laut nach der Tochter der Wirthin, die im Nebenzimmer schlief. Louise eilte herbei, und die Erscheinung war verschwunden.

„Eine eisige Kälte hatte mein Herz ergriffen“, erzählte Fräulein Ambos. — „Ja — sagte ich mir, — mein armer Heinrich ist todt, und Gott hat ihm erlaubt, mich heimzusuchen. Dieser Gedanke verfolgte mich Tag und Nacht. Doch am dritten Tage — es war ein Montag — klopfte ein Lakai in kaiserlicher Livree an die Thüre meines Hotels und brachte mir die Begnadigung meines Bruders, wohl beglaubigt und untersiegelt. Ueber diese Freude vergaß ich alle trüben Ahnungen. Der Minister, der mich so hart behandelt hatte, erbot sich, nach Sibirien zu senden, um mir die Anstrengungen und Kosten der Reise dorthin zu ersparen; doch ich lehnte ab, da ich das kostbare Papier nicht in fremde Hände zu geben wagte. Ich war entschlossen, es selbst an Ort und Stelle zu bringen; ich, ich allein wollte die Ketten sprengen, deren Last mein Herz so lange wund gedrückt hatte. Ich beendete schnell meine Vorbereitungen und reiste, kaum genesen, nach Moskau ab, wo ich binnen drei Tagen anlangte. Die Stadt, wo mein armer Bruder schmachtete, lag noch neuntausend Werst jenseits Moskau, und die Festung, in welcher die Strafgefangenen arbeiteten, noch weiter entfernt. Sieben Tage und Nächte reiste ich mit der Post, nur im Wagen schlafend; dann zwang mich die Erschöpfung, zwei Tage auszuruhen, ehe ich meine Reise fortsetzte, die abermals noch sieben Tage und Nächte dauerte.“

— Und Sie reisten ganz allein? —

„Ganz allein und ohne allen andern Schutz, als einige amtliche Zeilen, die mir von St. Petersburg aus mitgegeben worden waren. Die Wege waren vortrefflich; die Posthäuser folgten sich in regelmäßigen

Abständen, und wir reisten schnell. Doch weder Wohnhäuser, noch Gasthöfe lagen an unserem Wege; das Brod, das man uns darbot, sah aus, wie in Fett getränkter und dann getrockneter Ruß; ich vermochte vor Ekel nicht, es über meine Lippen zu bringen. O, wie war mir zu Muthe, während die tartarischen Pferde mich pfeilschnell über jene unabsehbaren, todtstillen Ebenen fortzogen, die kein Ende nehmen wollten! Mir schwindelte der Kopf; ich glaubte oft nicht an die Wirklichkeit dessen, was mit mir vorging. Wenn ich zuweilen des Nachts erwachte, so ganz allein, viele hundert Meilen weit entfernt von den Meinigen, dann hatte ich Mühe, meine Gedanken zu sammeln und mich zu besinnen, wo ich war. Wenn ich heute an jene Reise zurückdenke, schaudere ich mehr in der Erinnerung, als da ich mitten in ihren Mühen und Gefahren lebte. Einige Male ward ich auch von nichtswürdigen Männern angegriffen, doch Gott gab mir Kraft, mich zu vertheidigen; meine Rede, mein Blick, meine Haltung mochte ihnen sagen, daß ich zum Aeußersten entschlossen war, und sie ließen mich in Ruhe. Nur die Hoffnung, meinen Bruder wiederzusehen und ihm Befreiung zu bringen, die trotz aller schlimmen Ahnungen sich nicht aus meiner Seele verdrängen ließ, war es, die mich aufrecht erhielt und mir Alles leicht und erträglich machte." —

In den ersten Tagen des August erblickte die jugendliche Heldin endlich die Zinnen der Festung, die ihres Bruders Kerker war. Man führte sie zu dem Gouverneur, der sie artig empfing. Als sie ihm mit vor ungeduldiger Freude zitternder Hand das Begnadigungsdecret hinreichte, und den Namen ihres Bruders nannte, verdüsterte sich das Antlitz des Offiziers; langsam entfaltete er das Papier und brachte länger als fünf Minuten über dem Lesen der sechs Zeilen zu. Endlich stammelte er in sichtlicher Befangenheit:

„Ich bin untröstlich, mein Fräulein, aber der junge Mann, den diese Ordre bezeichnet, Heinrich Ambos, ist bereits im vorigen Jahre gestorben."

Die Arme stürzte besinnungslos nieder.

Es war auf einer Nachtreise, als Fräulein Ambos mir diesen Theil ihrer Erlebnisse erzählte. Sie vermochte lange nicht weiter zu sprechen; die Thränen erstickten ihre Stimme, und wie in nagender Verzweiflung rang sie die Hände.

„O mein Gott, was habe ich gelitten!" rief sie endlich. — „So weit gereist, so viel gethan und erduldet, um den Bruder im Grabe zu finden! Es ist schrecklich, schrecklich!"

Der unglückliche junge Mann war nach langem Leiden an den Wunden gestorben, welche die Eisenringe an seinen Füßen ihm gescheuert hatten, und die durch Vernachlässigung brandig geworden waren. Nach sechswöchentlichem Krankenlager erlöste ihn der Tod. Man denke sich, welche Qualen dieser feingebildete junge Mann hatte erdulden müssen, der im blühenden Lebensalter, mit dem niedrigsten Abschaum der Verbrecher zusammen gesperrt, seit fünf Jahren Steine klopfen und auf den Landstraßen Sibiriens Erde fahren mußte!

(Schluß folgt.)

* Vom andern Ufer.

Manch Land, wie wird's entdeckt? Am Meer zusammen
Gewahren Leute in der Wellen Flucht
Gesträuche fremd von Blatt und fremd von Frucht,
Die sonder Zweifel fremdem Land entstammen.

Nun brennt ihr Sehnsuchtsdurst in hellen Flammen,
In weiter Ferne wird das Meer durchsucht —
Sie landen endlich in der grünen Bucht,
Daraus die Sträucher an ihr Ufer schwammen.

Was tröstend, warnend, strafend je gekommen
In uns're Brust, aus einem fernen Land
Ist's an das Ufer uns'rer Welt geschwommen.

O wer nur sehnend hier am Ufer stand,
Das Land gesucht, deß Zeugniß er vernommen —
Er landet einst am ewig grünen Strand!

L. Maurer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Mittwoch, 25. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

29. Mutter und Sohn.

Der Herr Pastor und der Hannes gingen nun nach dem Mittagessen nach Gierod. Kein Mensch durfte etwas von der Rückkehr des Hannes hinüber melden. So lautete der strenge Befehl des Herrn Pastors und der wurde respectirt. Die alte Mutter hatte vom Morgen bis jetzt Zeit gehabt, das einstweilen Gehörte geistig zu assimiliren. Sie ahnte indeß nicht, daß ihr Sohn da sei. Sie saß ganz munter im Hausgange am Klapptische und aß ein Schmierkäsestück, das sie sich in kleine Bröckchen (Reiterchen) geschnitten hatte und trank Milch dazu, als Beide eintraten. Sogleich erhob sie sich, ohne ein Wort zu reden und ohne daß Jemand ein Wort dazwischen redete, ergriff den Husaren bei beiden Händen, drehte ihn so, daß sie ihm in's Gesicht sehen konnte, und rief mit einer aus innerster Seele kommenden Stimme: „Hanneschen! Hanneschen! O du heiliger, grundgütiger Gott!" und nun nahm sie ihre Schürze vor das Gesicht und sank ihrem Sohne an die Brust und weinte ganz laut und auch der Hannes weinte, daß seine Thränen in den dicken Schnurrbart rollten, und Alles weinte still mit.

Mit wunderbarer Fassung ertrug die alte Annebärbel den freudigen Schreck und wurde so munter und aufgeregt, daß man einen verderblichen Rückschlag fürchtete. Allein sie war und blieb munter; sie war noch gesunder und stärker, als man glaubte; nur der Wurm des Herzeleides hatte an ihrer Gesundheit genagt. Da nun das fort war, war auch jener todt. Ja, sie behauptete sogar, wieder gut zu sehen. Bis Abend blieb der Hannes bei ihr, erzählte ihr kurz seine Erlebnisse, wozu sie bald weinte, bald Gott laut pries und am andern Tage versammelte sich wieder in Kleinholbach die Gemeinde und der Hannes erzählte seine Erlebnisse, die wir unsern Lesern im Zusammenhang weiter unten mittheilen wollen. Ehe er aber anfing, sagte der Heimburger: „Es wird gut sein, wenn ich euch erst noch eine interessante Neuigkeit erzähle. Ihr werdet dann in der Erzählung des Hannes Manches besser verstehen."

30. Der Schneiderphilipps

ist gestern vor Tagesanbruch auf und davon gegangen und hat folgendes Schreiben zurückgelassen:

„An die Bürger von Kleinholbach.

Wenn Ihr dieses leset, bin ich weit fort, vielleicht schon todt. Ich habe den Schäferhannes, den ich gestern, als ich von der Mühle kam, gesehen und sogleich erkannt, und dem ich, um mich zu überzeugen, daß er es sei, bis an's Pfarrhaus gefolgt bin, immer aus ganzer Seele gehaßt, je länger je mehr, und ich hätte ihn gerne verdorben, wenn ich nur gekonnt hätte; auch habe ich mich nur darum zwischen ihn und das Bärbelchen gedrängt, um diesen Menschen zu ärgern und zu reizen. Heirathen habe ich das Bärbelchen allerdings gewollt, weil ich glaubte, den Hannes, wenn er wiederkommen sollte, dadurch in die weite Welt treiben zu können. Ich habe ihn auf dem Christmarkt in Montabaur den Werbern in die Hände gespielt; ich habe ihn in dem Hohlwege verrathen, vorher seine Hunde vergiftet, den Brief aus Leitmeritz mir

durch das kaiserliche Werbebureau schreiben und besorgen lassen, die Schweine des Müllers mit Pfeffer vergiftet, das Kalb erwürgt, die Kuh getödtet, die andern Kühe mit Nadeln in die Milchadern gestochen und mit dem Melkstuhle und dem Besenstiel unter den Bauch geschlagen, daß sie blutige Milch gegeben, und dem Müller gesagt, die Kühe könnten behext sein. Ich habe den Kindern des Henrich Stechapfelsamen eingegeben, die Salbe in der Apothele zu Montabaur gekauft und dem Bärbelchen unter's Bett geworfen, die Fratzen auf das Papier gemalt, die Sprüche geschrieben, und auch am Hinterfenster gerufen: „Hört nur auf! ꝛc." Ich sehe nun, Gott widersteht mir, weil ich Unschuldige verderben wollte, und diesen steht er bei; möge er mir nun gnädig sein; denn mich beherrscht der böse Geist. Ich gehe, wenn ich mich nicht selbst umbringe, bis an der Welt Ende! Ich Unglücklicher! Ich Teufelskind!"

Mit Grausen vernahmen Alle diese Ergießungen eines falschen, boshaften Herzens und erkannten gern an, daß in dem Schneiderphilipps etwas Dämonisches herrsche, sonst hätte er sich nicht überall solchen Eingang verschaffen können. Die meisten Einwohner des Dorfes hatte er in der einen oder andern Weise in sein Interesse zu ziehen gewußt; nur das Bärbelchen allein hatte ihm beharrlichen Widerstand geleistet, trotz aller Verfolgung. Es hatte in seiner sittlichen Reinheit sich unwiderstehlich abgestoßen gefühlt von einem Menschen von solcher Gesinnung, und das erhöhte jetzt ungemein die Achtung und Zuneigung Aller für es. Hätte man nur gewußt, wo es sich aufhielt, wohin es in der Angst und Verzweiflung, in die man es so ungerechter Weise getrieben, sich geflüchtet, man würde es im Triumph heimgeholt haben. Allein so mußte man die Lösung dieser Frage fortgesetztem Nachsuchen und der Zeit überlassen.

---

31. Die Schicksale,

die der Schäferhannes in den fünf Jahren von 1758 bis 1763 als kaiserlicher Husar erlebt hatte, waren merkwürdig genug, namentlich für die Bauern unserer Gegend, um noch lange hin den Stoff für die abendlichen Unterhaltungen in den Spinnstuben abzugeben. Diese Spinnstuben sind hier, wie in vielen andern Gegenden Deutschlands das, was Casino, Concert, politischer Club ꝛc. für die vornehme Welt sind. Der Hannes mußte diese seine Schicksale nach und nach denn auch auf vielen Dörfern in der Runde vor fast allgemeiner Versammlung aller Einwohner erzählen. Wie er sie vor der versammelten Gemeinde seines Geburtsortes Kleinholbach vortrug, so wollen wir sie nachstehend mittheilen, und ihn dabei selbst reden lassen.

„Ich war also am Pfingstmontage in Nomborn bei der Musik gewesen; den Freitag vorher hatte ich meinen zwanzigsten Geburtstag gehabt und das Bärbelchen hatte den Donnerstag vor acht Tagen seinen achtzehnten. Wir waren zwar sehr lustig, aber ich konnte mich einer innerlichen, unerklärlichen Angst, die ich schon mehrere Tage, besonders stark aber am Pfingstmontage empfunden hatte, gar nicht erwehren, und trank, um sie zu verscheuchen, etwas mehr, als ich vertragen konnte. Nach oder etwas vor zwölf Uhr ging ich mit dem Bärbelchen heim; an der Mühle sprach ich einige Worte mit ihm und schlenderte dann so langsam nach Hause. An der großen Eiche angekommen, stolperte Jemand vor mir her. Bald erkannte ich den Schneiderphilipps. Er schien so völlig betrunken zu sein, daß er fast nicht fortkonnte. Ich aber war im Augenblicke so friedlich gestimmt, daß ich ihn sofort freundlich anredete. Darauf schien er Vertrauen zu fassen, hängte sich an meinen Arm und fragte mit weinerlicher Stimme, warum ich ihm so feind sei; er meine es doch gut. Daß er das Bärbelchen gern habe, könne ihm doch Niemand übel nehmen; ich habe es auch gern und ich bekomme es ja doch; um so mehr könne ich ihm den Spaß gönnen, daß er als einmal mit ihm tanze und freundlich mit ihm sich unterhalte. Ich sagte ihm, daß ich dagegen gar nichts habe, nur solle er sich hüten, mich oder das Bärbelchen in irgend einer Weise zu verfolgen, und dann lasse ich mir nun einmal nicht ausreden, daß er bei der fatalen Geschichte am vorigen Christmarkt in Montabaur seine Hände in einer für mich verderblichen Weise im Spiele gehabt habe. Das verneinte er

in der heftigſten Weiſe und ſchrie dabei ſo, daß man es über das zehnte Haus hätte hören können. Unterdeſſen waren wir an dem Hohlwege angekommen. Es war mir auffallend, daß der Schneiderphilipps, gleich nachdem er mir am Arm hing, ſeine Trunkenheit völlig verloren hatte. Es fiel mir aber weiter nichts dabei ein. Ich wollte weiter gehen; er aber blieb ſtehen, um ſich gegen meine Beſchuldigung zu vertheidigen, rief dabei ſonderbarer Weiſe öfter und laut meinen Namen. Als wir nun endlich an der dicken Hecke angekommen, fühlte ich mich auf einmal von zwei kräftigen Fäuſten von hinten bei den Schultern ergriffen; gleichzeitig faßten mich eben ſolche zwei Fäuſte an den Beinen und ehe ich mich's verſah, lag ich auf dem Boden und ebenſo ſchnell hielt mir ein ſtarker Kerl, der ſich auf meine Bruſt kniete, den Mund zu und ſagte mir halblaut in's Ohr: „Jeder Verſuch, den du machſt, zu rufen, koſtet dir das Leben!“ und dabei hielt er mir ein Piſtol mit geſpanntem Hahn vor's Geſicht. Der Himmel war bewölkt und nur auf Augenblicke ſchien der Mond. Ich erkannte, daß ich in den Händen von vier Kerlen war, die jeden Fluchtverſuch unmöglich machten. Der Mund ward mir zugebunden und ich ward an den Händen gefeſſelt und auf ein Pferd zu einem Reiter geſetzt, an den man mich feſtband. Als ich ſo da ſaß, ſagten die Kerle zu mir: „So! in dieſer Stellung ſchlägſt du deinen Wächtern die Köpfe nicht mehr zuſammen“ und der eine ſagte: „ich ſpüre es heute noch, wenn es anderes Wetter gibt.“ Der Schneiderphilipps aber lief immer um das Pferd herum und rief in einem fort mir ſpöttiſch nach: „Adjes Hannes! Wo iſt jetzt dein großes Maul? Gelt, ich kann dir Eins einbrocken! Haſt du nichts an dein Bärbelchen zu beſtellen?“ Wie mir das durch das Herz ſchnitt, könnt ihr euch denken!“

(Fortſetzung folgt.)

Schweſter und Geliebte.

(Schluß.)

Das arme junge Mädchen begab ſich auf den Rückweg nach St. Petersburg. Kaum dort angekommen, ſank ſie von Neuem auf's Krankenlager. Alles intereſſirte ſich für ſie; der Ruf ihres Heldenmuthes, die Kunde von ihrem Unglück hatte ſich überall verbreitet; die erſten Namen der Ariſtokratie ließen ſich bei dem Portier ihres Hotels einſchreiben, der Kaiſer und die Kaiſerin ſchickten ihr koſtbare Geſchenke, unter andern jene Pelzſachen und Diamanten, die meine Aufmerkſamkeit erregt hatten. Der Kaiſer wünſchte ſie noch einmal zu ſehen und richtete Worte der wohlwollendſten Theilnahme an ſie.

„Ach!“ rief das junge Mädchen, als ſie mir dieß mittheilte, „weder Kaiſer noch Kaiſerin konnten mir meinen Bruder wiedergeben! Ich hatte an die Meinen geſchrieben, doch ohne ihnen die ganze traurige Wahrheit zu enthüllen; ich wagte ja nicht, meiner armen alten Mutter dieſen tödtlichen Schlag beizubringen. Jetzt aber ſtellen Sie ſich meinen Schmerz vor, wenn ich heimkehre, und die Pflicht mir gebietet, die ſchreckliche Wahrheit zu ſagen, die ich nicht zu ſchreiben wagte! — Meine Geſchichte iſt noch nicht aus, Madame“, fuhr ſie fort, als ich ihr ſchüchtern meine Theilnahme zu bezeugen ſuchte; „ich habe Ihnen noch etwas Schreckliches zu berichten. Im October verließ ich St. Petersburg, und reiste nach Riga, wo Alle, welche Heinrich gekannt hatten, mich mit Wohlwollen empfingen; doch mir blieb noch eine ſchwere Obliegenheit zu erfüllen. Ich hatte mir ſelbſt gelobt, Diejenige zu ſehen, der mein armer Bruder alle ſeine Leiden verdankte, mit ihr zu ſprechen, ihre Undankbarkeit und Feigheit ihr vorzuhalten; es war dieß ein unabweisliches Bedürfniß für mich. Mir war, als werde Heinrich dadurch gerächt, und als müſſe ich ſelbſt dann mein Leid weniger ſchwer empfinden. Meine Freunde redeten ab; ſie ſtellten mir vor, daß meine Rache unnütz und gehäſſig ſei — daß mir als Chriſtin die Pflicht der Vergebung obliege. Ich fügte mich ihren Gründen, und reiste ab. In Poyer, auf der preußiſchen Grenze, wo die Zollbeamten mein Gepäck unterſuchten, trat einer derſelben, der den Namen auf meinem Gepäck geleſen hatte, an den Wagen und rief: „Sie ſind doch wohl nicht Fräulein

Ambos, die Schwester meines unglücklichen Freundes, des Professors?" — Der Mann brach in Thränen aus, und mein Kutscher, der unsere Geschichte kannte, ahmte ihm nach.. Ich antwortete ihm, daß der einzige Dienst, den er mir leisten könne, der sei, mich recht bald zu expediren, denn es blieb mir nach der langen Reise kaum so viel Geld, um nach Hause zurückkehren zu können. In der That konnten wir, Dank den Bemühungen des braven Mannes, bereits nach zwei Stunden abreisen. Auf der zweiten Station, wo mein Kutscher angehalten hatte, um die Pferde zu tränken, zeigte er mir einen eben vorüberfahrenden Wagen und fragte: „Haben Sie die Damen gesehen, Fräulein, die soeben an uns vorbeifuhren? Das war Ihres Bruders ehemalige Braut, die schöne Jüdin, mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin." — Ich erstaunte; die Vorsehung selbst schickte mir die Schuldige entgegen. Auf dem Zollamte mußte sie anhalten, das wußte ich; der Kutscher mußte auf mein Verlangen umwenden, und ich versprach ihm einige Thaler Belohnung, wenn wir die Kalesche einholten. Die Pferde flogen schnell wie der Wind dahin, so daß ich noch vor dem Zollhause die verfolgte Equipage gewahrte; mein Herz pochte zum Zerspringen; ich stieg aus und näherte mich dem Wagen. „Sind Sie Emilie S...?" wandte ich mich auf gut Glück an die eine der Damen. Mein entschlossenes Wesen, meine bleichen, bebenden Lippen, mein starres Auge mußte sie erschreckt haben, denn sie erblaßte. „Ich bin es", sagte sie; „was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht." — Wer ich bin? Die Schwester des unglücklichen Heinrich Ambos, den Sie ermordet haben! — Sie stieß einen Schrei aus, und die Zollbeamten wollten ihr zu Hilfe eilen; doch ich hielt den Kutschenschlag fest. „Fürchten Sie nichts" — sprach ich geringschätzig — „ich komme nicht, um Ihnen ein Leid zuzufügen. Mein armer Bruder liebte Sie, dafür wurden Sie seine Mörderin. Gott wird seine Qualen, seinen Tod an Ihnen rächen; wenn Sie noch einen Funken menschlichen Gefühls in sich tragen, wird diese Erinnerung Sie unglücklich machen bis an Ihr Lebensende!" — Nach diesen Worten sank ich ohnmächtig am Kutschenschlage zusammen — man trug mich fort. Als ich den Gebrauch meiner Sinne wieder erlangte, war Alles verschwunden, und ich befand mich auf dem Wege nach Berlin." —

So lautete der Bericht des interessanten Mädchens. Sie zeigte mir, als wir in Mainz ankamen, das Begnadigungsdecret ihres Bruders, das sie aufbewahrt hatte, einen Brief der Gräfin Elisa und alle sonstigen, auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere, welche die Wahrheit ihrer Erzählung bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein bestätigten.

Am folgenden Morgen mußten wir uns trennen; ich ging rheinabwärts, und sie nach Zweibrücken, wo sie zwei Tage später einzutreffen gedachte. Am Abend sagte ich ihr, daß ich morgen früh um sechs Uhr abreisen müsse.

„Sie haben Antheil an mir und den Meinen genommen", sagte sie; „ich will Ihnen noch nicht Lebewohl sagen; ich stehe morgen auf, um Sie abreisen zu sehen." — Sie konnte sich vor Mattigkeit kaum mehr aufrecht halten, denn sie hatte den ganzen Weg von Berlin nach Mainz zurückgelegt, ohne eine Stunde zu schlafen. Ein enger Corridor trennte unsere beiden Zimmer und die Thüre des ihrigen mußte offen bleiben, damit das Geräusch meiner Abreise sie ja erwecken möge. Indessen brach der Morgen an, ohne daß sie zum Vorschein kam; ich trat leise in ihr Zimmer, und fand sie noch tief schlummernd. Ihr schönes, blondes Haupt ruhte auf dem einen Arme; nie sah ich ein schöneres Wesen. Lange stand ich vor ihr, und betrachtete sie mit liebender Bewunderung; dann beugte ich mich, hingerissen über die jugendliche Heldin, küßte ganz leise, um die der Ruhe so Hochbedürftige nicht zu wecken, die schöne, reine Stirn, und reiste ab, eine schöne Erinnerung für das ganze Leben mit hinwegnehmend.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Donnerstag, 26. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Fortsetzung.)

So ging's nun in raschem Trabe weiter und bei Tagesanbruch waren wir noch eine kleine Stunde vom Thal-Ehrenbreitstein. Im Walde wurde ein Viertelstündchen Halt gemacht. Ich beklagte mich im höchsten Zorne über die spitzbübische Art des Ueberfalls und alles Unrecht, was man an mir schon gethan und noch zu thun beabsichtigte, fluchte, drohte mit Allem in der Welt. Ein schallendes Gelächter antwortete mir und der Anführer der saubern Bande trat vor mich, ermahnte mich, alles Lamentiren und Schimpfen aufzugeben, indem das im Gegentheil meine Lage nur noch verschlimmern würde, und setzte dann wie spottweise allemal hinzu, es geschehe das alles ja nur zu meinem Glücke; es sei schade, daß ich als Schäfer mein Glück verträume; ich könne es weit bei den Kaiserlichen bringen; schon mancher gemeine Husar habe es zum General gebracht; denn mancher der jetzt commandirenden Generale sei auch in der Jugend ein armer Schlucker gewesen, wie z. B. der General Laudon beweise. Der sei ein armer liefländischer Bauernbube gewesen und jetzt sei er berühmter Husarengeneral. Auch der im dreißigjährigen Kriege so hochberühmte Feldmarschall Graf Holzappel, zubenannt Melander, sei ein armer Junge aus Niederhadamar gewesen ꝛc. Nicht auf diese glänzenden Aussichten hin, sondern weil ich sah, daß jeder Rettungs- oder Fluchtversuch unmöglich war, ergab ich mich äußerlich in mein Schicksal, besonders da mir der Anführer auch noch sagte, jede Widersetzlichkeit werde im Hauptdepot mit fünfundzwanzig bis fünfzig Stockschlägen geahndet werden. Und dann dachte ich auch oft daran, was mein seliger Vater immer sagte, man müsse sich in das Unvermeidliche im Leben willig fügen, und weil ich weiß, daß ohne Gottes Zulassung kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, so fing ich an, meine Lage in diesem Licht zu betrachten und wurde ruhiger. Ich hatte ja das Meinige ehrlich gethan und mich, wenigstens dießmal, nicht muthwillig in Gefahr begeben. Als es Tag war, waren wir in Koblenz. Gleich ging ein Transport ab nach Mainz. Er bestand aus herrlichen Burschen aus den Rheinlanden. Denen mußte ich mich anschließen. In Mainz machten wir einen Tag Rast, und hier gesellten sich die Angeworbenen aus der Pfalz und aus der Maingegend zu uns, wieder schöne Gestalten. Nun ging's ohne Unterlaß weiter bis Eger in Böhmen. Da wurde ich zu den Husaren des Generals Laudon gethan. Wir waren lauter große und starke Leute, voll Muth und Kampflust, hatten prächtige Pferde und Waffen. Ueberhaupt war das Heer schön und muthig. Ehe ich nun weiter erzähle, muß ich vor Allem sagen, daß ich auf der ganzen Reise sehr gut behandelt wurde, ja besser, als alle Andere, namentlich aber war mir der Führer der Angeworbenen auffallend gut. Er war aus der Rheingegend und ein gebildeter Mann. Er sagte mir öfter: „Der Kaiser braucht Leute, um einen aufrührerischen Vasallen zu züchtigen und da ist es sogar Pflicht, daß jeder gute Deutsche das Seinige dazu thut.“

32. Die Kriegslaufbahn.

Von Eger wurden wir nach Pilsen verlegt und hier einexercirt. Das ging unab-

läſſig und wir waren bald fertig, daß wir in's Feld rücken konnten. Unſeren erſten Kampf beſtanden wir mit den Preußen, wie der Brief richtig beſagt, bei Hochkirch, aber abgeſchnitten und verwundet wurde ich nicht; darin ſagt der Brief Unwahrheit. Die Preußen hatten ſich in offenem Felde gelagert. Es war am 14. October 1758 und Nachts nach zwölf Uhr, als die Generale Daun und Laudon zum Angriff commandirten. Hätte der alte Ziethen mit ſeinen Huſaren auch geſchlafen, wie die Andern, ſo hätten wir die Preußen faſt alle erſchlagen oder gefangen. So aber tödteten wir ihnen bloß den Marſchall Keith, viele Generale und Offiziere, 9000 Soldaten und nahmen ihnen über hundert Kanonen ab. Im folgenden Jahre, alſo 1759, hatten wir wieder einen harten Strauß mit den Preußen. Es war am 12 Auguſt bei Kunersdorf. Damals war ich, wie der Brief richtig ſagt, ſchon Unteroffizier. Das ruſſiſche Heer, unter Soltikow hatte ſich mit dem unſrigen unter Laudon vereinigt Wir ſchlugen die Preußen ſo vollſtändig, daß beinahe ihr ganzes Heer vernichtet war. Ich that meine Schuldigkeit, wie es jeder ordentliche Kerl muß und bekam dafür vom General Laudon, wie in dem Briefe ähnlich bemerkt iſt, hier das Ehrenzeichen, das ich zum Andenken an jenen merkwürdigen Tag immer tragen werde und auf das ich jedes Jahr und für lebenslang fünfzig Kaiſerguiden bezahlt bekomme. Im folgenden Jahre bekamen wir aber bei Liegnitz und Torgau von den Preußen ſolche Schläge, daß wir uns nach Böhmen zurückziehen mußten. Da war ich nun nicht im Spital, weil mir nie etwas fehlte, noch viel weniger bin ich damals geſtorben, wie ihr alle ſeht. Im folgenden Frühjahr zogen wir nach Schleſien und ſtürmten Schweidnitz. Hier blieben wir bis Herbſt, wo wir von den Preußen daraus vertrieben wurden. Gegen Winter rückten wir nach Böhmen. Jetzt kam ich als Es-Clarinettbläſer zur türkiſchen Muſik. Ich kann aber jetzt nach Noten blaſen, wie der Beſte, und viele Tänze und ſteyriſchen Ländler. Auch bin ich im Winter immer in die Militärſchule gegangen und kann jetzt ganz ſchön ſchreiben. Im Frühjahr war Friede. Jetzt hielt es mich nicht mehr bei den Soldaten. Man gab mir die beſten Worte und Verſprechungen, allein umſonſt; ich dachte heim, und ſelbſt im ärgſten Getümmel des Krieges habe ich nie vergeſſen, nach Hauſe und an meine Mutter und Geſchwiſter und, ich will es gern geſtehen, beſonders auch an das gute Bärbelchen zu denken. Ich bat wiederholt um meinen Abſchied und bekam ihn endlich ſehr ehrenvoll, wie ihr alle hier leſen könnt. Es iſt nirgends ſchöner, als zu Hauſe; ich habe viele ſchöne Städte und Gegenden geſehen, aber es hat mir nicht dort gefallen; mein Herz zog mich immer zur Heimath und ich bin herzlich froh, daß ich wieder hier bin." — Soweit der Schäferhannes.

33. Der Hannes wird auf's Neue Schäfer.

„Du kommſt gerade, wie gerufen", ſagte der Heimburger, „wenn du nicht zu ſtolz geworden biſt, noch weiter Schäfer zu ſein; denn du biſt es immer noch; wir haben deine Stelle in dem Wunſche und in der Hoffnung, daß du noch zurückkommen werdeſt, gar nicht beſetzt."

„Warum ſollte ich nicht mehr Schäfer ſein wollen? Weil ich Unteroffizier bei den Laudon'ſchen Huſaren war? Ich kann kein Handwerk und zudem gibt's keine ehrliche Beſchäftigung, die ſo gering wäre, daß man ſich ſchämen müßte, ſie zu treiben. Die Beſchäftigung kann den Mann weder ehren, noch ſchänden, ſondern der Mann nur kann der Beſchäftigung Ehre oder Schande machen. Ein guter Schäfer iſt mehr werth, als ein ſchlechter Miniſter, und ein verſtändiger, fleißiger Bauer nützt der Welt mehr, als ein toller Prinz."

„Ei nun, wenn du dann unſer Schäfer bleiben willſt, ſo ſage es rund heraus, wir ſind alle froh, wenn du dich dazu verſtehſt, müſſen es aber bald wiſſen, weil der alte Mann, der deinen Dienſt ſeither verſah, nicht mehr kann und auch nicht mehr mag. Deinen Lohn wollen wir ſo ſtellen, daß du mit Frau und Kindern recht gut davon leben kannſt, und ſind auch bereit, andere Wünſche, die du etwa haben magſt, zu erfüllen; denn wir alle wiſſen ja, daß du nichts Unbilliges

verlangst, und daß dir die Hut der Heerde vor alles Andere geht Nicht wahr, ihr Männer, ich spreche im Namen Aller?" sagte hierauf der Heimburger.

„Ganz wie aus unserem Herzen", antworteten Alle. „Macht Ihr zwei nur Alles fertig; wir sind es zufrieden!"

„Nun, dann sage deine Bedingungen, Hannes! Wir sind jetzt so schön beisammen; da können wir die Sache gleich fertig machen!"

„Was die Bestimmung meines Lohnes anlangt, so überlasse ich Euch das vertrauensvoll; die Bedingungen, die ich aber noch außerdem zu machen habe, sind folgende:

„Erstens möchte ich meinen Dienst erst mit Herbst antreten, denn ich will vor Allem jetzt sehen, ob ich das Bärbelchen wiederfinde. Ich habe keine Ruhe, bis ich weiß, wo es ist, und wie es ihm geht. Verheirathet ist es noch nicht; denn dafür bürgt mir seine große Treue, von der ich von Euch so Schönes gehört. Es soll an meinem Glücke Theil nehmen. Finde ich es nicht, was Gott verhüten wolle! so bleibe ich nur so lange hier, als meine Mutter lebt. Ist sie todt, so gehe ich fort, um nie wieder zurück zu kommen.

„Zweitens möchte ich mir, wenn ich das Bärbelchen finde und den Dienst antrete, eine Anzahl Schafe mittreiben, um auch etwas Wolle in der Haushaltung zu haben. Und drittens möchte ich, wenn ich das Bärbelchen finde und dann ständig hier bleibe, im Sommer, wenn die Hauptkirmessen in der Nähe sind, die Erlaubniß haben, am Sonntag, Montag und Dienstag auf der Kirmeß mit zum Tanze und im Winter hin und wieder auf einer Hochzeit mitspielen zu dürfen. Ich kann jetzt so Clarinett blasen, daß der Capellmeister mich oft gelobt hat, und ich möchte deßhalb auch gern von meiner Kunst etwas profitiren. An den Tagen, wo ich dann fort wäre, würde mein Knecht, den ich mir doch dingen muß, die Heerde allein besorgen. Viertens wünsche ich, wenn ich das Bärbelchen finde, daß der Herr Pastor von der Kanzel herab erklärt, die ganze Gemeinde bezeuge, das Bärbelchen sei keine Hexe. Ich glaube zwar an so dummes Zeug von Hexen und Hexerei nicht; allein ich möchte doch, daß Alle das Bärbelchen frei sprechen, damit ihm Niemand den Schimpf jener Nacht vorrücken kann!"

„Ich wußte zum Voraus, daß du nichts Unbilliges verlangen würdest, und ich finde meine Annahme bestätigt. Ich bin Alles zufrieden, und wenn es die andern Männer sind, so ist Alles in der Reihe."

„Wir sind Alles zufrieden und sind froh, daß wir den Hannes wieder haben und hoffen und wünschen, daß wir auch das Bärbelchen wiederfinden. Wir Alle wollen Erkundigungen einziehen und fleißig Nachfrage halten. Der Hannes muß uns dann den Winter über noch mehr erzählen von den Städten und Menschen, die er gesehen, von den Schlachten ꝛc."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Deutsche Erfindungen.) Die österreichische Armee ist nun mit verschiedenen feldmäßigen Batterien von Schießwollkanonen und Haubitzen versehen, nachdem die Bereitung der explosiven Baumwolle eine Vollkommenheit erreicht hat, die sogar die Gefahr der Entzündung beim Transport beseitigt und alle Erwartungen der Erfinder rechtfertigt. Aber noch sollen der wackere alte Böttger in Frankfurt und Schönbein in Basel, die Erfinder der Schießbaumwolle, auf die Ausbezahlung der Nationalbelohnung warten, welche ihnen in vormärzlichen Zeiten zuerkannt worden ist. So ehrt man in Deutschland noch heute das Verdienst, denn was wäre die Kunst der Photographie, die heutzutage so hoch steht, wenn der Erfindung des Collodiums, dieses wichtigsten Mittels der Heliographie, nicht die der Schießbaumwolle vorangegangen wäre? Und welche Menge von andern wichtigen Erfindungen hat diejenige der Herren Böttger und Schönbein nicht noch im Gefolge gehabt? So z. B., um hier nur eine unter vielen zu nennen, die gerade in dieses Gebiet einschlägt, die Entdeckung des neuen weißen Schießpulvers oder explosiven Stärkmehls, welches der k. k. Artilleriemajor v. Uchatius erfunden hat, und das einfach aus Stärkmehl besteht, das zuerst mit Salpetersäure angerührt, hierauf mit rauchender

Schwefelsäure angesäuert, sodann durch Zusatz von einer wässerigen Kali- oder Natronlösung darauf gefällt, dessen Niederschlag mit Wasser ausgewaschen und bei einer Temperatur von 60° R. getrocknet wird. Dieses neue Pulver soll sich nach dem einstimmigen Urtheil Sachverständiger nicht nur durch eine bedeutend höhere Propulsionskraft, als sie das seitherige Schießpulver aus Kohle, Salpeter und Schwefel hat, sondern auch durch größere Wohlfeilheit und Leichtigkeit, so wie durch bessere Haltbarkeit und Transportfähigkeit auszeichnen. Wünschen wir ihm, daß es auch die Feuerprobe eines Krieges mit Erfolg bestehe, und den Sieg an die deutschen Waffen fesseln helfe, so hat unsere Nation die Ehre, das Pulver zweimal erfunden zu haben.

(Ein Tagesbefehl.) Der Stuttgarter Beobachter bringt folgenden jüngst erlassenen Tagesbefehl eines württembergischen Bahnhofverwalters: „Der Unterzeichnete hat schon längst die Wahrnehmung gemacht, daß die ihm untergebenen Bediensteten und Beamten es gegen ihn an den allgemeinsten Höflichkeitsformen fehlen lassen und gibt denselben hiemit zu wissen, daß er künftig bestimmt verlangt, von ihnen täglich dreimal gegrüßt zu werden. Morgens, Mittags und Abends vor dem Heimgehen und zwar durch vollständige Abnahme der Kopfbedeckung. Selbstverständlich beschränkt sich dieser Gruß nur auf ein statthabendes Zusammentreffen, und wenn der Unterzeichnete Einen oder den Andern bloß einmal des Tages sieht, braucht er auch nur einmal zu grüßen.“ (Das erinnert an den „unterthänigen guten Morgen“ des Grafen v. Hahn.

Emanuel Geibel schrieb am 11. Juni l. J. nachstehendes Gedicht in das Brockenbuch: es ist sonach gewiß sein jüngstes Erzeugniß.

„Wunderlich treibt das Schicksal den Menschen umher: Heut auf den alten deutschen Brocken, heute vor 25 Jahren auf das Schlachtfeld von Chäronea. Vernehmt, was ich dort sah:

Auf Chäronea's Haide,
Im alten Schlachtgefild',
Liegt wie versteint im Leide
Ein marmorn Löwenbild.

Es mahnt, daß hochgemuthet,
Wo jetzt die Disteln weh'n,
Im Kampf dereinst verblutet
Die Jugend von Athen.

O, Hellas, welche Lippe
Sagt, was Dein Herz erlitt,
Als hier des Fremdlings Hippe
Der Freiheit Lilien schnitt.

Was helfet Dir der Musen
Verhängnißvolle Gunst,
Im götterreichen Busen
Das heit're Licht der Kunst?

Der Tiefsinn Deiner Weisen,
Der Sänger Lorbeer-Zier,
An jenem Tag von Eisen,
Was frommt' es Alles Dir?

Ach, krank im Keim des Lebens
Von eifersücht'ger Gluth,
Verstreutest Du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

Weil Du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin Dein ganz Geschlecht.

Mit eh'rnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
Schau her in diesen Spiegel,
Mein deutsches Vaterland.“

Logogryph.

Unachtsamkeit heißt mich und Meinesgleichen
Entsteh'n — oft ist es auch der Zahn der Zeit,
Der mich in's Dasein ruft; Du bringst zum Weichen
Mich gern, bist Du ein Freund der Reinlichkeit.

Ein Zeichen wen'ger: wird es Schaden bringen,
Wo es entsteht und unbeachtet bleibt;
Oft kann es seiner Größe selbst gelingen,
Daß es zu ängstlich schneller Flucht Dich treibt.

Auflösung der Charade in № 49:

Feldhuhn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Samstag, 28. Juni 1862.

Der Schäferhannes
und
die kaiserlichen Werber in Montabaur.

(Schluß.)

34. Der Hannes sucht das Bärbelchen.

Es ließ den Hannes nicht ruhen zu Hause; ihm fehlte jetzt noch der Anker seiner Zukunft. Noch ein paar Tage blieb er bei seiner Mutter, die frisch und gesund war und, wie schon bemerkt, stets besser zu sehen behauptete. Dann machte er sich aus innerem herzlichen Drang, und auf den dringenden Wunsch seiner alten Mutter, die, nachdem sie der Sorgen um ihren Sohn ledig war, nun ihre ganze Sehnsucht dessen zweitem Ich, dem Bärbelchen, zuwandte, auf, um sein höchstes Kleinod zu suchen. Leider kam er aber nach wochenlangem Umherirren, Nachfragen, Suchen zurück, ohne irgend welche Kunde über den Verbleib der Gesuchten bekommen zu haben. Ein zweiter, dritter Versuch brachte keinen besseren Erfolg. Der Hannes war, wie natürlich, sehr traurig und wurde immer besorgter. Der Herbst nahte und von keiner Seite eine Spur der so sehnlichst Erfragten. Er hatte seither die Erfüllung seines Herzenswunsches auf seine und anderer Menschen Hilfe gestützt. Da das aber nicht half, so hoffte er nur noch auf Gott.

Unter den vielen Schönheiten, die das Rheinthal zwischen Mainz und Koblenz birgt, nimmt das Kloster Bornhofen gewiß nicht die letzte Stelle ein. Es hat eine malerisch schöne, ausgezeichnete Lage. Seine schon 1289 genannte Kirche besitzt ein Marienbild, zu dem schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts sehr häufige und zahlreiche Wallfahrten stattfanden. Und da auch in der Zeit, in der unsere Geschichte vorfiel, wieder zahlreiche Processionen aus allen angrenzenden Theilen der Rheingegend hierhergingen, schloß sich der Schäferhannes einer großen Procession an, die auf Mariageburt von Montabaur aus nach jenem Wallfahrtsorte zog. Während er in der dortigen Kirche kniete und betete, war eine große Procession von der linken Seite des Rheines, aber auch noch aus dem Kurfürstenthum Trier angekommen. Er hatte aber deren Einzug kaum beachtet und ihren schönen Gesang kaum gehört. Noch eine Weile blieb er knieen: es war ihm, als könne er nicht aufstehen; er war wie der Erde entrückt und fühlte nicht einmal, daß seine Kniee die Steine berührten. Jetzt sah er zu seiner Linken ein Mädchen in der zierlichen und kleidsamen Tracht von der unteren Mosel knieen. Eine heilige Andacht überstrahlte des Mädchens Gesicht, das er nur im Profil sehen konnte; seine Augen glänzten in Thränen, und seine Lippen bewegten sich im Gebete. Das Gedränge war so stark, daß die Knieenden fest widereinander gepreßt waren. Er konnte nicht anders, er mußte sein Ohr zu ihm hinneigen, und da hörte er, wie sie zu Gott betete, daß der, welcher sie zu seiner Braut erwählt hat, den ihr aber ein feindliches Schicksal entriß, am Leben bleibe und zu seiner alten Mutter und zu ihr heimkehre! ꝛc.

Wie ein Blitz fuhren diese Worte dem Hannes durch die Seele; er suchte sich etwas mehr nach vorn zu bewegen, damit er dem Mädchen in's Gesicht sehen könne. Wer aber beschreibt seine Wonne und sein Glück, als er sein Bärbelchen erkannte? Kaum konnte er einen lauten Freudenschrei unterdrücken. Er faßte das Mädchen krampfhaft am Arme; dieses fuhr erschreckt herum und wich zurück, weil es den fremden Men-

ſchen mit dem braunen Geſichte und dem großen Barte nicht kannte. Er aber ſagte mit der liebevollſten Stimme: „Ei, Bärbelchen! Kennſt du mich nicht mehr?“ und es antwortete: „Heiliger, gerechter Gott! Biſt du es, Hannes, oder iſt es nur dein Geiſt? Wie kommſt du hierher?“ — Statt aller Antwort ergriff er das Bärbelchen bei der Hand und eilte mit ihm hinaus, und draußen vor der Kirche fand ſich ſo viel Zeit, um ſich von ihrer Ueberraſchung zu erholen und um ſich das Nöthigſte mittheilen zu können. — Das arme Bärbelchen hatte nach mancherlei Noth und Ungemach endlich einen Dienſt bei einer braven Frau in Mayen, ſechs Stunden von Koblenz auf der Moſel, gefunden. Von da ab war es ihm aber gut gegangen. — Als die Proceſſion ſich ſammelte, ſchieden ſie, und das Bärbelchen ging jetzt leicht, wie von einer unſichtbaren Macht getragen, nach Hauſe und erzählte ſeiner alten, zweiten Mutter von ſeinem unerwarteten Glücke.

Andern Morgens theilte auch der Hannes die frohe Kunde allen Leuten im Dorfe mit und Alles .... „verehrte das göttliche Walten“.

35. Häusliches Glück.

Daß der Hannes das Bärbelchen möglichſt bald heim holte und heirathete, brauche ich wohl nicht zu ſagen, und ich will zum Schluſſe nur noch ein paar Worte über das Weitere zufügen.

Der Hannes kaufte ſich aus ſeiner früheren Erſparniß und dem im Kriege rechtlich Gewonnenen ein Haus mit Stall und Garten und zwei Geiſen. Mit der Erſparniß des Bärbelchens, die ſich auf 110 Gulden belief, ſtatteten ſie ihren kleinen Hausſtand aus, wozu auch noch ſämmtliche Bäuerinnen, jede nach Vermögen, freudig beiſteuerten. Der Hannes nahm ſeine Mutter zu ſich, da ſein älterer Bruder eine erwachſene Tochter hatte, die der Haushaltung vorſtehen konnte, die alte Mutter aber doch nichts mehr zu thun vermochte, und drückte ihr, als ſie der liebe Gott ſehr hochbetagt abrief, wie ſie immer gewünſcht, die Augen zu. Er lebte glücklich, erwarb ſich nach und nach ſchönes Vermögen durch ſeinen Dienſt und ſein Muſikmachen auf Kirmeſſen, Nachkirmeſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, auf Neujahr und Faſtnacht, trank und ſpielte nicht, kaufte Aecker und Wieſen, ſchaffte eine Kuh nach der andern an, baute eine Scheuer, lebte in ungetrübter Geſundheit und Gemüthsheiterkeit mit ſeinem Bärbelchen, war der beſte Clarinettbläſer und beliebteſte Erzähler weit und breit, ſah Kindeskinder und ſtarb hochbetagt, acht Tage nach ſeiner lieben Lebensgefährtin Gott hatte ihn reichlich geſegnet. Er war aber auch ein ächter Chriſt, d. h feſt im Glauben, ſtark in der Hoffnung und thätig in der Liebe, wie alles Vorhergegangene, beſonders aber das nachſtehende Beiſpiel, das ich noch erzählen muß, zur Genüge zeigt.

36. Liebe deinen Feind.

Ein hartes, aber erhabenes Wort und nur zu begreifen vom chriſtlichen Standpunkte. Auf dieſem ſtand aber unſer Ehepaar.

Der älteſte Sohn des Schäferhannes hatte, wie man ſo ſagt, die Muſik gelernt und war gleich ſeinem Vater ein geſchickter Clarinettbläſer. Als ſolcher ging er im Frühjahr mit andern Muſikanten nach Holland, um auf den öffentlichen Plätzen und in den Gaſthäuſern der großen Städte zu muſiciren und er brachte von ſolchen Reiſen viel Geld mit nach Hauſe, wofür jedes Jahr ein oder zwei Aeckerchen gekauft wurden. Mehrere Jahre ging es mit der Geſundheit, trotz des für einen aus bergiger Gegend Stammenden böſen holländiſchen Klimas, nach Wunſch. Als er aber das viertemal Holland beſuchte, befiel ihn eines Abends in Leyden das Fieber in ſolchem Grade, daß er ſogleich in's Spital gebracht werden mußte. Hier hatte er nun bald die Aufmerkſamkeit, ja, ich möchte faſt ſagen, wunderliche Zuneigung eines alten, abgezehrten Leidensgefährten, der ſchon jahrelang hier zubrachte, auf ſich gezogen. Sei es, daß das ſonderbare, verwachſene, häßliche, ganz eingeſchrumpfte Männchen in den Zügen des jungen Clarinettbläſers Aehnlichkeiten mit Perſonen entdeckte, an denen er ehemals Antheil genommen, oder ſei es auch, daß dieſer außer ihm ſelbſt der einzige Deutſche in dem Krankenſaale war, kurz, das arme, alte, verkrüppelte Männchen

drängte ſich eben in zutraulichſter Weiſe an ihn heran und man ſah deutlich, daß es etwas auf dem Herzen hatte, was es nur einem ehrlichen, deutſchen Gemüthe offenbaren wollte. So kamen ſie eines Abends in Unterredung. Das Männchen forſchte an dem jungen Muſikanten, woher er ſei, wer ſeine Eltern ꝛc. Die ihm zu Theil werdenden Antworten hörte das geſpenſtig zwergige Männchen mit ſteigender Unruhe und eigenthümlich blitzendem Leuchten der tiefliegenden Augen und unter immerwährendem Seufzen an. Endlich fingen die erſtarrten Muskeln ſeines Geſichtes an zu zittern, und die trockenen Augen glänzten ebenſo bald in lange nicht mehr gewohntem, mildem Thaue; die welke Haut des Geſichtes zeigte ein merkbares Roth, und er fragte noch mit einer vor Rührung und Thränen erſtickten Stimme: „Haſt du denn auch ſchon einmal etwas von einem gewiſſen Schneiderphilipps gehört?“ und als der Gefragte das bejahte und das bekannte Sündenregiſter desſelben entrollen wollte, aber doch inne hielt und nur noch hinzuſetzte, ſeine Eltern ſeien demſelben nicht bös, ſie bedauerten nur herzlich, daß derſelbe habe ſterben müſſen, ohne daß ſie ihm hätten verzeihen können, fiel das Männchen mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Wieder zu ſich gebracht, ſagte es in fieberhafter Aufregung: „Dieſer Unglückliche und auch wieder Glückliche bin ich. Gott iſt mein Zeuge, daß ich tauſend- und aber tauſendmal gewünſcht habe, ich möge nicht gethan haben, was ich that! Allein es iſt geſchehen und läßt ſich nicht ungeſchehen machen! Ich kann nur noch bereuen! Gott hat's aber gefügt, daß es nicht ſo ſchlimm ausging, als ich wollte! Das läßt mich hoffen, daß er in der Ewigkeit mir verzeihen werde, wenn deine Eltern mir wirklich vergeben können! Ich kann hier in Holland nicht leben und nicht ſterben. Einundzwanzig Jahre bin ich, unſtät und flüchtig, wie Kain, umhergeirrt, bis ich vor zwei Jahren hierher kam und krank wurde. Man hat mich als Heimathloſen hierhergebracht. Ich kann aber, wie geſagt, nicht leben und nicht ſterben. O wie gern wollte ich ſterben, wenn ich nur zu Hauſe ſein dürfte!“

Dieſes merkwürdige Zuſammentreffen meldete, wie natürlich, der junge Mann nach Haus. Umgehend kam von ſeinen Eltern die Weiſung, den armen Schneiderphilipps einmal, wenn er es wirklich ſei, und dann, wenn er es ſo wünſche, mitzubringen. Es ſei ihm nicht allein Alles verziehen, ſondern man freue ſich auch herzlich ſeiner Beſſerung. Er kam mit, flehte nochmals um Verzeihung, ward, nachdem er dieſe erhalten, ruhig, und ſah von jetzt ab immer heiter lächelnd drein, ſtarb aber bald, mit Gott und der Welt verſöhnt und von dem Schäferhannes und dem Bärbelchen bis an's Ende wie ein Bruder gepflegt. Sie ruhen nun alle ſchon über ein halb Jahrhundert in Frieden da neben einander, wo alle Menſchen gleich ſind.

Ein glücklicher Kuß.

An der Univerſität zu Upſala ſtudirte vor einigen Jahren ein junger, ſtill für ſich hinlebender Menſch, welcher mit Eifer den Studien oblag, aber nicht die materiellen Mittel beſaß, ſich ihnen ungeſtört hingeben zu können. Er war arm und hatte keine Verbindungen. Dennoch aber gab er den Entſchluß, ſich eine wiſſenſchaftliche Laufbahn zu eröffnen, nicht auf, erwarb ſich theils durch ſchriftliche Arbeiten ſeinen dürftigen Unterhalt, ließ ſich durch keine Hinderniſſe niederbeugen und tröſtete ſich für alle Entbehrungen mit der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Obgleich er nicht vielen Umgang pflog, wurde er doch wegen ſeines milden, friedlichen Charakters und ſeines trefflichen Herzens von allen, die ihm nahe kamen, geliebt und Niemand war ihm gram. Eines Tages ſtand er mit einigen ſeiner Commilitonen auf dem Hauptmarkte der Stadt und verſchnaufte eine Stunde der Erholung, als die Aufmerkſamkeit der Studenten durch ein junges, außerordentlich elegant gekleidetes, ſchönes Mädchen gefeſſelt wurde, welches an der Seite einer älteren Dame langſam an ihnen vorüberging. Es war die Tochter des Gouverneurs

von Uplaud, welcher in Upsala wohnte, und die sie begleitende Dame ihre Mutter. Die Studenten sahen ihr, während sie wie eine anmuthige Vision vorüberschwebte, mit Bewunderung nach, und als sie außer Hörweite waren, rief einer von ihnen aus: „Wahrhaftig, es wäre Millionen werth, einen Kuß von solchem Rosenmunde zu erhalten.“ Der oben erwähnte junge Mann, der Held unserer Anekdote, welche von Friederike Bremer erzählt und verbürgt wird, hatte dem schönen Kinde mit ehrerbietigem Staunen in die reinen, engelgleichen Züge gesehen und stand dann sinnend da. Plötzlich rief er, wie von einer unvermutheten Inspiration ergriffen, aus: „Ich glaube, ich könnte einen bekommen!“ „Was, bist Du wahnsinnig?“ „Nicht im Geringsten, aber dennoch bin ich überzeugt, daß sie mich küssen würde, wenn ich sie darum bäte.“ „Was, hier auf dem Markte, vor unser Aller Augen?“ „Allerdings.“ „Aus freien Stücken?“ „Ganz gewiß; glaubt Ihr denn, ich würde unverschämt sein, und sie zwingen?“

„Nun, wenn Du das wahr machst, so gebe ich Dir tausend Thaler!“ rief einer. „Ich auch! ich auch!“ fügten drei oder vier andere hinzu. Die jungen Leute waren sehr reich und mündig, also vollkommen fähig, ihr Versprechen zu erfüllen, wenn sie durch die Wette auch nichts zu wagen glaubten, da ihnen das Unterfangen ihres Kameraden als eine Tollkühnheit erschien, die üble Folgen nach sich ziehen werde. „Gebt mir die Hand darauf!“ Es geschah und alle Formalitäten einer regulären Wette wurden erfüllt. Unser Held, welcher nicht gerade schön war, bei dem aber besondere Gründe für die Annahme sprachen, daß ihn die Natur keineswegs stiefmütterlich behandelt hatte, und daß er namentlich in diesem Augenblick einen vortheilhaften Eindruck machte, ging jetzt entschlossen der Dame nach und sagte fest: „Mein Fräulein, mein Schicksal liegt in Ihrer Hand.“ Sie stand still und sah ihn erstaunt an. Er theilte ihr seinen Namen, seine Lebensstellung, sein Streben, seine Ansichten mit und erzählte mit offener Treuherzigkeit Wort für Wort alles, was soeben zwischen ihm und seinen Kameraden vorgefallen. Sie hörte ihm aufmerksam zu und sagte, als er zu Ende war und sich nochmals ehrerbietig verneigte, erröthend und freundlich: „Nun, wenn ein so geringer Dienst so viel Gutes stiften kann, so wäre es sündlich von mir, wenn ich Ihnen denselben verweigern wollte.“ Damit küßte sie den jungen Mann und ging dann weiter. Am andern Tage wurde der verwegene Student zum Gouverneur geholt. Derselbe wollte den Mann sehen, welcher es gewagt hatte, seine Tochter um einen Kuß zu bitten, und was noch schlimmer war, ihn erhalten hatte. Er empfing und musterte ihn von oben bis unten mit gerunzelter Stirne, ließ sich aber doch in eine Unterhaltung mit ihm ein, welche über eine Stunde währte und einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er den Jüngling sofort lieb gewann und ihn bat, während der Dauer seiner Studien mit seinem Mittagstisch vorlieb zu nehmen. Unser junger Freund war jetzt frei von Mangel und betrieb seine Studien auf eine Weise, die ihn bald zu einem angesehenen Zögling der Universität machte. Seit dem ersten Kuß ist kaum ein Jahr verflossen, als er schon die Erlaubniß erhielt, der Tochter des Gouverneurs einen zweiten zu geben und sie als Braut zu umarmen. Er wurde später einer der Gelehrten, welche den schwedischen Namen dem Auslande gegenüber gefeiert machten.

* Logogryph.

Das erste Zeichen bildet ab,
Was man am Ganzen Kindern schenkt:
Dies ist ein wunderbares Grab,
Wobei man eines andern denkt.

Die letzten fünf such' in der Nacht,
Die ihre Herrlichkeit enthüllt.
Das Ganze hat das Licht gebracht,
Das unsern Tod mit Licht erfüllt.

r.

Auflösung des Logogryphs in № 52:
Fleck. Leck.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Dienstag, 1. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

Es war ein freundlicher Sommertag und die Bai, woran das gewerbthätige Städtchen lag, so still und ruhig, daß die hohen Speicher, welche neugierig in das glitzernde Gewässer schauten, sich ganz und gar darin wiederspiegelten.

Von der Bai aus lief, zwischen den Speichern durch, eine gerade Straße bis in das Innere der Stadt. Am Ende derselben stand quervor ein wohlhäbiges einstöckiges Haus, von zwei blühenden Linden beschattet, das mit seinen blanken Scheiben und hell angestrichenen Fensterläden jeden Vorübergehenden anheimelte.

Es war das Wohnhaus des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels, das sich dieser wackere Seemann in den letzten Jahren seines Lebens erbaute, nachdem er sich für sein Schiff bedankt und zur Ruhe gesetzt hatte. Jetzt hatte er sich auch vor geraumer Zeit für dieses Haus bedankt und seine letzte Ruhestätte auf dem Johanniskirchhofe gefunden. In dem Hause aber blieb sein wackeres Weib, die Frau Agathe Eschels, zurück, die seit Jahren erblindet war. Sie hatte von dem vollen, reichen Leben nichts mehr, als die Erinnerung an eine fröhliche Vergangenheit und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, welche sie von ihrem Sohne erwartete. Das war der junge Steuermann Wilken Eschels, der voll Sehnsucht von der Mutter erwartet wurde, denn seine Heimkehr hatte er bereits von England aus gemeldet und die erste günstige Brise konnte ihn glücklich an's Land bringen.

Die Hausthür war geöffnet und in dem Rahmen derselben stand, beide Hände in den Taschen, der Matrose Karsten Bomann. Er schaute die Straße entlang auf die Wasser der Bai, von welcher her ein erfrischender Luftzug wehte.

Er war ein altes Erbstück aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Capitäns. In einem schweren Sturm fiel das Stengen- und Takelwerk des Besanmastes zu Deck. Karsten Bomann sah es und riß den am Nachthause stehenden Capitän, der sonst zerschmettert wäre, zur Seite. Jetzt war dieser geborgen, aber sein Retter hatte das linke Bein verloren. Von dieser Stunde an gehörte Karsten Bomann zum Hausinventar, und die Hinterbliebenen hielten das lahme Erbstück in Ehren.

Da prallte von der Straße ein aufgeschossener Bursche gegen den alten Seeschwalker an und reichte ihm einen Korb.

„Was soll's damit?" brummte Karsten Bomann, der den Burschen kannte und ihn mit nicht besonders günstigen Augen ansah.

„Das kommt von Mynheer Boje Elfers", sagte der Bursche. Er läßt der Mamsell Julie einen guten Tag wünschen und sie möchte es sich schmecken lassen. Ein Trinkgeld gibt Er mir wohl nicht? Na, denn adjes."

„Mit einem Tauende wollte ich Dich betrinkgelden, und wenn es möglich wäre, Deinen Mynheer dazu, den Duckmäuser!" brummte der Matrose und setzte den Korb auf den Tisch, der auf der Diehle neben der Wanduhr stand. Der alte Schwalker war so sehr erbittert, daß er nicht merkte, wie Frau Anmagret, auch ein altes Erbstück des Hauses, die Kellertreppe heraufkam und ihn verwundert ansah.

„Was hat Er denn nur wieder, Karsten Bollmann?" fragte sie nach einer Pause.

„Das da!“ entgegnete er, auf den Korb deutend.

„Was?“ rief Frau Anmagret, herzlich lachend. „Er hat einen Korb gekriegt? Was für eine dumme Dirne ist das, die einer so schmucken Rundjacke einen Korb in das Haus schickt? Und einen so großen noch dazu?“

„Bleibe Sie mir nur mit Ihrem dummen Zeuge vom Leibe!“ brummte Karsten Bomann weiter. „Das Ding da ist gar nicht für mich, sondern für die Mamsell Julie.“

„Für Julie Rettberg?“ entgegnete die Alte und ging auf den Tisch zu. „Was steckt denn darin und von wem kommt die Bescheerung?“

„Von wem sonst, als von dem Schleicher, dem Boje Elfers?“ fuhr Jener fort. „Der alte Kerl scherwenzelt um das junge, frische Mädel herum, als ob er ein Freiersmann von zwanzig Jahren wäre, und sieht doch aus, wie ein zerfetzter Wimpel. Alle tausend Donner!...“

„Fange Er nicht wieder Sein gotteslästerliches Fluchen an!“ sagte Frau Anmagret ernst. „Wenn es die alte Madame in der Stube hört, wird sie erschrecken. Julie Rettberg ist ein liebes, braves Kind und so gut als verlobt mit unserm jungen Herrn. Was hat es da für Noth? Wenn unser Steuermann Wilken Eschels heimkommt...“

„Dann halte ich ihm den Korb unter die Nase!“ fuhr der Matrose dazwischen.

„Das soll Er bleiben lassen!“ entgegnete sie und riß den Korb so schnell an sich, als stehe der Steuermann schon dicht hinter ihr und es sei Gefahr im Verzuge. „Will Er ohne Noth Oel in's Feuer gießen? Unser Julchen und Steuermann Wilken sind so gut als Brautleute, und mit der Hochzeit scheint es der Mutter Ernst zu sein. Dann wird der Boje Elfers von selbst wegbleiben. Aber den Korb wollen wir dem guten Kinde doch nicht geben. Ihr wird dadurch ein Verdruß erspart. Die Stina kann ihn gegen Abend wieder hintragen, woher er gekommen ist; das wird dann der Mynheer wohl verstehen. Dachte ich es doch! Apfelsinen, Feigen, Mandeln und dergleichen. Will Er eine davon zum Anbeißen?“

„Brr!“ sagte der alte Seemann, sich schüttelnd, aber bei dem ersten Blick auf die Straße flog ein Lächeln über das breite Gesicht:

„Hollah Ahoi! Wen haben wir da? Da kommt Herr Cornelis Duitz im Gespräch mit einem fremden Schiffer die Straße herauf. Werfe Sie Ihre Feigen und Nüsse fort und melde Sie es der Madame. Ich will den braven Herrn schon empfangen, denn daß er zu uns will, wenn er in diese Straße kommt, begreift ein grüner Bursche, der noch nicht drei Stunden auf Deck ist.“

„Wenn Er sich nur nicht irrt, Karsten Bomann?“

„Wie käme das?“ fragte dieser hochmüthig. „Wohin soll denn ein so braver Schifforheder gehen, als zu der Wittwe seines besten Capitäns?“

Während Frau Anmagret ihren Korb wegtrug und Karsten Bomann sich seitwärts von der Thür aufstellte, wie die Schiffsoffiziere zu thun pflegen, wenn der Capitän über den Fallreep weg zu Deck steigt, saßen drinnen in der Hinterstube die alte blinde Mutter und das blühende Mädchen mit den hellen Augen nebeneinander. Sie hatten sich die Hände gereicht und Beide glühten von Lust und Freude, denn sie hatten lange gesprochen von dem, was ihnen das Liebste auf Erden war: von dem jungen Steuermann Wilken Eschels, der nun bald heimkommen sollte.

„Und wenn er erst hier ist“, sagte die Mutter, „will ich schon dafür sorgen, daß er sobald nicht wieder weggeht. Er soll mir nicht spät in dem Herbst wieder in See gehen. Den ganzen Winter soll er zu Hause bleiben, Julie, und sich gute Tage machen.“

„Wenn er aber nicht will?“ fragte Julie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich weiß schon, wie ich es anfange, Kind. Ich verspreche ihm einen schönen Weihnachtsbaum. Und neben den Baum stelle ich ein liebes, freundliches Mädchen mit einem Brautkleide angethan und einen Myrthenkranz im Haar...“

„Liebe Mutter!...“ bat Julie, und ihre Wangen brannten. „Ich bin eine arme Waise und verdiene nicht...“

„Du bist das Kind meiner verstorbenen

Freundin und haſt Dir durch Deine Liebe und Sorge für mich in mir eine zweite Mutter erworben. Hier iſt Deine Heimath und hier ſollſt Du bleiben. Und der Wilken? Kind, Du weißt gar nicht, wie gut er Dir iſt. Ich ſehe ihn ordentlich vor mir ..."

„Liebe Mutter ..." bat Julie, und ſtreichelte die Hand der alten Frau.

„Was meinſt Du, Kind? — Weil ich vom Sehen ſpreche und bin doch blind? Härme Dich darum nicht. Ich ſehe Euch Alle in meiner Nacht, und habe Euch immer um mich, auch wenn Ihr fern ſeid. Meinen lieben ſeligen Herrn, deſſen Bild dort an der Wand hängt, und meinen Sohn, der jetzt auf der See iſt, und Dich, deren Hand ich in der meinen halte, Ihr drei ſeid mein Leben, meine Welt!"

„Beſte Mutter, Du ſprichſt ſo viel. Und der Doctor will nicht, daß Du Dich aufregen ſollſt.... Es ſei Dir ſchädlich, ſagte er noch geſtern."

„Der gute Doctor Bong! Er iſt ein alter Junggeſelle und weiß nicht, was ein Mutterherz bewegt. Er glaubt auch nicht, daß ich die Gegenſtände, die ich liebe, die todten, wie die lebenden, ſo gut vor mir ſehe, als ob ich zwei geſunde Augen hätte. Er nennt es eine kindiſche Täuſchung. Ich weiß das beſſer, Julie, darum gräme Dich nicht. Wohl fühle ich, daß ich ſchwach werde und wenn das nächſte Frühjahr erſcheint.... Nun, wie Gott will. Mein lieber ſeliger Herr ſieht es auch wohl gern, daß ich ihm bald nachkomme. — Aber darum will ich auch meines Lebens recht froh werden in dieſem Winter und darum ſoll mir der Wilken zu Hauſe bleiben, er mag wollen oder nicht, und Du wirſt ſeine kleine Frau ..."

(Fortſetzung folgt.)

* Der Kaiſerslauterer Hecht.

Von Zeit zu Zeit taucht der alte Kaiſerslauterer Rieſenhecht wieder auf und ſchwimmt durch die Tagesliteratur, die für ihre Miscellen nach Curioſen fahndet und darum aus ihrem Schatze altes und neues herfürzieht. Der ſtattliche Fiſch iſt mir jüngſt wieder in dem Volksblatte für Stadt und Land von Nathuſius in Geſellſchaft eines Rieſenkrebſes begegnet. Dieſes Blatt berichtet nämlich nach Paullini, ein Graf von Winzenburg habe einem jungen Krebſe ein feines Blech mit der Jahreszahl umhängen und ihn dann wieder ausſetzen laſſen; nach 65 Jahren, als der Graf längſt todt geweſen, ſei der Krebs als ein ungeheuer großes Exemplar mit dem Bleche um den Hals wieder gefangen worden. Daran wird die Geſchichte vom Lauterer Hecht gehängt, und der Leſer mag nun ſtaunen oder ſeine Gloſſen machen über „das Alter von Krebſen und Hechten".

Es thut jedem Ort und jeder Gegend wohl, wenn ſie eine beſondere Rarität aufzuweiſen haben, welche die Welt als Mirakel beſtaunt, und darum thut es mir für unſere gute Stadt Lautern immer ordentlich leid, daß ich ungläubig den Kopf ſchütteln muß, ſo oft ich die Geſchichte vom großen Hecht leſe, oder ſein wohlgearbeitetes blechenes Contreſei in der Fruchthalle betrachte, das die fröhliche Carnevalsgeſellſchaft im Jahre 1842 anfertigen und nach dem Umzuge hier aufhängen ließ.

Doch es wird, wenn auch nur um einzelner Leſer willen, nöthig ſein, die Mär vom Rieſenhechte hier zu wiederholen, ehe ich weiter über ſie rede.

Nicht nur die wenig zuverläſſige handſchriftliche Chronik der Stadt, ſondern auch andere ganz glaubwürdige Schriftſteller früherer Zeit berichten, am 6. November 1497 ſei in dem Kaiſerswoog ein Hecht gefangen worden, der 19 Fuß lang geworden ſei und nicht weniger als 350 Pfund gewogen habe. Um den Hals trug der Rieſenfiſch einen vergoldeten Ring von Kupfer, ſo künſtlich gegliedert, daß er ſich mit zunehmender Stärke des Fiſches allmälig auszudehnen fähig war, und in dieſen Ring war eine griechiſche Inſchrift gegraben. Am 9. November, Nachmittags 2 Uhr, langte der Bote in Heidelberg an, um auf der Tafel des Kurfürſten Philipp zu erſcheinen, und deſſen Kanzler, Johannes v. Dalberg, Biſchof zu Worms, überſetzte des Ringes Inſchrift richtig alſo: „Ich bin derjenige Fiſch, der am erſten unter

allen in diesen See gethan worden durch die Hände des Kaisers Friedrich II. am 5. October 1230." Sonach war also der besagte Hecht nicht weniger als 267 Jahre alt. Der Ring, heißt es weiter, wurde als große Rarität in der kurfürstlichen Schatzkammer aufbewahrt, außerdem aber noch nebst dem Hechte auf einer riesigen Tafel abgebildet und diese zum Angedenken im Schlosse von Kaiserslautern aufgehängt. Zur Erläuterung standen unter dem Bilde die Worte: „Diß ist die grösse des Hechts, so Kayser Friderich dieses Namens der ander, mit seiner Hand zum ersten in den Wag zu Lauttern gesetzt und mit solchem Ring bezeichnet hat anno 1230. Wurd gen Heidelberg gebracht den 6 Novembris anno 1497, als er darin gewesen war 267 Jahr"

Wer sollte nach so genauen Nachrichten noch an der Wahrheit dieser ganzen Geschichte zweifeln, obwohl sie etwas schwindelig klingt? Sie ist auch durch Jahrhunderte ohne Anstand geglaubt worden, aber in neuerer Zeit ist man dem Riesenhechte etwas scharf zu Leib gegangen, so daß er bedenklich nebelhaft geworden ist. Ob die Herren Ichthyologen seine Existenz gelten lassen, das kann ich nicht sagen, erlaube mir aber daran zu zweifeln. Wohl gibt es unter den Fischen, und namentlich unter den Hechten, wirklich bemooste Häupter, wie man sie z B. schon in Straßburg in den Behältern einiger reichen Privaten sehen kann, aber wenn von einem 267jährigen Hecht und seiner angegebenen Länge und Schwere die Rede ist, dann mag doch der Ausruf gerechtfertigt sein: „Was zu arg ist, ist zu arg!"

Was also die Naturwissenschaft für oder gegen unsern pfälzischen Landshecht vorzubringen hat, weiß ich, wie gesagt, nicht, aber die Geschichte hat nicht wenig gegen ihn. Herr Pfarrer Lehmann zieht in seiner „urkundlichen Geschichte der Stadt Kaiserslautern" mit gewichtigen Waffen gegen ihn zu Feld. Die Annahme, daß das Stadtwappen seine Gestalt dem Wunderfische verdanke, ist durch das älteste Stadtsiegel widerlegt, das schon mehr als hundert Jahre vor dem fraglichen Fischfang die Lauter mit zwei Fischen darstellt. Wenn es überdies ausgemacht ist, wie Lehmann sagt, daß der Kaiserswoog bereits mit Erbauung der Burg durch Friedrich Barbarossa im 12. Jahrhundert angelegt wurde, wie kann dessen Enkel im 13 Jahrhundert den ersten Fisch in denselben gesetzt haben? Gewichtiger aber noch ist der Umstand, daß dies im Jahre 1230 geschehen sein soll, während geschichtlich feststeht, daß Friedrich II. vom Jahre 1220 bis zum Juni 1235 gar nicht in Deutschland war, sondern sich in Italien und kurze Zeit als Kreuzfahrer in Palästina aufhielt. Das so genau angegebene Datum auf dem vergoldeten Ringe (wenn dieser wirklich existirt hat) wird dadurch unbedingt Lügen gestraft.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

* Oeffentliche Blätter haben dieser Tage als Curiosität erwähnt, daß im Königreich Hannover noch jetzt sich mehr als 900 Schullehrer befinden, deren Besoldung 30 Thaler nicht übersteigt. Dem Humor eines dieser Bedauernswerthen ist vermuthlich folgende Inschrift zu verdanken, die sich, einer allgemeinen Sitte jener Gegend entsprechend, an einem Schulhause in der Nähe von Lüneburg befindet:

Hier lehrt man die Jugend
Weisheit und Tugend,
Peitscht auch den H.....n
Den unartigen Kindern,
Und zieht daraus mit Noth
Sein täglich Stückchen Brod.

Logogryph.

Es labt und stärket Dich mein Saft,
Oft weckt er wilde Leidenschaft, —
Nimmt man mir Anfang und Ende fort,
Nennt eine That der Gewalt mein Wort.

Auflösung des Logogryphs in № 53:
Ostern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Donnerstag, 3. Juli 1862.

* Ueber Nacht.

Liebe weiße Blüthenbäume,
Gestern sanft vom Süd' umkost,
Euch' und tausend lichte Träume
Tödtete der nächt'ge Frost!

Ihr ersehnt in trüben Tagen
Eurer Hoffnung Freudenkranz;
Kaum sind Blüthen ausgeschlagen —
Weltt schon Grün und Blüthenglanz.

Soll der tiefste Schmerz zerfleischen,
Der Enttäuschung Schmerz euch nicht,
So entsagt dem, was kann täuschen,
Sucht, was nimmer weltt, noch bricht.

Ch. Böhmer.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte
von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

Wer weiß, wie weit die blinde Mutter das farbenreiche Bild ihrer nächsten Zukunft noch ausgemalt hätte, wenn nicht Jemand eingetreten wäre.

„Wer ist es, Kind?" fragte sie leise.

„Herr Cornelis Dultz, liebe Mutter", und der Eintretende sagte:

„Guten Tag, Frau Agathe Eschels! Wie geht es Ihr seit so langen Tagen?"

„Ei, was für ein lieber Besuch ist das!" sagte Frau Agathe und wandte sich der Richtung zu, aus welcher ihr die Stimme entgegenscholl. „Julie, einen Stuhl für Herrn Cornelis und bringe eine reine Pfeife mit einer neuen Pose.... Er raucht doch seine Pfeife bei mir, Herr Cornelis Dultz, und trinkt ein Glas Madeira dazu?"

„Nichts von dem Allen, Frau Agathe", entgegnete der würdige Handelsherr. „Ich komme eigentlich in Geschäften zu Ihr. Und wie ich hoffe, werden Ihr diese Geschäfte nicht ganz unlieb sein."

„Was mir von Ihm kommt, ist mir stets angenehm", sagte die Blinde. „Mein braver Jens Jakob hat Ihn wohl hundertmal einen Ehrenmann genannt, der keinem Menschen ein Leides geschehen ließ, wenn Er es hindern konnte. Er wird auch einer alten blinden Wittwe kein Uebles zufügen. Was soll es denn geben?"

„Ich muß Ihr nur sagen, Frau Agathe", sagte Herr Dultz, und ein schlaues Lächeln, das die Blinde nicht bemerken konnte, lauerte in den Mundwinkeln. „Ich muß Ihr nur sagen, daß es mit der Steuermannschaft des Wilken Eschels nichts mehr ist."

„Was?" fuhr die alte Frau, ihn gänzlich mißverstehend, auf. „Mein Sohn wäre kein ordentlicher Steuermann? Alle Achtung vor Seinen Worten, Herr, aber so ehrenrührig kann ich von meinem Sohne nicht sprechen hören. Es ist ein wackeres Seemannsblut. Weder Jens Jakob, noch ich haben etwas an ihm gespart...."

Julie, welche wieder eine Aufregung der Mutter befürchtete, sagte besänftigend:

„Liebe Mutter, so meint es Herr Dultz gar nicht. Er würde Ihr gewiß nicht so etwas Schlimmes in's Gesicht sagen"

„Nein, Du liebes, herziges Ding, das würde ich auch nicht!" antwortete dieser. „Ich denke ihn vielmehr zum Capitän zu machen"

„Ach, Du güter Gott!" rief fast erschrocken die Mutter. „Der Wilken soll jetzt schon werden, was mein Seliger war?"

„Ja, Frau Agathe. Und ich denke keinen ſchlechten Kauf zu thun. Meine Brigg, „die Schwalbe", iſt neu aufgezimmert und bedarf eines Führers, der jung und voll Leben iſt, denn ich habe mit dem Fahrzeuge etwas Beſonderes vor. Aber eine Bedingniß iſt dabei..."

„Und welche wäre es?"

„Daß er bald hier iſt, denn die Sache duldet keinen Aufſchub, muß ich Ihr ſagen!" ſprach der Kaufmann.

Julie ſeufzte, aber die Mutter ſagte: „Er iſt noch nicht einmal hier und ſoll ſchon wieder fort? Mein Wilken hat auch einmal einen ruhigen Winter verdient und ich habe allerlei Pläne vor...."

„Ich weiß das Alles", ſagte Cornelis Dultz, „aber ich kann darum doch nicht von meinen Bedingungen abgehen. Julie, mein Kind, ſei ſo gut und hole mir ein Glas Waſſer... Hörſt Du?"

Julie wußte es ſchon von der Kinderzeit her, daß, wenn ſie nach einem Glaſe Waſſer geſchickt wurde, ſie nicht ungerufen wiederkommen durfte; darum ging ſie betrübt hinaus und die Mutter ſah ganz erſchrocken darein.

„Nun höre Sie mir zu, Frau Agathe", ſagte der Kaufmann. „Sie will die Kinder miteinander verheirathen. Das iſt gut und löblich. Aber jetzt iſt nicht der rechte Zeitpunkt. Ein Krieg iſt im Anzuge. Es gibt Blokaden und Seemoleſt aller Art. In einem müßig verträumten Monat laſſen ſich Tauſende verlieren, während man mit offenen Augen und mit einer raſchen Hand in kurzer Zeit das Vierfache verdienen kann. Auch geht in ſolchen Tagen der Seemann doppelten Gefahren entgegen und aus einer jungen hoffnungsvollen Frau wird eine junge troſtloſe Wittwe. Darum jetzt noch nicht heirathen, ſondern als ledigloſer Capitän ein paar Reiſen gemacht und einen Grund damit zu dem künftigen Haushalte gelegt. Nun, Gott ſpare Sie geſund, Frau Agathe. Bitte Sie vor, daß der Wilken bald kommt. Dann wollen wir ihn zum Schiedsmann in ſeiner eigenen Sache machen und er wird mir ſchon Recht geben."

Herr Cornelis Dultz entfernte ſich und ließ die alte Frau bekümmert zurück, die das ſchöne Luſtſchloß, welches ſie ſich in Gedanken aufbaute, zuſammenbrechen ſah, denn ſie kannte ihren Sohn und wußte im Voraus, wie der Entſcheid desſelben ausfallen werde.

Aber die alte Frau ſollte nicht lange mit ihren trüben Gedanken allein bleiben. Frau Anmagret erſchien mit der Meldung, daß Herr Boje Elfers draußen wäre, der mit ihr zu ſprechen begehre, und ſetzte hinzu:

„Ich weiß gar nicht, was der hier will! Er hat eine rechte Spürnaſe, womit er in alle Wirthſchaften hineinriecht und wenn er ſie wieder zurückzieht..."

„Höre Sie, Anmagret", ſagte Frau Agathe ernſt. „Ich habe ihr ſchon oft geſagt, daß Sie nicht über Leute ſprechen ſoll, welche dies Haus beſuchen. Heute verwarne ich Sie zum letzten Male! Gehe Sie und ſage Sie dem Herrn, daß mir ſein Beſuch angenehm ſein werde."

Anmagret ging brummend hinaus und Herr Boje Elfers trat bald darauf ein. Es war ein Mann in den Fünfzigern und wohl erhalten. Nur hatte er einen fatalen Zug im Geſicht, der dasſelbe auf eine eigene Art verunſtaltete. Er war halb bürgerlich, halb ſeemänniſch gekleidet und hielt in der Hand ein oſtindiſches Tuch, mit welchem er ſich Kühlung zufächelte:

„Es iſt warm draußen, Frau Agathe. Aber Sie hat es hier ſchön kühl. Der Stuhl vor Ihr iſt wohl für mich? Nun, was ich denn ſagen wollte, ich höre, daß man gratuliren kann..."

„Wozu?" fragte Frau Agathe kurz.

„Nun, zur Capitänsſchaft des Herrn Sohnes", entgegnete Boje Elfers ſcharf. „Am Hafen und in den anſtoßenden Straßen iſt ja von nichts Anderm die Rede. Kommt ein wenig raſch, Frau Agathe."

„Wenn Herr Dultz meinem Sohne die Ehre gönnen will, eines ſeiner Schiffe zu befehligen", ſagte die Mutter, „werden ſich die Leute wohl endlich beruhigen. Hat vielleicht mancher Andere auf das gute Schiff gehofft und iſt nun ärgerlich, daß nichts daraus wird. Er auch vielleicht, Herr Boje?"

„Ich?" fragte dieſer langgedehnt, und der fatale Zug im Geſicht wurde noch

fataler. „Freilich, das Seehandwerk ist mir nichts Neues und wenn ich noch zehn, zwölf Jahre jünger wäre, stände der Sache nichts entgegen. Nun aber mag es darum sein — ich habe es so besser."

Es entstand eine Pause. Herr Vose Elfers war ein angesehener und sehr bemittelter Mann, der zu den Ersten in der Stadt zählte. Und doch war er nicht sonderlich beliebt, weder bei Seinesgleichen, noch bei denen, die unter ihm standen. Die Letztern wurden von ihm gedrückt und jederzeit hart angefahren. Die Erstern zischelten sich allerlei Geschichten zu, des Inhalts, daß es mit dem Erwerbe seines Vermögens nicht immer ganz rechtlich zugegangen sei; allein Niemand konnte ihm etwas beweisen und darum blieb Alles beim Alten.

Frau Agathe Eschels, der dies Beisammensein peinlich wurde, sagte endlich:

„Ist Er bloß hergekommen, um mir Seinen Glückwunsch wegen des Sohnes darzubringen, danke ich Ihm hiermit für Seinen guten Willen. Wenn Er aber sonst noch etwas zu sagen hat, will ich bitten..."

„Nun ja, ich verstehe", sagte Vose Elfers verbissen, und sie fiel ihm in die Rede:

„Er soll nichts verstehen, wo nichts zu verstehen ist. Es ist die Zeit, wo ich meine Medicin nehmen und eine Stunde schlafen muß. Der Doctor hat es angeordnet und meine Leute halten darauf, daß es strenge befolgt werde."

„So will ich lieber Nachmittags wiederkommen. Hätte wohl ein Wort anzubringen wegen der Julie Rettberg. Sie weiß ja..."

„Aber, Herr Vose Elfers, ich habe Ihm gesagt..."

„Gut, gut! Sie will das Mädchen dem Sohne geben. Nun, Capitän ist er, aber damit ist es noch nicht genug. Außerdem ist ein Krieg im Anzuge. Es gibt Blokaden, Kapereien und was sonst. Da ist ein Seemann außer Landes, wie ein Vogel auf dem Dache. An ein so ungewisses Leben wird Sie doch das Schicksal des lieben Kindes nicht ketten wollen? Gebe Sie den Plan auf und lasse Sie meine frühere Bewerbung gelten. Ich habe das schöne Mädchen in mein Herz geschlossen und es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, sie zu meiner Frau zu machen."

„Er weiß wohl, daß dies schon darum nicht angeht, weil die Julie Ihn nicht will."

„Was wissen dergleichen junge Springinsfelde, was ihnen gut ist? Und wer wird sie fragen, ob sie wollen, oder nicht? Das machen die vernünftigen Leute unter sich aus. Gebe Sie der Vernunft Gehör. Ich habe Einfluß und kann etwas durchsetzen. Wenn ich die Julie bekomme, soll es nicht zum Schaden des jungen Steuermannes sein."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Kaiserslauterer Hecht.

(Schluß.)

Ueberdies hat der Lauterer Hecht gar einen Doppelgänger, welcher ihm gleicht, wie ein Ei dem andern, und ihn immer verdächtiger macht. In der Speierer Chronik (Ausgabe von 1612 S. 592) heißt es nämlich: „Im Jahr 1497 hat ein Erbar Rhat der Statt Hailbrun in der Statt zuständigen See in angestellter Fischerey einen Hecht gefangen, dem hinter die Ohren ein messinger Ring angelegt, doch also vberwachsen gewesen, daß er kümmerlich herausgeschienen, darauff diese Schrifft gestanden (folgt die griechische Inschrift genau wie jene des Lauterer Ringes). Auß der Jahr Zahl auff dem Ring hat man vernommen, daß solcher Hecht 267 Jahr im See sich gehalten vnd gelebt hab, dessen Contrafet vnnd Gröſſe sammt dem Ring hat männiglich der gen Hailbrun kompt vnterm Thor, wenn man von Speyr dahin reyset, auff einer Taffel zu besehen." — Weiter steht in meiner Ausgabe der Speierer Chronik nichts, Herr Pfarrer Lehmann aber, der wohl eine der spätern von Melchior Fuchs vor sich hatte, bemerkt noch, der Heilbronner Hecht sei ebenfalls 19 Fuß oder „etwa mehr dann drei Männer lang gewesen, sein Gewicht aber sich auf 350 Pfund erstrecket und daß man ihn nach Heidelberg gebracht, auch Pfalzgraf Philipps Churfürst auff sei-

ner Tafel davon gespeist habe. Item es solle noch ein anderer Hecht in selbigem Jahr bey dem Dorff Bocking unter dem Heilbrunner Gebiet gefangen worden seyn, den Kaiser Friedrich gleichergestalt hinein gesetzt." Mit Recht ruft Lehmann aus: „Das Jahr 1497 scheint also ein wirkliches Hechtwunderjahr gewesen zu sein!" Die Doppelgeschichte bietet in der That des Meerwunders zu viel.

Auffallend ist es zudem, daß gleichzeitige Chronisten, wie der in der Pfalz lebende mirakelsüchtige Abt Trithem von Spanheim, des Hechtes gar nicht erwähnen. Die erste Nachricht von der im Schlosse zu Lautern befindlichen Abbildung geben die Origines Palatinae von Freher anno 1599, also anderthalb hundert Jahre nach dem famosen Fischfang. David Pareus in seiner Geschichte der Pfalz (1633) erwähnt des Hechtes nicht, aber „der sonst so scharfsinnige und umsichtige Tolner" hat den Hecht mit allen Nebenumständen in seine pfälzische Geschichte (1700) aufgenommen, Fabricius in seiner Lutrea, Widder in seiner Beschreibung der Pfalz und andere nach ihnen reden von demselben.

Daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Hechtsgeschichte lebhaft verhandelt worden sein mag, scheint aus einer Nachahmung derselben hervorzugehen. Widder erzählt nämlich, Franz Ludwig, Kurfürst von Trier, Deutschmeister, Bischof zu Worms und Breslau, auch Propst zu Ellwangen, ein geborner Pfalzgraf bei Rhein, habe im Jahre 1721 einen achtpfündigen, mit kupfernem Ring versehenen Fisch in den Stadtwoog zu Lautern gesetzt, aber nach etwa 50 Jahren habe man nur den Ring heraus gefischt und auf demselben die Inschrift gefunden: Ser. Fran. Lud. Elect. Trev. me impos. 1721 die 23 Apr. Pond. 8 lib. Dieser Ring fel 1777 dem damaligen Minister Frhrn. v. Hompesch in Mannheim übersendet und von diesem nach Hof abgegeben worden; da er ohne Vergoldung gewesen, sei er mürbe geworden und zerbrochen.

Da stehen wir also vor dem Lauterer Hechte und wissen nicht recht, was wir mit ihm anfangen sollen. Vor der Geschichte kann er nicht bestehen, ihn unbedingt und ganz in's Reich der Fabel zu verweisen, das will auch nicht gut angehen Etwas mag daran sein, aber wie viel, wer kann das jetzt sagen? Wenn sich nun gar zwei Städte um den Hecht streiten, so steht die Sache für unsere gute Stadt Lautern noch mißlicher, denn es ist sehr bedenklich, daß der Chronist Lehmann in seiner Speierer Chronik vom Jahre 1612 von einem Heilbronner Hecht redet, von einem Lauterer aber nichts weiß, während doch Lautern ihm so nahe lag. — Wer den Hecht retten kann, der thu's, ich bin's leider nicht im Stande.

Logogryph.

Leicht kannst Du vier gänzlich verschied'ne Gestalten
In meinem zweisylbigen Worte erhalten:
Durch anderen Kopf wird auch anders mein Sinn,
So rathe denn, Leser, was Alles ich bin.

Zum Ersten kann es bald schmerzlich Dich drücken
Und bald auch durch süße Gewalt Dich beglücken;
Dem Einen tönt es mit schrecklichem Klang,
Der Andere feiert's im Wonnegesang.

Zum Zweiten wirst oft Du in mächtigem Wallen
Sein Inneres finden, doch wird Dir's gefallen,
Wenn glänzend er dennoch die Stimmung bezwingt
Und so in gemüthlichem Tone Dir singt.

Zum Dritten nun siehst Du es nicht so gemüthlich,
Zwar ist von Natur es bescheiden und friedlich,
Doch nah't Deine freundliche Hand ihm zu sehr,
So setzt sich's mit zahlreichen Waffen zur Wehr.

Und endlich zum Vierten — so wird Dir's bekommen,
Hast Du mit Behagen es eingenommen,
Verführerisch winkt es dem Trägen zu
Und bietet dem Müden erquickende Ruh'.

Auflösung des Logogryphs in № 54:

Traube. Raub.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Samstag, 5. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

„Er hat Seinen Kopf und ich habe den meinigen!" entgegnete Frau Agathe kurz. „Wenn zwei harte Steine zusammenkommen, gibt es schlechtes Mehl. Nun Er das weiß, lasse Er es abgethan sein und komme Er zu einem solchen Gespräche nicht wieder."

„Also abgewiesen?" knirschte Voje Elsers.

„Er macht es ja danach, daß man nicht anders kann, als es Ihm gerade heraus zu sagen. Lasse Er das häßliche Knirschen mit den Zähnen, das schon meinem seligen Herrn ein Greuel war, und gönne Er mir meine Ruhe. Er versündigt sich sonst, weil Er eine hilflose blinde Frau ohne Noth ängstigt."

„Es ist gut", sagte Jener mit unterdrücktem Zorn. „Möge es Sie nicht gereuen, was Sie jetzt thut."

„Ich denke nicht", entgegnete Frau Agathe, „denn ich habe wissentlich nichts Böses gethan."

„Sie hat gesprochen und es ist Ihr unvergessen! Es soll noch einmal über Sie kommen und Sie wird an mich denken!"

Mit diesen Worten stürmte Voje Elsers hinaus.

„Wie Gott will!" sagte Frau Agathe Eschels und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Julie Rettberg und Frau Anmagret, die schon draußen ängstlich harrten, kamen herbei.

„Um Gotteswillen, was hat es gegeben?" fragte Julie erschrocken, und Frau Anmagret sagte:

„Ich habe den Karsten Bomann nur mit Mühe zurückgehalten. Er wollte mit aller Gewalt hinein. Aber ob er ihm nicht alle Nüsse und Mandeln nachwirft, die er vorher schickte und den Korb hinterdrein, dafür stehe ich nicht."

„Es ist nichts, Kinder!" sagte die Mutter. „Ihr müßt Euch um meinetwillen nicht beunruhigen."

Allein das bleiche Antlitz und ein leises Zittern strafte ihre Worte Lügen. Sie saß regungslos in ihrem Stuhl und Julie war in großer Sorge.

Gegen Abend erschien noch der Doctor Boug. Er fand hinreichende Veranlassung, wiederholt zur Vorsicht zu ermahnen und jede Gemüthsbewegung bei einer Frau zu verhindern, deren Leben an einem seidenen Faden hinge.

* * *

Cornelis Dultz war nach Hause zurückgekehrt. Er trat nicht erst in das Comptoir, wie er wohl sonst pflegte, sondern ging in den ersten Stock hinauf, wo er seine besondere Schreibstube hatte, und blieb allein. Er hatte vollauf Ursache, sich allerlei Gedanken zu machen, denn die Zeiten waren im Allgemeinen sehr ernst, für ihn aber schienen sie es doppelt und dreifach werden zu sollen.

Der wackere Handelsherr und Schiffsrheder war ein Mann, der ein besonderes Ansehen in der Stadt genoß, worin er geboren war. Er hatte sich tüchtig in der Welt umgesehen, und alle großen europäischen Handelsplätze kennen gelernt. Mancher sagte: „Cornelis Dultz ist ein speculativer Kopf", und dachte wohl kaum daran, wie sehr er den Nagel auf den Kopf traf. Etwas weniger speculativ wäre ihm zu gönnen gewesen. Aber Cornelis Dultz war ehrgeizig und stolz. Es genügte ihm nicht,

in seinem Geburtsorte der Erste zu sein. Er wollte es den reichen Börsenherren von Hamburg und Bremen und selbst den stolzen Mynheers von Amsterdam gleichthun. So kam es, daß er sich in Speculationen einließ, deren endliche Folgen sich, von seinem Standorte aus, nicht berechnen ließen und deren endlicher Ausgang mindestens ein zweifelhafter war. Geschäftige Hände sind rasch bereit, wenn es gilt, einem Neuling den falschen Weg zu zeigen, und Cornelis Dultz sah sich bald an den afrikanischen Küsten in Handelsgeschäfte verwickelt, die einen immer bedrohlichern Charakter annahmen.

Noch ahnte im Orte Niemand das Geringste. Selbst Boje Elfers schien von nichts zu wissen, sonst würde er es längst an die große Glocke gehangen haben. Es galt eine kühne That. Ein entscheidender Wurf mußte geschehen, an dessen Ausfall Tod und Leben hing. Und diesen Wurf zu thun, war der junge lebensmuthige Steuermann Wilken Eschels ausersehen.

Drei Tage nach diesen Vorgängen erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels. Sein Gesicht strahlte vor Freuden und indem er zu lachen begann, zog sich sein Mund in die Breite von einem Ohrläppchen zum andern.

Hans Tiedenbringer war der Bote, der die erste Nachricht von angekommenen Schiffen an die Stadt brachte, und darum überall, wohin er die Freudenkunde trug, ein gern gesehener Gast. Frau Agathe ließ ihn vor sich kommen und er rapportirte, den Hut in der Hand:

„Die Brigg „Hoffnung", Capitän Beets, ist glücklich angekommen. Die Mannschaft wohlauf, voraus der Steuermann Wilken Eschels, der schön grüßen läßt und heute Abend noch kommt."

Die Frauen waren voll herzlicher Freude. Karsten Bomann nahm den Arm des willkommenen Gastes und führte ihn in sein Kämmerlein, indem er sagte:

„Hier ist meine Staatscajüte und Er kann nur sagen, ob Er Schnaps, Wein oder Grog will, denn Frau Agathe gibt stets volle Ration."

Hans Tiedenbringer sagte lachend: „Wenn dem so ist und der Schnaps mir schmeckt, will ich so lange Wein trinken, bis der Grog fertig ist, aber nicht heute."

Dabei hielt er die Hand auf. Karsten Bomann legte den Gedenkthaler für die gute Botschaft hinein und geleitete ihn dann bis zur Thür, durch welche bald ein längst erwarteter Sohn schreiten sollte, um die Sehnsucht einer geliebten Mutter zu stillen.

Und der Hoffnung folgte die Erfüllung. Der Sohn kam und die hold erröthende Jungfrau, die ihn, durch Thränen lächelnd, empfing, geleitete ihn zur Mutter. Es war eine rührende Scene, die nur empfunden, aber nicht beschrieben sein will. Als sich der erste Rausch der Freude gelegt hatte und Wilken Eschels dicht neben der Mutter saß, die ihn nicht von sich lassen wollte, wurden die letzten Ereignisse erwähnt, und der junge Seemann erhielt die erste Kunde von dem Glücke, welches ihm bevorstehe, das er aber mit einem Opfer erkaufen sollte, welches bei seiner Liebe zu der schönen Pflegeschwester kein unbedeutendes war.

„Laßt es mich überlegen", sagte Wilken Eschels. „Unser Haus verdankt dem Cornelis Dultz viel, und ein Anerbieten, wie er es macht, ausschlagen, hieße einen Mann beleidigen, der uns nur Gutes that. Morgen in aller Frühe gehe ich zu ihm. Er selbst wird mir Alles sagen und darnach werde ich handeln, wie es recht und billig ist. Heute Abend aber bleiben wir zusammen, leben nur für die Gegenwart und hoffen auf eine glückbringende Zukunft."

„Ja, mein Sohn, das wollen wir. Wie schaut Ihr so glücklich drein, Kinder. Ich sehe es trotz meiner Blindheit. Gott beschütze Eure lieben Augen."

In stiller Rührung schlossen sie sich in die Arme.

Am andern Morgen erschien Wilken Eschels vor seinem Gönner, dem Kaufmann.

„Endlich!" sagte dieser, und führte ihn in seine Arbeitsstube, indem er befahl, daß Niemand ihn stören solle.

Es war eine lange, ernste Unterredung, welche Beide mitsammen hatten. Gegen das Ende derselben sagte der Kaufmann:

„Du bist, wie ich es mir gedacht habe. Ganz wie Dein Vater in jungen Jahren,

Rasch entschlossen und doch umsichtig. Meinen beiden andern Kapitänen hätte ich eine solche Sendung nicht anvertrauen können. Der rechte Mann ist gefunden. Du bekommst das Commando der „Schwalbe" und brauchst mir nicht dafür zu danken, denn Du zahlst einen angemessenen Preis. Nimmst Du das Gebot an?"

Der Kaufmann hielt ihm die Hand hin. Der Steuermann schlug ein und sagte:

„Ja, Herr Cornelis Dultz, so mir Gott helfe!"

„Dann nehme ich Dich hiermit in Eid und Pflicht, Capitän Wilken Eschels. Mit diesem Handschlage gehörst Du meinem Hause an und es darf fortan zwischen uns kein Geheimniß mehr sein."

Die Unterredung der Beiden begann auf's Neue. Endlich sagte der Kaufmann:

„Dich von Deinen jetzigen Verpflichtungen zu lösen, ist meine Sorge. Noch heute trittst Du das Commando an und betreibst die Ausrüstung mit allem Eifer. Spätestens acht Tage, von heute ab gerechnet, mußt Du in See. Jede Stunde früher will ich mit Gold aufwiegen. Deine schönste Freude muß ich Dir zwar rauben. Es war ein Lieblingswunsch Deiner Mutter, Dich mit ihrer Pflegetochter zu verheirathen und Dich diesen Winter um sich zu haben. Darauf muß sie nun verzichten."

„Spreche Er nicht weiter davon, Herr!" sagte Wilken Eschels mit einem Tone, der die innere Bewegung nicht verkennen ließ. „Mutter wird sich überzeugen lassen, und Julie läßt nicht von mir, wenn ich sie jetzt auch verlassen muß; davon bin ich überzeugt. Und was mich betrifft, so nehme ich Ihn zum Bürgen für meine Treue, Herr. Ich gehe entweder zu Grunde, und der Tod macht Alles quitt; oder ich kehre wohlbehalten heim und tilge jede Schuld, die ich eingegangen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Bigamie, Raub und Selbstmord.) Vor einigen Wochen kam ein schöner, hochgewachsener, in den besten Jahren stehender Mann, der sich für einen Polen ausgab, nach Kaschau. Er hatte ein gutes Mundwerk, that groß, und suchte vor Allem ein Quartier und ein liebevolles Herz. Das Erstere konnte im äußersten Fall auch ärmlich sein, eine Eigenschaft, welche er beim Zweiten jedenfalls vermieden zu sehen wünschte. Beide Wünsche wurden rasch erfüllt. Schnell gewonnene Freunde führten ihn im Kreise ihrer Bekannten auf, schmählicher Eigennutz und die leidige Kuppelsucht thaten das Ihrige, und bald war auch ein Mädchen aufgefunden, welches, wie so viele andere, leichtsinnig genug war, einem Unbekannten, den es kaum gesehen hatte, Hand und Herz zu schenken und mit ihm, dem völlig Fremden, ein Bündniß „für das Leben" einzugehen. Am Tage vor der Hochzeit zahlte die verliebte Braut für ihren „Zukünftigen" eine „Ehrenschuld" von 160 fl., und in der Hochzeitsnacht, als sich die Gäste, vielleicht voll Seligkeit, eine glückliche Parthie gestiftet zu haben, entfernt hatten, zwang der Schändliche die junge Frau, ihm ihr sämmtliches Baargeld, welches sie kurz zuvor erhoben hatte, und einen Schuldbrief von 2000 fl. ö. W. zu übergeben und — empfahl sich. Man kann sich den Skandal denken. Die arme Betrogene lief noch in derselben Nacht zu den Ihrigen. Die Behörden wurden angerufen und nach wenigen Tagen gelang es, den Banduren, den Verbrecher in Eperies aufzufinden und nach Kaschau einzuliefern. Die Furcht vor der bevorstehenden Untersuchung und deren Resultaten überwältigte jedoch den Helden dieses Romans so, daß er sich erschoß. Er hinterließ einen Zettel, worin der Selbstmörder gesteht, daß er schon verheirathet und Vater von vier Kindern sei.

(Und das geschieht im 19. Jahrhundert.) Aus Rekas wird Folgendes geschrieben: In der Gemeinde Vazos gab am vorigen Sonntag ein Landmann seine Schwiegertochter an, daß sie eine Hexe wäre und den Regen so lange aufhalte; er betheuerte ferner, daß sie schon durch mehrere Monate nichts esse, nichts trinke und nichts rede, und bei jeder aufsteigenden Wolke in den Hof gehe und, mit der Hand winkend, dieselbe austrinke. Demzufolge wurde selbe ortsgerichtlich mit Zuziehung zweier Hebammen visitirt und vorgefunden, daß sie ein Hexenzeichen mit Regenbogenfarbe habe (Curcu-

beu). Nun wurde ihr gesagt, daß sie sich gutwillig brennen lassen müsse, wenn nicht, so werde sie durch die Gemeinde zwischen Dornen verbrannt werden. Die Unglückliche wurde darauf gezwungen, sich mit einem silbernen Zwanziger und mit Hülfe der Kirchenschlüssel durch ihre eigene Tante brennen zu lassen. Dienstag darauf beschenkte uns die Vorsehung mit einem guten Regen; aber der Hagel beschädigte die Früchte. Das kam daher, schrie man im Dorfe, weil die Hexe noch nicht gänzlich geheilt sei! Wird die höhere Behörde nicht unverzüglich einschreiten, um den Menschen in dieser „Hexe" vor dem Fanatismus des Aberglaubens zu schützen?

* Jungfernsprung.

(Bei Dahn.)

Seht ihr das Kreuz dort ragen,
Hoch auf der Felsenwand?
Es will Dir, Wand'rer, sagen:
Sein Kind schützt Gottes Hand.

Wohl blüht zu Gottes Ruhme,
Wie's Veilchen still und fein,
Frisch, wie die Waldesblume,
Und wie Schneeglöckchen rein,

Die Maid im Wald verborgen,
In Liebe zu dem Herrn,
Am Abend und am Morgen
Eilt sie zum Kirchlein gern.

Da saugt aus ihrem Blühen
Der Jäger wilde Brunst;
Umsonst ist sein Bemühen,
Sein Droh'n und Schmeichelkunst.

Einmal kehrt aus der Kapelle
Fromm heim die Gottesmagd.
Da tritt zu ihr der Geselle
Voll böser Gier und lacht:

Willkommen, Du reine Taube,
Wie ist's so heimlich still,
Der Geier nimmt Dich zum Raube,
Sag', wer's ihm wehren will?

Schon will er sie umfassen —
Sie blickt zum Himmel auf;
Jach hat sie den Buben verlassen
Im flücht'gen, geflügelten Lauf.

Sie flieget, wie die Gazelle,
Dahin über Stein und Dorn,
Der Meute gleich der Geselle,
Schnaufend vor Gier und Zorn.

O Mägdlein, er greift Dich — geschwinde!
Sie springt auf die Felsenwand,
Und, wie getragen vom Winde,
Eilt fort sie am schwindelnden Rand.

Da steht sie am Ende o wehe!
Da vorn der grausige Tod,
Da hinten des Jägers Nähe —
Von Sünd' oder Tod bedroht!

Da blickt sie zum Himmel gläubig:
Herr, schick' Deine Engel mir!
In Deiner Liebe bleib' ich,
Nichts scheidet mich von Dir!

Schon will sie der Wilde umschlingen,
Da wagt sie den furchtbaren Sprung —
Hernieder die Engel sie bringen
Mit sanftem Flügelschwung.

O Wunder! an der Stelle,
Wo dankend kniet die Maid,
Springt eine helle Quelle:
Das Bild der Reinigkeit.

Ch. Böhmer.

* Logogryph.

Es ist des Felsen Art,
Auch deß, der treu bewahrt
Den Glauben und die Liebe;
Setz' bei ein Zeichen mehr,
Dann leuchten sie so hehr
In's wirre Weltgetriebe;
Dem Herzen fiel's sonst schwer,
Daß es das erste bliebe. r.

Auflösung des Logogryphs in № 55:

Fessel. Kessel. Nessel. Sessel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Dienstag, 8. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

Die beiden Männer trennten sich. Wilken Eschels ging nach Hause und brachte selbst die Botschaft von dem, was sich ereignete. Julie sagte nichts, allein sie ging hinaus, und als sie nach längerer Zeit wieder zum Vorschein kam, sah man, daß sie sehr geweint hatte. Das Lächeln, welches sie erkünstelte, vermochte den Zug des Kummers nicht zu verdrängen.

Frau Agathe brauchte längere Zeit, bevor sie es über sich gewann, von einer Lieblingsidee zu scheiden. Endlich sagte sie getröstet:

„Sei es denn. Gehe ledig und los Deinem schweren Berufe nach. Dein Mädchen bleibt bei mir und wird in Treuen Deiner gedenken. Allein Euer Brautstand soll ein rechter, vor aller Welt offenkundiger sein; das lasse ich mir nicht nehmen. Kann ich Euch jetzt keine Hochzeit ausrichten, wie es mein Wille war, wird wenigstens eine Verlobung gefeiert, bei welcher die ganze Verwandtschaft Zeuge sein soll."

Die Verheißung wurde zur Wahrheit. Die Einladungen ergingen an Alle, die ein Recht darauf hatten. Herr Cornelis Dultz und der Doctor Bong wurden besonders als Zeugen gebeten und selbst Bose Elfers hatte eine Karte zugesandt erhalten, ließ sich aber nicht blicken. Der würdige Pastor primarius Bellermann, der den Wilken Eschels getauft und confirmirt hatte, segnete ihn auch am Verlobungsabende. Es war ein Fest voll wehmüthiger Trauer und nur die blinde Frau, welche nicht die vergrämten Züge der Braut und das ernste Gesicht des Bräutigams sah, war ganz glücklich. Um ihretwillen that sich Jeder Zwang an. Sie wollten die dunkle Nacht der Blinden nicht noch finsterer werden lassen.

Am siebenten Tage war das Schiff segelfertig. Schon am Abend hatte der Sohn von der Mutter Abschied genommen. Früh Morgens trennte er sich von der Geliebten. Sie begleitete ihn weinend bis zur Thür.

„Und noch Eins, Du liebes Herz", sagte Wilken Eschels, die Braut liebkosend. „Die Hauptsache. Du wirst mir meine letzte Bitte nicht abschlagen."

„Nein! Nein! rief das junge Mädchen. „Fordere nur, und es soll gewiß geschehen."

„Darauf rechne ich im Namen meiner Mutter!" sagte der junge Capitän. „Du sollst die alte Frau aufrichten und sie trösten, wenn ich fern bin und vielleicht lange wegbleibe."

„Das habe ich Dir schon versprochen", entgegnete die liebliche Braut, „und fest und unverbrüchlich werde ich darauf halten."

„Wer Andere trösten will, muß selbst nicht des Trostes bedürfen", sagte Wilken Eschels. „Du mußt mit Dir anfangen. Die Mutter darf nichts Trauriges erfahren. Unser guter Doctor hat mir gesagt, daß eine ungetrübte Heiterkeit nöthig sei, um den Geist noch für längere Zeit in den hinfälligen Körper zu bannen."

„Ich will thun, was ich vermag", entgegnete Julie Rettberg und suchte ihren Thränen Einhalt zu thun.

„Dann wird es Dir auch gelingen. Ich könnte vielleicht länger ausbleiben, als ich hoffe und wünsche, und möchte doch gern die Mutter noch wiederfinden. Und höre, Julie, noch Eins. So oft es nur irgend angeht, werde ich schreiben, wie es mir gegangen ist. Allein ich komme in Gegenden,

wo die Postverbindungen nur mangelhaft sind und oft ganz und gar fehlen. Ihr müßt Euch dann nicht ängstigen. Wenn keine Briefe ankommen, hat das eine ganz natürliche Ursache! Hörst Du, liebes Kind?"

Sie lächelte ihn durch Thränen an.

„Und nun, lebe wohl!"

Er schloß sie in seine Arme und sah sich noch einmal um. An der Stelle, welche von der Hausdiehle in den Keller führt, standen Karsten Bomann und Frau Anmagret, die mit Theilnahme auf das Liebespaar blickten. Der junge Capitän winkte ihnen, näher zu treten, und sagte zu der Braut:

„Wir hatten zwei Zeugen, ohne es zu wissen. Das soll nicht umsonst geschehen sein. Karsten Bomann, mein alter wackerer Maat, Du hast mich gelehrt, einen Tallreepsknopf zu machen und ein Tau zu spitzen"

„Ja, mein' Seel', das habe ich", greinte der alte Seeschwalker."

„Und wie man den Kopf oben behalten soll, wenn die Wellen darüber hingehen, und wie man nicht über Bord fallen muß, wenn man auf der Luftnot der Marsraa sitzt, und das erste Reff gelegt wird, oder gar das dritte ..."

„Er hat es behalten, wie sein A-B-C!" sagte Karsten Bomann vor sich hin. „Er ist ein dankbares Gemüth."

„Nun sollst Du mir, während ich außer Landes bin, noch einen Gefallen thun. Da ist meine Braut. Sie hat mir so eben mit Hand und Mund versprochen, daß sie während meiner Abwesenheit nicht traurig, sondern froh und heiter sein will. Um meinetwillen und um meiner alten Mutter willen wird sie es thun, wenn es ihr auch nicht so um das Herz ist. Nun, Karsten Bomann, Du wirst Acht geben, daß die Julie mir Wort hält. Kennst sie ja von Kindesbeinen an und sie hat Dir oft genug den Bart zerzaust. Dich mache ich zu ihrem Wächter. Räume alles Trübselige aus dem Wege, alter Maat, und sorge für lustige Zeiten."

„Das will ich, Capitän, und müßte ich eine Bekanntschaft mit dem Boje Elfers machen, was mir verdammt sauer ankommen müßte. Es soll lustig hier zugehen, und wenn nicht anders, muß mir die Anmagret zu Hilfe kommen und mit mir ein Tänzchen machen. Wer dann nicht lacht, dem kann nicht geholfen werden."

Die Liebenden umarmten sich noch einmal unter Lachen und Weinen; dann riß sich Wilken Eschels entschlossen los und eilte an Bord.

Bereits war der Anker zur Hälfte gelichtet und das junge Volk sprang in die Wanten auf, um die Marssegel von den Raaen zu werfen. Cornelis Dultz ging ungeduldig auf dem Halbdeck hin und her. Er führte den Capitän in die Cajüte und während die „Schwalbe" ihren Flug nach der See begann, übergab er ihm die letzten Briefschaften, zählte die nöthigen Gelder auf und sagte mit unterdrückter Empfindung:

„Du nimmst Alles mit Dir; mein Geld und Gut und meine Ehre. Achte wohl auf Alles und denke stets daran, daß Tod und Leben von Deiner Umsicht abhängen. Gott sei mit Dir und halte Seine schützende Hand über Kiel und Mast."

Er drückte dem jungen Capitän die Hand, eilte auf das Deck, der Mannschaft einige freundliche Worte gönnend, und kehrte mit seinem Boote nach dem Lande zurück. Mit dem auffrischenden Winde flog die „Schwalbe" dem Seegat zu.

Am Mittag des andern Tages erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels und sagte zu dem alten Matrosen:

„Gestern Abend um acht Uhr ist die Brigg „Schwalbe", Capitän Wilken Eschels, mit einer handlichen Brise aus Ost-Süd-Ost in See gegangen. Die Luft war klar und die Fluth im Kentern begriffen. Er ist also mit vollem Wasser über die Banken gesegelt."

„Hurrah!" rief Karsten Bomann. „Eine Ost-Süd-Ost-Brise und volles Wasser auf den Banken! Das ist vollkommen genug, um die Julie zum Lachen zu bringen, und mit der Anmagret ein Tänzchen zu machen. He! Hollah, altes Weib! Schiebe den Kessel an das Feuer und mache einen Grog."

(Fortsetzung folgt.)

Zum deutschen Schützenfeste.

Frankfurt, 6. Juli. Das Festprogramm ist in der Abendsitzung des Centralcomite's vom 4. Juli endgiltig festgestellt worden.

Es werden demnach — so berichtet die Didaskalia — am Samstag den 12. d. M. den ganzen Tag über an allen Bahnhöfen die Empfangscomités zur Begrüßung der ankommenden Schützen aufgestellt sein. Jeder ankommende Bahnzug wird mit Kanonensalven und Musik begrüßt. In einzelnen Zügen mit Musikbegleitung werden alsdann die Fahnen in die Stadt geleitet und auf dem Quartier-Bureau (Harmonie) die Wohnungszettel in Empfang genommen. In Turnertracht gekleidete, mit Festabzeichen versehene Knaben zeigen den Schützen den Weg. Abends findet in der Festhalle und auf dem Festplatz geselliges Zusammensein statt, wobei die Capellen der hier garnisonirenden preußischen und bayerischen Regimenter spielen werden.

Sonntag, den 13. früh, werden die weiter eintreffenden Schützen empfangen. Um 10 Uhr stellt sich der unter Leitung von Maler Schalk stehende Festzug in der neuen Mainzerstraße auf. Das Programm für die Zugordnung ist folgendes:

Abtheilung Turner von 100 Mann als Ordnungsmannschaft.
Musik, 25 Mann (mit rothen Trompeterfähnchen).
5 Alt-Deutsche auf ungesattelten Pferden, mit Pelz und Fellen und Lanzen.
11 Bogenschützen aus dem 11. Jahrhundert (blau mit weiß).
11 Armbrustschützen aus dem 13. Jahrhundert (grau mit roth).
11 Luntenschützen aus dem 15. Jahrhundert mit Pickelhauben (braun mit grün).
11 Feuerschloßschützen aus dem 30jährigen Kriege (gelb mit schwarz).
11 bewaffnete Turnerschützen.
24 Reiter mit dem Frankfurter Stadtbanner.
Eine Abtheilung Schützen von 25 Mann.
Comité-Mitglieder, Abgeordnete der Behörden und Corporationen.
Musik.
Die Frankfurter Gesangvereine mit 12 Fahnen, in einer Stärke von 900 Mann.
40 berittene Schützen mit dem deutschen Reichsbanner.
140 Sachsenhäuser Jäger.
2 Reiter.
Bewaffnete Turner und Turnvereine in einer Stärke von 700 Mann.
Musik.
10 Schützen.
10 rothgekleidete Zeiger mit Adler und Scheiben.
Die Frankfurter Ur-Schützengesellschaft aus dem 14. Jahrhundert, Scheiben aus dem 14., 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert mit sich führend.
Festcomité-Mitglieder.
Riesenbouquet. (12 Jungfrauen und 12 Mädchen mit Ehrengaben und 24 Knaben in blauen Blousen.)
Der Frankfurter Schützenverein in einer Stärke von 980 Mann.
2 Reiter.
Bundesvorstand und Centralcomité.
Fahnenbouquet. (Die Bundesfahne, gefolgt von sämmtlichen Fahnen der am Feste theilnehmenden deutschen Schützenvereine, zwischen 3- bis 400 Fahnen.)
659 Schweizerschützen mit ihrer Fahne.
Musik.
Die deutschen Schützenvereine in der Stärke von ungefähr 7000 Mann, eingetheilt nach Staaten und Städten (die Staaten erhalten Wappen, die größeren, sowie die durch eine bestimmte Anzahl von Schützen vertretenen kleineren Städte Standartenschilder mit den Namen der Städte).
6 Reiter.

Im Ganzen werden am Zuge an 12,000 Personen theilnehmen.

Der Zug bewegt sich um 11 Uhr über die Neue Mainzerstraße, die Bockenheimergasse und den Steinweg nach dem Roßmarkt. Nach der daselbst stattgefundenen Begrüßung der deutschen Schützenschaft, der Weihe der Bundesfahne und der Uebergabe derselben an Frankfurt als Festort, setzt der Zug seinen Weg fort über die Zeil, durch die Friedberger- und Altgasse, Bleichstraße, durch das neue Thor, die Friedberger Landstraße, durch die Ehrenpforte auf den Festplatz. Hier wird er mit einer Festrede und Gesangschören, während welchen die Fahnen

um den Gabentempel gruppirt sind, empfangen. Darauf werden sämmtliche Fahnen in der Festhalle abgegeben. Um 2½ Uhr findet das Bankett statt und im Laufe des Nachmittags Probeschießen (für Treffschüsse werden Fähnchen gegeben). Abends ist Musik der Frankfurter Militärcapelle und des Münchener Militärmusikcorps.

Miscelle.

△ (Mittel reich zu werden.) Willst du reich werden, speculire auf die Dummheit der Menschen, auf die Unwissenheit, die Gedankenlosigkeit, den Aberglauben und die bösen Neigungen des Pöbels in Glaces, im Schurzfell und im Kittel. Fängst du's gut an, wird deine Speculation „zu Glück schlagen". Beweise gibt's genug, und zwar handgreifliche; nicht Gedanken und Worte, sondern Thaten und Werke.

Die Zahlenlotterien — die unsrige ist glücklich zu Grabe gebracht — bringen Millionen ein und nähren Tausende von Beamten. Die Millionen zahlt, die Beamten nährt die Dummheit der Spieler.

Die Frankfurter Lotterie und ihre Verwandten geben gleichfalls Revenüen, nähren viele Beamte und bereichern die „Gottes Segen bei Cohn und Co." Alles zahlt die Dummheit der Spieler.

Geh nach Wiesbaden, Homburg, Baden-Baden, und staune über die Pracht der Gebäude, der Curhäuser, der Gärten, Promenaden; ergötze dich an der herrlichen Musik, an der reichen Lectüre! Es sind Werke und Geschenke der Benazets, die von den Millionen, die sie gewinnen, großmüthig und freigebig Hunderttausende aufwenden zur Lust und Wonne des Heilung suchenden Publicums und — als Köder für neue Goldfischchen. Wer reicht Alles, die Mittel alle? Die Dummheit der Spieler.

Willst du noch mehr Beweise, so höre. Geh zum geschickten, fleißigen, gewissenhaften Arzt. Er widmet alle Zeit seinen Studien und seinen Kranken; selbst die Nachtruhe gibt er hin und wandelt durch Feld und Wald zu Fuß, wie ein armer Apostel, in Kälte und Hitze, in Regen und Sturm zu den Hütten der Leidenden. Er nährt sich. — Die Morisons, die Goldberge und die „Eau de Lobs" bleiben zu Haus und werden reich. Die Dummheit kommt zu ihnen, holt selber die Pillen, die Ketten und das Wasser und — bleibt siech, gichtig und kahl, bis sie von Neuem ausgebeutet wird und Andere reich macht.

Geh in die Schule; du findest einen armen Schulmeister, der mühsam und treu die Jugend unterrichtet und zum Guten erzieht. Er hat 300 fl. für sich und die Familie und — gratis das „ortsübliche Geläute" und das Kehren der Zimmer. Geh dagegen in ein Pensionat, ein Knaben- oder Töchterinstitut, und du findest einen vornehmen Herrn, der Andere arbeiten läßt, die keine Meister sind, und in wenigen Jahren reich ist; wenn er nur Eins versteht: — die Trompete zu blasen. Die Dummheit der Alten besorgt das Weitere.

Geh zum Gelehrten. Er forscht Tag und Nacht nach Wahrheit und Weisheit und bringt sie an's Licht zum Wohle und zur Ehre der Menschheit und — hungert und friert. Dafür erhält er bei seinem Tode eine schöne Leichenrede und, wenn seine Gebeine längst vermodert, von der dankbaren Nachwelt ein kunstreiches Denkmal. Der Buchmacher dagegen, der den Geschmack der Dummheit kennt und zum Beispiel, um beim Neuesten stehen zu bleiben, den Beweis führt, „daß die Frauen keine Menschen sind", macht „sein Glück". Verfasser, Verleger und Verkäufer können mit Schmunzeln sagen: „Das Buch geht reißend ab".

Ergo: Speculire auf die Dummheit, und du wirst reich werden. Das Mittel ist gut und probat, wenn dir's nicht zu schlecht ist. X.

Homonyme

Wenn sich ein harmlos Thier durch mich vom Feinde bedroht sieht:
Ich nur vermag's zu retten, wenn's rasch in mir mich beweget.

Auflösung des Logogryphs in № 56:
Fest. Feste.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 58. Speyer, Donnerstag, 10. Juli 1862.

* Der Kinder Mährchenzeit.

O sel'ge Zeit, wo sich dem Kindessinne
Der holden Mährchen Zauberwelt erschließt, —
Wann Abends in dem traulich dunklen Stübchen
Die Sage von der Mutter Lippen fließt,
Die dann der Traum mit seinen reichen Farben
In bunter Regellosigkeit noch prächt'ger malt
Und seines güldnen Wunderreichs Gebilde
In's junge Herz mit süßem Beben strahlt.

Da öffnen sich der Berge dunkle Schachten
Und Blumenwege führen zum Palaste hin,
Erbaut von Gold und edelen Gesteinen,
Und drinnen thront des Berges Königin; —
Es tönen wunderbare Festgesänge
Und zauberische Musik deinem Ohr,
Und tanzend um die schöne Herrin woget
Der Gnomen seltsamlich gestaltet Chor.

Da schwebt der Elfen luftig leichter Reigen
Heran auf dunklem Moos im Mondenscheln;
Es schaukeln auf der Tanne düstern Zweigen
Sich neck'sche Geister, spielend durch den Hain; —
Da schleudert hoch empor die gold'nen Strahlen
Ein Zauberquell voll wunderbarer Macht,
Kein Sterblicher darf sich dem Wasser nahen,
Von einem grimm'gen Drachenpaar bewacht.

Da singen Blumen lieblich zarte Weisen
Von längst verlornem süßem Liebesglück
Und rufen schmerz- und wonnevolle Stunden
Vor der Bezaub'rung leise sich zurück; —
Da buhlen kühne Adler, stolze Leuen
Um Königstöchter herrlich, schön und reich; —
Denn da sind Blumen, Adeler und Leuen
In Rede und Gefühl uns Menschen gleich.

Und Wir sind wahr als Kinder, schlicht und offen,
Verstellung, Trug und Lüge ist uns fern;
Was wir nur wünschen, hassen, lieben, hoffen,
Wir sagen es, wir zeigen's frei und gern;
Drum, schöne Zeit, wo sich dem Kindessinne
Der holden Mährchen Zauberwelt erschließt,
Dein denk' ich oft mit immer frischer Liebe,
Sei mir, wenn fern gleich, herzlichst doch gegrüßt.

Paraquin.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

Eine längere Zeit verstrich nun. Der Herbst nahm Abschied und der Winter kam. Bleiern schlichen die kurzen Tage vorüber; noch langsamer und bleierner die langen Nächte. Nur wenn ein Brief von Wilken Eschels eintraf, was in der ersten Zeit ziemlich regelmäßig geschah, war Freude im ganzen Hause. Julie Nettberg saß dann zu den Füßen der Mutter und las ihr den Brief des Sohnes vor, einmal, zweimal, dreimal. Das liebende Herz wurde wärmer, je öfter sie jene Zeilen vernahm. Es war, als spräche der Sohn selbst zu ihr und sie söge die Worte von seinen Lippen.

Aber allmälig wurden die Briefe seltener. Die „Schwalbe" hatte den atlantischen Ocean erreicht und dort waren keine Poststationen zu finden. Die liebenden Herzen mußten sich in Geduld fassen und jedesmal, wenn der Briefträger am Hause vorüberging und Julie gerade am Fenster stand, vernahm Frau Agathe einen leisen Seufzer.

„Kind! Kind!" sagte sie dann und hob, zwischen Ernst und Milde getheilt, den Finger auf. „Das ist gegen die Ordre. Du bist von meinem Sohne dazu bestellt, Lust und Fröhlichkeit um mich her zu verbreiten, und es fehlt nicht viel, so muß ich

Digitized by Google

dieſes Amt bei Dir übernehmen. Was ſoll daraus werden? Wenn das ſo fortgeht, findet der Wilken bei ſeiner Heimkehr ein abgehärmtes Mädchen mit eingefallenen Backen, ſtatt einer jungen, friſchen Dirne, die ihm luſtig entgegenſpringt. Wenn ich das gethan hätte, was wäre aus mir geworden? Von meinem Hochzeitstage an iſt Capitän Jens Jakob Eſchels achtzehnmal von mir weg in See gegangen und achtzehnmal iſt er wiedergekommen und ich habe mich wohl gehütet, ihm ein vergrämtes Geſicht zu zeigen. Nur als er die letzte Reiſe antrat, von welcher er nicht wiedergekehrt iſt, als die ſchwarzen Träger... Nun, nun, das iſt begraben Ich habe es jetzt nur noch mit dem Wilken und mit Dir. Denke Dir, Kind, daß ich mir einbilde, jedesmal, wenn hier Kummer und Trübſinn herrſcht, habe der arme Junge mit widrigen Winden und Sturmböen zu kämpfen; iſt aber hier Alles fröhlich und guter Dinge, iſt auch bei ihm Sonnenſchein und eine fromme See. Was will nun meine liebe Julie thun?"

„Der Wilken ſoll allezeit gutes Wetter haben und die Sonne ſo warm auf ihn herabſcheinen, als ſie nur immer kann!" ſagte das junge Mädchen, ſich bezwingend, und ſchloß die Mutter in ihre Arme.

„Gottes Lohn dafür!" ſprach Frau Agathe, aber im Innern dachte ſie doch anders. Darum, als Julie Rettberg im Laufe des Tages ausging, rief ſie Frau Anmagret zu ſich, und ſagte zu ihr:

„Höre, Anmagret, das geht nicht. Die Julie grämt ſich und kann, wenn das ſo fortgeht, ernſtlich krank werden; da müſſen wir vorbeugen. Es iſt hier im Hauſe ſo ſtill, daß ſelbſt mir zu Zeiten unheimlich wird an den langen Winterabenden; wie viel mehr einem jungen Mädchen. Es müſſen Menſchen in das Haus kommen. Nehmen wir Beſuche an, werden wir wieder eingeladen, und das bringt Leben in den todten Raum. Sie ſoll das beſorgen. Lade ſie die Leute, die ich Ihr nennen werde, auf morgen zum Thee und Abendbrod ein. Ich will die Julie damit überraſchen und nachher mag ſie ſelbſt zuſehen. Und höre Sie, Frau Anmagret, knauſere Sie nicht, wie das wohl manchmal Ihre Art iſt. Mein ſeliger Herr hat es mir dazu hinterlaſſen und mein Sohn iſt Capitän; da darf nicht geknickert werden, wenn man ſeinen Gäſten etwas vorſetzt."

Frau Anmagret merkte ſich die Namen der verſchiedenen Perſonen, verſicherte, daß Alles zur Zufriedenheit ausgerichtet werden ſollte, und Karſten Bomann hatte genug zu thun, um die Einladungen von Haus zu Haus zu tragen und zwiſchendurch in der Ankerſchenke oder in der Flaggentaverne neue Kräfte für die ungewohnte Arbeit zu ſammeln.

So kam nun, ohne daß die junge Braut es geahnt hatte, die Geſellſchaft in das Haus: nahe und entfernte Verwandte, gute Freunde und oberflächliche Bekannte, mit denen man unbefangen plaudert, ſo lange man mit ihnen zuſammen iſt, und die man vergißt, wenn man die Thür hinter ihnen geſchloſſen hat. Die junge Braut fühlte, daß die Mutter ſich dieſen Zwang auflegte um ihretwillen und beſchloß, ſich dafür dankbar zu beweiſen. Sie war eine ſtarke Natur, die das, was ſie wirklich wollte, auch durchzuſetzen vermochte. Die Anſtrengungen, welche es ihr verurſachte, der Zwang, den ſie ſich auferlegen mußte, wurden ſorgfältig verborgen gehalten. Sie gewann es über ſich, nicht nur ihre Umgebungen, ſondern oft ſich ſelbſt zu täuſchen, und ehe der Winter noch zur Hälfte verſtrichen war, galt Julie Rettberg für die luſtigſte und heiterſte Geſellſchafterin, von der Manche etwas lernen könnten. Ein Abendzirkel, an welchem ſie theilnahm, war nicht verloren. Sie wußte immer etwas Neues anzugeben und fand ſtets noch eine Auskunft, wenn ſchon alle Andern den Kopf hängen ließen.

Das ſollte nun ein Lob ſein, verwandelte ſich aber bald in das Gegentheil. Hier und da begann man bereits die Köpfe zuſammenzuſtecken und ſich allerlei bedenkliche Geſchichten zuzuflüſtern.

„Die hat ſich bald getröſtet!" ſagte die Eine und die Andere ſetzte hinzu: „Er wird ihr wohl nicht beſonders am Herzen gelegen haben." Eine Dritte meinte: „Herzen wären wandelbar und wenn Einer das Käm-

merchen verlaſſe, käme ein Anderer.“ Die Vierte ging noch einen Schritt weiter und fragte: „Wer denn eigentlich dieſer Nachfolger ſei?“ — „Das wolle ſie bald in Erfahrung bringen!“ entgegnete die Fünfte und mit lautem Lachen verſprach die Sechste ihren geſegneten Beiſtand.

Julie Rettberg merkte es wohl, allein ſie gab ſich Mühe, den Verdruß zu verbergen, um der Mutter willen, die ſich glücklich fühlte in dem vermeinten Glücke der geliebten Tochter und freundlich zu dieſer ſagte: „So iſt es recht. Du erfüllſt den Wunſch meines braven Sohnes und biſt der Troſt und die Freude ſeiner alten Mutter. Das wird Dir Segen bringen, meine liebe Julie. Bleibe nur ſo und halte Dich aufrecht, dann bekommen wir auch bald Nachricht von unſerm Wilken.“

Sie hatten Beide bereits lange darauf gehofft, allein vergebens. Sie ſcheuten ſich, einander daran zu erinnern, daß er nichts von ſich hören ließ; allein in der Stille ängſtigten ſie ſich um ſo mehr, und wenn die Zeit kam, wo am Vor- und Nachmittage der Briefträger ſeine Runde machte, horchten ſie mit großer Spannung auf das Klingeln an der Hausthür. Aber dieſe blieb ſtumm und eine neue Hoffnung ward zu Grabe getragen.

Ein Mann hielt ſich abſichtlich in dem Hintergrunde und legte ſcheinbar die Hände in den Schooß. In Wahrheit aber war er insgeheim thätig und ſpann ein Netz von feinen Fäden, darin ſich die Braut des jungen Capitäns fangen ſollte. Dieſer Mann war Boje Elfers, der noch immer mit einer leidenſchaftlichen Zähigkeit an dem Gedanken feſthielt, Julie Rettberg zum Weibe zu bekommen, und kein Mittel unverſucht ließ, dieſen Zweck zu erreichen. Er wußte recht gut, wie ſchwer es dem armen Mädchen ward, ſich in die Lebensweiſe zu finden, welche die Mutter ihr vorſchrieb, und daß ſie die wachſende Bekümmerniß kaum verbergen konnte, worin ſie durch die Ungewißheit über das Schickſal ihres Bräutigams verſetzt ward. Aber er that, als merke er dieß Alles nicht, und zuckte die Achſeln, wenn er irgendwo erſchien, wo man von der Frau Agathe Eſchels und ihrer Pflegetochter ſprach.

„Ich weiß nicht, Couſine Flint, wohin Sie denkt“, ſagte er eines Sonntags nach dem Schluſſe der Vormittagspredigt zu dieſer Perſon, die für eine der erſten Klatſchbaſen ihrer Zeit galt. „Was weiß Frau Agathe davon? Sie iſt blind und ſieht nicht, was in dem Bereiche ihrer Hand geſchieht. Was ſoll die von dem wiſſen, was außerhalb ihrer vier Pfähle vorgeht? Aber die Julie! Die Julie!“

„Ein ſauberes Früchtchen das!“ ſagte Couſine Flint und ſteckte die Hände tiefer in den Muff.

„Nun, ich danke Gott, daß ich mit einem blauen Auge davon gekommen bin“, fuhr Boje Elfers fort. „Ich hatte die Abſicht, um die Dirne, die mir eine Zeit lang gefiel, anzuhalten und ſie zu heirathen! Sie warnte mich damals und ich wollte nichts davon hören. Glücklicherweiſe unterblieb die Bewerbung. Dafür kann ich Ihr nicht genug danken, denn im Grunde ſetzte Sie mir doch den Floh in's Ohr.“

„Muß Ihn gut geſtochen haben, das kleine Thier!“ lachte Couſine Flint boshaft. „That es weh?“

„Es iſt vorüber, ſeit ich geſehen habe, wie Mamſell Rettberg ſich dem Werftbaas Behnke beinah in die Arme warf und ſich den Hals ausreckte, als der junge Herr Heiken aus Bremen neulich bei dem Hafenmeiſter auf den Ball kam. Gott bewahre! — Nun, ich habe nichts geſagt! Und bei Ihr iſt ja Alles gut aufgehoben. Wo hält Sie denn Ihren Mittag?“

„Die Hauſchildts haben mich gebeten!“ ſagte Couſine Flint hoffärtig. „Die Leute zerreißen ſich ja um Einen und thun, als ob man eine Prinzeſſin wäre. Die Hauſchildts, weiß der Vetter...“

„Ich kenne ſie!“ unterbrach Boje Elfers die Couſine, „und wünſche Ihr eine geſegnete Mahlzeit.“ Im Weitergehen aber ſprach er vor ſich hin:

„Wenn die Hauſchildts nichts Böſes von ihren lieben Nächſten aufzutreiben wiſſen, dann bitten ſie Couſine Flint; die bringt für acht Tage Vorrath in das Haus. Gott gnade der Julie. Es wird ihr gut gehen und meine Papiere ſind im Steigen.“

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Der Nürnb. Kurier enthält folgende Literaturanzeige: Ein neues, wiederum wie immer von mir selbst verfaßtes Gedicht mit Illustration und Musikcomposition: „Auf das deutsche Schützenfest in Frankfurt am Main" werde ich allein auch dortselbst besorgen, wie hier und auf Reisen, wonach gefälligst das sämmtliche Publikum sich richten kann, nur durch meine eigene Person und zwar im Schützenliederdichtergewand die Exemplare der Gedichte gegen Honorar zu empfangen. Carl Wilhelm Sauter von Nürnberg, Dichter und Naturphilosoph, Autor, Verfasser der poetischen Klänge, der Uraniden, der Orionen: Poesie, dramatische Dichtung, Prosa in 2 Bänden u. s. w.; der Gedichte: Auf die Schillerfeier, das deutsche Sängerfest, a. d. Tanz El Ole, an die große Ueberschwemmung 1862, auf Dr. Wespe, a. d. Postillon von Lonjumeau, auf Münchens und Jena's Jubiläumsfeste u. s. w. u. s. w.

* Pfälzische Geschichts-Literatur.

Denjenigen Beamten, welche auf der hohen Schule zu Heidelberg ihre Studien gemacht und dort den Grund zu ihren höheren Kenntnissen und zu ihrem Lebensglücke gelegt haben, so wie überhaupt allen Gebildeten und Freunden der Geschichte, glaube ich einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn ich sie auf das Erscheinen eines für die obere Rheingegend sehr wichtigen Werkes, nämlich der eben im Drucke begriffenen Geschichte der Universität Heidelberg, dieser ältesten wissenschaftlichen Anstalt Teutschlands, von J. Friedr. Hautz, gewesenem Hofrathe und Lyceumsprofessor daselbst, aufmerksam mache. Der Verfasser hat, mit sichtlicher Liebe, großem Fleiße und musterhafter Ausdauer, über zehn Jahre lang, aus größtentheils ungedruckten Quellen, an diesem Werke gearbeitet und es im vorigen Jahre gänzlich vollendet, allein er erlebte leider die Veröffentlichung desselben durch den Druck nicht, indem er im Januar l. Js. der literarischen Welt, seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entrissen wurde, daher der Herr Prof. Dr. v. Reichlin-Meldegg in Heidelberg die Herausgabe dieser mühsamen Arbeit übernommen hat. Da ich mit dem Verfasser, meinem leider zu früh verewigten Freunde, das fragliche Werk im Manuscripte mehrfach und so noch einmal in den letzten Herbstferien genau durchgegangen habe, so kann ich den ehemaligen Bürgern der Heidelberger Akademie, sowie allen Freunden der rheinischen und pfälzischen Landesgeschichte, mit Recht die angenehme Versicherung geben, daß die Arbeit unseres seligen Freundes sich vor anderen ähnlichen durch Gründlichkeit, Klarheit, Kürze und fließende Darstellung vortheilhaft auszeichnet und zuverlässig die Erwartungen Aller nicht nur befriedigen, sondern dieselben noch übertreffen wird. Das Werk erscheint in zwei Bänden in dem Verlage der Buchdruckerei von J. Schneider in Mannheim und drei Lieferungen haben bereits die Presse verlassen; der Druck schreitet rasch vorwärts, die äußere Ausstattung von Seiten des Verlegers ist des wichtigen Inhalts würdig, ja prachtvoll zu nennen und die Bestellungen können bei jeder Buchhandlung und, aus der Umgebung Landau's, nöthigenfalls bei dem Unterzeichneten gemacht werden, bei welchem auch Prospecte zu Diensten stehen.

Nußdorf, am 7. Juli 1862.

J. G. Lehmann, Pfr.

Räthsel.

Wir kennen einen wilden Mann,
Der fährt mit Windes Viergespann.
Bald rechts, bald links, bald auf und ab,
Bald Schritt, Galopp, Carrière und Trab,
Bald hält er plötzlich stille;
Bald ist er freundlich, finster bald,
Bald ist er warm, bald ist er kalt,
So unstät ist sein Wille.
Und lacht er mal im Sonnenschein,
Gleich kommt ein Wetter hinterdrein
Zum Aerger vieler Hundert,
Daß er sich selbst kaum wundert,
Wie seinem Thun wird End gemacht
Durch Hexen der Walpurgisnacht.

Auflösung der Homonyme in № 57:
Lauf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Samstag, 12. Juli 1862.

* Heimweh.

Spät zog ich her auf fremden Wegen
Mit müdem Herzen, müdem Tritt.
Verhallt war langst der Abendsegen,
Als ich durch's stille Dörflein schritt.

Willkommen klang's von keiner Seite,
Die Hunde bellten, wo ich kam;
Sie wiesen zornig ihn zur Weite,
Den fremden Mann mit seinem Gram.

Rings in den Hütten traute Helle,
Gespräch und Scherz von Haus zu Haus.
Ich aber hielt vor keiner Schwelle,
Zog schweigend in die Nacht hinaus.

Die Welle rauschte an der Straße,
Sie sang mir, ach, von jenem Tag,
Da noch nicht unterm hohen Grase
Begraben meine Heimath lag.

Und aus des Ufers hohen Rüstern
Erklang's wie leiser Geisterton.
Mit Mutterstimme hört' ich's flüstern:
Woher so spät, du armer Sohn?

Hoch oben glänzten tausend Sterne —
Da blickt' ich weinend himmelan.
Ach, dort in schimmerreicher Ferne
Sah ich die Heimath aufgethan!

— r. —

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

Boje Elfers ging weiter, das Gesangbuch in der Hand und den Teufel im Herzen. Er hatte noch eine halbe Stunde hinzubringen, bis sein Mittagessen fertig war, und bestrebte sich, diese Zeit so gut als möglich zu verwerthen.

Ihm entgegen kam ein Mann, der Makler, Agent und manches Andere war, wie Zeit und Umstände geboten. Um einen Thaler zu verdienen, rannte er einen halben Tag lang von einem Ende der Stadt zum andern, und um einen lustigen Abend ohne Kosten hinzubringen, ließ er sich necken und hänseln und war das Stichblatt jedes ungehobelten Gesellen, dem es gelüstete, sein Müthchen zu kühlen. Ein solches Geschöpf dürstet nach Neuigkeiten und mit fiebernder Hast ging er auf den Boje Elfers zu:

„Nichts gehört?"

„Leider nein!" antwortete dieser, der nun schon wußte, wie er seine Waare an den Mann bringen sollte. „Nichts, als daß der Cornelis Dultz in der hellen Verzweiflung sein soll."

„Cornelis Dultz? Warum der?"

„Weil — Na! Er wird es doch wohl wissen. Er soll es ja zuerst ausgebracht haben?"

„Was habe ich ausgebracht? Ich bringe Vieles heraus! Jeder Tag bringt etwas Neues."

„Das meine ich. Apropos! Hat Er denn nichts von der „Schwalbe" gehört, womit der Cornelis Dultz den Wilken Eschels weggeschickt hat? Er hatte ja wohl die letzten Nachrichten?"

„Vor acht Wochen, Herr Boje Elfers!"

„Und seitdem nicht wieder? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sieht ja fast aus, als sei der Wilken Eschels mit der „Schwalbe" nach San Borodan geflogen, von wannen kein lebendes Geschöpf wiederkehrt. Hm! Hm! Das ist eine vertrackte Geschichte! — Muß sich ja hüten, solche

ärgerliche Gerüchte zu verbreiten, wenn Er Cornelis Dultz zum Freunde behalten will. Eines Mannes guter Ruf ist leicht untergraben, und ein Makler soll für gewisse Fälle ein doppeltes Schloß vor dem Munde haben. Gesegnete Mahlzeit!"

Boje Elfers konnte getrost nach Hause gehen, um das Gesangbuch beiseite zu legen und nach Messer und Gabel zu greifen. Das Mittagessen war verdient.

Der Agent erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß er noch nie so durstig gewesen sei, als gerade jetzt; darum kehrte er in der Flaggentaverne ein und verlangte einen Krug Bier. Ohne darauf zu achten, daß der Matrose Karsten Bomann unweit von ihm saß, fing er an, sich in mancherlei Redensarten zu ergehen von jungen Springinsfelden, die unerwartet zu einem unverdienten Glücke kommen, und ihren Wohlthätern damit vergelten, daß sie das anvertraute Gut nicht vor Schaden zu bewahren wissen, sondern damit umgehen, als wäre es Raub- und Strandgut, das nicht schnell genug in alle vier Winde verstreut werden könne.

Der alte Seemann wurde unruhig. Er kannte den Agenten und wußte, daß kein gutes Haar an demselben sei. Etwas Niederträchtiges spinne der Bursche an, das merkte er, ließe sich gleich noch nicht ergründen, von welcher Art. Als nun aber Namen genannt wurden, Namen, die das Ohr des alten Seemanns berührten, als ob eine dreifache Bullerböe auf ihn herabstürze, da hielt er sich nicht länger, und mit dem Bierkruge so heftig auf den Tisch schlagend, daß dieser in zwei Stücken auseinanderbarst, sprang er auf und schrie, dem Agenten mit der geballten Faust drohend:

„Sage Er das noch einmal, Er Schuft! Er Ehrenschänder! Wie kann Er ehrlicher Leute Namen mißbrauchen und solche Nichtswürdigkeiten erzählen? Bekenne Er gleich, daß Er gelogen hat, oder ich will Ihn wie einen Stockfisch klopfen, bis Er so weich geworden ist, daß Er sich um den Finger wickeln läßt."

Der Agent war hinter den Tisch geflüchtet und rief die Anwesenden um Hilfe:

„Steht mir bei, Ihr Herren! der Kerl will mir an's Leben! — Was habe ich ihm gethan? Nichts. Ich habe erzählt, was ich von andern Leuten hörte. Ist es nicht wahr, desto besser. Dafür braucht man doch einem ehrlichen Geschäftsmann und Familienvater nicht nach dem Leben zu trachten. Wo ist der Wirth? Er muß mich in seinem Hause schützen."

Wie immer bei solchen Gelegenheiten bilden sich zwei Parteien und eben so natürlich war die des Karsten Bomann die geringere. Die Schandmäuler finden unter dem großen Haufen stets den meisten Anhang. Der Agent zog mit allen Ehren ab, hielt dem alten Matrosen noch eine donnernde Strafpredigt und dieser begab sich endlich auf Zureden des Wirthes, wenn auch innerlich vor Wuth kochend, anscheinend beruhigt, nach Hause.

Frau Anmagret empfing ihn mit einem finstern Gesicht, denn es war über die Mittagszeit hinaus und ihre Hausordnung gestört. Als sie aber den alten Tischgenossen näher ansah, verschwand ihr Unmuth sogleich und besorgt fragte sie, was es gegeben habe.

Karsten Bomann erzählte mit steigender Hast. Frau Anmagret horchte mit klopfendem Herzen. Beide waren so eifrig bei der Sache, daß sie nicht sahen und hörten, was um sie her vorging. Julie Rettberg war aus der Stube getreten, um zur Ruhe zu ermahnen, da die Mutter in ihrem Mittagsschlafe gestört werde, aber bald ward ihre Theilnahme völlig in Anspruch genommen. Sie horchte auf jedes Wort, und ihrer selbst nicht mächtig, eilte sie zu Karsten Bomann und fragte angstvoll:

„Woher weiß Er das? Wer hat es Ihm gesagt?"

Die beiden Alten wurden durch dieß unvermuthete Dazwischentreten nicht wenig erschreckt. Karsten Bomann war auf keine Ausrede gefaßt. Er platzte nach einigem Zögern mit Allem heraus, was er in der Flaggentaverne vernommen hatte und setzte dann besonnener hinzu:

„Jedermann weiß, daß der Kerl ein Lügner und Betrüger ist. Es ist gewiß Alles nur uns zum Schabernack erzählt."

Aber Julie Rettberg war eines andern

überzeugt. Es lag ihr lange Zeit etwas schwer auf dem Herzen, dem sie keine Worte zu geben vermochte. Nun wußte sie es. Ein Unglück war über ihren Jugendfreund gekommen. Sie hatte ihn verloren. Der Brautschleier war zum Wittwenschleier geworden. Tiefgebeugt, mit thränenschweren Augen, suchte sie die Einsamkeit auf. Eine dumpfe Gewitterschwüle ruhte auf dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

Da stieg ein neuer Sturm auf und nicht zum Heil. Er jagte die trüben Wolken nicht auseinander, sondern trieb sie noch enger zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Satisfaktion.

Es ist eine alte Erscheinung: Schneider haben einen demokratischen, Barbiere einen aristokratischen Hang in ihrem Wesen. Ich weiß nicht, ob große Psychologen sich schon mit der Erklärung dieses charakteristischen Unterschiedes beschäftigt haben, was mich betrifft, so fand ich manchmal Gelegenheit, über denselben nachzudenken. Wie lebt der Schneider? Ehe er Meister wird, durchwandert er eine Reihe von Städten; in jeder sitzt er vier oder fünf Stiegen über der Bodenfläche unter einem Dach, welches Hitze und Nässe nur schlecht abhält, und schaut daselbst, indem er gebückt über seiner Arbeit seufzt, durch eine schmale Luke hinaus über Giebel und Firste. Dort gewahrt er von dem lustigen Leben tief unter ihm wenig oder gar nichts, der Winter kündigt sich ihm nur durch Frost, der Sommer nur durch Hitze an, und wenn in den Nächten des beginnenden Frühlings der erste Katerforso unter ahnungsvollem Geheul an den Dachfirsten daher und um die erwärmten Schornsteine zieht, — was Wunder, wenn in der Seele des Schneiders ein alter Groll sich regt und er dem Schicksal flucht, welches ihn bestimmt hat, an der „Gottheit lebendigen Kleid" die Rolle eines elenden Futtertuchbruchtheiles zu spielen. In seiner sitzenden, gebückten Lebensweise, ohne Berührung mit den mannigfaltigen Abstufungen des Lebens, von der Arbeit zum Essen, vom Essen zur Arbeit keuchend, stoßen ihm natürlich mit seiner spärlichen Kost manchmal auch die großen Fragen der Menschheit auf, und wenn er dieselben nicht ganz im Sinne der historischen Gerechtigkeit zu lösen gesonnen ist, wenn er daran denkt, dem armen Knoten, der seit Alexanders Zeit und noch länger nur immer durchgehauen wird, auch einmal eine active Rolle in der Weltgeschichte anzuweisen, — wahrlich, der arme Schneider kann auf Manches Anspruch machen, was zu seiner Entschuldigung spricht.

Kein Zweifel, von dem Zünd- und Gährungsstoff, der in der Welt angehäuft und verbreitet ist, ruht eine große Masse in Schneiderseelen.

... Wie anders erscheint dagegen der Barbier! In ihm steckt etwas Chevalereskes, etwas Aristokratisches. Die höchsten Stände der Gesellschaft bedürfen ihn dringend, täglich; er geht bei ihnen aus und ein, ungemeldet, ungehindert, er weidet sich an der Pracht und dem Glanz, von welchen sie umgeben sind, er steht alle noblen Manieren und da sein Ehrgeiz unendlich ist — denn die Amputation des Bartes ist die erste chirurgische Operation, von welcher aus schon manchmal eine glänzende Karriere er begonnen hat — so lernt er ab so viel als möglich, er spielt sich auf den Cavalier!

Der Barbier ist ein entschieden conservatives Element im Staate, entweder müssen die Bärte fallen, oder die Privilegien; für das Letztere ist der Schneider, für das Erstere der Barbier.

Wir halten es mit dem Letzteren, denn in der Regel ist die Bartfreiheit in Revolutionen die einzige, welche in das Gesicht sticht; was die übrigen betrifft, so sind die Völker bei Revolutionen noch gründlicher barbirt worden, als bei irgend einer andern Gelegenheit. Ich weiß nicht, ob diese politische Erwägung auf Haltung der ehrsamen Barbierzunft einen Einfluß geübt hat, genug, in ihrem Wesen verleugnet sich selten eine gewisse Vornehmheit und jene Sicherheit und Ueberlegenheit in den geselligen Formen, welche ich für eine überaus glück-

liche und weittragende irdische Angewöhnung halten möchte.

Unter mancherlei Beobachtungen, welche ich in dieser Beziehung zu machen Gelegenheit hatte, bleibt mir eine unvergeßlich

Vor einigen Jahren hatte ich einen Barbier, in dessen Kopf die Sitten und Bräuche der jungen vornehmen Welt, deren Gesicht er täglich mit seinen Meisterstrichen überarbeitete, eine bedenkliche Verwirrung angerichtet hatten. Er trug ein Glas im Auge, Morgens spazierte er mit der Rasierschüssel umher, Nachmittags mit der Reitpeitsche. Schuldenmachen war seine Leidenschaft, sie nicht zu bezahlen, sein Stolz; er schwur nur „auf Ehre" und gelobte, dieselbe, wenn sie je angetastet würde, furchtbar zu rächen.

Ich war damals gerade von der Hochschule zurückgekehrt; über dem Kanapee in meiner bescheidenen Wohnung hingen noch zwei prächtige Schläger mit den Farben unseres Corps, und unter dem stumpfen Winkel, welchen ihre gekreuzten Spitzen beschrieben, entfaltete sich eine rührende Sammlung von Silhouetten, welche uns in der Regel gewissenhafter ausgestellt werden, als die Zeugnisse über die gehörten Collegien. X. seinem M. z. fr. E. (zur freundlichen Erinnerung), oder Y. seinem lieben M., oder um einen Spitznamen zu erwähnen aus einer Zeit, in welcher einem kein Glas zu voll, kein Ausdruck zu derb ist: „Saufaus seinem lieben Vetter z fr. E." — so lauten die zärtlichen Widmungen, mit welchen die Schattenrisse der zerstreuten Brüder geschmückt waren. Wie oft sah ich sie noch mit tiefer Rührung an, diese Erinnerungen aus einer goldenen, freiheitstrunkenen Zeit; wie manchmal hörte ich noch im Traume diese Schläger durch die Luft sausen, vernahm das Halt! Halt! der Secundanten und den hierauf geführten Streit, ob der eine derselben zu weit vorgelegen habe oder nicht.

Auch für meinen Barbier waren diese Reliquien von hohem Interesse. Zärtlich hing sein Auge an den Schlägern; ich glaube, er hätte für einen gut geschlagenen und gut geheilten Hieb über sein Gesicht wer weiß was gegeben. Schon ein halbes Jahr ging derselbe fast täglich bei mir ein und aus, und ich muß gestehen, daß mir der lange Mensch, der mir gewissenhaft alle seine kleinen Abenteuer mittheilte, nach und nach zu einer gewohnten und erheiternden Erscheinung geworden war. Dabei war er zuverlässig und anhänglich und ich konnte mich, wenn ich ihm etwas auftrug, auf ihn verlassen. Wenn ich ihm Cigarren schenkte, so rauchte er sie pünktlich und nicht ohne Grazie, und hatte er vor, auf einen Ball zu gehen, so glaubte er mich zu beleidigen, wenn er sich das nöthige Geld dazu nicht von mir auslieh.

Als ich ihm bei einer solchen Gelegenheit einmal 30 Kreuzer gab, zählte er mir dieselben verächtlich vor, indem er sagte: Damit geht ein Hausknecht, aber kein Chirurg, der Pflichten der Galanterie zu erfüllen hat. Ich gab ihm 48 Kreuzer, und er schritt stolz hinweg, indem er sagte: Ein Unterschied in den Ständen muß sein.

Aber wie es bei sterblichen Menschen oft geht: der Uebermuth beginnt, wenn sich das Bewußtsein der ihrer Natur gesetzten Grenzen verwischt.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Die Angabe, das Gedicht über das Schlachtfeld von Chäronea, welches Em. Geibel am 11. Juni l. J. in das Brockenbuch einschrieb, sei ein junges Kind seiner Muse, ist irrthümlich. Das Gedicht gehört einem Cyclus von Gedichten, „Erinnerungen aus Griechenland", an, welche zu den Jugendarbeiten des Dichters gehören und bereits in dem Münchener Dichterbuch abgedruckt sind.

Auflösung des Räthsels in № 58:

A p r i l.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Dienstag, 15. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

Boje Elfers hatte sich jede nur erssinnliche Mühe gegeben, seinen Zweck zu erreichen und Noth und Jammer in eine Familie zu bringen, die ihn mit seiner Werbung abgewiesen hatte. Er nutzte seine Bekanntschaften aus früherer Zeit und wandte sich hier- und dorthin. Ihm ward der Schiffsmakler Andreas Wiebe in Hamburg genannt, der eine ausgebreitete Bekanntschaft besaß, und Schiffsnachrichten, selbst aus den entferntesten Theilen der Welt, aus der ersten Hand bekam. Dieser Herr wurde ihm als ein durchaus rechtlicher Geschäftsmann und als sehr dienstefrig beschrieben. Boje Elfers wandte sich an ihn. Unter der Maske eines theilnehmenden Freundes klagte er, daß man von einem Schiffe, genannt „die Schwalbe", geführt von dem Capitän Wilken Eschels, welches nach der Küste von Südafrika versegelt sei, sich ohne alle Nachricht befände, und bat ihn, um der bekümmerten Familie, so wie um aller Derer willen, die bei diesem Schiffe interessirt wären, die genauesten Nachforschungen anzustellen und an ihn gelangen zu lassen.

Der wackere Schiffsmakler, Andreas Wiebe, an den diese Zeilen gerichtet waren, entsprach dem Ansinnen. Nach einer Woche empfing Boje Elfers einen Brief aus Hamburg. Das Mitgetheilte wäre nur eine Vermuthung, hieß es am Schlusse, man habe indessen nicht ermangeln wollen, auch diese mitzutheilen, und hoffe, bald mit einer zuverlässigern und günstigern Nachricht dienen zu können.

Boje Elfers rieb sich die Hände vor Vergnügen, als er die verhängnißvollen Zeilen gelesen hatte.

„Das bricht der übermüthigen Dirne den Hals. Sie soll mir kirre werden, wie das Vögelchen, das die Cousine Flint in ihrem Messingbauer hat. Ich will meinen Willen haben und ich werde ihn haben, oder ich müßte nicht Boje Elfers heißen."

Rasch fuhr er in die Kleider und begab sich zu dem Herausgeber des Wochenblattes, das in dem Städtchen und dessen Umgegend ein kümmerliches Dasein fristete. Dem Manne, der dieß dadurch zu Wege brachte, daß er fünf oder sechs andere Blätter auf die unverschämteste Weise brandschatzte, war ein Orlginalartikel eine ungewöhnliche Erscheinnng. Er riß die Augen weit auf und schlug die Hände ineinander, als er vernahm, daß die Nachricht nicht nur ein allgemeines, sondern auch noch ein besonderes städtisches Interesse habe. Und als nun Boje Elfers hinzusetzte, daß bis jetzt Niemand das Geringste davon wisse, betheuerte er, daß seine Erkenntlichkeit ohne Grenzen sein werde und daß die vortreffliche Notiz, der er viele Nachfolger wünsche, morgen an der Spitze seines Blattes allen neugierigen Lesern von selbst in die Augen springen werde. Zufrieden mit seinem Erfolge entfernte sich Boje Elfers und ließ den Redacteur sammt seiner Presse walten.

Der neue Morgen kam und mit ihm die neueste Nummer des Wochenblattes. Um seinem Gönner gefällig zu sein, erschien dieselbe sogar eine halbe Stunde früher, als es sonst der Fall zu sein pflegte, und mit der Morgenfrische zugleich empfing der neugierige Leser das noch feuchte Blatt.

Auch auf den Tisch neben der Diehlenuhr

auf dem Hausflur der Frau Agathe Eschels legte der Austräger das verhängnißvolle Blatt. Aber hier hatte es gute Ruhe, denn weder Karsten Bomann, noch Frau Anmagret waren des Lesens mächtig und sahen alles bedruckte Papier mit einer Art von Mißtrauen an. Die Herrschaft aber war noch nicht sichtbar.

Anders war die Wirkung in dem Hause des Cornelis Dultz. Gleichgiltig nahm er das Blatt der aufwartenden Magd aus der Hand. Aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er sich entfärbte. Sollte er seinen Augen trauen? Woher diese Nachricht? Wie kam der Herausgeber des Blattes dazu? War sie gegründet, oder eine jener Tageslügen, wie solche auch schon damals ihren Weg durch die Presse in das Volk fanden?

Auf alle diese Fragen fehlte ihm die Antwort. In einer fieberhaften Aufregung kleidete er sich an. Seine Lage war bedenklich. Mehrere nicht unbedeutende Zahlungen sollten in der nächsten Zeit geleistet werden. Ausstände, die er nachzuweisen vermochte, waren für den Augenblick nicht flüssig zu machen. Bestätigte sich nun auch noch der Verlust dieses Schiffes, ward auch nur eine ungewisse Vermuthung darüber bekannt, und er außer Stande, sie zu widerlegen, dann war sein Credit dahin. Die Gläubiger würden auf Zahlung dringen und das Aeußerste stand zu befürchten.

Außer Athem langte er in der Wohnung des Redacteurs an. Dieser bedauerte unendlich nicht nur den Unfall selbst, sondern auch, daß sein Journal denselben zur Kenntniß gebracht habe. Mit dem Namen des Einsenders könne er nicht dienen, denn die Notiz sei ihm ohne Unterschrift zugegangen. Wenn aber die Nachricht eine Unwahrheit enthalte, so möge der Herr doch eine Widerlegung schreiben, so ausführlich, als es ihm nur beliebe. Die Spalten der nächsten Nummer ständen ihm ohne alle Einrückungsgebühren zur Verfügung.

Cornelis Dultz entfernte sich. Er ging gerade aus, ohne Jemanden anzusehen. Jeder hatte die unselige Nachricht gelesen und sein Unglück war in aller Leute Mund. Wie konnte er auch nur Einem gerade in das Gesicht sehen?

Die Besonnenheit hatte ihn ganz und gar verlassen. Dieß Eine erfüllte seine Seele so sehr, daß kein anderer Gedanke aufkommen konnte.

Mit eilfertigen Schritten trat er in das Haus der Frau Agathe Eschels. Karsten Bomann ging ihm entgegen und wollte ihm begreiflich machen, daß die alte Madame sich nicht ganz wohl befände, aber mit den ungestüm herausgestoßenen Worten: „Wohl oder nicht wohl! Hier stehen andere Dinge auf dem Spiele!“ drängte er den Matrosen beiseite und schritt in die Stube.

Julie Rettberg kam ihm mit unverhehltem Staunen entgegen. Sie hob die Hände bittend auf und deutete auf die Thür der Nebenstube. Allein Cornelis Dultz achtete nicht darauf, sondern fragte:

„Hat die Jungfer das Wochenblatt schon gelesen?“

Noch nicht, Herr Dultz. Unsereine hat nicht immer Zeit. Steht denn etwas Wichtiges darin?“

„Ich weiß nicht, ob es für die Jungfer von Wichtigkeit ist. Mir ist es in Mark und Bein gefahren!“ antwortete ingrimmig der Kaufmann.

Julie Rettberg wurde blaß und roth. Zweimal nacheinander nannte der Kaufmann sie die Jungfer, da er sie doch sonst stets liebe Julie anredete. Was sollte das bedeuten?

„Ich bitte Ihn recht herzlich“, sagte sie verschüchtert, „nicht so laut zu sprechen. Die Mutter hat eine schlechte Nacht gehabt und ich bin sehr in Sorgen um sie. Wilken hat so lange nicht geschrieben ...“

„Das ist es! Das meine ich!“ polterte Cornelis Dultz weiter. „Warum hat Sie das Wochenblatt nicht gelesen? Dann wüßte Sie längst, woran wir Alle miteinander sind.“

„Was sagt Er da?“ rief sie erschrocken und vergaß nun selbst die eben erst erbetene Vorsicht. „Steht etwas von Wilken in dem Blatte? Von meinem ...“

Sie stockte und sah den Mann mit einer so kummervollen Miene an, daß er das böse Wort, welches er bereits auf der Zunge

hatte, wieder zurückdrängte. Das arme Mädchen fühlte wohl, daß eine Nachricht, welche zuerst durch die Zeitungen bekannt ward und die man auf solche Weise überbrachte, unmöglich eine gute sein konnte. Sie wagte nicht, das Blatt zu fordern und harrte zitternd, in demüthiger Haltung, was der Kaufmann weiter sagen würde.

„Das hat man davon", fing dieser wieder an, „wenn man den Großmüthigen spielt. Ehre und Reputation gehen dabei zum Teufel!"

(Fortsetzung folgt.)

Satisfaktion.

(Schluß.)

An einem Morgen war ich in einer Angelegenheit, die mich auf das Aeußerste aufgeregt hatte, ausgegangen, ehe mein Seifenritter erschien. Nichts weniger als beruhigt, kehrte ich jedoch bald zurück und betrat in einem bedenklichen Zustande von Unwillen und Zorn mein Zimmer.

Das Erste, was ich sah, war mein langer Barbier, der behaglich ausgestreckt auf meinem Sopha lag, eine meiner liebsten Pfeifen im Munde hatte — und fröhlich und vergnügt in die frische Morgenluft dampfte.

„Was machen Sie da, — was fällt Ihnen ein?" rief ich fast athemlos, und mein ganzer Vorrath von Wuth und Zorn wendete sich gegen meinen ahnungslosen unglücklichen Morgenbesuch.

Selbstzufrieden lächelnd und mich, ohne sich im Mindesten in seiner angenehmen Beschäftigung stören zu lassen, anblickend, entgegnete der unverschämte Goliath unbefangen:

„Nun, ich dächte, unter guten Freunden ist so etwas erlaubt!"

Ich kannte mich selbst nicht mehr, ich stürzte auf ihn los und ehe er sich's versah, hatte ich ihm eine Ohrfeige mit so colossalem Effect applicirt, daß ihm die Pfeife aus dem Munde flog, und er, wie von tausend unsichtbaren Hebeln emporgeschnellt, am ganzen Leibe zitternd vor mir stand. Ich habe nie eine jämmerlichere Gestalt gesehen, als die meines Barbiers in diesem Augenblicke. — Er wollte sprechen, er konnte nicht, seine langen Hände versuchten sich zu ballen, — aber sie waren an dieses Experiment augenscheinlich nicht sehr gewöhnt; er wäre gewiß auf mich zugestürzt, wenn ihm nur ein Zucken meines Gesichtes eine Betroffenheit verrathen hätte. — Aber in mir war noch Alles empört und in erregten Augenblicken, bei mächtigen Ausbrüchen des Temperaments folgt die Natur dem Instinkt; die geringere Spannung der Nerven weicht am ersten zurück.

„Sprechen Sie nichts", rief ich, „vorwärts, rasiren Sie mich!"

Mit diesen Worten setzte ich mich nieder. Aber ich hatte ihm kaum den Rücken gewandt und mich niedergelassen, so sah ich durch den Spiegel, wie furchtbar ich das lange Menschenkind mußte beleidigt haben, seine Augen standen voll Thränen, und dieselben schienen von einer unheimlichen Wuth wie von glühendem Feuer verzehrt zu werden. Ich muß gestehen, mir ward in diesem Momente etwas unheimlich zu Muthe. Schon stand der empörte Riese, dessen schwache Verknüpfung seiner baumlangen Glieder in den Gelenken mich so oft belustigt hatte, die mir aber in diesem Augenblicke gar nichts Spaßhaftes zu haben schien, neben mir und hatte sein Messer entblößt.

„Sie werden mir Genugthung geben!" — sagte er.

„Was fällt Ihnen ein?"

„Eine solche Beleidigung kann nur durch Blut abgewaschen werden."

„Wollen Sie noch eine haben?" rief ich, meine Wuth kehrte wieder

„Sie werden mir keine Genugthuung geben?" fragte er noch einmal, aber mit einer Stimme, die ich früher nie gehört hatte.

„Nein!"

„Gut", sagte er, und fing an, ohne ein Wort weiter zu reden, mich einzuseifen.

Ich muß gestehen, ich kam plötzlich in eine jämmerliche Situation. Ich fühlte, wie seine Hand zitterte, ich sah das unheimliche Feuer deutlicher als vorhin in seinen Augen.

Jetzt trocknete er seine Hände, und fing an, sein Messer abzuziehen. Es war ein feines englisches Messer, eine wahre Augenweide für einen Mann, der einen starken Bart hat; wie oft hatte ich mich an seinem Anblick gelabt, wie grausig kam mir dieser Triumph der englischen Industrie jetzt vor! Ich wäre gern aufgesprungen und hätte ihn fortgeschickt, aber das schien mir jämmerlich feig, ich blieb regungslos sitzen, indem ich durch den Spiegel allen seinen Bewegungen folgte.

Ich werde das Bild nie vergessen: auf dem Stuhl ein Mensch mit weit entblößter Brust, eingeseiftem Hals und Gesicht, regungslos den Augenblick erwartend, wo ihm das Messer an die Kehle gesetzt wird, und nebenan der, welcher dieses Messer wetzt, in seinem Kunden ein verhaßtes Opfer sehend.

Es kam mir vor, als hätte der lange Schlingel nie so sorgfältig sein Messer gewetzt und nie so teuflisch dabei ausgesehen. Endlich legte er den Streichriemen weg und kam auf mich zu. Ich zuckte mit keiner Ader, aber meine Hände ballten sich in meinen Hosentaschen.

Die Operation begann. Das lange Genie war ein ausgezeichneter Barbier, sein Strich sicher und leicht, er hatte mir nie einen Tropfen Blut abgezapft. Aber diesmal schien das entsetzliche Subject von seiner Kunst nichts wissen zu wollen. Will er meine Todesqual verlängern, dachte ich, denn daß er mir den Hals abschneiden würde, das stand schon so ziemlich fest bei mir. Kein Wort fiel, während der Kerl sonst plauderte, wie ein altes Weib. Endlich war die eine Hälfte von Gesicht und Hals rasirt.

Gott sei Dank, dachte ich, nun wird's bald entschieden sein.

Aber da setzte der Mensch plötzlich ab und wandte sich wieder zu seinem Streichriemen. Und noch einmal mußte ich die ganze Procedur mit ansehen. Als er endlich wieder zu mir trat, bemerkte ich ein spöttisches Lächeln in seinem Gesichte. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es mir wohl that. Wieder faßte er mich am Zopf, und jetzt rasirte er schnell, unbegreiflich schnell.

Will er mir die Kehle abschneiden und sich vielleicht damit entschuldigen, daß er einen Krampf in die Hand bekommen habe? dachte ich. Mein Herz pochte ein paar Sekunden furchtbar schnell. Endlich fühlte ich, daß er bei dem letzten Striche ankam. Eine tiefe Beruhigung ging durch meine Seele. Plötzlich aber setzte er das Messer ab und tritt etwas zurück, während er jedoch mit seiner linken Hand noch immer meinen Kopf festgepackt hält.

„Also Sie geben mir keine Genugthuung?"

„Zum Kukuk, lassen Sie mich in Ruhe", rief ich, ich konnte es nicht über mich gewinnen, in dieser Situation ihm ein gutes Wort zu sagen.

„Gut", sagte er, und in demselben Augenblick that er seinen letzten Strich. Ich fühlte einen leichten Schmerz und sprang auf nach dem Spiegel. Ein paar Tropfen Blut flossen über meine Wange. Aber ich war befreit von einer komischen, entsetzlichen Angst, und sah mich nach dem langen Schlingel um. Ernst und gravitätisch stand er da, indem er sein Messer abwischte, ruhig und fest hielt er meinen Blick aus. Ich mußte mich hüten, nicht laut herauszulachen. Er mochte meinen innerlichen Triumph bemerken, und sagte:

„Bei einem Duell ist doch am Ende die Todesangst die Hauptsache, ob dieselbe mit viel oder wenig Blut abgewaschen wird, bleibt sich gleich, ich habe meine Satisfaktion."

Damit hatte er seine Sachen eingepackt und empfahl sich tief und ceremoniell, wie nie. Aber am andern Morgen kam er wieder, und als ich ihm eine Cigarre schenkte, nahm er sie dankbar wie immer an. Bald besuchte er wieder auf meine Kosten die Bälle, wo er Pflichten der Galanterie zu erfüllen hatte, aber auf meinem Sopha zu liegen und meine Pfeife zu rauchen, darauf hatte er für immer verzichtet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Donnerstag, 17. Juli 1862.

* Deutschlands Genius.

Trüb sah es aus im deutschen Vaterlande;
Nach langer Oede kam die blüh'nde Zeit; —
Da brach der Menschensinn der Stumpfheit Bande,
Vom Dünkel ward die schöne Welt befreit.
An der Begeist'rung himmlisch-reinem Brande
Entflammten sich die Geister, weit und breit,
Und sieghaft war der mächt'ge Ruf erschollen:
„Ihr sollt das Edle nur und Wahre wollen!"

Und mächtig hob sich aus dem Bücherstaube
Ein Denker hier, ein Lehrer dort hervor;
Das Herz ward wärmer, menschlicher der Glaube,
Verjüngt stieg Lieb' und Hoffnung schön empor;
Dem Wahne ward kein Bessrer mehr zum Raube,
Verachtet ging den dunklen Weg der Thor,
Der Flitterschleier fiel von manchem Bilde
Und heller ward es ringsum im Gefilde.

Und wie wenn nieder in des Thales Engen
Die Dämmerung den schweren Nebel drückt,
Der Tag erwacht mit seinen frischen Klängen
Und hold die Sonn' in alle Tiefen blickt;
Wie da der Vögel Chor in klaren Sängen
Dem neuen Lichtstrom freud'ge Grüße schickt,
In leichtem Schwung die lautre Luft durchschwebet,
Und muthiger die Brust zum Sang erhebet:

So schwang sich nun auf stolzem Aargefieder
Ein Chor von deutschen Sängern hoch hinauf;
Ihr Ton erklang in tausend Herzen wieder,
Das Echo trug ihn fort in langem Lauf.
Da sang auch Schiller seine Zauberlieder
Und schloß uns so den ird'schen Himmel auf!
Was Weise dachten, die bedächtig Kühlen,
Er gab es uns im warmen Lied zu fühlen.

Und dieses Liedes wunderbare Quelle
Durcheilt in Lust das ganze deutsche Land;
Kein Ort, wohin nicht ihre reine Welle,
Goldkörner führend, ihren Weg schon fand,
Nicht, wie so manche, keck, geschwätzig-schnelle,
Verrinnt sie bald und spurlos in den Sand, —
Ein mächt'ger Strom durchzieht sie Städt' und Fluren
Und läßt zurück des Segens reiche Spuren.

So hat mit seiner Dichtung goldnem Segen
Er mild verklärt die Prosa seiner Zeit;
Den Hochgefühlen, so die Brust bewegen,
War seines Lebens volle Kraft geweiht:
Schon hier, im Götterliede, sie zu pflegen,
Die holden Genien der Menschlichkeit;
Nicht eitler Ehre nicht'ge Huldigungen,
Er hat den Dank der Herzen sich errungen, —

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselscenen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang,
Und freisten Sinn's, doch mit genieß'nen Tritten
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Wohl haben And're rüstig auch vollendet
Ihr lautes Tagewerk mit treuer Hand,
Viel ausgeführt, geordnet und gespendet,
In des Verkehrs geschäft'gen Kreis gebannt:
Sein Sinn war nur dem Höchsten zugewendet,
Nicht an die Scholle war sein Geist gebannt,
Der Welt, der Menschheit galt sein Wirken, Streben,
Sie geistig-frei zu sich hinauf zu heben! — —

Die ihr den Himmel und den heitern Frieden
Beim Leben sucht, o gebt euch keine Müh'!
Nie wird die Finsterniß vom Licht geschieden,
Und Nacht und Kampf, sie herrschen ewig hie;
Drum wer, im Drang nach Tag, so lang hienieden
Gemieden hat die schöne Poesie,
Der kehr' zu ihr: in ihrem Himmelsstrahle
Erwacht die goldne Zeit der schönen Ideale.

Im Quell der Dichtung sprudelt Glück und Jugend
Und was der Mensch nur Herrliches begehrt;
Sein laut'rer Trank hat selt'ne Kraft und Tugend,
Der Blick in's Leben selber wird verklärt;
Nicht mehr mit hohlem Aug' in's Schwarze lugend,
Nicht mehr durch seelenlosen Schein bethört.
Bringt einen Strahl er von erträumter Sonne
In's Erdendunkel aus des Liedes Bronne.

Und dieser Strahl durchleuchtet die Geschichte,
Und dieser Strahl durchschimmert alle Welt,
Und alles Grau der Schatten wird zum Lichte,
Wohin ein Streiflicht seines Glanzes fällt;
Die Hoffnung mit dem Engelsangesichte,
Sie taucht empor, von Rosengluth erhellt, —
Und wo nur immer tönen Schiller's Lieder,
Kehrt in die Brust auch jene Sonne wieder!

Waldfischbach, 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

„Herr Cornelis!" rief Julie Rettberg. „Bedenke Er, was Er spricht."

„Ehre und Reputation gehen zum Teufel, habe ich gesagt", fuhr er zornig fort, „und hier im Hause ist wahrhaftig Niemand, der sie mir wiedergeben kann. Weil der Vater ein braver Mann gewesen ist und meinem Hause manchen guten Dienst leistete, glaubte ich, es an dem Sohne wett machen zu müssen. Ich Thor! Ich Narr! Ich verdiene mein Unglück, weil ich mich selbst in das Angesicht schlagen konnte, indem ich mein Eines und mein Alles in die Hand eines unerfahrenen, leichtsinnigen jungen Mannes legte."

„Sehe Er sich vor, Herr Cornelis", sagte Julie Rettberg, sich zusammennehmend, „bevor etwas gesagt wird, was nicht wieder gut zu machen ist. Er spricht Dinge, die Er nicht verantworten kann."

„So? Kann ich nicht?" entgegnete er höhnend. „Nun, die Jungfer hat ja lesen gelernt! Da ist das Blatt! Ueberzeuge Sie sich selbst."

Julie Rettberg nahm das Blatt mit zitternden Händen und sah hinein. Aber ihre Augen schwammen in Thränen, die Buchstaben liefen ihr durcheinander. Sie ließ die Hand sinken und jammerte:

„Herr Gott, sei mir gnädig und barmherzig!"

„Das möge er uns Allen sein, denn wir können es brauchen!" sagte Cornelis Dultz hart. „Der Wilken Eschels hat mein Schiff weggesetzt . . ."

„Jesus!" rief das erschrockene Mädchen. Sie kam nicht weiter. Ihre Knie wankten. Sie griff nach der Lehne eines Stuhls, um sich aufrecht zu erhalten

„Da im Blatte steht es. Gleich auf der vordersten Seite steht es!" sagte der Kaufmann. Die „Schwalbe" soll total verunglückt sein. Aber wenn er mit dem Leben davongekommen ist und ich habe ihn wieder hier, soll er mir vor Gericht. Er soll mir eine Verklarung belegen, wobei ihm Hören und Sehen vergehen. Mit dem, der mir meinen guten Willen damit bezahlt, daß er mich um Vermögen und Ehre bringt, habe ich kein Mitleid."

„Wenn Er diese Worte in Gegenwart der Mutter spricht, tödtet Er sie!" sagte Julie Rettberg warnend.

„Es stirbt sich nicht so leicht", entgegnete der Kaufmann, „sonst wäre ich heute früh vom Schlage getroffen."

Julie Rettberg hatte angstvoll nach der Thür des Schlafgemachs hingehorcht. Sie eilte auf dieselbe zu, sah durch eine Spalte und zu dem Kaufmann zurückkehrend, sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Sie ist wach. Mutter Agathe hat ein scharfes Gehör und keine Sylbe von dem, was hier gesprochen wird, entgeht ihr. Sei Er barmherzig und Gott im Himmel wird auch Ihm barmherzig sein."

Frau Agathe war von dem Lärmen in der Wohnstube wirklich erwacht. Sie rief abwechselnd nach der Anmagret und nach Julien, aber Niemand hörte sie. Da entschloß sie sich, ohne den Beistand Anderer sich zu erheben. Ihr Herz schlug heftig, als der Lärmen sich noch immer nicht gab. Es ahnte ihr, als sei ein Unglück im Anzuge, das sie hart treffen werde.

„Wer spricht von meinem Sohn?“ sprach sie zitternd und stand aufrecht. „Mir war es, als hörte ich seinen Namen.“

Sie tappte längs der Wand und fand die Thür. Diese sprang auf, als sie die Klinke berührte.

„Die Mutter!“ schrie Julie, als sie die alte Frau erblickte. „Mutter! Mutter! Was sucht Sie hier?“

„Dich!“ entgegnete Frau Agathe. „Du bist nicht gekommen, als ich dich rief. Was thust Du hier und wer ist bei Dir?“

„Herr Cornelis Dultz ist eingetreten“, antwortete Julie und sah diesen mit einem Flehensblicke an. Aber der Kaufmann blickte zur Seite und entgegnete nichts.

„Dann bringt Er mir Nachricht von meinem Sohne, von meinem lieben Wilken!“ sprach die Mutter lebhaft. „Geschwind! Geschwind! Sage Er mir Alles, was Er weiß.“

Zu jeder andern Zeit hätte die Aufregung, worin sich die alte blinde Frau befand, das Herz des Kaufmanns gerührt, aber der Zorn hatte noch zu sehr die Oberhand bei ihm und mit verbissener Kälte sagte er:

„Die Julie weiß schon Alles und kann es Ihr sagen. Sie hat es schwarz auf weiß in der Hand. Aus einem so lieben Munde wird es Ihr noch einmal so gut thun.“

„Dann lies, Julie! Lies laut!“ bat die Mutter. „Lasse Dich nicht so lange vergebens bitten. Was macht mein Sohn? Und was steht auf dem Blatte, das Du in der Hand hältst?“

Frau Agathe hatte die Hand der Tochter ergriffen und mit dem Finger das Zeitungsblatt berührt. Julie sprach in ihrer Herzensangst vor sich hin: „Herr Gott, behalte mir die Lüge nicht!“ und sagte darauf:

„Der Wilken ist ganz wohl, liebe Mutter!“

„Dann lies nur, Kind! Lies!“ trieb Frau Agathe ungeduldig. „Wie kannst Du mich nur so lange quälen? Was schreibt er denn?“

„Es ist kein Brief von ihm da“, sagte Julie. „Es ist nur ein Zeitungsblatt mit einer Schiffernachricht.“

„Dann lies doch endlich!“

„Ja, ich will lesen!“ sagte Julie entschlossen, und schlug das Blatt auseinander. Darauf begann sie mit unsicherer Stimme:

„Aus der Capstadt im Mai. Gestern Abend ist das Schiff „die Schwalbe“, zuletzt von England kommend und geführt von dem Capitän Wilken Eschels, hier glücklich angelangt. Der Capitän und die Mannschaften erfreuen sich der besten Gesundheit.“

„Das ist Alles, liebe Mutter!“ setzte sie tonlos hinzu und ließ die Hand mit der Zeitung sinken.

Dem Cornelis Dultz war es, als hätte er eine Erscheinung. Gerade das Gegentheil von dem, was in dem Blatte stand, hatte Julie so eben gelesen.

„Es ist genug! Mehr als genug, um mein sehnendes Mutterherz zu laben und zu erquicken!“ antwortete Frau Agathe. „Wo hast Du das Blatt, liebe Julie? Gib es mir her. Ich will es selbst in meiner Hand halten.“

Sie nahm die Zeitung und drückte sie an ihr Herz und an ihre Lippen. Ein sonniges Lächeln verklärte das bleiche Gesicht und sie sagte:

„Nun fühle ich, daß ich meinem Sohne nahe bin! Und da er jetzt wieder zu Menschen sich gefunden hat, die uns von ihm Kunde gaben, wird er auch bald selbst schreiben! Und Er hat gleich am frühen Morgen mir die Nachricht gebracht, Herr Cornelis Dultz? Das ist brav von Ihm! Das ist rechtschaffen und sieht ganz dem Freunde meines seligen Jens Jakob ähnlich. Nun, Gott wird es ihm reichlich vergelten, hier und dort! Ich will vorbeten bei dem lieben Herrgott!“

Cornelis Dultz ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Das verklärte Angesicht der Mutter hatte ihn verwirrt. Wie hätte er mögen diesen Wahn zerstören? So sehr hatte ihn der Zorn noch nicht verblendet.

Als keine Antwort erfolgte, fragte Frau Agathe: „Cornelis Dultz, warum antwortet Er nicht? Ist Ihm mein Dank nicht genehm.“

„Er ist schon fortgegangen, liebe Mutter!“ entgegnete Julie, die noch immer ob ihrer

eigenen Kühnheit zitterte. „Geschäfte rufen ihn ab.“

„Er hat mir einen fröhlichen Tag gemacht und darum soll auch Fröhlichkeit im ganzen Hause sein“, sprach die Mutter. „Laß unsere Verwandten zum Thee hierher bitten. Der gute Karsten Bomann kann das besorgen. Er wird es gern thun, denn er hat ja den Wilken von Kindesbeinen an lieb gehabt. Dann wollen wir Ihnen die erfreuliche Nachricht mittheilen ...“

Frau Agathe hielt erschöpft inne. Julie befand sich in einer nicht geringen Verwirrung und sagte:

„Es ist schon spät am Tage, liebe Mutter. Bevor unsere Einladung anlangt, haben die Leute über ihren Abend bestimmt. Auch wissen sie ja aus den Zeitungen bereits, was wir ihnen sagen könnten ...“

„Mir scheint, als ob die gute Nachricht, die wir empfangen haben, Dir keine sonderliche Freude macht!“ entgegnete Frau Agathe empfindlich. „Hat der Sohn das um Dich verdient?“

„O, Mutter! Mutter! Du thust mir wehe!“ sagte Julie. „Weher, als Du denkst!“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einige Lütticher Industrielle, welche die Londoner Industrie-Ausstellung besuchten, wurden in ihrem Gasthause in London beim Erwachen unangenehm überrascht, als sie sich ihres Reisegeldes und sämmtlicher einigermaßen werthvoller Habe beraubt sahen, ohne irgend ein Geräusch vernommen zu haben. Nach längerem Nachsehen fanden sich einige Reste von Chloroform, und unsere Reisenden entdeckten, daß sich die Londoner Spitzbuben dieses neuen Mittels der Wissenschaft bedient hatten, ihre Opfer vorher zu betäuben und dann zu bestehlen.

(Die Regenzeichen.) Der englische Arzt Dr. Jenner, einst um die muthmaßliche Witterung des nächstfolgenden, zu einer Landparthie anberaumten Tages befragt, gab als Antwort folgende launige Zusammenstellung der Regenzeichen, die allenthalben ihre nicht außer Acht zu lassende Bedeutung haben:

Ein hohler Wind fängt an zu wehen,
Tief ist das Wetterglas zu sehen,
Und schwarz Gewölk am Himmel winkt;
Der Ruß im nahen Schornstein sinkt;
Der Wachtelhund schläft in der Hütte,
Die Spinne kriecht aus Netzes Mitte;
Auch sank die Sonne bleich hinab;
Den Mond ein falber Hof umgab;
Der Hirte ahnet, seufzt und schweigt,
Weil sich ein Regenbogen zeigt;
Naß ist die Wand, der Graben riecht,
Die Pimpinell verschließt sich dicht;
Wie's dämmerte, ließ sich mit Grauen
Die eckle Kröt' im Grünen schauen;
Es schreit der Pfau, die Ente quäkt,
Der fernen Hügel Nähe neckt,
Die Stühl' und Tische krachen wieder,
Gefoltert sind des Alten Glieder.
Gar seltsam ist der Flug der Krähen,
Wie Habichts Gleiten anzusehen,
So plötzlich sinken sie hernieder,
Als dränge Blei in ihr Gefieder.
Es schnaubt das Schwein und ruhet nicht;
Die Fliege schwärmt umher und sticht;
Der Grille Zirpen trifft mein Ohr,
Die Schwalbe schwingt sich nicht empor,
Des Kätzchens Tatz' ist auch nicht faul,
Fährt wischend stets um's bärt'ge Maul;
Kurz — regnen wird's, ich seh's mit Sorgen,
Der Ausflug unterbleibt wohl morgen.

* Räthsel.

Drei sind es, aber auch Viele zugleich,
Sie fasset ein Kind und das ganze Reich
Des Wissens umschließen sie eng und doch weit;
Das Erst' ist des Anfangs Erstes — das Dritte
Zum Centrum der Welt, zu Christo, der Eingang;
Das Letzte von Allen ist's Erste der Zeit,
Und steht mit dem Dritten im hörbaren Einklang;
Das Zweite trägt an dem Haupte der Britte,
Und das Erste ist es bei jeder Bitte —
Doch rathe, das Räthsel wird sonst zu breit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. Speyer, Samstag, 19. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

Die Mutter hatte eine Entgegnung auf der Zunge, aber sie gelangte nicht dazu, sie auszusprechen, denn draußen wurden einige laute Worte rasch gesprochen und gleich darauf trat der Doctor Boug in die Stube. Er befand sich in einer nicht gewöhnlichen Aufregung, denn er hatte ebenfalls das Zeitungsblatt gelesen und malte sich den Zustand der alten Freundin mit den schrecklichsten Farben aus.

„Es ist der Doctor, liebe Mutter!" sagte Julie, und Frau Agathe streckte dem Gaste die Hand entgegen.

„Das ist schön von Ihm, daß Er kommt, lieber Boug!" sagte Frau Agathe. „Daran erkennt man die wahren Freunde, die in Freude und Leid stets zur Hand sind. Ja, ja! Wir verkehren nun auch schon unsere dreißig Jahre zusammen. Er hat sich gewiß recht über die Nachricht gefreut?"

Dem Doctor blieb vor Erstaunen das Wort im Munde stecken. Er sah Julie an und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Diese legte den Finger auf den Mund und sagte dann:

„Am Ende hat der Doctor das Wochenblatt noch gar nicht gelesen! Es steht ein Brief aus der Capstadt darin, der uns die Nachricht bringt, daß Wilken Eschels dort mit der „Schwalbe" wohlbehalten angekommen ist und daß Capitän nnd Matrosen alle gesund und munter sind."

„Gesund und munter!" sagte die Mutter, die Hand des Doctors, welche sie noch immer in der ihrigen hielt, freundschaftlich schüttelnd.

„Gottlob!" entgegnete der Doctor mit einem tiefen Athemzuge.

„Und nun", sagte Julie, „will die Mutter die Freunde und Verwandten einladen lassen, um ihnen die frohe Nachricht mitzutheilen, allein ich glaube ..."

Das junge Mädchen sah den alten Hausfreund bedeutungsvoll an, der sie sogleich begriff und rasch einfiel:

„Beileibe nicht! Das würde die Aufregung, worin sich Frau Agathe befindet, nur vermehren und könnte nachtheilige Folgen haben. Nein, wir wollen diese frohe Kunde ganz für uns behalten und in aller Stille fröhlich sein. Gegen Abend komme ich wieder und dann sprechen wir weiter von dem Briefe aus der Capstadt. Jetzt empfehle ich Ruhe! Nichts als Ruhe!"

„Ach ja!" sagte seufzend Frau Agathe. „Es mag so am Besten sein, denn eben jetzt fühle ich wohl, daß mir nicht so leicht ist, als ich meinte. Thut denn mit mir, was Ihr wollt. Ich füge mich in Alles. Aber Eins habe ich doch vor Euch voraus."

„Und das wäre?" fragte Julie, merklich erleichtert, und streichelte die Wange der Mutter.

„Daß ich, trotz meiner Blindheit, heller sehe, als Ihr Alle. Wolltest Du nicht schon verzweifeln, als wir ohne Nachricht blieben? Hatte nicht dieser und jener von Euch sein Bedenken? O, ich bemerkte es wohl, wenn es auch nicht laut ausgesprochen ward. Aber ich dachte: mögen sie doch! die Sehenden sind blind und die Blinden sehen. Mit meinem innern Auge sah ich den Sohn vor mir; täglich, stündlich sah ich ihn, und sein heiterer, froher Blick, seine klare Stirn sagten mir stets, daß es ihm wohlgehe und er bald zu mir zurückkehren werde."

Sie ließ sich von Julien in ihre Stube bringen, die dann nach einiger Zeit zurückkam und dem Doctor zuflüsterte:

„O, barmherziger Gott! Was habe ich ausgestanden. Es ging fast über meine Kräfte. Welches Unglück sähen wir jetzt vor uns, wenn ich nicht ..."

Sie hielt inne. Das Wort „Lüge" wollte nicht über ihre Lippen. Der Doctor verstand sie und sagte:

„Laß Dich das nicht bekümmern, liebe Julie. Diese Unwahrheit bringt Dir Segen. Es war eine fromme Täuschung. Lasse sie auch ferner walten. Es gereicht diesem Hause zum Heil. Aber nun müssen wir vorsichtig sein. Es darf Niemand zur Mutter, der nicht vorbereitet ist. Am besten, man weiset jeden Besuch zurück, dann haben wir nichts zu befürchten. Ich werde das sogleich befehlen. Komm, laß uns mit den Leuten reden."

Beide gingen hinaus. Frau Anmagret und Karsten Bomann wurden in das Vertrauen gezogen. Der Letztere pflanzte sich vor der Thür auf wie ein wüthender Cerberus. Nur in Gedanken schweifte er am Vormittage zu der Flaggentaverne nach Backbord und am Nachmittage nach der Ankerschenke am Steuerbord. Es blieb still in dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

* * *

Die Leute hatten sich viel zu erzählen. Frau Agathe Eschels war eine gastfreie Wirthin. Wenn auch selbst zur Abgeschiedenheit verurtheilt, gönnte sie doch Andern die ungetrübteste Heiterkeit und suchte Alles hervor, um diese zu fördern und zu mehren, damit ihr Herzblatt, die Julie, den Schmerz der Trennung von ihrem Verlobten weniger empfände.

Die Anordnungen, welche Julie in Gemeinschaft mit dem Doctor traf, konnten ihr in ihren Folgen nicht verborgen bleiben. Es fiel ihr auf, daß das Haus plötzlich vereinsamte. Der Doctor war mit der entschiedenen Erklärung zur Hand, daß er dieß befohlen habe, und daß es dabei sein Bewenden hätte. Er sei dem Sohne für die Gesundheit seiner Mutter verantwortlich, darum müßte man seine Befehle pünktlich ausführen und sich nicht die geringste Ausnahme gestatten.

Frau Agathe ließ es sich gefallen, aber nur unter der Bedingung, daß Julie dadurch nicht beeinträchtigt werde. Dürften die Freunde nicht zu ihr kommen, solle sie zu den Freunden gehen. Das mußte sie ihr versprechen und halten.

Darum hatten die Leute sich viel zu erzählen. Cousine Flint kam auf einer ihrer rastlosen Morgenwanderungen zu einer gleichgesinnten alten Freundin, die in dem Hause des Hafenmeisters bekannt war und den vorhergehenden Abend bei der Familie desselben zugebracht hatte.

„Es ging wohl recht lustig her?" fragte Cousine Flint und schaute ärgerlich darein, weil sie von dieser Lustigkeit, wie von so mancher andern ausgeschlossen war.

„Das kann Sie sich denken!" lautete die Antwort. „Die Hafenmeisters sind gastfreie Leute und lassen etwas daraufgehen. Der alte Herr tractirte uns vor dem Zuhausegehen noch mit Ananaspunsch."

„Ananaspunsch!" rief Cousine Flint. „Man denke! Wann kommt das an Unsereine? Ich kenne solche Kostbarkeiten nur vom Hörensagen. Aber Hafenmeisters freilich! — Er war früher Schiffscapitän und hat es im Auslande gelernt. Woher solche Leute es nehmen, ist freilich eine andere Frage. Der Gehalt ist nicht so gefährlich groß und sogenannte Nebeneinkünfte setzt die Stelle auch nicht ab. Da müssen denn die ausländischen Capitäne das Beste thun, wenn sie für ihre Schiffe einen guten Liegeplatz haben wollen. Was wissen die fremden Herren von der hiesigen Hafenordnung?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Siebenschläfertag als Wetterprophet.

Bekanntlich gelten verschiedene Tage im Juni und Juli als entscheidend für das Wetter, und die Volksphysik hat diese Tage

besonders ausgezeichnet, indem sie eine längere oder kürzere Zeit auf das Wetter einen beherrschenden Einfluß üben sollen. Diese entscheidenden Tage beginnen mit Medardus (8. Juni):

Sechs Wochen dauert ohne Frag'
Das Wetter am Medardustag.

Dann folgt der Johannistag (24. Juni):

Was St. Johann für Wetter hält,
Eben solch in die Ernte fällt.

Der gefürchtete Siebenschläfer (27. Juni) ist allgemein bekannt mit seinem Einfluß; er soll auf 7 Wochen das Wetter bestimmen. Mancher, auch sich intelligent nennende Landmann kann sich trüber Gedanken an die Ernte nicht entschlagen, wenn es an diesem Tage regnete; und freier und fröhlicher athmet er auf, wenn dieser Tag ohne Regen vorüberging.

Aber noch sind die schlimmen Propheten nicht vorüber. Denn es kommt Mariä Heimsuchung (2. Juli):

Gibt Mariä Heimsuchung Regen,
Der wird auf vierzig Tag' sich nicht legen.

Oder auch:

Reguet's an unsrer lieb Jungfrau Marien,
Da sie über's Gebirg thät ziehen,
So wird sich das Regenwetter mehren
Und vierzig Tag' nach einander währen.

Den Beschluß macht Siebenbrüdertag (10. Juli); doch ist er glimpflich, denn er bringt nur eine Woche lang Regen mit sich.

Im Allgemeinen aber heißt's vom Juli noch:

Bei Donner man im Julius
Viel Regen noch erwarten muß.

Wahrlich ein ganzes Heer schlimmer Propheten, bei deren Herannahen dem Landmann angst und bange werden könnte; und demjenigen, welcher in's Bad oder zum Vergnügen reisen will, können sie ebenfalls sehr unwillkommene Gäste sein.

Was ist nun von diesen Propheten zu halten? Gilt auch ihnen das Wort: „Die alten Propheten sind todt, und die neuen gelten nicht mehr?" — Aber das Alter haben sie jedenfalls für sich. Dazu beweisen sie ihre Geltung oft genug auch dem Ungläubigsten, wie heuer wieder deutlich zu sehen. Was wollen wir also sagen? Mit der einfachen Verwerfung dieser Tage als nichts bedeutend kommen wir zu nichts; die Macht der Thatsachen macht sich geltend trotz aller Aufklärung und Bildung. Zwar ist das richtig, die einzelnen Tage an sich haben keine entscheidende Bedeutung für das Wetter; aber die Zeit, in die diese Tage fallen, ist allerdings von Bedeutung. Und wenn wir in Folgendem eine Erklärung geben, wie sich in dieser Zeit das Wetter für längere Zeit dauernd bestimmt, so wird sich zeigen, daß auch diese Bauernregeln nicht alles Grundes entbehren, obgleich, wie gesagt, auf die bestimmten Tage eben nichts ankommt. —

In der heißen Zone wird durch die tägliche Gluthsonne die Luft so erhitzt und aufgelockert, daß eine beständige Strömung der heißen Luft in die Höhe geht. Dieser Abfluß wird ersetzt durch die kalte Luftströmung aus den beiden Polargegenden. Vom Nordpol geht ein kalter Luftstrom nach Süden, vom Südpol desgleichen nach Norden. Stände die Erde still, so würden sie als Nord- und Südwinde in der heißen Zone ankommen. Weil aber die Erde sich von Westen nach Osten dreht, so müssen diese Luftströme, da sie aus der langsamer schwingenden Erdzone in die schneller schwingenden Tropen kommen, allmählich hinter der Bewegung der Erde zurückbleiben und sich nach und nach in Nordost-, beziehungsweise Südost- und Ostwinde verwandeln. Dieß sind die in der heißen Zone beständig wehenden Passatwinde. Je nach dem Stande der Sonne rücken dieselben über die Wendekreise hinaus, in die subtropischen Zonen vor, in unserem Winter mehr südlich, im Sommer mehr nördlich, etwa bis zu 30° N. B., so daß Teneriffa noch in den Bereich der Passate fällt.

Der in die Höhe gestiegene warme Luftstrom fließt nach Norden und Süden ab und erkaltet in den höheren Luftregionen, so daß er sich wieder senkt, und je mehr er nach Norden und Süden kommt, um so näher senkt er sich zum Erdboden. Da er mit der größten Umschwungsgeschwindigkeit aufgestiegen ist und allmählig in Gegenden kommt, welche mit geringerer Geschwindigkeit schwingen, so eilt er der Bewegung der Erde etwas voraus und verwandelt sich auf der nördlichen Halbkugel in Südwest- und West-

wind. Zur Herbst- und Frühlingszeit senkt er sich schon im südlichen Europa bis zum Erdboden, und da er die feuchten Wasserdämpfe des atlantischen Oceans mit sich führt, so hat z. B. Italien seinen meisten wässerigen Niederschlag im Frühling und Herbst. Diese Niederschläge sind zugleich mit heftigen elektrischen Entladungen verbunden. Davon schreibt Lucrez. (de nat. rer.):

Immer am häufigsten wird im Herbste das sternenverzierte
Himmlische Haus und der Kreis der Erd' erschüttert vom Donner;
Auch wenn die holde Zeit des blühenden Lenzes sich aufschließt.
Darum können sie heißen des Jahrs kriegführende Zeiten.

Italien gehört zur Provinz des Herbstregens.

Wenn während des Sommers der Passat mehr nach Norden fortrückt, so senkt sich jener wärmere Luftstrom der Tropenzone erst im mittleren Europa bis zum Erdboden herab und schüttet auf seinem Zuge seinen wässerigen Inhalt über die Provinz der Sommerregen, also über unsere Gegenden herab, gerade zu der Zeit, wo alle jene gefürchteten Propheten herannahen. Nun aber kommt diese Regenzeit bekanntlich nicht immer, sondern wir haben auch trockene Sommer, in denen der Regen eben so sehr ersehnt wird, als er z. B. heuer weggewünscht wird. Es müssen also Einflüsse vorhanden sein, welche dem feuchten Südwest- und Westluftstrome entgegen wirken. Die sind in dem großen Continente von Asien und Europa zu suchen. Wenn durch die höher steigende Sonne die Luft über dem südlichen und mittlern Europa allmählig erwärmt wird, und demgemäß ein aufsteigender Luftstrom beginnt, so muß ein Ersatz dieses Abflusses gebracht werden. Derselbe kann nun entweder durch jenen Südwestwind kommen, und dann haben wir die Regenzeit, welche der Siebenschläfertag bringen soll; oder der Ersatz kommt durch den trockenen, kalten Luftstrom aus Sibirien und dem nördlichen Rußland, und wir haben trockene Zeit mit vorherrschenden Nord- und Nordostwinden. Welcher dieser Luftströme überwiegen wird, hängt von Einflüssen ab, die bis jetzt noch unbekannt sind. Der feuchte Südwestwind kann auch seinen Abfluß als Nordwestwind in die stark erhitzten Tropenzonen nehmen, so wie der trockene Luftstrom aus Sibirien und dem nördlichen Rußland als Nord- und Nordwestwind in die nicht weniger stark erhitzten Ländermassen des mittleren Asiens. Die Entscheidung, deren Ursache, wie gesagt, noch nicht festgestellt ist, erfolgt immer im Juni oder Anfang Juli, je nach dem früheren oder späteren Eintreten der Sommerwärme, und diese Entscheidung wird dann hartnäckig festgehalten, so daß nach einem regnerischen Anfang des Sommers nicht viel Hoffnung auf eine günstige Wendung des Wetters bleibt.

In diesem Jahre ist die Entscheidung ziemlich früh eingetreten, mit Pfingsten schon; zuweilen erfolgt sie erst im Anfang des Juli. Möglich, daß bei dem frühen Eintritt der Regenzeit auch ein früheres Ende derselben zu erwarten ist und also doch noch ziemlich günstiges Erntewetter, wenigstens für Gegenden, wo die Ernte später ist.

* Auf der Burg Kirkel *).

Wie hat dich, Burg, der Zeiten Blitz zersplittert:
Nur Trümmer rings, zerbröckelt Steingeklüfte —
Versunk'ner Pracht und Freuden Todtengrüfte,
Vom Leichenkranz des Epheu's dicht umgittert!

Aus dem Geröll, verwaschen und verwittert,
Erhebt ein Baum sich mächtig in die Lüfte
Und spendet Schatten ringseinher und Düfte,
Wenn in des Mittags Gluth die Luft erzittert. —

Gar ähnlich dem zerfall'nen Freudensitze
Sind stets des Glückes Burgen mir erschienen,
Die uns zu Trümmern schlugen Schicksalsblitze.

O rage, Glaubensbaum, nur auch aus ihnen!
Von dir strömt Schatten in die Trübsalshitze
Und Himmelsduft uns zu — selbst als Ruinen!

L. Maurer.

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die von demselben Verfasser in zweiter Auflage erschienene Sonettensammlung unter dem Titel „Veilchensträußchen" aufmerksam. Die Red.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Dienstag, 22. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

„Es waren auch einige solche fremde Leute von der Gesellschaft!“ schob die Freundin ein.

„Das sage ich ja! Aber was habe ich damit zu thun!“ bemerkte Cousine Flint geringschätzig. „Nun, wer war sonst noch dabei? Mamsell Julie Rettberg vermuthlich?“

„Wo fehlte denn die?“ sagte die Freundin. „Ueberall die Erste und die Letzte.“

„Und Alles auf Befehl der Mutter!“ hohnlachte Cousine Flint. „Sie ist gar nicht dafür. Sie bliebe gern zu Hause. In ihrem Stübchen ist sie am liebsten. Was für eine dumme Gans ist sie, daß sie sich einbildet, man glaube ihr das. Sie stellte sich wohl wieder recht traurig und bekümmert an, damit man sie bemitleiden sollte.“

„Sehr im Gegentheil!“ entgegnete die Freundin. Sie war ein paar Mal sogar ausgelassen. Sie gab neumodische Räthsel auf, spielte auf dem Clavier und sang lustige Lieder dazu.“

„Clavierspielen und Liedersingen, wenn der Bräutigam mit Mann und Maus verloren gegangen ist!“ sagte Cousine Flint, und gerieth in Gefahr, in dem Eifer ihrer sittlichen Entrüstung die Häkelarbeit der Freundin, wonach sie in der Zerstreuung griff, zu zerzupfen.

Die Bedrohte brachte ihr Eigenthum in Sicherheit und sagte:

„Dafür wurde ihr aber auch rechtschaffen die Cour gemacht von Alt und Jung.“

„Das glaube ich!“ antwortete Cousine Flint verbissen und schweifte in der Stube auf und ab. Sie blieb an einem dritten Orte nie lange auf derselben Stelle, sondern spähte fleißig umher, ob sich nicht irgend etwas vorfinden wollte, woran sie eine bessernde Hand legen könne. Jetzt trat sie an das Fenster, und als ob sie eine Erscheinung hätte, rief sie laut:

„Da ist sie!“

„Wer?“ fragte die Freundin, herbeieilend.

„Sie!“ lautete die Antwort, und majestätisch deutete Cousine Flint auf den gegenüberliegenden Bürgersteig:

„Da geht sie! Und wieder im vollen Putz natürlich Sie kann ja zu Hause kaum warm geworden sein. Also nun auch schon Frühstücksgesellschaften? Vielleicht wieder bei Hafenmeisters? Oder bei einem der fremden Capitäne, die im Hamburger Schifferhause logiren? Nein, was man nicht Alles erlebt!“

Cousine Flint eilte davon, um dem armen Geschöpfe zu folgen, das sie zum Opfer ihrer Zunge ausersehen hatte.

Es war wirklich Julie Rettberg, welche vorüberging, aber nicht um an dem Orte zu erscheinen, wohin die erste Klatschbase der Stadt sie schickte. Sie betrat den Andreaskirchhof und das dort befindliche Predigerhaus, woselbst der Herr Pastor primarius Bellermann wohnte. Der würdige Greis, der sie mit ihrem Geliebten feierlich verlobt hatte, empfing das junge Mädchen, das auch sein Beichtkind war, mit väterlichen Worten und sagte:

„Ich kann mir denken, liebe Tochter, weßhalb Du zu mir kommst. Du hast einen Fehler begangen und Dein Gewissen macht Dir Vorwürfe. Herr Doctor Bong hat mir Alles erzählt.“

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich log und ich log wissentlich!“ antwortete Julie, die Augen niederschlagend. „Wie kann ich vor der blinden Frau bestehen, wenn es an den Tag kommt? Und muß es nicht offenbar werden, ehrwürdiger Herr?“

„Wohl ist die Lüge eine Sünde!“ sagte Pastor Bellermann. „Durch die Lüge ist alles Unheil in die Welt gekommen. Aber, liebe Tochter, es gibt Fälle, wo das Abweichen von der Wahrheit sich entschuldigen läßt und in dieser Lage hast Du Dich befunden.“

Julie sah den Pastor fragend an. Dieser entgegnete mit mildem Lächeln:

„Es scheint Dir vielleicht eigenthümlich, daß ich, als ein Geistlicher, der Lüge das Wort rede, allein ich kann es nicht anders. Du verleugnetest die Wahrheit in einem Augenblicke, wo diese Wahrheit ein geliebtes Leben gefährdet hätte. Es war eine fromme Täuschung. Du wolltest einen guten Zweck erreichen, wenn auch das Mittel ein solches war, das die Moral nicht immer billigen kann.“

Der Geistliche sprach noch viel und mancherlei. Julie schied endlich von ihm mit der Beruhigung, um der frommen Täuschung willen, welche sie wagte, nicht von dem Wege abgewichen zu sein, den Pflicht und Ehre ihr vorgezeichnet hatten.

Sie langte zu Hause an. Frau Anmagret kam ihr mit den Worten entgegen, daß die Mutter bereits mehrere Male nach ihr gefragt und hinzugesetzt habe, ob denn noch immer kein Brief von dem Sohne angelangt sei.

„Was konnte ich anders sagen als Nein?“ klagte die Alte und Karsten Bomann fuhr dazwischen:

„Wo, zum Teufel, soll ein Brief herkommen, wenn der Capitän mitsammt seinem Schiffe am Caplande verunglückt ist?“

Julie war zur Mutter geeilt und Frau Anmagret sagte:

„Wenn die Frau keine Nachricht bekommt, stirbt sie uns hin, also muß Rath geschafft werden. Wenn ich nur schreiben könnte...“

Dieß Wort der alten Frau fuhr dem lahmen Seemann vor die Stirn:

„Was schwatzt Sie? Wenn Sie nur schreiben könnte! Nun, was dann? Wollte Sie vielleicht?“ —

Der Alte schwieg. Frau Anmagret sagte:

„Freilich wollte ich — es wäre ja eine gute Sache.“

„Blitzum!“ rief Karsten Bomann. „Ein Bramleesegelfall wollte ich eher einscheren, als so etwas herausspintisiren. Und doch — wenn man einem Menschen damit das Leben wiedergeben kann... In einer halben Stunde kommt der Doctor. Der wird die Geschichte schon spitz kriegen. Frau Anmagret, ich fange an, mich vor ihr zu fürchten. „Wenn ich nur schreiben könnte!“ hat Sie gesagt. Was würde Sie nun erst sagen, wenn Sie das Schreiberhandwerk wirklich verstände?“

Frau Anmagret war über das Erschrecken ihres alten Hausgenossen noch mehr erschreckt als dieser selbst und mit Herzklopfen harrte sie auf die Ankunft des Doctors, der auch nicht auf sich warten ließ.

Julie hatte die Mutter, die sich in einer großen Aufregung befand, nur mit Mühe zu beruhigen vermocht. Als endlich der Doctor eintrat, sagte Frau Agathe zu diesem:

„Es ist auch heute kein Brief da!“

„Wer kann das wissen!“ entgegnete dieser; „die Post ist noch gar nicht ausgegeben. Sie muß unterwegs Malheur gehabt haben, denn als ich in das Haus trat, fuhr sie erst bei dem Posthause vor.“

Julie sah den Doctor befremdet an, denn sie hatte es wohl bemerkt, daß der Briefträger längst vorübergegangen war. Der Doctor machte ihr ein nicht mißzudeutendes Zeichen, und fing von andern Dingen zu sprechen an. Die Minuten strichen tödtlich langsam vorüber. Da plötzlich rief er, an das Fenster tretend:

„Habe ich es nicht gesagt? da ist er! Der Briefträger, meine ich. Er geht gerade auf das Haus zu.“

Julie zitterte. Sie sah nichts.

Frau Agathe sagte ebenfalls nichts. Aber man sah es ihr an, daß sie sich in größter Aufregung befand.

(Fortsetzung folgt.)

Irrthümlich gehenkt!

Die neueſte Nummer von Ch. Dickens' „All the Year round" enthält folgende merkwürdige Geſchichte: Ein Mann ſtarb in oder bei London und hinterließ nebſt einem ſehr bedeutenden Vermögen ein einziges Kind, ein Mädchen von ungefähr 18 Jahren. In ſeinem letzten Willen beſtellte er ſeinen Bruder zum einzigen Teſtamentsvollſtrecker und Vormund der Tochter. Ferner verfügte das Teſtament, daß, im Falle die Tochter unverheirathet oder zwar verheirathet, aber kinderlos ſterben würde, ihr Vermögen auf den Onkel übergehen ſollte, deſſen Intereſſe daher jenem des Mädchens entgegengeſetzt zu ſein ſchien. Einige Verwandte, die mit der letzten Verfügung des Vaters unzufrieden waren, ließen allerlei Winke fallen, daß es ungeziemend wäre, wenn Onkel und Nichte zuſammen leben würden, aber trotzdem nahm der Onkel ſeine Nichte in ſein bei Epping Foreſt gelegenes Haus. Eines Tages ſah man Beide mit einander im Walde ſpazieren gehen — dann war die junge Dame plötzlich verſchwunden. Der Onkel behauptete hoch und theuer, er habe ſie überall geſucht, ſobald er ſie vermißt hatte, und er wiſſe nicht, wohin ſie gekommen oder was aus ihr geworden ſei. Dieſe Behauptung wurde nicht glaubwürdig befunden, und da noch andere Umſtände höchſt verdächtig ſchienen, ſo wurde der Onkel verhaftet und vor den Richter geführt, der noch andere Umſtände an's Licht brachte, welche die Lage des Beſchuldigten ſehr ernſt geſtalteten. Ein junger Mann aus der Nachbarſchaft hatte um die Nichte angehalten, und es hieß nun und wurde auch allgemein geglaubt, daß er vor dem Verſchwinden der jungen Dame auf einige Tage eine Reiſe nach dem Norden angetreten habe, nachdem letztere erklärt habe, daß ſie ihn nach ſeiner Rückkehr heirathen würde. Der Onkel hatte wiederholt ſeine entſchiedene Mißbilligung des Verhältniſſes ausgedrückt und ſeine Nichte hatte ihm deßhalb oft laute Vorwürfe über ſeine liebloſe Härte und über den Mißbrauch ſeiner vormundſchaftlichen Gewalt gemacht. Es trat ferner eine Frau als Zeugin auf, die beſchwor, daß ſie ungefähr um elf Uhr früh am ſelben Tage, als das Fräulein verſchwunden war, durch den Wald gegangen wäre und die Stimme einer jungen Dame gehört hätte, die mit einem Herrn in ernſtlichem Wortwechſel begriffen zu ſein ſchien; als ſie, die Frau, der Stelle des Streites ſich genähert, hätte ſie deutlich die Worte vernommen: „Tödten Sie mich nicht, Onkel — tödten Sie mich nicht!" Die Frau war voll Schrecken davongeeilt und hatte gleich darauf einen Schuß fallen gehört. In Folge einer Verkettung dieſer und anderer Zeugenausſagen und da auch der Verdacht des eigenen Vortheils auf dem Onkel laſtete, wurde dieſer vor Gericht gebracht, des Mordes überwieſen und gemäß der damals in Kraft ſtehenden drakoniſchen Geſetze ſogleich hingerichtet.

Ungefähr zehn Tage nach der Hinrichtung erſchien plötzlich die junge Dame und, was noch ſonderbarer war, alle Zeugenausſagen erwieſen ſich als vollſtändig wahr. Die Nichte gab an, daß, nachdem ſie entſchloſſen war, mit ihrem Geliebten zu entfliehen, ſie das Gerücht verbreitet hatte, daß er nach dem Norden reiſen werde, während er thatſächlich am Saume des Waldes mit zwei geſattelten Pferden und von zwei berittenen Dienern begleitet der Stunde der Entführung, welche gerade am Tage ihres Verſchwindens ſtattfand, harrte. Während ſie noch mit dem Onkel durch den Wald ging, tadelte ſie dieſer wegen ihres Entſchluſſes, einen Mann zu heirathen, deſſen Wahl er mißbilligt hatte, und nach einigen heftigen Vorwürfen hatte ſie leidenſchaftlich gerufen: „Es hängt mein ganzes Herz daran; wenn ich ihn nicht heirathen kann, ſo iſt es mein Tod. Tödten Sie mich nicht, Onkel, — tödten Sie mich nicht!" Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo fiel ein Schuß, über den ſie heftig erſchrack und dann ſah ſie einen Mann aus den Bäumen hervortreten, der in der Hand eine Wildtaube trug, die er eben geſchoſſen hatte. Als ſie an den zum Stelldichein mit ihrem Geliebten verabredeten Platze kam, veranlaßte ſie ihren Onkel, vorauszugehen und nachdem ſie in die Arme des ihrer harrenden

Geliebten geeilt war, ſtiegen Beide zu Pferde und ritten ſporuſtreichs davon. Auſtatt jedoch nach dem Norden zu fliehen, zogen ſie ſich in die Nähe von Windſor zurück, wo ſie noch am ſelben Tage getraut wurden, und etwa eine Woche ſpäter traten ſie eine Luſtreiſe nach Frankreich an. Dort brachten ſie einige Monate ſo glücklich zu, daß ſie in jenen Tagen, wo die Zeitungen noch ſpärlich und die Poſtverbindungen nicht ſehr regelmäßig waren und es keine Telegramme gab, nichts von dem traurigen Schickſale ihres Onkels vernahmen, bis ſie nach England zurückkehrten

Miscellen.

München, im Juli. Wie ich ſo eben von gut unterrichteter Seite höre, wird der Redacteur des Münchener „Punſch", M. Schleich dahier, ſeine Luſtſpiele und Volksſtücke nun im Buchhandel (E. H. Gummi dahier) erſcheinen laſſen; dieſelben, voll Humor und geſunden Witzes, werden 2 Bände füllen, und ſich wohl als Lectüre ebenſo viele Freunde erwerben, wie ſie bisher auf den Bühnen gute Aufnahme fanden. (A. Z.)

Bei etlichen großen Märkten in der Wetterau, nämlich bei dem ſogenannten kalten Markt zu Ortenberg und bei dem Gallus-Markt zu Grünberg, war bis vor wenigen Jahrzehnten ein merkwürdiger Brauch in Geltung, der, wie es ſcheint, die Beſucher des Marktes und die Waarenverkäufer zur Achtſamkeit ermahnen ſollte. Einigen Habenichtſen nämlich, welche ſich beim Amtmann darum meldeten, wurde gegen Erlegung einer Gebühr Freiheit ertheilt, auf dem Markt zu ſtehlen, ohne deßhalb einer Anklage ausgeſetzt zu ſein. Sie durften ſich aber nicht auf friſcher That ertappen laſſen, widrigenfalls ſie von Jedem tüchtig durchgeprügelt werden konnten. Dieſe befreiten Diebe hießen Freikäufer, und es pflegte beim Beginn des Marktes, zu nicht geringer Beſtürzung der Frauen und Kinder, öffentlich bekannt gemacht zu werden, daß Freikäufer da ſeien, und daher Jedermann auf ſeiner Hut ſein möge. Die Verbreitung dieſes Brauchs wäre noch zu ermitteln. (Germ. Muſ.)

Eine neue Mode in Paris, die mit wahrer Begeiſterung von allen Seiten nachgeahmt wird, iſt: die Hochzeiten, d. h. kirchliche Trauung, in der Mitternachtsſtunde zu feiern, nachdem im Laufe des Tages die Civiltrauung vor dem Maire ſtattgefunden hat. Wahrſcheinlich ſchreibt ſich dieſe Neuerung aus der Erinnerung an die mitternächtliche Trauung Ludwigs XIV. mit der klugen Françoiſe Scarron her, und wie man Häubchen, Coiffuren, Mantillen, Kleider à la Maintenon hat, ſo will man nun auch eine Hochzeit à la Maintenon.

* Erdbeerſträußchen.

„Wenn ich mit Sträußchen ſonſt, mit früchteſchweren,
Vom Wald nach Hauſe lenkte meine Schritte,
Wie nahmen mich die Kleinen in die Mitte
Und jubelnd ſah ich ſie die Sträußchen leeren!

Doch kehr' ich heute heim mit dieſen Beeren,
Ach, dann verhallen einſam meine Tritte:
Dem Grabmahl dort, kein Händchen, keine Bitte
Entſteigt ihm je, mein Sträußchen zu begehren."

„„Sieh hier das Neſt an niedrig dunkler Schwelle,
Deß Kleinen eben aus zum Baum geflogen,
Als ſüße Koſt die Mutter bringt zur Stelle!

Wie klagt ſie, als um ihre Brut betrogen,
Bis hoch ſie mit ihr jauchzt in grüner Helle! —
So du, zum Licht den Deinen nachgezogen.""

L. Maurer.

Charade.

Die Erſte enthält die Mittel zum Beißen,
Die Andre enthält die Sachen zum Beißen,
Das Ganze hindert die Mittel zum Beißen,
Zu kommen zu den Sachen zum Beißen.

Auflöſung des Räthſels in № 61:

Das A-B-C.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Donnerstag, 24. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Fortsetzung.)

Die Thür öffnete sich. Von dem Karsten Bomann wurden nur das Gesicht und der Arm sichtbar:

„Da ist ein Brief! Er wurde eben abgegeben." Gesicht und Arm verschwanden.

„Ein Brief!" schrie Frau Agathe auf. „Ist er von ihm?"

„Wir werden es gleich sehen!" sagte der Doctor, der denselben in der Hand hielt. „Das Postzeichen ist Capstadt."

„Von dort her war ja auch die Zeitungsnachricht!" sagte die Mutter. „Gebt mir den Brief, Ihr Leute! den Brief meines Sohnes, damit ich ihn an mein Herz drücken kann."

Sie empfing ihn, preßte ihn an sich und ließ ihre Lippen darauf ruhen; dann aber sagte sie traurig, indem sie die Hand sinken ließ:

„Aber lesen kann ich ihn nicht Das mußt Du thun, liebe Julie."

„Wie kann ich...?" antwortete diese, in der Rede stockend.

„Freilich wohl!" sagte die Mutter. „Dir stehen gewiß die Augen voll Thränen, Du gutes Herz."

„Her damit!" rief der Doctor. „Das junge Seeungeheuer wird ja nicht solche Krakelfüße malen, daß man sie nicht entziffern kann."

Er entfaltete ihn und las:

„Liebe Mutter!"

„Lieber, lieber Sohn!" sagte Frau Agathe innig. „Mich nennt er zuerst. Er weiß es wohl, wie unentbehrlich er diesem Herzen ist. Sei ihm nicht böse, liebe Julie, daß er mich zuerst nennt."

Julie weinte in der That. Sie stand erschrocken vor dieser neuen Täuschung. Der Doctor gab nicht auf sie Acht, sondern fing wieder an:

„Dir und meiner theuren Julie meinen herzlichsten Gruß und die Versicherung meines vollkommenen Wohlseins Ueberhäuft von Geschäften und da das Postschiff so eben absegeln will, kann ich wenig mehr als diese Zeilen schreiben. Wir haben in der letzten Zeit viele Stürme gehabt, die an dieser Küste zu Hause sind, aber die „Schwalbe" ist ein gutes Fahrzeug, welches sich tüchtig bewährt hat, und mit einigen leichten Havarien davongekommen ist. Liebe Mutter, ich denke täglich und stündlich an Dich und an meine Julie und wünsche, daß es Euch so wohl gehen möge, als ich es nur immer wünschen kann. An eine baldige Heimkunft ist nicht zu denken, da ich nach China versegeln soll und darum wird auch so bald kein Brief wieder von mir eintreffen. Aber behaltet nur guten Muth. Gott wird meine Bitten erhören und mich beschützen, damit ich Euch gesund wiedersehe und Euch umarme als Euer treuer

Wilken Eschels."

„O Gott! Ich danke Dir!" rief die Mutter. „Aus tiefstem Herzen danke ich Dir. Und auch bei Ihm bedanke ich mich für das Vorlesen. Er muß es nach einer Weile nochmals thun. Ich bitte Ihn darum. Julie! wo bist Du? Freust Du Dich denn auch recht?"

„Ja, liebe Mutter!" entgegnete sie. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich vor Frau Agathen in die Knie und umschlang sie mit beiden Armen.

„Das gute Kind! Wie aufgeregt ſie iſt. Leſe Er noch einmal den Brief, Doctor, das wird ſie beruhigen.“

Der Doctor that es und ſagte dann, nach dem Hute greifend:

„Ich will doch den Brief mitnehmen, um ihn dem Cornelis Dultz zu zeigen, wenn derſelbe etwa keine Nachricht empfangen haben ſollte. Guten Morgen.“

Julie hatte ſich erhoben und folgte ihm: „Um Gotteswillen! Was war das?“

„Ein Gewaltſtreich!“ ſagte der Doctor. „Er iſt gelungen und wird die gute Wirkung nicht verfehlen.“

Als Julie in die Stube zurückging, empfing die Mutter ſie mit ſtrahlender Heiterkeit:

„Wo ſind nun alle Eure Befürchtungen? Wo iſt Eure Noth, Eure Sorge? Zerſtreut, verflogen, wie der Nebel im Sonnenſcheine. O, Ihr Sehenden, wie ſeid Ihr manchmal blind und könnt nicht faſſen und erkennen, was das Auge der Blinden ſchaute und erkannte, das innere Auge, welches weit hinausreicht über See und Land. Du wirſt noch ſehr glücklich ſein, liebe Julie.“

Sie umarmten ſich herzinnig, die beiden Frauen.

* * *

Cornelis Dultz hatte allerdings Nachrichten empfangen, wenn dieſe auch nicht mit denen übereinſtimmten, die der Doctor der Frau Agathe aus dem Briefe mittheilte, der aus der Capſtadt angekommen ſein ſollte.

Der Agent, den Boje Elfers in Hamburg beſtellt hatte, that ſeine Pflicht. Er ſammelte mit gewiſſenhaftem Fleiße alle Nachrichten, die ſich auf den jungen Capitän Wilken Eſchels und auf das ihm anvertraute Schiff bezogen und ſäumte nicht, ſie mit umgehender Poſt abzuſenden. Der Empfänger hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als ſie auf alle Weiſe bekannt zu machen. Die Luft war, ſo zu ſagen, mit verhängnißvollen Gerüchten geſchwängert. Cornelis Dultz athmete ſchwer und bang.

„Nun wird es zuſammenbrechen!“ ſagte er in dumpfem Grolle vor ſich hin. „Alle meine Mühen und Sorgen, alle Opfer, die ich ſeit Jahren brachte, waren vergeblich. Ich bin nicht im Stande, meine Verpflichtungen zu decken. Und wenn ich es nothdürftig vermag, bleibt mir kein Raum, wo ich mein müdes Haupt niederlegen, kein Stück Brod, womit ich mich ſättigen kann. Mir bleibt nichts übrig, als eine Stelle in dem Hoſpital, das ich ſelbſt gründen half, oder der weiße Stock....“

Der Mann hatte ſich ſo aufgeregt, daß er nicht Maß noch Ziel zu halten vermochte. Seine Gedanken wurden wirr und wüſt. Das Unglück, welches, nicht unverſchuldet, über ihn kam, machte ihn hart und ungerecht. Seine angeborene Gutmüthigkeit wurde überwuchert von dem finſtern Groll, der wie wildes Unkraut emporſchoß.

„Aber ich werde nicht allein dulden. Andere ſollen auch empfinden, was ich leiden muß!“ fuhr er in ſeinem Zorn fort. „Hat mich der Sohn in das Unglück gebracht; ſoll mir die Mutter dafür büßen. Sie iſt wohlhabend. Ihr Geld und Gut hat ſie von ihrem Manne, der es in meinem Dienſte erwarb. Sie ſoll die groben Fehler ihres Sohnes gut machen und die baaren Summen decken, die ich dem Leichtſinnigen mit auf den Weg gab. Was kümmert es mich, daß ſie dadurch in Noth geräth? Jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte. Ich habe die Handſchrift ihres Sohnes und wenn ſie nicht will, daß ſein guter Name verloren geht, muß ſie dieſelbe einlöſen. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele. Soll ich ſie verloren geben, um das Vermögen eines Dritten zu retten? Nimmermehr.“

Inmitten dieſer böſen Stimmung, welche die ganze Natur eines Ehrenmannes mit einem Schlage umwandelte, erſchien Boje Elfers, der ſich unter keiner Bedingung hatte abweiſen laſſen. Der Kaufmann fuhr auf den Eintretenden los und ſchrie ihn an, daß er ſich zum Teufel ſcheren ſollte. Boje Elfers hielt dem erſten Stoße tapfer Stand und ſagte dann:

„Thue Er mir den Gefallen und gebe Er es gnädig. In dieſer Stunde iſt Er zwar noch der Herr hier, aber ſobald ich will, iſt Er es in der nächſten nicht mehr und dann laſſe ich Ihn ſich zum Teufel ſcheren.“

„Was unterſteht Er ſich?"

„Was ich mich unterſtehen darf. Habe da einige Papiere an mich gebracht, die, an der rechten Seite vorgelegt, Ihm Seinen Koller bald vertreiben und Ihn zahm machen werden."

„So lange ich noch der Herr im Hauſe bin, werde ich mich darin behaupten", entgegnete Cornelis Dultz heftig. „Was nachher kommt..."

„Leute in Seiner Lage thun immer gut daran, ſtill und beſcheiden zu ſein; ſie kommen damit allerwege weiter, als mit der Grobheit. Das thue Er auch. Verſuche Er es einmal, mich einen Augenblick ruhig anzuhören und wir werden als gute Freunde ſcheiden."

Cornelis Dultz entgegnete nichts darauf, allein er wehrte es nicht, daß Boje Elfers in aller Behaglichkeit in ſeinem Lehnſtuhle Platz nahm und ſetzte ſich auf deſſen Einladung ihm gegenüber. Boje Elfers ließ ſeine Augen auf dem Opfer ruhen, das er, wie er meinte, zu verſchlingen im Stande war, ſobald er es nur wollte, und als er dasſelbe in die ihm nöthig ſcheinende Stimmung verſetzt glaubte, ſagte er:

„Es hat Jedermann ſeine kleinen unſchuldigen Neigungen, und je ſchwerer es ihm wird, dieſe zu befriedigen, um ſo eifriger iſt er darauf verſeſſen. So geht es mir mit der kleinen Julie Rettberg Ich will ſie nun einmal zur Frau haben und ſetze Alles daran, ſie zu erhalten. Seine „Schwalbe" iſt hin... Thue Er mir den Gefallen, Cornelis Dultz, und ſitze Er ſtille! Es kommt gleich beſſer!"

Der aufgeregte Kaufmann war nur ſchwer zu bewegen und Boje Elfers fuhr fort:

„Ich ſage alſo, die „Schwalbe" iſt hin, aber es iſt auch gewiß, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht. Mir ſchaffte dieſer Umſtand den Wilken Eſchels vom Leibe und die Julie iſt ihren Bräutigam los geworden. Sie iſt frei und wird es nun wohl etwas billiger geben. Darum bin ich hierher gekommen, um Ihn zu meinem Freiwerber zu machen."

„Iſt Er toll?" rief Cornelis Dultz aufſpringend.

„Ich glaube nicht!" entgegnete Boje Elfers, der ruhig ſitzen blieb. „Und Er glaubt es auch nicht, wenn ich hinzuſetze, daß ich, wenn Er das Geſchäft, das ich Ihm antrage, glücklich ausführt, nicht allein mit meiner Forderung warte, ſondern auch Bürgſchaft und Vorſchüſſe leiſten will, damit Er ſich wieder klar machen kann Das iſt ein Vorſchlag in Güte. Ueberlege Er es ſich und laſſe Er mir heute Nachmittag Beſcheid ſagen, ob Er zu Frau Agathen gehen wird. Ich komme dann dahin nach."

Boje Elfers empfahl ſich und ließ den Kaufmann nicht in der allerbeſten Laune zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

(Der Mückenfängerſtrauch Apocynum androsaemifolium) Mehrere Blätter brachten über dieſe Pflanze einen Artikel, welcher zu einer Beſprechung in der letzten Verſammlung der Frankfurter Gartenbau-Geſellſchaft „Flora" Veranlaſſung gab. Danach enthält der betreffende Aufſatz verſchiedene Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, deren Zurückführung auf die Wahrheit wohl am Platze iſt. — Apocynum androsaemifolium iſt zuerſt kein immergrüner Strauch ſondern ein Staudengewächs mit krautartigem Stengel, das im Herbſt einzieht und die Eigenthümlichkeit hat, daß ſeine faſerigen Wurzeln unter der Erde fortlaufen und öfter die Pflanze 5—6 Fuß von ihrem vorigen Standort im Frühling wieder austreibt. Die Pflanze wächst wild in Virginien und Canada, hält bei uns im freien Lande aus und iſt auch in einigen Gärten Frankfurts zu finden. Der Stengel wird circa 1½' hoch, iſt oben äſtig, mit entgegengeſetzten, eiförmigen, gelbgrünen, glänzenden Blättern beſetzt und trägt die Blüthen in loſen Enddolden. Die Blüthe ſelbſt hat allerdings die Form eines Maiglöckchens, doch nur die Hälfte der Größe eines ſolchen; der „köſtliche Orangenduft, welcher dieſen Glöckchen während des ganzen Sommers entſtrömt", und die 20,000 Blüthen, welche jede Pflanze während eines Sommers bringen ſoll, müſſen zur Steuer der Wahrheit eine bedeutende Verminderung erfahren.

Wir kommen indeß jetzt an die Hauptſache bei der Empfehlung dieſer Pflanze: ſie ſoll ein Fliegenfänger ſein und jedes Stück bis zu 100,000 dieſer Inſecten während eines Sommers vertilgen! — Das iſt doch etwas ſtark. Allerdings fängt die Pflanze kleine Mücken und andere Inſecten, erdrückt ſie aber nicht, wie jener Artikel ſagt. Die zwei Fruchtknoten der Blüthe ſind mit 5 drüſenartigen Körperchen umgeben, deren Zwiſchenräume den Saugrüſſeln der kleinen Inſecten, welche die Blüthe des Honigs wegen beſuchen, eben geſtattet, zu der inneren Krone zu gelangen; dieſe iſt aber außerordentlich reizbar und wirkt im Augenblick der Berührung auf die ſie umgebenden Drüſen in der Art, daß letztere ſich dicht aneinander ſchließen und ſo den Saugrüſſel des Inſectes feſthalten. — Die geringe Größe der Blüthe geſtattet aber einer gewöhnlichen Stubenfliege gar nicht den Zugang zum Innern, vielweniger kann ſie „mindeſtens“ 5 ſolcher Fliegen anziehen, — ergreifen und tödten, die ſich regelmäßig und gleichzeitig in jede Blüthe niederlaſſen müßten, um das Rechenexempel richtig zu machen, das der Verfaſſer des Aufſatzes zum Beſten gibt. Dabei wollen wir noch abſehen von den 20,000 Blüthen, die eine Pflanze, welche noch dazu im Zimmer und im Topf gehalten wird, bringen ſoll; eine Null geſtrichen, und wir kommen der Wahrheit näher; bedeutend geringer iſt noch die Zahl der kleinen Mückchen, welche von den Blüthen gefangen werden. — Einſtweilen müſſen wir alſo noch des Nutzens einer ſolchen Pflanze zur Reinigung unſerer Zimmer von den Fliegen entbehren; was aber das „Vergnügen“ betrifft, eine am Saugrüſſel gefangene Fliege Tage lang in den Blüthen zappeln zu ſehen, ſo würde das gewiß keine unſerer Leſerinnen und überhaupt keinen unſerer feinfühlenden Menſchen veranlaſſen, dieſe Pflanze in das Zimmer aufzunehmen, deren untergeordnete Schönheit noch beeinträchtigt wird durch die in den welken Blüthen hängenden, gegen den Tod kämpfenden oder demſelben bereits verfallenen Mücken.

Frankfurt. Wie das bekannte hieſige Witzblatt, die „Laterne“, entſchieden die großdeutſche Richtung vertritt, beweiſen folgende Verſe, die gewiß als Ausdruck der allgemeinen Stimmung ſehr beachtungswerth ſind:

„Doch ſage mer im Voraus gleich
Unn mache d'raus kää Hehl,
Nor ſor des ganze deitſche Reich
Verbrenne mer unſer Oel.

En Deitſchland bloß bis an de Mää (Main)
Mit dem is halt nix los!
Des is ſor die Latern zu kää
Unn for den Preuß zu groß!!!

En Vatterland ſo kää unn zwerg
Des ſcheint uns nit geſcheit,
Dann hinnerm Sachſehäuſer Berg,
Do wohne aach noch Leit!!

Das ganze Deitſchland ſoll es ſein!
Daß Niemand ſich beſchwert,
Mer nemme aach noch owed'rein,
Was nitt darrzu geheert.

Unn ſo e Bolidik hält waarm,
Ach, daß die Deitſchland hätt'!
Bum Nemme ward noch keener arm,
Unn Bleede werre nitt ſett!

Unn Alles ſor des Vatterland,
Is unſer Loſungswort;
Unn links unn rechts e Bruderhand
Noch Süde unn noch Nord.

Jauer, 16. Juli. Geſtern ſtarb hier die bekannte Schriftſtellerin Henriette Hanke im Alter von 76 Jahren.

Buchſtaben-Räthſel.

Zeigt ſich in 4. 3. 5. Dir ſtets ein ſtarker Geiſt,
Siehſt unter 2. 3. 1. Du oft die Dummheit wohnen;
Wenn mit 5. 3. 1. 2. Du klug zu handeln weißt,
Wird Dich vielleicht dafür 4. 3. 2. 5. belohnen.
Im 1. 2. 3. 4. 5. geht 3. 2. 4. und ſpricht:
Die letzte 4. 3. 2. entgeht Dir ſicher nicht.

Auflöſung der Charade in № 63:

Maulkorb.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 65. Speyer, Samstag, 26. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von Heinrich Smidt.

(Fortsetzung.)

Um die Mitternachtsstunde war es, als Karsten Bomann aus der Flaggentaverne zu Hause kam und weidlich mit der Frau Anmagret zu zanken begann. Es war ein für alle Mal zwischen ihnen und dem Doctor ausgemacht, daß Niemand zu Frau Agathen gelassen werden solle, damit die Täuschung mit dem Briefe nicht an den Tag käme. Und nun hatte sie den Cornelis Dultz doch hineingelassen und Mamsell Julie sei nicht einmal zu Hause.

„Was kann ich dafür?“ entgegnete Anmagret, die sich tapfer wehrte. „Gewalt geht vor Recht. Er sitzt schon eine ganze Stunde darin und was er vorbringt, mag nicht viel nutz sein; mindestens schreit er laut genug, das muß man sagen.“

Die beiden Alten beriethen sich miteinander, was in diesem Falle zu thun wäre, und als sie mit sich einig waren, es möchte vielleicht gut sein, den Doctor von dem Allen in Kenntniß zu setzen, war Karsten Bomann auch schon auf dem Wege dahin.

Cornelis Dultz hatte sich in seinem Unmuth rückhaltlos ausgesprochen und nichts geschont. Er legte seine Ansicht klar und offen dar und stellte nun der alten Frau die Frage, ob sie ihre Julie dem Bose Elfers zur Frau geben und in ihrem Wohlstande bleiben wolle, oder ob sie es vorziehe, von Haus und Hof zu gehen, um die Schulden des Sohnes zu decken und von der Gnade ihrer Verwandten zu leben.

Frau Agathe saß bleich und zitternd dem aufgebrachten Manne gegenüber. Es war Niemand gegenwärtig, der ihr hätte hilfreich zur Seite stehen können. Sie streckte flehend die Hände vor sich hin und bat mit zitternder Stimme:

„Sei Er barmherzig!“

„Wer ist barmherzig mit mir?“ entgegnete der Kaufmann mürrisch. „Wenn es an die Ehre und an das Leben geht, wehrt sich Jeder, so gut er kann.“

„Er hat mir harte Dinge von meinem Sohne und von der armen Julie gesagt“, jammerte die trostlose Mutter. „Er will mich glauben machen, daß mein Sohn das Schiff verloren habe, daß er selbst umgekommen und an Ihm zum Betrüger geworden ist. Schäme Er sich einer alten hilflosen Frau gegenüber der Lüge! Ich weiß es besser. Der Wilken Eschels lebt und wird ihn zur Rechenschaft ziehen für den Schimpf, den Er ihm anthut.“

„Ich bin nicht zum Lachen gestimmt in meiner Lage“, sagte Cornelis Dultz. „Aber bei solchen Worten ist es schwer zurückzuhalten. Was weiß Sie und was kann Sie wissen in Ihrer Lage? Nichts, als was die Leute Ihr vorschwatzen, um Ihr zu Willen zu sein! Ich sage Ihr, daß Schiff und Ladung hin sind und daß ich dadurch nahe am Bankerott stehe. Ich sage Ihr, daß ich Ihrem Sohne eine große Summe Geld anvertraute, die auch verloren ist, und daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um zu meinem Rechte zu gelangen.“

„Spreche Er nicht weiter!“ sagte Frau Agathe und ihre Wangen rötheten sich. „Schäme Er sich, das einer armen Frau in meiner Lage zu bieten! Er steht dem Bilde eines Mannes gegenüber, der Sein Freund war und der Ihm treu beistand in schweren, bösen Tagen. Es ist die Frau und

der Sohn dieſes Freundes, die Er jetzt beſchimpft. Möge Ihm das nicht einmal ſchwer auf dem Gewiſſen laſten."

„Um der Wunden Chriſti willen, was geht hier vor?" rief Julie, die in die Stube trat, in nicht gewöhnlicher Aufregung. „Mutter, liebe Mutter! Was iſt geſchehen?"

„Komm zu mir, mein Kind!" entgegnete die Mutter feſt. „Man will Dich mir rauben. Man will Dich verkaufen und verhandeln. Aber ich werde Widerſtand leiſten. Ich gebe es nicht zu, daß Du den Eid brichſt, den Du meinem Sohne ſchwurſt, und Dich einem andern Manne hingibſt."

„Welches neue Schreckniß iſt dieß?" fragte Julie voll Angſt. „Beſinne Dich, daß ich von nichts weiß. Wer darf es wagen, über meinen Willen zu gebieten?"

„Ich habe das gethan, Mamſell!" ſagte Cornelis Dultz, „und glaube mein Thun verantworten zu können. Ich will Niemand verkaufen, noch verhandeln. Ich will nur eine verdorbene Sache gut machen, ſo viel ich kann, ſo daß Jedem geholfen wird, ſo viel als möglich iſt. Wenn Sie alſo der Vernunft Gehör geben will, merke Sie auf das, was ich Ihr zu ſagen habe."

„Ich will hören!" ſagte Julie leiſe und Cornelis Dultz eröffnete ihr die ganze Lage der Sache nebſt der Vermittlung des Boje Elfers und die Bedingung, die derſelbe an ſeine Hilfe knüpfte. Dann aber ſagte er:

„Wenn Sie klug iſt und Ihre Pflegemutter retten will, nimmt Sie an, was Ihr geboten wird. Daß Ihr Verlobter verloren iſt, davon iſt Sie überzeugt. Daß ich, wenn Sie ſich weigert, meine Rechte wahrnehme, davon kann Sie eben ſo feſt überzeugt ſein. Dann iſt die alte, blinde Frau da eine Bettlerin und Sie kann ſich mit dem Spinnrade durch die Welt helfen. Darum iſt es beſſer, eine Abneigung zu bekämpfen und einen Mann zu nehmen, der Ihr ein behagliches Leben ſichert ..."

„Das verbiete ich Dir!" ſagte Frau Agathe mit voller Energie. Es war faſt verwunderſam anzuſchauen, als ſie hoch aufrecht daſtand, die ſtarren, glanzloſen Augen feſt auf den Kaufmann gerichtet. „Du biſt meines Sohnes Braut und ſollſt es bleiben, damit Du keinen Meineid begehſt und nicht vor Scham und Schande vergehen mußt, wenn er kommt und ſein Recht von Dir fordert. Und er wird kommen, ſage ich Dir, ſo wahr, als ich hier ſtehe und Gott bitte, daß er Dich erleuchten möge, damit Du nicht irreſt mit ſehenden Augen. Ich, die Blinde, ſage Dir, daß Dein Verlobter lebt!"

Julie war außer aller Faſſung. Voll Angſt blickte ſie auf den Kaufmann, der, finſter grollend, auf eine Antwort harrte. Voll Angſt blickte ſie auf die zürnende Mutter, fürchtend, daß dieſe der unnatürlichen Aufregung erliegen werde.

Da kam der Retter. Karſten Bomann hatte den Doctor gefunden und brachte ihn in das Haus. Dort erſchien auch Boje Elfers, der ſich den Beſcheid auf ſeinen Antrag holen wollte, weil er zu ungeduldig war, um die Rückkehr des Kaufmannes zu erwarten. Der Doctor unterſagte den Eintritt, als er aber vernahm, wer bereits drinnen ſei, lief er eiligſt in die Stube, ohne darauf zu achten, daß Jener ihm folgte, und fragte eintretend:

„Was geht hier vor?"

„Er wird es gleich hören!" ſagte der Kaufmann. „Nun, Mamſell Rettberg, was wird Sie thun? In Ihrer Hand liegt die Entſcheidung. Hier bin ich mit meiner begründeten Klage und Sie kann verſichert ſein, daß ich nicht einen Strich davon abweiche. Dort ſteht der Mann, der Ihr ſeine Hand zur friedlichen Ausgleichung bietet. Dort ſteht Ihre Mutter ..."

Julie war bleich wie Marmor. Sie ſah der Reihe nach auf Cornelis Dultz, auf Boje Elfers und auf ihre Mutter, zu welcher der Doctor getreten war, der ſie mit ſeiner Hand ſtützte. Ihre Geſtalt bebte. Sie ſtrengte ſich an zu reden, allein die Sprache verſagte ihr den Dienſt und leiſe wimmernd ſank ſie zu Boden.

„Da haben wir's!" rief der Doctor erſchreckt herbeieilend. „Herr! Ich mache Ihn von Amtswegen verantwortlich, daß Er muthwillig zwei Menſchenleben in Gefahr bringt! Julie! Kind! Erhole Dich."

„Zu mir! Zu mir!" rief Frau Agathe, die Arme ausſtreckend und Julie, von dem

Digitized by Google

Doctor unterstützt, wankte zu ihr. Beide hielten sich fest umschlossen.

(Schluß folgt.)

* 2000 fl. — ein Opfer des Aberglaubens.

Am 2. Juli letzthin kam in Neuburg a. Rh. eine wandernde Schauspielertruppe, angeblich aus dem benachbarten Frankreich, an. Zwei Damen dieser sauberen Gesellschaft, wahrscheinlich mit den Verhältnissen vertraut, besuchten unter andern auch die erkrankte Ehefrau des Dammwartes Mathaler daselbst und gaben vor, daß ihr ein Arzt nimmermehr zu helfen vermöge, weil sie eben ganz und gar behext sei; dagegen wollten „sie" durch Anwendung übernatürlicher Mittel, durch Zauberkünste, vollständige Erlösung vom Uebel bewirken. Die krankhafte Phantasie der Patientin hatte ohnedieß schon viel mit einem schwarzen Manne, der im Hause sein unheimlich Wesen treibe, zu schaffen. Verzeihen wir ihr, daß sie sich bethören ließ. Nimmermehr können wir's aber dem handfesten Dammwart verzeihen, daß er einem solch' plumpen Spuk gläubiges Gehör schenkte.

Die Familie Mathaler ließ sich mit den vermeintlichen Zauberinnen in Unterhandlung ein. 2000 fl. in baarem Golde wurden als alleiniges Mittel zur radicalen Heilung bedungen. Mathaler schauderte; er wollte aus dem Zauberkreise zurücktreten. Doch schon war er gebannt, d. h. bethört. Die Industrieritterinnen versicherten, daß er in vollem Besitze des Goldes bleiben müsse; unter entsprechenden Zauberkünsten werde das Gold in ein Säckchen gethan und ihm zur Aufsicht und Aufbewahrung überlassen. Nähmen sie vor gänzlicher Heilung der Patientin auch nur einen Kreuzer, so könne ja überhaupt gar nicht geholfen werden. Nach acht Tagen kämen sie wieder, sei alsdann die Heilung vollständig bewerkstelligt, so möge er sie nach Gutdünken belohnen; als bravem Manne überlassen sie diesen Punkt seinem Ermessen; sei seine Frau nicht vollständig curirt, alsdann möge er sie (die Helferinnen) den Händen der Gerechtigkeit überliefern.

Wer sollte sich nach solch einleuchtend triftigen Gründen nicht beruhigt fühlen! Mathaler ging in die Falle. Das Geschäft wurde abgeschlossen. Dem redlichen, fleißigen Manne stand Credit zur Seite. In kurzer Zeit waren die bedungenen 2000 fl. in Gold und Silber beisammen. Das Silber wurde bei Israeliten in Hagenbach gegen Gold umgewechselt. Immerhin nahm diese Operation einige Stunden in Anspruch. Sollte Mathaler in dieser Zeit sich gar Niemanden vertraut haben? Oder aber, ist's wahr, daß in Neuburg der Aberglaube noch so recht gang und gäbe ist, und daß aus diesem Grunde Mathaler keine warnende Stimme vernahm?

Das Gold war beisammen. Die Zigeunerinnen, solche sollen's gewesen sein, verlangten zwei gleiche Säckchen; hierauf entfernten sie sich kurze Zeit. Jetzt wurde das edle Metall in das eine Säckchen gefüllt, dasselbe unter schauerlichen Ceremonien zugebunden, mit Werg umwickelt und unter dauernden Zaubersprüchen mit aller Sorgfalt in ein Schränkchen verschlossen. Den Schlüssel nahmen die Künstlerinnen in Empfang. Nachdem diese noch die eindringlichsten Ermahnungen gegeben, daß unter keiner Bedingung das Schränkchen während der ausbedungenen acht Tage geöffnet werden dürfe, wenn nicht Alles verloren gehen solle, entfernten sie sich, von der schweren Arbeit tief erschöpft. Wie glücklich war das Ehepaar, daß es endlich einmal der abscheulichen Hexe an den Kragen ginge.

Die verhängnißvollen acht Tage waren verflossen. Am neunten Tage ward es unsern guten Leuten doch bange. Nach längerem Zagen öffnete endlich Mathaler das Schränkchen. Aber — allmächtiger Gott! Statt seines Goldes enthielt das Säckchen — Sand! Sand!!

Die Patientin soll jetzt wirklich von den Plagen der wüsten Hexe befreit sein; aber um welchen Preis? Mathaler ist ein ruinirter Mann. Das Gesindel ist spurlos verschwunden.

Solches Alles geschah im Heumonat anno 1862 zu Neuburg a. Rh.

Digitized by Google

Sag' einmal, lieber Leſer, werfen ſolche Vorgänge nicht ſtarke Schlagſchatten auf den geprieſenen Culturzuſtand unſeres pfälziſchen Volkes? Dürfen wir hohnlächeln, wenn wir von Teufels-, Geiſter- und Hexenbeſchwörungen u. dgl. aus Tyrol, Steyermark, Böhmen hören? Gewiß nicht! In dem Stücke haben wir ſchon vor eigener Thüre zu kehren. Doch rüſtig an die Arbeit. Es iſt Pflicht jedes vernünftigen Menſchen, hier beſſernd einzuwirken. Immerhin wird's ſchwer halten, Hexen, Geiſter und Geſpenſter aus den Köpfen der Erwachſenen zu vertreiben; bei der heranwachſenden Generation muß dieß geſchehen; bei ihr muß dieſer faubern, weſenloſen Sippſchaft endlich einmal der „Garaus" gemacht werden, und Kirche und Schule ſind zu dieſem Mordhandwerk zunächſt berufen.

Dank unſerer Staatsregierung, daß ſie uns unter den einzuführenden Lehrmitteln Leſebücher bewilligte, die die trefflichſten Aufſätze aus den verſchiedenen Gebieten der Naturkunde enthalten. Gerade in dieſer Disciplin beſitzt die Schule den kräftigſten Hebel zur Ausmerzung des ſchmählichen Aberglaubens. Unbegreiflich aber iſt's, wie man von gewiſſer Seite der Einführung dieſer trefflichen Lehrmittel entgegen tritt. Abgeſehen von allen pädagogiſchen Gründen, beweiſen uns derartige Vorkommniſſe, daß es durchaus nicht einerlei ſei, in und aus welchem Buche der Leſeunterricht betrieben werde und daß es recht heilſam iſt, wenn außer der bibliſchen Geſchichte auch noch aus einem Buche geleſen wird, das der Naturkunde gebührende Rechnung trägt. —g—

Miscelle.

Ein ſchlagendes Zeugniß, daß der Deutſche im Dienſte der Wiſſenſchaft und Humanität nicht nur Geld und Gut, ſondern auch opferwillig das Leben hingibt, ſtellt eine in Alexander Ziegler's „Deutſchen Nationalunternehmungen" erſchienene Todtenliſte deutſcher Africareiſenden dieſes Jahrhunderts auf. Friedrich Hornemann aus Alfeldt verſcholl 1800 im Sudan; Röntjen wurde 1809 auf ſeinem Wege nach Timbuktu ermordet; Johann Ludwig Burkhardt ſtarb 1817 zu Kairo, der Naturforſcher Kummer ſchon 1816 am Rio Robagga; Dr. Hemprich und Profeſſor Louis Liman aus Berlin fanden 1820 ihren Tod in Africa; ebenſo der Naturforſcher Dr. Vogel aus Bonn im Beginn der vierziger Jahre; Dr. Overweg aus Hamburg todt in Kukawa am Tſchadſee 1852; Dr. Reitz 1853 in Abyſſinnien; Dr. Schönlein ſtarb in Liberia; Provicar Knoblecher endete in Neapel, holte ſich aber ſein Leiden im Sudan; v. Neimanns ſtarb 1858 in Kairo; Dr. Vierthaler fand ſeinen Tod in Afrika und Albert Roſcher aus Hamburg ward am 19. März 1860 unſern des Nyandſcha getödtet. Frhr. v. Barnim endete am 12. Juli 1860 zu Roſeres am blauen Nil und über das Schickſal unſeres Dr. Eduard Vogel erwarten wir die Aufklärung, die wahrſcheinlicherweiſe eine gleich traurige Gewißheit ſein wird.

* Homonyme

Ich bin ein Bund von vielen Schönen,
Ein buntgefärbtes Frühlingskind,
Ich leihe Sprache ſtillem Sehnen,
Wo Worte oft nicht räthlich ſind.

So werd' ich Liebling aller Damen,
Obgleich ich großer Wüſtling bin;
Und denen, die zum Freund mich nahmen,
Geb' ich in ſüßem Dienſt mich hin.

Die zarte Lieb' und Treue bieten
In mir der Eintracht lieblich Bild.
Doch auch, wo Zorn und Rachgier wüthen,
Da äußern ſie in mir ſich wild.

Dann droh' Vernichtung ich dem Andern
Und geh' ihm racheſchnaubend nach.
Auch zeig' ich Müden, die da wandern,
Mit leiſem Wink ein gaſtlich Dach.

S. .....l.

Auflöſung des Buchſtabenräthſels in № 64

1. 2. 3. 4. 5. = Thurm.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Dienstag, 29. Juli 1862.

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte

von **Heinrich Smidt.**

(Schluß.)

Unterdessen war ein ältlicher Mann im abgeschabten Rocke erschienen, der bei dem Boje Elfers die Stelle eines Schreibers und Ausläufers versah. Er hielt einen Brief in der Hand und nahte sich seinem Principal so vorsichtig, daß dieser fast erschrak, als Jener ihn am Aermel zupfte.

„Was will Er hier? Was unterfteht Er sich?"

„Hätte es auch nicht gewagt zu stören", antwortete Jener verlegen. „Aber es ist eine Staffette angekommen, eine Staffette, direct von Hamburg. Und weil es der Herr Prinzipal seit einiger Zeit mit Hamburg groß vorhaben, dachte ich..."

„Von Hamburg!" rief Boje Elfers und griff hastig nach dem Briefe. „Nun werden wir klar sehen und es wird der letzte Zweifel schwinden. Aufgemerkt!"

Alle waren in großer Spannung und der Kaufmann rief ihm zu:

„Lese Er laut! Laut und deutlich!"

Boje Elfers riß das Siegel auf und las:

Da Ew. Edeln ein so großes Interesse an dem Schiffe „die Schwalbe" nehmen, habe ich jede Nachricht, die ich erhielt, pünktlich gemeldet Dieselben waren leider traurigen Inhaltes und darum ist es mir doppelt angenehm, daß ich heute das gerade Gegentheil mittheilen und auf das Bestimmteste versichern kann, daß alle jene Gerüchte falsch sind..."

Boje Elfers verstummte. Das Blatt entsank seiner Hand. Der Doctor sprang schnell herzu, griff nach dem fallenden Briefe und sagte:

„Wenn es Ihm grün und gelb vor den Augen wird, kann ich Ihm die Mühe des Lesens abnehmen. Er braucht dann bloß zu hören."

Rasch überflog er den Brief und las dann mit steigender Freude:

„Das genannte Schiff ist gestern mit Tagesanbruch aus See in Cuxhafen und mit günstigem Westwinde gegen Abend an die Stadt gekommen. Von schweren Stürmen bei Cap Horn erfaßt, ist das Schiff aus seinem Cours getrieben und an eine unwirthbare Küste verschlagen. Bei der Landung wurde der Capitän von seiner Bootmannschaft getrennt und von den Wilden gefangen gehalten. Dieß hat die Veranlassung zu den verschiedenen falschen Gerüchten gegeben. Endlich ist es mit List und Gewalt gelungen, den Capitän zu befreien und nach der Capstadt abzusegeln. Um die Besorgnisse seiner Familie und seines Rheders zu zerstreuen, hat Capitän Wilken Eschels sofort Extrapostpferde bestellt..."

„Hurrah!" rief Karsten Bomann, der unbemerkt mit der Frau Anmagret eingetreten war und die Alte umhalsend, sagte er:

„Für die Botschaft bekommt Sie einen Kuß."

Julie, die mit den wechselvollsten Empfindungen dem Doctor zugehört hatte, klammerte sich an diesen, indem sie flüsterte:

„Doctor! Lieber Doctor! Ist das wieder ein Lügenbrief?"

„Nein, Kind! Das ist die lautere, reine Wahrheit!" entgegnete dieser. „Und wir können den Mann, der sie uns verkündete..."

Er sah sich überall um Boje Elfers hatte sich in der Stille entfernt.

Digitized by Google

„Der ist fort!“ lachte der Doctor vergnügt in sich hinein. „Hoffentlich kommt er sobald nicht wieder. Kinder! Wir wollen ein Loblied singen und aus voller Brust einstimmen:

Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!

„Aber da steht noch Jemand ...“ Herr Cornelis Dultz! Was meint Er dazu?“

„Mir fehlen die Worte zu dem, was ich sagen möchte. Ich stand vor der Welt wie ein Verbrecher, der für überwiesen galt und zum Tode geführt wird, während ich mich doch völlig unschuldig fühlte. Da brach sich der Unmuth Bahn. Ich will jetzt nichts sagen und nichts thun. Hoffentlich sprach dieser Brief in Allem die Wahrheit, und dann findet sich ja wohl Gelegenheit, das Schlimme vergessen zu machen und zu versöhnen.

Er ging. Julie hielt die Mutter fest umschlossen und sagte zu ihr:

„O des nicht mehr gehofften Glückes! Wie fing dieser Tag so trübe an und wie sonnig neigt er sich zu Ende. Der Todtgeglaubte ist erstanden. Er wird zum neuen Leben geboren.“

„Du bist eine kleine Schwärmerin, meine liebe Julie!“ sagte die Mutter und küßte sie. „O über Euch Sehenden. Von welchen Leidenschaften werden Eure Augen geblendet, daß sie irren, als wäre dichte Finsterniß um Euch her. Ich lebte in dem frommen Glauben, daß der barmherzige Gott eine arme blinde Frau nicht so schwer heimsuchen und ihr den Sohn nehmen würde, der ihre einzige Stütze ist. Darum sah ich ihn mit meinem innern Auge und blieb glücklich und heiter. Aber, Kind, was ist das für ein Lärmen draußen? — Das ist gewiß der Karsten Bomann, der sich in seinem Uebermuth nicht zu lassen weiß. Geh', Kind, und gib ihm — — Nein, gib ihm nichts; setze ihn vielmehr auf halbe Ration, sonst macht er die ganze Nachbarschaft rebellisch.“

* * *

„Trara! Trara!“ klang es nach ein paar Stunden, als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Wasser der Bai vergoldete. Noch nie hatte ein Posthorn so lustig durch die Straßen geschmettert als dieses. Die Fenster flogen auf und die jungen und alten Neugierigen sahen in einer leichten Calesche den Capitän Wilken Eschels, kräftiger und wettergebräunter, als da er vor zwei Jahren fortsegelte. Aber es war dasselbe offene Gesicht, dasselbe hellblinkende Auge, das vor Freude strahlte Er grüßte nach allen Seiten hin, und als er den Karsten Bomann erblickte, der die Treppenstufen herabkletterte und dem Wagen entgegenhumpelte, erhob er sich und schwenkte mit dem Hute, wie der Seemann zu thun pflegt, wenn er endlich die langersehnte Küste vor sich auftauchen sieht.

Mit einem Sprunge war der junge Capitän aus dem Wagen und in das Haus hinein. Schließe die Thür, Karsten Bomann, damit keine unberufene Neugier die heilige Freude des Wiedersehens störe.

* * *

Wiederum waren vier Wochen vergangen. Feierliches Geläute klang von dem Thurm der Andreaskirche und diese war mit andächtigen Zuhörern angefüllt. Im vollen Ornate stand der würdige Pastor primarius Bellermann am Altare und vor ihm kniete ein glückliches Paar.

Als das Gelübde der Treue gewechselt und der Bund der Herzen feierlich geweiht war; als die Verwandten und Freunde das junge Paar glückwünschend umdrängten, fragte die vor innerer Glückseligkeit strahlende Mutter die Dienerin, auf welche sie sich stützte: „Anmagret, sind wir denn Alle da? Alle miteinander?“

„Ja, Frau! Sie sind Alle hier. Es fehlt Keiner!“ antwortete die alte Magd schluchzend.

Da streckte die Mutter die Hand aus und sagte laut, daß es Alle hörten:

„Cornelis Dultz, ist Er auch hier?“

„Ja, Frau Agathe Eschels, hier bin ich“, sprach der Kaufmann.

„Er hat mich schwer gekränkt, Cornelis Dultz, durch Seinen Unglauben an meines Sohnes Treue und daß Er dessen Braut von ihm abwendig machen wollte. Er hat sich mit dem Wilken ausgeglichen und Ihr

ſeid gute Freunde, wie zuvor. Ich aber konnte bisher kein Herz wieder zu Ihm faſſen. Der Schlag, den ich von Ihm erhielt, ſchmerzte zu ſehr. Hier aber im Gotteshauſe, vor dem Altar, wo ich einſt mit meinem lieben ſeligen Herrn getraut wurde nnd wo jetzt auch mein Sohn ſein ſchönſtes Glück empfing, kann ich meinen Groll nicht länger auf dem Herzen behalten. Nehme Er die Hand, die ich Ihm biete. Es iſt Alles vergeben und vergeſſen. Die Wittwe Seines Freundes Jens Jakob Eſchels hat dasſelbe Herz für Ihn wie früher, und ich ſehe — ja, ja, ich ſehe es Ihm an, ich fühle es an dem Zittern Seiner Hand, die ich eben jetzt erfaſſe, daß auch Er geſonnen iſt, wie ich es bin."

„Ein Stein fällt von meinem Herzen!" ſagte der Kaufmann. „Das walte Gott!"

„Amen!" ſchloß der Paſtor, der zu der Gruppe getreten war.

In wehmüthig freudiger Stimmung verließ die Verſammlung den Tempel des Herrn.

Einer, der grundſätzlich nicht zahlt.

Das Feuilleton der „Oſtd. Poſt" erzählt folgende nette Geſchichte: In einem der erſten Cafés der innern Stadt hatte ſich vor einigen Tagen in den früheſten Morgenſtunden ſchon ein Gaſt eingefunden. Allem Anſcheine nach ein Fremder, der eben erſt mit einem der Züge, die zur Morgenszeit von Nord, Oſt, Süd nnd Weſt hier ankommen, eingetroffen war, denn er war noch in Reiſekleidern, in den Plaid gehüllt — ein kräftiger Mann im beſten Alter. Er nahm Platz und beſtellte ſich einen Curaçao. Er trank den Curaçao, der dem gerüttelten Magen ſehr willkommen geweſen ſein mag, und beſtellte Kaffee. Er trank den Kaffee und forderte die indeß angelangten Morgenzeitungen. Auch dieſe kamen und er las ſie nach der ihm beliebten Reihe durch. Es ſchien ganz in Ordnung, wenn ihm der Gedanke kam, daß man dieſe Menge aufgeſtapelter politiſcher Excurſe nicht ohne Geſellſchaft einer guten Cigarre durchmachen ſollte. Ebenſo in der Ordnung war es, daß der Mann, da ihm der Marqueur das Rauchſtängelkäſtchen verabreichte, zuerſt eine Cabannas nahm.

Gewiß hatte ſich der Mann in ſeinem bisherigen Leben angewöhnt, in ſeinen Genüſſen eine gewiſſe Reihenfolge vom Guten zum Beſſeren und von da zum Beſten einzuhalten. Es konnte alſo nicht Wunder nehmen, daß nach der Cabannas eine Londres geraucht wurde.

Es wurde indeß acht Uhr und der Fremde, ſo eifrig im Leſen, Rauchen, Eſſen, ſaß ſchon bald drei Stunden im Café. Er hatte auch jetzt noch keine Anwandlung, das Café zu verlaſſen, vielmehr beſtellte er nach reiflichem Uebereinkommen mit ſeinen Wünſchen ein — engliſches Frühſtück, Thee, Eier, Schinken. Das „engliſche Frühſtück" kam, es erging ihm, wie dem vorausgegangenen Kaffee und Curaçao, des politiſchen Gleichgewichtes wegen wurden die Illuſtrationen der „London News" angeſehen. So wurde es neun Uhr. Dem Manne gefiel es noch immer im Café; zur Abwechslung ſetzte er ſich jetzt hinaus in den kleinen, zeltartig überſpannten Sommerraum des Café's, natürlich nur, um die Gothik des Stephansdomes näher anzuſehen. Gegeſſen wurde nun jetzt — der Wahrheit ihre Ehre — nichts mehr ſeinerſeits, dafür wurde nun eine Milares angeſteckt und die vorbeigehende ſchöne und häßliche Welt ſtudirt. Es ſchlug zehn Uhr, es waren gerade fünf Stunden ſeit dem Eintritt des Fremden in's Café verfloſſen; dieß fiel jedoch dem Marqueur nicht im Geringſten auf. Gibt es ja unter den Einheimiſchen Gäſte genug, die vier bis fünf Stunden mit Leichtigkeit im Kaffeehauſe zubringen, deren Induſtrie der Müßiggang iſt; warum ſoll nicht ein fremder Gaſt, der Wien vielleicht zum erſten Male ſieht, eben ſo lange im Café bleiben können, beſonders aber wenn Milderungsgründe, wie der Curaçao, Kaffee, das engliſche Frühſtück, die verſchiedenen Cigarren ſie ſind, für ſeinen Aufenthalt ſprechen. Wie geſagt, der Marqueur hatte keinerlei Verdacht. Bald hierauf hörte er den Ruf „Marqueur!" Er kam von dem fremden Mann. Im Fluge ſtand der Marqueur vor ihm, die Brief-

tasche in den Händen, um auf fünf Gulden vielleicht herausgeben zu können. „Geben Sie mir noch zwei Regalias, die ich mitnehme", sagte der Mann mit den vielen Wünschen. — „Bitte, bitte", war die Schablonen-Antwort des Marqueurs, der die gewünschten Regalias brachte. Der Fremde steckte sie zu sich, machte aber keinerlei Bewegung des Zahlens. Bald darauf steckte er die eine Regalia an, stand von seinem Platze auf und — ging, d. h. er ging bloß einige Schritte nach Außen, denn schon hing sich ihm rasch der Marqueur an den Arm und ermahnte ihn, daß auch für die geleisteten conservativen Dienste Bezahlung erwartet werde. Bis hierher ist die Geschichte in milderen, bescheideneren Verhältnissen in Kaffeehäusern schon vorgekommen und kommt bei dem großen Verkehr noch immer vor. Jetzt aber bekam die Geschichte eine entschieden originelle Wendung. Der fremde Herr, sobald er sich angefaßt sieht, dreht sich einfach zum Marqueur um und sagt mit erstaunlicher Trockenheit und Bestimmtheit, ohne die geringste Unruhe oder Bewegung: „Ich zahle nicht, grundsätzlich nicht." Der arme, wiewohl schon weidlich betrogene Marqueur stutzt; er hat solche Sprache von Leuten, die ihm „durchgehen", noch nie gehört. „Sie müssen mich bezahlen", ruft er ärgerlich. „Sie hören", sagt hierauf der Fremde, der schon von einem kleinen Kreise umringt ist, mit derselben Ruhe und Trockenheit, wie vorher, „ich zahle nicht, grundsätzlich nicht." Dabei markirte er das „grundsätzlich" noch mehr. „So werden Sie mit auf die Polizei gehen", sagte der Marqueur. „O, das kann ich, sehr gern", war Alles, was der Fremde sagte. Nicht der geringste Versuch zum gewaltsamen Entfernen wurde von ihm gemacht.

Bald darauf ging er mit dem Polizei-Wachmann einen und denselben Weg in's Polizeihaus. Vor dem betreffenden Beamten soll sich folgende Scene abgewickelt haben. Polizeicommissär: „Sie sollen dieß und das (dabei zählte er auf, was der Fremde genossen) im Café *** genommen und sich hierauf ohne zu zahlen entfernt haben." — Fremder: „Ja, ganz richtig; ich zahle nie gleich; grundsätzlich nicht." — Commissär: „So? Haben Sie das überall auf Ihrer Reise gethan?" — Fremder: „Ja, überall." — Commissär: „Also sind Sie überall, wo Sie bisher waren, durchgegangen?" — Fremder: „Ich zahle grundsätzlich nicht gleich; später einmal, wenn ich wiederkomme, zahle ich. Nur wo angeschrieben und ausdrücklich angezeigt ist: „Man ersucht, gleich zu bezahlen!" zahle ich auch gleich; wo dieß nicht ist, zahle ich grundsätzlich nicht." — Commissär: „Also Sie würden in dem Hotel, das Sie jetzt bewohnen, auch Ihre Rechnung nicht beglichen haben und von dannen gezogen sein?" — Fremder: „Grundsätzlich." — Commissär: „Dann erlauben Sie, daß ich Sie, mein Herr, hier beherberge, wo Sie auch nicht zu zahlen brauchen, und zwar einige Zeit. Vorerst geben Sie mir die Orte an, in denen Sie auf Ihrer Reise Ihren Grundsätzen mit mehr Erfolg treu bleiben konnten als hier." Der Fremde that dies mit voller Genauigkeit; hierauf wurde er abgeführt und soll nach Verlauf von ein paar Tagen auf dem der Polizei so eigenthümlichen Wege nach seiner Heimath transportirt worden sein, wo man ihm weiters seine „Grundsätze" abgewöhnen wird. Das sind doch gewiß Prinzipien, bei denen sich billig auskommen läßt! — —

Charade.

(Vierſylbig.)

Nach oben zieh'n die erſten beiden,
Wenn ſich in Grün die letzten kleiden;
Doch wenn ſich jene gelblich färben,
Wenn Blumen, Blüthen, Blätter ſterben,
Dann ſteigen jene erſten wieder
Von hoher Alp zur Heimath nieder.
Das Ganze wird gar hoch geprieſen,
Weil es, durch Zufall hingewieſen,
Erfunden hat in unſern Zeiten,
Durch Stein Gemälde zu bereiten.

Auflöſung der Homonyme in № 65:
Strauß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Donnerstag, 31. Juli 1862

* Der blaue Montag *).

Eine historische Studie.

Wohl eines der schädlichsten Herkommen und die Quelle der meisten Unordnungen und Excessen bei den Handwerksburschen ist ihr, leider wieder in unseren Tagen ärger denn je, nicht nur in Städten, auch in den Landgemeinden sichtlich hervortretender sogenannter blauer Montag, dessen Spur sich bis in's sechszehnte Jahrhundert verfolgen läßt, wenn schon dabei der wahre Ursprung desselben so wenig, als die eigentliche Zeit seiner Entstehung mit Gewißheit angegeben werden kann.

Man könnte, beim ersten Ueberblick der Sache, versucht werden, den üblichen Müßiggang der Handwerker am Montage aus dem canonischen Postfesto herzuleiten, und würde dann, was das Beiwort „blau" anlangt, keine unwahrscheinliche Muthmaßung hegen, wenn man glaubte, daß es seinen zureichenden Grund in den Wirkungen der kräftigen Fäuste und Stöcke habe, die an diesem Tage gemeiniglich in Bewegung sind; wenigstens pflegt in dieser Hinsicht so mancher Kumpan seinen Montag blau zu beschließen. Um jedoch die Sache mit weniger Willkühr aus einem andern Zusammenhange zu erklären, so soll es sich mit dem eigentlichen Ursprunge des blauen Montags, laut einer ausdrücklichen Geschichtsquelle, auf folgende Weise verhalten:

Nach Nationalsitte des sechszehnten Jahrhunderts nämlich, sagt diese Geschichtsquelle, wurden in den Fasten die meisten deutschen Kirchen blau ausgeschmückt, und zu eben der Zeit fingen auch die Handwerker an, Montags von aller Arbeit zu ruhen und sich dem Müßiggang zu überlassen. Von den Meistern, die hierin den Anfang machten, wurde eine ähnliche Erlaubniß auch den Gesellen und Knechten ertheilt, welche dann den Tag in aller Art von Schwelgerei zubrachten und das Sprichwort einführten, daß „heute blauer Freßmontag" sei. Hatte man den Gesellen einmal die Montagsfeier in den Fasten bewilligt, so gingen sie bald weiter, und entzogen sich nach und nach der Arbeit an den übrigen Montagen des Jahres; die Meister aber waren darin um so nachgiebiger und hatten um so weniger etwas dagegen, daß eine Nationalsitte, die Anfangs bloß Fastnachtslustbarkeit sein sollte, in der Folge auf alle Wochen, auch außer der Fastenzeit, ausgedehnt wurde, weil sie selbst Neigung zum Müßiggange hatten und Behagen am zweiten Ruhetage fanden.

Wenn nun gleich durch diese Erzählung nichts wirklich entschieden ist, und es überhaupt immer noch völlig ungewiß sein möchte, wie so ausschließlich die Handwerker, deren Einkommen doch gerade am meisten nach ihrer Hände und Tage Werk sich richtet, zu der Sitte gekommen sind, jeden Montag in der Woche zu einem müßigen Tage zu machen, so scheint wenigstens doch so viel unbestritten zu sein, daß die gewöhnliche Benennung eines solchen müßigen Tages ursprünglich von demjenigen blauen Montage herrühre, der wirklich diesen Namen von der blauen Auszierung der Kirchen führte und an welchem noch jetzt in einigen oberdeutschen Gegenden alles in den Kirchen blau ausgeschmückt wird, nämlich von dem Mon-

*) Ein Beitrag zur Geschichte des Art. 211 des neuen Polizeistrafgesetzbuches, welcher in seinem ersten Absatz bestimmt: „Handwerksgesellen, Gewerbsgehilfen und Fabrikarbeiter, welche den sogenannten blauen Montag feiern, werden an Geld bis zu zehn Gulden oder mit Arrest bis zu drei Tagen gestraft."

tage vor dem Anfange der Fasten. Weil dieser gewöhnlich mit Ueppigkeit und Völlerei vor Zeiten, und so noch jetzt, zugebracht wurde, weßhalb er auch den Namen des Freßmontags erhielt, so konnte daher um so leichter Anlaß genommen werden, jeden müßigen Tag, insonderheit aber jeden arbeitsfreien Montag, nach ihm zu benennen.

Die älteste ausdrückliche Erwähnung des blauen Montags, die hier angegeben werden kann, ist aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, von 1571, wo er aber auch schon als Mißbrauch durch eine landesherrliche Verordnung — im österreichischen Edict Maximilians II. vom 12. Nov. 1571 — verfolgt wird. Dieser Mißbrauch nun wurde sofort zwar immer mehr in einem Lande nach dem andern geübt und fiel zu oft, als Veranlassung selbst der gröbsten Ausschweifungen *), in die Augen, als daß ihm nicht auch zum Theil die gemessensten Verbote hätten entgegengesetzt werden sollen. Gleichwohl aber blieb der blaue Montag nach wie vor in Brauch und dauerte, ungeachtet aller Verbote, die gegen ihn ergingen und erneuert wurden, dennoch so ungestört fort, daß er endlich neben andern Handwerksmißbräuchen noch in dem vorigen Jahrhundert zu zwei verschiedenen Malen ein Gegenstand der Berathschlagung selbst des gesammten Reiches geworden ist.

Die Veranlassung des *ersten* Mals gab insonderheit das löbliche Corps der Schuhknechte mit einem Aufruhr zu Augsburg 1726.

Schon in den nächstvorhergegangenen Jahren hatten dergleichen Herren in Würzburg, Mainz, Stuttgart, und sogar in Wien, der kaiserlichen Residenz, eine Rolle gespielt. Die in Augsburg aber thaten es an Trotz und Uebermuth Allen zuvor. Sie hatten mit ihren Brüdern in Würzburg einen aufrührerischen Briefwechsel geführt und dazu selbst ihr Handwerkssiegel mißbraucht, welches sie gesetzwidriger Weise ohne Vorwissen der Beisitz-Meister aus der Lade entwendet und zum Behuf ihrer Absichten mit sich herumgetragen hatten. Anstatt zu strafen, entschied nur die schonende Obrigkeit: „daß „sie ungesäumt das Siegel in die Lade zu„rücklegen, dasselbe allda, rechtlichem Brauche „nach, unter doppeltem Schloß und Schlüssel „der Beisitzer und Altgesellen unverrückt in „Verwahrung lassen, kein Schreiben in- und „auswärtiger Brüderschaft annehmen, ohne „es der vorgesetzten Obrigkeit einzuhändigen, „und keins beantworten sollten, ohne gerichtlich gesuchte und erhaltene Erlaubniß.“ Sie hörten diesen Bescheid ohne Einrede an, aber auch ohne sich im Mindesten darnach zu richten, weil sie ihn stillschweigend als einen Eingriff in ihre Freiheiten betrachteten.

(Fortsetzung folgt.)

*) In einer Verordnung des Kurfürsten Georg Wilhelm zu Brandenburg vom Jahre 1636 wider den Unfug absonderlich der Handwerksgesellen an ihrem blauen Montage heißt es sogar von dem Hergang in der Residenz: „es werde ein so unordentliches Wesen mit Schwelgen und Saufen unter den Handwerksgesellen getrieben, daß unter andern Uebeln auch viel Tumult und Schlägerei daraus erfolge, ja sogar Todtschläge auf den Gassen verübt würden; wie wir davon in wenig Tagen mehr dann einen leider gehabt.“ Und nun wird der blaue Montag bei Gefängnißstrafe oder schimpflicher Wegschaffung aus der Stadt untersagt.

Aus „Die Frau im Sprichwort *)“.

Die Frau als Windrose.

„Weiber sind veränderlich, wie Aprilwetter“, sagen die Deutschen, und auch alle übrigen Völker machen den Frauen den Vorwurf, sich gleich den Windfahnen zu drehen.

„Frauenmeinung und Winterwind wechseln oft“, heißt es im Englischen;

„Frau, Wind und Glück wechseln rasch“, im Spanischen und Portugiesischen;

„Frauen wechsein wie der Mond, heute klar und morgen grau“, im Französischen;

„Die Frauen sind von Natur flüchtig“, und: „Die Frauen kommen und gehen wie der Cyperwein“, im Venetianischen, und: „Frauen sind Wetterfahnen“; „Holz und

*) Herausgegeben von O. Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig, Herm. Fries.

Frau bleibt sich niemals gleich" (weil Holz nach dem Wetter sich ausdehnt oder zusammenschrumpft).

„Die Frauen sind gedankenlos wie ein Huhn", und: „Die Frauen haben mehr wunderliche Einfälle, als Haare auf dem Kopfe", im Bergamaskischen.

Die Chinesen sagen: „Der Geist der Weiber ist von Quecksilber, ihr Herz von Wachs"; die Basken: „Der Sinn der Frau ist leicht, wie der Mittagswind"; die Araber: „Du vereinigst in dir (o Frau) Betrug und Veränderlichkeit"; und die englisch sprechenden Neger bezeichnen die Veränderlichkeit der Frau mit den Worten: „Kaum siehst du neues Welschkorn, so wirfst du 's alte weg."

Die Deutschen sprechen namentlich von dem raschen Wechsel der Herzensneigungen der Frau:

„Fürstengunst, Aprilenwetter,
Frauenlob und Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
Wechseln jeden Augenblick."

„Weiberlieb' und Herrengunst
Sind nicht mehr als blauer Dunst."

„Frauenlieb' ist fahrende Hab':
Heute lieb, morgen schad' ab,"

und „Zwischen eines Weibes Ja und Nein läßt sich keine Nadelspitze stecken."

Auch die Polen sagen: „Frauenliebe, Glück im Spiele, Mädchengunst und Rosenblätter dauern nicht lange."

Die Czechen sprechen: „Fraueuliebe ist wie ein Gast, Mädchengunst wie ein Traum und Rosenblüthe — diese drei Dinge gehen vorüber", und die Italiener behaupten (tosk.): „Das Herz der Frauen hat Fächer wie der Mohnkopf", oder (bask.): „Das Herz der Frau ist wie eine Melone: Dem gibt sie eine Scheibe und Dem einen Bissen."

Deßhalb heißt es (bask.): „Wer Wasser behacken und auf dem Rücken durch die Straßen schleppen will, oder hofft, den Wind mit Decken zu fangen, der setze auch seine Hoffnung auf das Herz der Frau."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die römischen Alterthümer von Rheinzabern gibt Professor Jos. v. Hefner in der „Bayer. Ztg." folgende weitere Mittheilungen: Seit meinem letzten Referate (unter dem Titel: „weitere Aufschlüsse über die Fälschungen der Antiken von Rheinzabern" im Abendblatt der N. Münchn. Ztg., s. Palatina von 1860 Nr. 75) ist für diesen classischen Ort eine neue Aera eingetreten. Der Antikenhändler Kaufmann, der durch Colportirung (angeblich in Rheinzabern) gefundener Alterthümer diesen Ort in argen Mißcredit gebracht hatte, ist nun gestorben, nachdem er sich in Folge des von ihm aus- aber auch eingegrabenen Cabinetsstückes, einer Reliefterrakottentafel mit der Vorstellung eines deutschen Kaisers zu Pferd, mit Stülpstiefeln und dem römischen Töpferstempel „Cobnerdus" großartig blamirt hatte. Demungeachtet überlistete er noch Herrn v. Bayer, den Vorstand der großherzoglichen Sammlung der Alterthümer in Karlsruhe, mit einem broncenen Schwerte und einer broncenen Standarte, wovon Referent die Duplicate auf der Bibliothek in Straßburg sah, nebst einem Paar silbernen Armspangen, worauf die Inschrift AMO TI (statt TE), AMA MI (statt ME) eingravirt ist. Kaufmann hatte sich durch ein Zeugniß eines ehrenwerthen Mannes bestätigen lassen, daß diese Gegenstände von ihm wirklich in dessen Gegenwart in Rheinzabern ausgegraben wurden. Als Kaufmann diese Gegenstände vergrub, hatte er keines Zeugen bedurft.

Für die Zukunft wird es den jüdischen Antikenhändlern am Rhein schwer fallen, gefälschte Alterthümer, als in Rheinzabern in neuester Zeit gefunden, an den Mann zu bringen, da das von dem Referenten daselbst gegründete Comite strenge jede Ausgrabung überwacht und angebliche Funde prüft.

Daß der classische Boden von Rheinzabern an Alterthümern noch nicht erschöpft ist, haben die diesjährigen Funde deutlich gezeigt. Im Gewanne „die Rehgärten" fand man eine Anzahl wohlerhaltener Gefäße, in Form von Urnen, Krügen, Schüsseln, Lacrymatorien. Ein bemerkenswerther Fund waren die Reste eines viereckigen römischen Töpferofens, während man früher solche nur von runder Form gekannt hatte. Außer diesem wurden noch andere acht Oefen

ausgegraben, sowie drei Brunnen, wovon sich zwei dadurch auszeichneten, daß solche nicht mit den gewöhnlichen Randziegeln aufgebaut waren, sondern mit eigens zu diesem Zwecke geformten Backsteinen, von denen jeder einen Kreisabschnitt bildet, deren sechs einen vollständigen Kreis ausmachen.

Interessant war eine gemauerte Grube, die beinahe ganz mit Thon angefüllt war, der zum Zwecke des Schlemmens mit Wasser übergossen wurde; denn die gröberen Theile desselben saßen alle auf dem Boden. Damit das Wasser leichter abziehen konnte, befanden sich unter den Bodenplatten, dicht neben einander, 0,30 Metres lange Röhren in senkrechter Stellung. Zu dem bereits gefundenen Thonstempel mit den zwei Gladiatoren ist ein neuer hinzugetreten, der in die Hände des für die Alterthümer hochverdienten dortigen Apothekers, Herrn Wagner, gekommen ist. Er stellt eine männliche Figur vor mit abwärts gehaltenem linkem Arm, während der rechte in entgegengesetzter Richtung ausgestreckt ist. An der Langseite des Tempels befindet sich eine noch unentzifferte Schrift.

---

* Zur Ergänzung und Berichtigung des Artikels in der Palatina Nr. 65 bezüglich einer Hexenbeschwörung muß erwähnt werden, daß die dort erzählte Geschichte allerdings in Neuburg zum Leidwesen der ganzen Gemeinde sich zugetragen habe, daß aber solches Factum keineswegs als eine Ausgeburt des dortigen Culturzustandes angesehen werden dürfe, indem der geprellte Dammwart Marthaler sammt Frau von Leimersheim a. Rh. gebürtig ist und erst seit einigen Jahren in Neuburg, von wo aus er sein Geschäft am Rhein betreibt, einen vorübergehenden Wohnsitz gefunden hat. Und zur Antwort auf die Frage, ob wirklich in Neuburg der Aberglaube so schrecklich herrsche, daß ihn kein Bürger davor warnte, sei noch gesagt, daß nicht einmal der Israelite von Hagenbach, der die 2000 fl. in Gold bei einigen Bürgern Neuburgs einwechselte, den Zweck des Geldes kannte. Die geheimnißvollen Künstlerinnen legten hierin wohlweislich dem einmal bethörten Manne strengstes Stillschweigen auf.

Schon mehrmals war in den Blättern davon die Rede, daß sich der Sultan Abdul Aziz ein Prachtbett bestellt habe für den mäßigen Preis von 7 Millionen Piaster oder 1,750,000 Frcs. Man war geneigt, dieß für ein orientalisches Märchen zu halten. Indeß die Sache ist keine Erfindung, sondern eine Wirklichkeit. Es sind außerdem Bestellungen a tout prix für Teppiche und Tapetenstoffe mit Blumenbouquets ertheilt, welche die Schatzkammer mit Perlen von mehreren Millionen Werth besetzen läßt. Fünf neue Gallakaiks, welche der Capudan Pascha für den persönlichen Gebrauch des Sultans erbauen ließ, kosten zusammen etwa 28 Millionen Piaster (7 Millionen Franken). So bewahrheitet sich das alte Volkslied: „Der Sultan lebt in Saus und Braus ꝛc."

Charade.

(Viersylbig.)

Als noch das erste Sylbenpaar
Dort, wo es einst entstanden, war,
Konnt' mit den Brüdern im Verein
Es Schutz und Schirm für Manchen sein.
Jetzt ist's gewaltsam fortgerissen
Von seinem Stamm; doch magst Du wissen:
Es kann, mußt' es auch langsam sterben,
Sich doch Verdienst um Dich erwerben;
Leicht bringst Du, will eig'ne Kraft nicht reichen,
Durch dieses Paar den Feind zum Weichen,
Ja, oft ist es genügend schon,
Mit seinem Ansch'n nur zu droh'n.
Wer sinnend die andern Zwei gemacht,
Legt offen dar, was er gedacht:
Zum Singen und Beten, Lernen und Lesen
Dient oft ihr künstlich geformtes Wesen,
Und Mancher erfreuet sich ihrer noch sehr,
Wenn, Der sie erdachte, schon längst nicht mehr.
Das Ganze ist anspruchsloser Natur
Und eine Gattung der Letzten nur;
Hast Du es in diesem Räthsel erkannt,
So liegt die Lösung Dir leicht zur Hand.

Auflösung der Charade in № 66:
Sennefelder (Erfinder des Steindrucks.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Samstag, 2. August 1862.

* Der blaue Montag.

Eine historische Studie.

(Schluß.)

Bald darauf wurden einige dieser Gesellen wegen vorgefallener Raufhändel vom Magistrat zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da es ihnen hiezu gerade an dem Wesentlichen gebrach, so brachte sie der unmaßgebliche Rath, den sie mit ihrem Beutel gepflogen hatten, auf den Gedanken, sich nach Subsidien umzusehen und die Bezahlung jener Strafe zu einer gemeinen Sache aller Brüder zu machen. Sie verlangten also, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen in's Mitleid genommen werden, und zur Ehre der Schuhknechte keiner sich von dieser patriotischen Contribution ausschließen müsse. Wer anderer Meinung war und nicht alsbald seinen Beitrag darbot, erhielt den sinnreichen Unterscheidungsnamen eines „Spöttischen", sowie hingegen die Uebrigen „Brave" genannt wurden. Mit dieser Benennung führten sie zugleich den Gebrauch ein, die Spöttischen zu „beuteln". Diese Ceremonie bestand darin, daß man Denjenigen, der ein Spöttischer war und sich sehen ließ, so viel nur immer der gute Wille vermochte, auf folgende Weise zu amusiren suchte. Er wurde an den Ohren gefaßt und gezogen, so lang diese nur immer werden wollten; zur Abwechslung sodann am Schopf in einem Zirkel herumgetrillt, oder von zwei entgegengesetzten Partheien bei den Haaren hin- und hergezerrt, geschüttelt, gedreht, in die Seiten gestoßen; und dieß Alles mit einer Feinheit, die der Leser selbst errathen wird. Wir wollen nur aus den Acten mit dem kleinen Fingerzeige noch zu Hilfe kommen, daß mancher Gebeutelte unter der Execution „schier sinnlos zu Boden sank, seine Gesundheit eingebüßt, oder sonst ein lebenslängliches Merkmal, besonders am Gehör, davon getragen" habe. Der Spöttische mußte, wenn man nicht immer zu beuteln fortfahren sollte, alle Mißhandlungen mit Geduld ertragen und zuletzt, wenn es den „Braven" aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken und hinzufügen, „es sei ihm recht geschehen."

Um diesen vortrefflichen Gebrauch auch in andern Städten einzuführen, und besonders diejenigen auszuzeichnen, die in Augsburg unter dem Namen der Spöttischen für schimpfliche Leute geachtet wurden, unterhielten sie einen heimlichen Briefwechsel mit den Schuhknechten in München, der aber verrathen wurde und durch Mitwirkung des Münchener Magistrats erfolglos geblieben ist.

Trotz aller dieser Vorgänge glaubte dennoch der Augsburgische Magistrat, die unbändigen Gesellen mehr in Güte, als mit Strenge behandeln zu müssen. Er ließ nur in Betreff des aufgebrachten Schimpfnamens der Spöttischen durch das Handwerksgericht erklären, daß kein dergleichen bedenklicher Unterschied zugegeben werden könne; daß vielmehr alle Schuhknechte in Augsburg für brave Leute zu halten wären, und es übrigens auch den Unschuldigen, jedoch ohne Nachtheil der andern, die sich dazu nicht verstehen wollten, unverwehrt sein sollte, zu der obgedachten Strafe ihren Beitrag zu geben. Was aber das übertretene Verbot wegen heimlicher Correspondenz mit auswärtigen Brüderschaften anlangte, so wurde die obenangeführte Verordnung auf's Neue eingeschärft und, um ihr desto mehr Verpflichtungskraft zu geben, in's Artikelbuch sowohl der katholischen, als protestantischen Gesellen eingetragen.

Man hatte sich inzwischen dazu, weil es

auf gütlichem Wege nicht zu erreichen gewesen, ihrer Lade bemächtigt; und dieß war genug, den Aufstand zum vollen Ausbruche zu bringen. Sie liefen von ihren Meistern, tobten und lärmten durch die Stadt und auf den Herbergen herum, und wiesen mit schnöder Verachtung alle Ermahnungen zurück, die an sie obrigkeitlich ergingen; bis endlich die ganze Schaar, über hundert an der Zahl, gemeinschaftlich eingesperrt wurde. Auf Bitte der Meister, die ihrer nicht entbehren konnten, und nachdem sie das nöthige Verhalten bis zum Austrag der Sache angelobt hatten, wurden sie nun zwar alsbald wieder in Freiheit gesetzt; aber kaum hatten sie diese wieder, als sie sich auf's Neue zusammenrotteten und zum Theil, mittelst gewaltsamen Ausfalls durch ein schwach besetztes Thor, sich nach der nächstgelegenen bayerischen Stadt Friedberg begaben, wo sie, 132 Köpfe stark, nicht nur mehrere Monate blieben, aller von Augsburg kommenden Vorstellungen spotteten und dem Magistrat auf seine Ermahnungen zur Rückkehr die höhnendsten Bedingungen vorschrieben, sondern auch an ihre Mitbrüder nach Leipzig, Dresden, Berlin, Heilbronn, Speyer und andere der vornehmsten Städte Deutschlans Laufbriefe abgehen ließen, die fast alle folgenden Inhalts waren:

„Wir machen euch kund und zu wissen, wie daß wir in Augsburg einen Aufstand haben und haben nacher Friedberg begeben in die churbaierische Stadt nechst bei Augsburg, die wir Schuhknechte auf beeden Seiten einhellig seynd, die evangelische Schuhknecht sowohl, als wir Katholische. Von was wegen aber diese Streitigkeit ist, daß ist, von wegen unsern Artikeln, dieweilen sich die Obrigkeit darum hat angenommen — — so haben wir ein anderes Mittel ergreifen müssen, und haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsre alte Gerechtigkeit behalten, und berichten euch, daß keiner nachher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin und arbeitet in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren."

Diese Briefe thaten sofort auch nach allen Seiten ihre vollkommene Wirkung, denn länger als drei Monate hindurch war kein fremder Schuhknecht in Augsburg zu sehen, und wenn ja einige daselbst eintrafen, so eilte doch jeder, ohne Arbeit zu nehmen, alsbald wieder davon. Der Augsburger Magistrat, gedrängt durch die Klagen der Meister und erschöpft an allen Mitteln, sich wieder zu helfen, wendete sich endlich mit seinem Anliegen und einer gedruckten Darstellung des ganzen Sachverhalts, wobei zugleich die ausgetretenen Schuhknechte alle namentlich in einem langen Verzeichnisse aufgeführt waren, an Kaiser und Reich nach Regensburg. Schon längst hatte hier der Gegenstand seiner Klage Aufsehen und Widerwillen erregt, auch waren überhaupt die Mißbräuche und Zügellosigkeiten der Handwerksgesellen für jeden Reichsstand zu wichtig, als daß man nicht dießmal unverweilt einer ohnmächtigen Reichsstadt hätte zu Hilfe kommen sollen. Der Erfolg jenes Augsburgischen Recurses war also ein ungesäumtes Reichsgutachten, theils in Betreff der Mittel, die zu Augsburg ausgetretenen Schuhknechte unter den Gehorsam ihrer beleidigten Obrigkeit zu zwingen, theils auch um ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorzubeugen, und überhaupt eine gänzliche Abstellung aller bisher bei den Handwerkern bemerkten Mißbräuche zu bewirken. Durch ein hierauf erlassenes, sehr ernsthaftes kaiserliches Patent an die zu Friedberg ausgetretenen Schuhknechte wurde die eine Absicht vollkommen erreicht, und zum Behuf der anderen wurde ein bereits im Jahre 1672 gutachtlich an den Kaiser erlassenes, aber unbestätigt gebliebenes Project von Neuem hervorgesucht und im Jahre 1731 endlich zu einem wirklichen Reichsschluß erhoben, worin die Mißbräuche der Handwerker genauer und ausführlicher, als je zuvor in einem Reichsgesetz, erörtert waren.

So ernstlich indessen die Bewerkstelligung dieses Reichsbeschlusses betrieben worden, so gründlich darin dem beklagten Uebel begegnet und so unfehlbar, des gemeinschaftlichen Nutzens wegen, die genaueste Vollstreckung desselben von Seiten eines jeden Reichsstandes zu erwarten war; so blieb er gleichwohl fast gänzlich ohne Erfolg. Die Natur der Sache erforderte nicht nur, dieses heil-

same Gesetz, wenn es seine Bestimmung erfüllen sollte, mit gleichmäßigem Ernste in allen Reichslanden zu handhaben, sondern auch diesen Ernst desto nachdrücklicher fortzusetzen, je hartnäckiger und verjährter das Uebel war, welches man auszurotten hatte. Statt dessen aber geschah gerade das Gegentheil. In wenigen Landen, außer im Brandenburgischen, war man nach Gebühr auf die Befolgung dieses nützlichen Reichsgesetzes bedacht; in verschiedenen kam es nicht einmal zur öffentlichen Bekanntmachung.

Setzte man sich also von Seiten der Obrigkeit selbst so sehr über das Ansehen dieses Reichsgesetzes hinweg, wie hätten die Handwerker dazu kommen sollen, sich darum zu bekümmern? Und war dieß der Erfolg des Gesetzes gleich Anfangs, duldete man da nach wie vor alle Mißbräuche fort, so läßt sich leicht denken, daß es späterhin nicht besser ging. Einige Reichsstände, die ihrer Pflicht und ihrem Interesse gemäß dieß Gesetz aufrecht erhalten und besonders den berüchtigten blauen Montag unter den Handwerksburschen abgestellt wissen wollten, mußten erfahren, daß diese Leute, aus hartnäckiger Anhänglichkeit an den Müßiggang dieses Tages, ihren Meistern aus der Arbeit und sofort in solche Länder gingen, wo ihre Brüder sich dieses Genusses erfreuten. Man unterließ zwar von Seiten dieser Reichsstände nicht, über dergleichen offenbare Vernachlässigungen des Reichsgesetzes die nachdrücklichsten Beschwerden zu führen, so daß Kaiser Franz I. sich genöthigt sah, im Jahr 1764 nicht nur den Reichsschluß zu erneuern, sondern auch in einem eigenen Rescripte den reichsstädtischen Obrigkeiten, die man vor allen andern einer gesetzwidrigen Duldung der verbotenen Mißbräuche bezüchtigt hatte, anzubefehlen, daß sie berichten sollten, ob und inwiefern sie die Vollziehung gedachten Reichsschlusses sich hätten angelegen sein lassen. Gleichergestalt schärfte hierauf auch Kaiser Joseph II. bald nach seinem Regierungsantritt die Befolgung dieses Reichsbeschlusses ein; und nachdem dieß Alles nichts geholfen hatte, wurde die Sache auf's Neue selbst vom gesammten Reich erwogen und hatte ein Reichsgutachten zur Folge, worin abermals sowohl überhaupt auf die Befolgung des vorhandenen Reichsschlusses, als ganz vorzüglich auf die Abstellung des blauen Montags gedrungen war.

Es erfolgte die französische Staatsumwälzung und mit ihr das Ende aller veralteten und verrotteten Zustände; auch der sich fortschleppende (pitoyable) deutsche Rechts- und Gerichtsgang ging mit dem heiligen römischen Reiche selig schlafen; demungeachtet blieb es, so sehr auch die Napoleonischen Gesetze mit drakonischer Strenge gegen derartige Mißbräuche, wie sie hier geschildert wurden, verfuhren, in den meisten Stücken noch immer beim Alten, und jeder Montag insonderheit fast überall bis auf den heutigen Tag noch blau. Weil es unzureichend zu sein schien, dem Uebertreter bloß die im Gesetz gedrohten Strafen vorzuhalten, so nahm Oesterreich noch seine Zuflucht zu einer anderweitigen Triebfeder des menschlichen Willens, nämlich zum Interesse, und befahl, daß den Gesellen anstatt des üblichen Wochenlohnes künftig ein Tagelohn gegeben werden sollte; aber auch dieses Mittel ist nicht vermögend gewesend, den blauen Montag zu verdrängen. Ob dieß dem Art. 211 des bayerischen Polizeistrafgesetzbuches gelingen wird?

Waldfischbach. A.

Aus „Die Frau im Sprichwort".

(Schluß.)

Nur ein Mann.

(Deutsch.) „Alles kommt an den Mann, nur ich nicht, sprach das Mädchen."

„Hätt' ich nur erst einen Mann,
Was geh'n mich and're Jungfern an?"

ruft ein anderes aus, und das Schweizermädchen erklärt kurz und gut:

„Mutter, ich muß 'nen Mann han,
Oder ich zünd's Haus an!"

Denn (deutsch):

„Ledige Haut
Schreit überlaut."

„Zähnepein ist große Pein,
Aber ohne Mann sein,
Ist noch größere Pein",

und im Allgemeinen heißt es (mailänd.): „Der Mann ist das Paradies der Frauen"; (deutsch): „Besser ein Mann ohne Geld, als Geld ohne Mann."

Noch ängstlicher im Mailändischen: „Besser als Mädchen bleiben, einen alten Mann heirathen."

„Besser von einem schönen Mann gemißhandelt, als vom Bruder geliebkost werden", und:

„Besser als Nichts ist noch ein Mann,
Der weder sehen, noch [illegible] kann."

Am männersüchtigsten schildern die Hebräer ihre Mädchen, indem sie sagen:

„Ist der Mann auch nur ein Wollkämmer, so ruft ihn die Frau dennoch wohlgemuth vor die Schwelle des Hauses und setzt sich neben ihn";

„Ist der Mann auch nur ein Feldhüter, so ist die Frau zufrieden und verlangt nicht viel von ihm."

Daher scheint die Frage des Lithauers: „Wonach gafft das Mädchen, will es etwa keinen Mann?" ziemlich überflüssig.

Der Engländer weiß es besser, er sagt: „Die Mädchen sagen Nein und nehmen", und setzt mit medicinischer Weisheit hinzu: „Ihr Puls schlägt Heirath."

Die Baskin girrt: „Zu Bayonne ist das Geschirr irden; als man mich dorthin verheirathen wollte, war es golden", oder: „Ich hatte den Zug in's Kloster, aber der Wind trägt mich fort zur Heirath",

und die Lombardin erklärt naiv:

„Jede Rebe will ihren Pfahl,
Jede Henne will ihren Hahn!"

Und die Deutsche erst: „Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, sagt die Braut." (Plattd.): „Ewigkeit ist eine lange Zeit, aber Mai kommt mein Lebtag nicht! hat die Maid gesagt, als sie im Mai heirathen sollte."

Sogar die Häßlichen haben keine Ruhe, ehe sie nicht verlobt sind, wenigstens nicht in Bergamo, wo es heißt:

„Die häßlichen Mädchen zerren und beißen,
kosen und reißen,
Und brennen darauf, doch Frau'n zu sein."

Der Russe hat daher nicht Unrecht, wenn er versichert: „Wenn die Dirne auf das Flachsfeld kommt, denkt sie an ihr Brauthemd."

Nur — jetzt kommt das Bedenklichste — sagt der Engländer: „Den Mädchen fehlt nichts als ein Mann, und wenn sie Den haben, fehlt ihnen Alles."

Miscelle.

(Künstliche Darstellung echter Diamanten aus Kohle.) Diese Aufgabe der modernen Chemie soll nach dem London Review einem Chemiker Gannal in Toulon gelungen sein, und zwar dadurch, daß er Phosphor, Wasser, Schwefel und Kohle etliche Monate lang gegen einander reagiren ließ. Das Ergebniß bestand aus 20 kleinen Krystallen, welchen alle Eigenschaften des Diamanten zukamen, insoferne sie vollkommen durchsichtig waren, großen Glanz besaßen, Stahl ritzten, und was sie als echte Diamanten kennzeichnet, in der Form des natürlichen Diamanten krystallisirt waren. Uebrigens sind schon früher kleine Diamanten künstlich hergestellt worden(?). (Ill. Z.)

Buchstaben-Räthsel.

1. 2. 3. 4.
Genüget einfach mir,
Hier ist es kurz, dort währt es viele Stunden,
Dann ist Verschwendung oft mit ihm verbunden.

4. 2. 3. 1.
Wird Niemand gerne sein,
Und wer es ist, hat wohl ein Recht zu klagen,
Daß er so mancher Freude muß entsagen.

3. 2. 4. 1.
Auf Fluren und im Hain,
Auf hohen Bergen und in tiefen Gründen
Kannst Du's mit vielen Tausend Brüdern finden.

Auflösung der Charade in № 67:
Knittelverse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 69. Speyer, Dienstag, 5. August 1862.

* Johannes Posthius, der fürstliche Leibarzt und gekrönte Poet aus Germersheim.

Als ich im Monate Februar l. J. der in Nro. 7 der Palatina heurigen Jahrgangs an mich gerichteten Aufforderung meines verehrten Freundes, des Herrn Dekan Blaul in Germersheim, Folge zu geben und über Leben, Wirken und Werke der obengenannten pfälzischen Celebrität Nachforschungen anzustellen versprach, glaubte ich mein Wort früher einlösen zu können, als es mir nachgängig Ueberbürdung mit anderen wichtigen Berufsarbeiten gestattet hat. Wird mir diese Verspätung freundlich nachgesehen, so muß ich aus gleichem Grunde, sowie wegen der unzulänglichen Beschaffenheit des mir augenblicklich zu Gebote stehenden Materials *) auch für den etwas dürftigen Inhalt der nachstehenden biographischen Skizze die Nachsicht des geneigten Lesers anrufen, welche mir wohl um so eher gewährt werden dürfte, als es sich nach dem Zweck der gegenwärtigen Veröffentlichung überhaupt nicht um eine gründliche, tiefeingehende Untersuchung und Darstellung der Leistungen unseres Landsmannes auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft handeln kann, sondern lediglich das längst entschwundene Andenken des ungewöhnlichen und in seiner Zeit hochgefeierten Mannes bei unserm Geschlechte wieder zu gebührenden Ehren zu bringen beabsichtigt ist.

Johannes Posthius, geboren im Monat October 1537, war der Sohn sehr ehrsamer Bürgersleute des Städtchens Germersheim in der Unterpfalz. Seiner frühesten Kindheit lächelte kein freundliches Geschick. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Geburt verlor er seine Mutter und schon im dritten Jahre seines Alters auch seinen Vater, nachdem ihm dieser zuvor noch eine harte und lieblose Stiefmutter gegeben hatte. Wie er selbst später in Distichen voll scharfer Geißelhiebe auf Stiefmutter und Curator, die sich wetteifernd aus seinem elterlichen Erbe bereicherten, erzählte, wurde seine erste Erziehung in dem Grade vernachlässigt, daß er erst nach zurückgelegtem neunten Lebensjahre die Buchstaben kennen lernte. Allein schon in der Elementarschule offenbarte sich die ungewöhnliche Begabung des Knaben, welche seine Lehrer in staunende Bewunderung versetzte. Dem inständigen Zureden derselben gelang es, die pflegeelterliche Zustimmung für eine höhere wissenschaftliche Ausbildung des vielversprechenden Schülers zu erwirken. Nachdem derselbe in den Anfangsgründen so gut unterrichtet war, als es die Umstände des Ortes erlaubten, schickte man ihn im Jahre 1554 nach Heidelberg, um auf der damals schon hochberühmten Universität den schönen Wissenschaften und der Arzneikunde obzuliegen. Ohne andere Zweige der Wissenschaften zu vernachlässigen, widmete sich hier Posthius vornemlich den Naturwissenschaften, in welchen er einen Thomas Erastus, und der

*) Abgesehen von einigen Notizen, welche mir von dem um die Geschichte unserer alma mater ebenso eifrig als verdienstvoll bemühten Herrn Universitätssecretär Seuffert bereitwillig zu Gebote gestellt wurden, schöpfte ich besonders aus dem vortrefflichen Werke von Melchior Adam, vitae Germanorum eruditorum (Frankfurt, 1706. 4°, Bd. II. S. 48 ff.) und aus J. Brucker, Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, mit Kupfern von J. J. Haid (Augsburg 1747, S. 63 ff.). Letzterem Werke ist auch das Brustbildniß unseres Posthius beigefügt, welches in jedem Zuge des edlen, männlich schönen Angesichts den bedeutenden Mann verräth.

lateinischen Dichtkunst, in welcher er einen Peter Lotichius zu Lehrern hatte. Seine Fortschritte auf beiden Gebieten waren so glänzend, daß er nach kurzer Zeit unter allen seinen Genossen als primus inter primos hervorleuchtete und deßhalb auch gewürdigt wurde, im Namen des Collegiums der Sapientia, in welches er als Alumnus aufgenommen war, am 11. November 1557 den gelehrten Philipp Melanchthon bei einem Besuche desselben in Heidelberg mit einer „feinen" lateinischen Elegie zu bewillkommnen *). Seine Vorliebe für die Dichtkunst ward noch besonders von Jacob Micyllus befördert, welcher der Hochschule jedoch schon im Jahre 1558 durch den Tod entrissen ward, nachdem Posthius gerade erst die Würde eines Magisters der Philosophie erlangt hatte. Sein Aufenthalt in Heidelberg verlängerte sich bis zum Jahre 1563 (im Ganzen 9 Jahre), während welcher Zeit er durch rastlosen und unermüdeten Fleiß in allen Wissenschaften und vornemlich auch in der von ihm als Berufsstudium erwählten Arzneikunde so umfassende Kenntnisse sich erwarb, daß er sich ohne Kühnheit den gelehrtesten Männern zur Seite stellen konnte.

In Absicht seiner weiteren Ausbildung, welche ihm die engere Heimath nicht mehr gewähren konnte, trat Posthius im Jahre 1563 eine Reise nach Italien an und wandte sich zunächst nach Padua, welche Stadt dazumal zu den berühmtesten medicinischen Hochschulen gehörte. Hier pflog er mit den gelehrtesten Männern, welche ihn zugleich in die medicinische Praxis einführten, vertrauten Umgang, schloß sich aber besonders an Guilandinus, den Vorsteher des botanischen Gartens, an, welcher sich durch öftere Reisen nach dem Orient umfassende Kenntnisse und eine ausgedehnte Erfahrung erworben hatte. Nach längerem Aufenthalt in Padua zog es unsern Landsmann nach der berühmten Lagunenstadt Venedig, deren Reize er in einem Hexastichon besungen hat, von welchem ihm, wie Adam erzählt, jeder einzelne Vers 100 Goldgulden eintrug. Nachdem er hier alles Merkwürdige gesehen und studirt hatte, ging er nach Bologna, von da nach Florenz und Siena, allwo er mit dem berühmten Arzte Franciscus Boninsiqui, welcher ihn an einem hitzigen Fieber glücklich curirte, sowie mit dem blinden Dichter Camillus Falconet in enge Beziehungen trat. Von Siena wandte sich Posthius nach Rom, um sich in die Kunstschätze der ewigen Stadt zu vertiefen und aus dem vertrauten Umgange mit den damaligen Koryphäen der Wissenschaften, wie namentlich mit Gambara, Muretus und Fulvius Ursinus, dauernden Gewinn zu schöpfen.

(Schluß folgt.)

*) Es ist dieses Bewillkommnungsgedicht nebst einem weiter beigefügten Tetrastichon in dem oben erwähnten Werke von Adam abgedruckt mit dem Beifügen, daß Melanchthon diese Begrüßung sehr wohlgefällig aufgenommen und unter Anderm bemerkt habe, daß Germersheim allein unter allen Städten seinen Namen auf Germania zurückführe, worüber er sich schon oft gewundert habe.

Hinrichtung in London.

Aus der Wiener Presse.

Vor einigen Wochen ging ich dem Gefängnisse von Newgate entlang, vor welchem sich eine beträchtliche Menschenmenge angehäuft hatte. Anständige Arbeiter mit Weib und Kind gafften die unheimlichen Steinmauern an. Zerlumpte Buben und Dirnen lachten und balgten sich auf den Straßen herum. Alle benachbarten Bierschänken waren von einer betrunkenen Menge angefüllt. Hie und da waren einige Bretter und Blanken aufgeschlagen, und Arbeiter waren daran, deren noch mehr aufzurichten. Wozu waren diese Vorbereitungen? Zu welchem Zweck hatte sich dieser Haufe eingefunden? Ein Mann soll gehenkt werden, war die Antwort. Ich beschloß, das Trauerspiel einmal mit anzusehen. Mir und den lebendigen Massen um mich her war der Mann natürlich ganz fremd. Niemals hatte ich ihn gesehen oder gehört; ich wußte nur, daß er das Leben eines Banditen geführt hatte und nun sterben sollte, wie Banditen oft sterben. Ich kam um zwölf Uhr zurück. Die Bierschänken waren bereits geschlossen,

aber der Haufe hatte sich verdichtet, und alles Gesindel aus allen Lasterhöhlen der Metropolis war beisammen.

Der Delinquent war in einen geschlossenen Juwelierladen eingebrochen, hatte den Ladendiener, der das Eigenthum seines Herrn vertheidigen wollte, mit einem Bleistock niedergeschlagen und ihn für todt liegen gelassen. Von seinen Mitschuldigen hatte er kein Wort angegeben, und dieß war es, was der Pöbel vorzüglich an ihm bewunderte. „Der ticket-of-leave man (d. h. der mit einem Begnadigungsscheine aus einem Zuchthause entlassene) war am Verhungern", theilte mir einer mit. Die Regierung", ich unterdrücke das bezeichnende Adjectiv, das er diesem Worte hinzufügte, „geht ihm aus dem Wege, und wenn er stiehlt, ist es das Einzige, was er thun kann, und wenn ein Mord hinzukommt, ist es nicht seine Schuld, und das Government ist ungerecht, wenn es ihn dafür henkt." Dieß war die öffentliche Meinung bezüglich des Gegenstandes meiner Nachbarschaft. Das Government schien absichtlich die Gelegenheit zur Ventilation solcher Meinungen durch ihre Inhaber herbeigeführt zu haben. Bis acht Uhr Morgens sollten diese Leute in einer compacten Masse bei einander stehen; wie sollten sie ihre Zeit zubringen, wenn sie nicht sprechen? Und wer sollte hier seine Stimme für Gesetz und Ordnung erheben? — Neben mir steht ein Weib; sie ist furchtbar schmutzig; sie duftet nach Gin. Ihr Gesicht ist das des vollendeten Trunkenboldes; sie hat die Heimath, ihren Mann, alle Bequemlichkeit, alle und jede Scham für das verfluchte Getränke hingegeben. Sie sieht mir mitleidig in's Gesicht. — „Und so henkt man jetzt den armen Mann", ruft sie; „sie haben kein Mitleid mit ihm." — „Ihr vergeßt", antwortete ich, „den armen Mann, den er ermordete, und für den er auch kein Mitleid hatte" — „Nein", erwiderte sie mit betrunkener Gravität, „er hatte kein Recht, den Mann zu tödten, und muß bestraft werden. Aber sind wir nicht alle moralisch schlecht?" — aber hier endete die Conversation, denn sie war schwindlig, von Gin überduftend, von Rausch und Müdigkeit überwältigt, auf die Thortreppe zusammengesunken. — Ah, diese Treppe, betrachten wir sie einmal.

Heute Nacht jagt die Polizei ihre Habitués nicht davon. Welche Massen stehen auf ihr — zerlumpte Knaben, die nirgends sonst wo schlafen können, scheu aussehende Weiber ohne Hauben und Schuhe, mit rothem ungekämmten Haar und sehr durch Blattern gezeichnetem Gesicht, Weiber, die man nur bei solchen Gelegenheiten zu sehen bekommt; — alte Männer kauern da, für die das Leben kein Licht, das Haus keinen Reiz mehr hat; Mädchen, deren geschminkte Wangen, deren schäbiger Flitterputz verkündet, zu welcher Degradation und Verworfenheit sie schon in jungen Jahren gekommen sind. Sie sollten schlafen, wenn sie können, auf diesen steinernen Kissen, unter diesem rauhen Himmel, in der kalten Decembernacht; sie sind immerhin noch glücklicher jetzt, als in den Stunden ihres Wachens! Aber seht doch nach den Fenstern da oben! Sie sind alle beleuchtet, und hinter ihnen steht lustige Gesellschaft.

Die Arbeiter haben das letzte Brett aufgeschlagen. Eine dichte, ungestüme Menge hat sich vor Old-Bailey aufgepflanzt. Der Hof wird geöffnet, und drei starke Pferde, wie man sie vor Brauerwagen sieht, ziehen ein Ding, was eine ungeheure, plumpe, schwarze Kiste zu sein scheint. Sie hält vor dem Thore von Newgate. Weiber schreien auf, wie sie über die Steine rumpelt, und ihr schaudert, denn ihr fühlt instinktmäßig, daß es der Galgen ist. Bei dem trüben Gaslichte sieht man, daß die Arbeiter zuerst einen starken Balken einrammen, dann wieder einen, dann einen Querbalken quer darüber, von dem eine Kette herabhängt — und jetzt drängt sich der Haufen dichter. Verlassen wir ihn und gehen in das Haus, in dessen oberstem Stockwerk ein Sitz für uns bereitet ist. Wir sind Acht oder Neun in einem sehr kleinen Zimmer, und die meisten von uns sind Amateurs vom Henken, das uns ein unterhaltendes Schauspiel dünkt. Einige von uns haben einen weiten Weg hierher gemacht und die meisten waren die ganze Nacht über auf. Man hat in den letzten zehn Jahren jede Hinrichtung gesehen, rühmt sich, wie man

Digitized by Google

eines Tages in Newgate henken sah, darauf ein Cab nahm und noch rechtzeitig nach Horsemonger Lane kam, um dasselbe zu sehen. Eine seltsame That das, auf die man mit Recht stolz sein kann. — Jenseits der Straße wacht jetzt er aus seinem gestörten Schlafe auf. Aus dem traurigen Hause gegenüber steigt eine dünne Rauchsäule auf; kocht man ihm seine letzte Schale Thee?

Ein Licht!

Die Thüre am Fuße des Schaffots geht auf, und ganz heimlich, so daß er nur von solchen, die so hoch als wir stehen, gesehen wird, streut er Sägmehl auf das Schaffot und verschwindet wieder; dann kommt er mit einer Kette oder einem Stricke zurück. Während dieser Zeit amusirt sich der hydrahäuptige Pöbel da unten auf verschiedene Art und Weise. Er singt Lieder, besonders solche mit einem Chor, ahmt das Bellen der Hunde nach und läßt kleine Buben von Kopf zu Kopf spazieren. So weit das Auge reicht, bis Ludgate Hill auf der einen und Giltspur-Street auf der andern Seite, ist eine Masse menschlicher Köpfe. Die Luft ist mit ihrem Odeur verpestet; wir riechen, wo wir sind. Meine Genossen, die Amateurs, sind bei vortrefflicher Laune; sie haben seit vielen Jahren bei einer Hinrichtung keine solche Menge gesehen. Sie alle sind angenehm überrascht; man hatte gedacht, der Mann würde nicht gehenkt werden, und hatte seine Meinung durch Wetten unterstützt.

Eine lange, traurige Nacht war es — auch für uns — und es ist noch nicht acht Uhr. Das Geheul der Menge ist so laut — kann er inwendig es hören? Wir vernehmen nicht einmal das Glockenspiel der benachbarten Thürme; aber wir sehen Zeichen, daß das Ende naht. Die Polizei hat den Zwischenraum zwischen dem Schaffot und der Menge eingenommen. Eine gräßlich unheimliche Glocke ertönt. Wir sehen hinter das Schaffot in den offenen Thorweg, und dort kommen sie, die Stufen heraufschreitend. Zuerst der Geistliche, dann der Verbrecher, zuletzt Jack Ketch (der Henker). Der Delinquent geht mit seinem bleichen Gesicht und niedergeschlagenen Augen ruhig hinauf und stellt sich unmittelbar unter den Strick. Er zittert leise, während seine Beine aneinander befestigt werden; die Hände sind ihm schon auf den Rücken gebunden. Eine Nachtmütze wird über sein Gesicht gezogen, das Seil wird ihm um den Hals geschlungen. Jack Ketch eilt die Treppe hinab, der Geistliche, der unterdessen Todtengebete gesprochen hatte, tritt zurück, die Fallthüre senkt sich, einige Weiber schreien, eine leichte convulsivische Bewegung des Körpers, und was vor einer Minute ein lebendiger Mensch war, ist jetzt ein entehrter Leichnam. Da baumelt er noch eine Stunde lang im kalten Nordwind. Wir können nicht fortkommen, da die Menge entschlossen ist, bis ganz zuletzt zu bleiben, und nicht weitergehen will. Sie bleibt stehen, um Jack Ketch zuzubrüllen, wenn er um neun Uhr kommt, um den Hingerichteten abzuschneiden. Bis dahin hängt er dort; ein großer, schön gewachsener Mann, mit hübschem dunkeln Backenbart, in seinen schönsten Jahren. Er kann die sechszigtausend gaffenden Augen um ihn nicht mehr sehen; seine Hände sind in einander verschlungen, als ob er jene göttliche Gnade anflehte, deren jeder vom Weibe Geborene bedarf. Der Haufe eilt zu seinen Geschäften oder Vergnügungen davon, und wer kurze Zeit darauf über den Platz geht, wo das häßliche Gedränge war und Blasphemien im Angesicht des Todes emporstiegen, sieht dort nur Metzgers- und Fuhrmannskarren, und die vergangene Nacht scheint ein unheimlicher Traum.

Miscelle.

Als Kaiser Karl V. einmal um sein Urtheil über die sieben Sprachen, deren er kundig war, gefragt wurde, gab er zur Antwort: Er spreche spanisch mit Gott, lateinisch mit einem Gelehrten, französisch mit einem Gast, italienisch mit seiner Braut, deutsch mit einem Soldaten und böhmisch mit dem Teufel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 70. Speyer, Donnerstag, 7. August 1862.

Sylvester*).

Von

C. v. Schwartzkoppen.

Ich bin vierzig Jahre alt und bemerke im Spiegel mit einigermaßen unbehaglicher Empfindung mein täglich grauer werdendes Haar. Was ist nicht alles mit diesem Haare grau geworden! Wünsche und Hoffnungen, Leben und Lieben, Freunde und Bekannte! Alle meine Genossen sind verheirathet und haben ihr eigenes Nest voll Sorgen und Freuden; selbst Pylades, der es am längsten mit mir ausgehalten in spöttischem Junggesellentrotz, ist endlich treulos geworden und hat ein Weib genommen, ein gutes, anspruchsloses Geschöpf, welches ihn mit einem dankbaren Gesichte umgeben, seine Pantoffeln wärmen und für das Behagen seiner Häuslichkeit Sorge tragen wird. So wenigstens schrieb er, da er mir seine Verlobung meldete. Ich habe den Brief in erster, aufwallender Entrüstung in's Feuer geworfen. War es denn möglich, solche Inconsequenz und Charakterlosigkeit zu erleben an einem sonst leidlich verständigen Menschen, an meinem besten Freunde? Haben wir nicht hundertmal mit einander über die armen Ehemänner gelacht, die Punkt acht Uhr aufsprangen und Hals über Kopf nach Hause eilten, auf daß ihnen ihre abendliche Wassersuppe nicht noch mit einem unfreundlichen Gesicht und spitzen Redensarten versalzen würde — während wir es uns im Wirthshause erst recht bequem machten und schmunzelnd beim Kellner ein warmes Beefsteak und eine Flasche guten Deidesheimer bestellten.

Mein Glückwunsch mag daher wohl etwas ironisch ausgefallen sein. Nichts desto weniger enthielt die bald darauf folgende Antwort eine Einladung zur Hochzeit. Armer Pylades, wie weit mußtest du in deiner Verblendung bereits gediehen sein, um nur einen Augenblick glauben zu können, ich würde mich durch deine Bitten bewegen lassen, bei diesem modernen Opferfeste zu erscheinen! Tröste dich, Freund, du hättest nur einen traurigen Brautführer an mir gehabt und nichts weniger als einen gehorsamen Diener und Bewunderer der in schwerer Seide wichtig einherrauschenden Schwiegermutter so gut, wie der zimperlich thuenden Braut, die gleichwohl seit Jahren ihre Netze nach dir und anderen auszuwerfen sich nicht gescheut hat! — Ha, wie ich die Weiber hasse! Und habe ich nicht Ursache dazu? — Nur einen Vorfall laß dir erzählen, der mich, ob er mich gleich im Grunde nicht viel angeht, seit gestern in fortwährender Entrüstung erhält.

Ich hatte einen guten Bekannten und Collegen, den Regierungsrath R., einen liebenswürdigen, achtungswerthen Mann, dessen Haus ich nicht ungern besuchte, trotz meiner übrigens geringen Qualification zum sogenannten Hausfreunde, einer Species, die niemals meinen sonderlichen Beifall besessen hat. — R. hatte aus erster Ehe einen sechsjährigen Knaben, Eugen, ein schönes, kluges, intelligentes Kind, meinen ganzen Liebling; seine zweite Frau, mit der er noch nicht lange verheirathet war, gefiel mir auch nicht übel, sie war jung und hübsch und hielt sich und ihr Haus äußerst zierlich. Man hätte darauf schwören mögen, daß die vollkommenste Harmonie und Innigkeit in diesem kleinen Familienkreise herrsche. Da kam der Tod in Gestalt eines hitzigen Nervenfiebers und raffte meinen Freund in

*) Hausblätter.

seinem kräftigsten Mannesalter dahin. Wir Collegen gaben ihm tief erschüttert das letzte Geleit und boten seiner Wittwe in Fällen der Rathlosigkeit unsern Beistand an. Das war vor drei Wochen. Gestern nun schickt die Frau R. und läßt mich um eine Unterredung ersuchen. Schicklicher hätte sie sich vielleicht, wenn sie des Rathes bedurfte, an einen meiner verheiratheten Collegen gewendet; Gefälligkeit ist zudem nicht meine hervorragendste Tugend, überhaupt keine Männertugend, wie ich behaupte. Gleichviel! Ich säume nicht, dem Rufe Folge zu leisten, und nehme mir vor, ihr nach besten Kräften zu rathen und zu helfen. Aber schon ihr höflicher, zierlicher, wort- und phrasenreicher Empfang übergoß mich wie mit kaltem Wasser.

War das eine Frau, der der Tod ihr Liebstes genommen, eine Wittwe, die noch keinen Grashalm hatte wachsen sehen auf dem Grabe ihres Mannes? Sie trug einen eleganten Traueranzug, der ihr, als einer Blondine, gut stand und ihre etwas zu hohen Farben vortheilhaft dämpfte; das Haar war, wie immer, sorgfältig geflochten und gekräuselt; ein modischer Jetschmuck vervollständigte die Toilette. Auch in ihrer Umgebung herrschte die gewohnte Ordnung und Sauberkeit. Möbel, Fußböden und Thürschlösser blitzten, kein Stäubchen war zu sehen, kein Stuhl war verschoben, keine Blume auf dem Fenstersimse versäumt. Aber was mir ehedem gefallen und mich behaglich angemuthet hatte, machte mir heute einen peinlichen Eindruck. Mein armer, verstorbener College dauerte mich. Er war doch wohl nicht so recht glücklich gewesen mit dieser hübschen jungen Frau, deren zierliche Reize mich, in dieser Stunde mindestens, an den bekannten Ausspruch erinnerten: Weniger wäre mehr.

Nach langen Umschweifen kam Frau R. auf den eigentlichen Grund ihrer mit mir gewünschten Unterredung zu sprechen, und dieser Grund war kein geringerer, als meinen Rath und meine Mitwirkung in Anspruch zu nehmen für die Unterbringung ihres Stiefsohnes — im Waisenhause. Ich starrte ihr betroffen in's Gesicht, wie wenn ich nicht recht verstanden zu haben glaubte; als sie aber ihr Anliegen klar und deutlich wiederholte, nur mit allerlei schönen Redensarten umkleidet, von schwachen Frauenhänden, die einen unbändigen Knaben nicht zu leiten vermöchten, von nothdürftigem Wittwengehalt — meine Augen streiften unwillkürlich ihre kostspielige Toilette — von schmerzlichen Opfern, die man aber der bessern Einsicht nicht versagen dürfe, da konnte ich über den Stand der Dinge nicht länger in Zweifel sein: R. hatte kein Vermögen hinterlassen, und seine Wittwe fühlte sich weder gewillt, noch verpflichtet, für ihren Stiefsohn zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Johannes Posthius,
der fürstliche Leibarzt und gekrönte Poet aus Germersheim.

(Schluß.)

Nach zweijährigem Aufenthalte in Italien ging Posthius zur See nach Frankreich, auf welcher Reise er nahezu in die Hände von türkischen Seeräubern gefallen wäre. Die Schnelligkeit seines Schiffes und günstiger Wind brachten ihn jedoch glücklich in den Hafen von Marseille, von wo er sich nach kurzer Rast nach Montpellier, der berühmtesten medicinischen Hochschule Galliens, begab. Daß er sich hier vorzüglich an Gu. Roudelet und an L. Jubert angeschlossen habe, meldet er selbst in der auf des Ersteren Tod verfaßten Elegie. Weiteren Zuwachs in seinen Kenntnissen suchte und fand er dann zu Paris. Endlich, nachdem er zuvor noch im Jahre 1567 zu Valence den medicinischen Doctorhut empfangen hatte, verließ er Frankreich und begab sich nach Belgien, allwo er in der Brabanterstadt Antwerpen anderthalb Jahre lang mit großem Erfolg und Ruf seine Praxis ausübte. Ruhelosen Geistes und begierig, auch das militärische Leben aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, ließ sich Posthius bestimmen, als Feldarzt in die Armee des Herzogs von Alba einzutreten. Allein nur auf kurze

Zeit. Seine seltene Gelehrsamkeit und ausnehmende ärztliche Geschicklichkeit hatten durch Vermittlung deutscher Kaufleute, welche die belgischen Handelsstädte in großer Zahl zu besuchen pflegten, seinen Ruf auch nach Deutschland gebracht und insbesondere die Augen eines gelehrten und eifrigen Förderers der Künste und Wissenschaften, des Domherren Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, zu Würzburg, auf ihn gerichtet. Die Empfehlung dieses Mäcen vermochte den damaligen Bischof Friedrich von Würzburg, Posthius 1569 als Leibarzt an den fürstbischöflichen Hof zu berufen — eine Stellung, welche Posthius mit großer Freudigkeit annahm und sofort fast 17 Jahre lang mit ausgezeichnetem Beifall und Ansehen bekleidete. Hier vermählte er sich denn auch schon des folgenden Jahres mit einem ausnehmend schönen und hochgebildeten Frauenzimmer Rosina, Tochter des wohlangesehenen Kilian Bräsamer, deren Andenken Posthius nach dem Beispiel eines Ovid, Catull und anderer römischer Dichter unter dem Namen Blandina in zahlreichen Gedichten verewigte. Aus dieser Ehe entsproßten 2 Kinder, ein Knabe und eine Tochter, von welchen jedoch die letztere noch als Kind in Würzburg starb, während der Sohn Erasmus in allen Dingen in die Fußstapfen seines Vaters trat.

Obwohl Posthius von dem Nachfolger Friedrichs, dem Fürstbischof Julius, neben seiner Stellung als Leibarzt auch mit einer medicinischen Professur an der im Jahre 1582 neu gegründeten Universität Würzburg betraut wurde, so ließ er sich doch wahrscheinlich durch confessionelle Gründe bestimmen, im Jahre 1585 einem an ihn ergangenen Rufe nach Heidelberg zur Stelle eines Leibarztes bei dem Administrator Casimir und nachher bei dem Kurfürsten Friedrich IV. Folge zu geben. Am Hofe dieser Fürsten lebte Posthius durch 12 Jahre in großem Ansehen, reich ausgestattet mit äußern Gütern und mit Allem, was das menschliche Leben an edleren Genüssen zu bieten vermag. Doch war seine Gesundheit theils durch die vielfachen Strapazen, welche er auf seinen langjährigen Reisen ausgestanden hatte, theils durch sein unermüdliches Arbeiten sehr geschwächt worden und namentlich war er vom Podagra oft und heftig gequält. Als er den Kurfürsten, der sich im Jahre 1597 wegen der Pest aus Heidelberg flüchtete, nach Mosbach begleitete, war dieß seine letzte Reise. Posthius starb zu Mosbach am 24. Juni 1597 im 60. Jahre seines Lebens; sein Leichnam wurde zur Beisetzung nach Heidelberg verbracht. Seine Wittwe überlebte ihn in stiller Zurückgezogenheit um 13 Jahre. Sein obengenannter Sohn Erasmus, reichbegabt und von gleicher Strebsamkeit wie sein Vater, aber allezeit von schwächlicher Gesundheit, absolvirte seine philosophischen und medicinischen Studien mit bestem Erfolg in Heidelberg, machte hierauf nach väterlichem Beispiel längere dauernde Reisen nach Italien, Frankreich, England und Belgien, wo ihm die ausgedehnten Verbindungen seines Vaters allenthalben offenen Zugang verschafften, verheirathete sich dann nach seiner Rückkehr zu Heidelberg mit einer Agnes Breidenbacher, starb aber schon nach dreijähriger Ehe mit Hinterlassung von 2 Kindern im Jahre 1608.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Sein und Wirken unseres Johannes Posthius, so war sein ganzes Leben ein Bild der Unstetigkeit und rastlosen Arbeitsamkeit. Er bekannte dieß scherzweise selbst, indem er sagte, es gehe bei ihm, wie schon sein Name andeute, Alles auf der Post:

Nulla quies nostro cum sit, vel rara veredo,
Conveniens nomen, quis neget esse mihi?

Wie unruhig es bei ihm zugegangen, ist auch aus seiner an Heinrich Peträus gerichteten Elegie weitläufig zu ersehen. Er spricht darin von seinen vielen Reisen, seiner ausgebreiteten Praxis nicht bloß in der nächsten Umgebung, sondern auch in Oesterreich, Böhmen, den Niederlanden ꝛc.; überallher wurde er von Patienten angelaufen, was zur Genüge für seine Geschicklichkeit als Arzt spricht, wie denn auch seine mannigfachen medicinischen Schriften zu ihrer Zeit in hohem Ansehen standen. Ungleich höheren Ruhm brachte ihm aber seine dichterische Begabung, insbesondere seine Gewandtheit in der lateinischen Dichtkunst, ein. Seine lateinischen Dichtungen standen während des 16. und 17. Jahrhunderts im

höchsten Ansehen. Dieselben (insbesondere seine Elegien und Epigramme) näherten sich durch Wahl und Lebhaftigkeit der Bilder, Höhe der Gedanken und Reinheit des Ausdrucks den classischen Werken des alten Latiums. Diese Vorzüge, welche auch in seinen Dichtungen auf den Tod Maximilians II. und auf den Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. hervortraten, bewogen den letztgenannten Kaiser, ihn im Jahre 1577 mittels eines eigenen Gnadenbriefes zum kaiserlichen gekrönten Poeten zu erheben. Wie hoch er auch anderwärts in Ansehen gestanden, geht aus den Freundschaftsbeziehungen hervor, welche die berühmtesten Männer seiner Zeit mit ihm unterhielten. Es gab insbesondere kaum einen gleichzeitigen Dichter, der nicht zu seinem Freundeskreise gezählt und dessen Andenken er nicht in seinen Gedichten bewahrt hätte. Dieselben sind zum größten Theil gesammelt in dem von ihm selbst herausgegebenen, seinem obengenannten frühesten Gönner Erasmus Neustetter gewidmeten Werke, betitelt „Parerga poëtica“ (zuerst in Basel erschienen, jetzt überaus selten). Außerdem existiren von ihm: hymni super evangelia dominicalia, rythmis Germanicis compositi, welche er seinem Sohn Erasmus gewidmet hat, ferner die schon in Nro. 7 der Palatina erwähnten „Tetrasticha in Ovidii metamorphoseos libros quindecim“, endlich eine Ausgabe äsopischer Fabeln, welche von Posthius mit einzelnen Epigrammen ausgestattet sind.

Daß die noch jetzt in der Pfalz lebende Familie Posthius ihren Stammbaum bis zu unserm Archiater und poëta laureatus werde hinaufführen können, möchte kaum zu bezweifeln sein. Ich kann mich daher nur dem Wunsche meines Freundes Blaul anschließen, daß ein Nachkomme des berühmten Mannes Veranlassung finden möge, sich noch eingehender mit der Biographie seines gefeierten Ahnen zu befassen, wozu ich mit Freuden alle mögliche Handreichung bieten werde.

Würzburg, den 1. August 1862.

Dr. Fisch.

Miscelle.

Bei der Rückreise der Tyroler Schützen vom deutschen Schützenfeste entstieg bei dem Bahnhof zu Nürnberg, der Deutschen Allgemeinen Zeitung zufolge, dem Waggon auch ein alter Tyroler in der Tracht des Pusterthals; ein durchwettertes joviales Gesicht mit eisengrauem dichten Lockenhaar und Bart; ein straffer Mann, kein Greis; noch prall schlossen die kurzen Ledernen um die Beine, das nackte Knie war rund und die Wade dort muskulös; sein Adlerblick richtete sich auf die Menge und begegnete dem ebenso durchdringenden eines freundlich behäbigen Greises mit Silberhaaren. „Hast, bi Gott, ein Jägeraug!“ sprach der Tyroler ihn an; „warum warst nit mit in Frankfurt? du schießt gewiß noch gut!“ „O ja, Anno Neun aber noch besser, da habe ich von euch manchen weggepfeffert.“ „Woas? du? Warst mit unter den Blauen? Na, haben euch tüchtig z'ammengebuchst!“ „Das ist nit unwahr; an einem Tag aber net, da schossen wir ihrer drei sieben von euch zusammen, und doch standet ihr oben und wir unten. Ich war einer von den dreien.“ „Wo ist das gewesen, Brüderle?“ fragte der Tyroler sichtbar gespannt. „Bei Windisch-Materney; ich schoß den Gastwirth.“ „Todt geschossen hast ihn aber nit, Brüderle; schau her, ich bin's noch!“ Und er zeigte die Narbe an Hals und Schulter und dann schüttelten sich die alten Knaben herzlich lachend die Hände; der Tyroler küßte den Blauen und der Blaue den Tyroler, und Arm in Arm besahen sie sich die Lorenzkirche und tranken schwatzend manche Halbe; ich mit ihnen. Anton Köll, Gastwirth und Bauer, sagte beim Abschiede zum jetzt im Hospital versorgten Schneidermeister Zieger: „Hast recht, Brüderle; kommen wohl nit wieder z'ammen; so aber wie Anno damals gewiß nicht; wußten's da nit anders, warst neunzehn und ich einundzwanzig; aber wenn ich auch noch mal wieder so jung wäre, ich zerbräch den Stutzen, sollt ich auf einen deutschen Bruder schießen, das thu ich nimmer.“

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 68

1. 2. 3. 4. = Mahl.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 71. Speyer, Samstag, 9. August 1862.

Sylvester.

Von

C. v. Schwartzkoppen.

(Fortsetzung.)

„Hat der Knabe keine näheren Verwandten?" fragte ich, sie kurz unterbrechend. — „Nicht daß ich wüßte. Meines Mannes Onkel, Oberst von Linden, ist kurz vor demselben gestorben, und seine beiden nachgelassenen Töchter, hochmüthige Dinger, die mir die Revisorstochter nicht vergessen konnten, haben sich niemals sehr verwandtschaftlich gegen uns benommen." — „Das ist mißlich — in der That." — „Nicht wahr, Herr Orest? O ich wußte wohl, daß Sie meine arme und verlassene Lage begreifen würden! Es ist mir schwer, zu schwer, den Jungen, den Eugen, von mir zu geben; aber wie die Sachen einmal stehen, bleibt kein anderer Ausweg, als das Waisenhaus; je bälder wir ihn dort unterbringen, je besser für mich und für ihn." — „Ich fürchte, Sie haben Recht, Madame!" entgegnete ich bitter. — Sie überhörte den Ton und hielt sich an die Worte. „Sie werden mir also beistehen, Herr Orest? Sie werden mein Gesuch unterstützen und befürworten?" — „Ich will sehen, was sich thun läßt."

Als ich mich verabschiedete, huschte es wie ein aufgescheuchtes Wild aus einer Ecke des Zimmers hervor und mit mir durch die Thüre. Unten im Hausflur fühlte ich meinen Arm von zwei kleinen Händen angstvoll umklammert, ein todtenblasses Kindergesicht blickte mit großen, dunkeln Augen flehend zu mir empor, und Eugen stammelte mit schwerer, gepreßter Stimme: „Onkel Orest, du wirst es nicht zugeben, um meines Papa's willen nicht zugeben, daß sie mich in's Waisenhaus bringen!" — Die Worte schnitten mir in's Herz. Ich kann sie noch jetzt nicht von der Seele los werden, obgleich ich darüber gegessen und getrunken, geschlafen, Zeitungen gelesen und Acten durchstöbert habe. Armer, kleiner, prächtiger Eugen! Sollen sie dir wirklich deine langen Locken abschneiden und dich in die graue Jacke und Hose der Waisenknaben stecken, die sich kaum merklich von der Sträflingstracht unterscheidet? — Ha, wenn ich denke, wie sehr sich dein guter Vater über deine zierliche Erscheinung gefreut hat, wie es eine seiner harmlosen Schwächen war, dich gleich einem kleinen Prinzen gekleidet zu sehen, wie er mit leuchtendem Stolze an dir hing und dich von früh bis spät mit der innigsten, zärtlichsten Sorgfalt umgab! — Und diese Frau, diese herzlose, niedrig denkende, nur mit ihren eigenen, elenden Interessen beschäftigte Frau, sie soll es wagen, sie soll es ausführen dürfen — ? — Ja, kann ich es denn hindern? — Habe ich Haus und Herd, um einem armen, verlassenen Schelm Obdach zu bieten? Bin ich selbst etwas Anderes, als ein armer, verlassener Schelm, ein auf hohem Meere gleichgiltig und wurzellos einhertreibender Stamm?

Es ist heut Sylvester. Auf den Straßen geht es lebendiger zu, als an gewöhnlichen Abenden; meine Wirthsleute haben unter mir eine fröhliche Gesellschaft versammelt, deren helles, aufrichtiges Jauchzen zuweilen heraufschallt in meine Einsamkeit; die Stubenmädchen hörte ich flüstern, daß sie um Mitternacht in den Schornstein ausschauen wollten nach ihren Zukünftigen, und ein paar kecke, junge Leute sah ich in der Abenddämmerung an dem alten Thurme emporklettern, sich ein Stück von der bleiernen Einfassung eines zerbrochenen Kirchenfensters

zu holen zum sogenannten „Glückgießen“. Wie fern, ach wie namenlos fern liegt mir dieß thörichte, glückliche, zukunftbegierige Treiben! Hier sitze ich einsam an meinem Ofen, die Füße auf das Kohlenbecken gestemmt, mit dem Rauchen einer Cigarre und dem Verbrennen alter Papiere und Briefschaften beschäftigt. Es macht mir ein eigenthümliches Vergnügen, zu beobachten, wie die einzelnen Blätter erst in meiner Hand so hell und lustig aufflammen und dann zu meinen Füßen so still und traurig verkohlen; die einzelnen Funken verlöschen nach einander, spurlos wie die Jahre im Menschenleben, ja wie die Menschen selbst Als Kinder trieben wir ein ähnliches Spiel hinter dem Rücken der Vorsicht gebietenden Mutter und nannten es: „Wie die Kirchgänger heimgehen“. Der letzte verglimmende Funke stellte den Küster dar, der die Kirchenthür schloß.

Doch nicht in meine Kindheit will ich heute mich versenken. Sie liegt weitab, ein stiller, dämmernder Morgen, ein halb vergessener Traum. Schärfer, deutlicher, folgewichtiger, wenn auch nur für meine eigene, unbedeutende Person, steigt meine Jugendzeit vor mir auf aus der Asche vergangener Tage. Ich blicke auf manchen Sylvesterabend zurück, den ich lauter, lärmender, auf manchen, den ich hoffnungsfreudiger, zukunftsahnender verbracht habe, als den heutigen. Es ging bergan im Leben und ich träumte von einem wunderbar schönen Blick, wenn ich nur erst den Gipfel des Berges erreicht haben würde; als ich aber oben ankam, lag die Gegend ringsum trübselig in Nebel verschleiert, und nichts war gewonnen, als das Bewußtsein, daß es fürder bergab gehe, unaufhaltsam bergab. Ein trauriger Gewinn! Ach, liebe Freundin — ich rede zu der Flamme im Ofen, dem einzigen Lebendigen in meiner Nähe — ach, liebe Freundin, ich war ein so kecker, frohmüthiger Streber, wie einer; keine Stelle im Staate war mir so hoch, daß ich sie nicht erreichen, kein Werk so schön und so schwer, daß ich es nicht vollbringen zu können glaubte. Was ist aus mir geworden? — Ein alter, verkümmerter, griesgrämiger Patron, der keine Lust mehr am Leben hat, und was schlimmer ist — sie andern kaum mehr gönnt.

Als mir heute der lange, blonde Supernumerarius, nach abgesessenen fünf Dienststunden im Bureau, festlich umgekleidet auf der Straße begegnet, einen Blumenstrauß in der Hand, das ganze Gesicht ein einziges glückseliges Lächeln, welches er selbst mir, dem Vorgesetzten gegenüber, nicht zu verbergen vermochte, da zuckte es mir wie ein stiller Neid und Ingrimm durch das Herz, und ich mag seinen höflichen Gruß unhöflich genug erwidert haben. Hatte es aber nicht ernstlich den Anschein, wie wenn der Mensch mich verhöhnen wollte mit seiner triumphirenden Miene? War nicht in dieser Miene eine ganze, lange, impertinente Rede zu lesen? „Ich gehe in ein fröhliches Haus, in das Haus meiner Braut, meiner Geliebten, den letzten Tag des Jahres unter treuen, anhänglichen Menschen zu verleben. Wir werden kein Silbergeschirr und keine gebratenen Fasanen auf unserer einfachen Tafel haben, aber liebe Gesichter rings umher, herzliche Mienen und heitere Zukunftsgespräche. Damit tausche ich noch lange nicht um deinen Regierungsrathstitel, dein altes, mürrisches Gesicht und deine lange, langweilige table d'hôte. Sag', armer Mann, wie hältst du es nur aus, dich so Tag für Tag im Gasthof, in demselben Raume und an demselben Tische wieder zu finden, wo du doch nimmer heimisch werden kannst? Sind dir deine vier oder fünf täglichen Gerichte mit hochklingenden Namen nicht oft schon als recht schmacklos und einerlei erschienen? Hat es dich aus der halbfeuchten, gelbweißen Serviette nicht schon recht trostlos und grabähnlich angedunstet und dich wehmüthig erinnert an das schneeige, lavendelduftende Leinen daheim in deiner Mutter Waschschrank? Sind dir die Gestalten deiner Mitgäste, freudloser Einzelgänger gleich dir, ja selbst der aufwartenden Kellner, noch niemals in einem so trostlosen, verzweiflungsvoll langweiligen Lichte erschienen, daß dir die Aussicht auf einen Hinterhof bei strömendem Regen lieber gewesen wäre?“

Unsinn, Unsinn! Wie kann ein Supernumerarius so respectwidrig zu seinem vorgesetzten Regierungsrath reden? Ich tausche

wahrlich mit dem armen Teufel noch weniger, als er mit mir. Heute mag er noch leidlich daran sein, denn Jugend, Gesundheit und Illusionen sind drei schöne Dinge. Wie aber in zehn Jahren, wenn die Wogen häuslicher Wirr- und Drangsal unbarmherzig über seinem Haupte zusammenschlagen und er sich das Herz aus dem Leibe reißen möchte, um die immer wachsenden Bedürfnisse seiner Familie zu befriedigen. Gottlob, ich bin ein einzelner Mann und habe dergleichen Noth nicht zu fürchten. Mein Leben fließt gemächlich dahin — ob immer ein bischen eintönig grau — und wenn mich die Fliege an der Wand nicht zuweilen ärgerte, so wüßte ich nicht, worüber ich mich ärgern sollte. Es könnte anders um mich stehen, wenn ich, wie andere, der Versuchung leichtsinnig nachgegeben hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Mahlzeiten und Morgenbesuche *).

Von

Kon-fu-tse.

Der Chinese ißt alles, was sich ihm darbietet, das heißt alles, was nur irgend einen Nährstoff enthält. Hunde, Katzen, Seeschnecken, Ratten, Pferdefleisch und Kuhschwänze gelten als große Leckerbissen; die Hauptnahrung des Armen aber ist der Reis. Ein hübsches Stück Schweinspeck, bei den Mohamedanern und Hindus so sehr verabscheut, ist ein Köder, dem kein ächter Bürger des himmlischen Reichs widerstehen kann. Bei einer Einladung zu einem Mittagessen erwartet der Gast, daß sie doppelt an ihn komme, einmal schriftlich und dann mündlich. Findet er sich ein, so geschieht dieß nicht in Gala, ja nicht einmal in einer sehr reinlichen Kleidung. Wenn er statt der gewöhnlichen plumpen Schuhe sich mit ein paar Stiefeln herausstaffirt, so wird er schon ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Seine Tracht kann im Allgemeinen nie zierlich genannt werden, obgleich sie bequem sein mag; die Frauen dagegen sehen in ihren engen Halskrägen aus, als wollten sie ersticken.

Eine Mahlzeit besteht aus vielen Gängen und währt oft mehrere Stunden. Der Wirth empfängt die Gäste an der Schwelle und verbeugt sich unablässig vor ihnen, bis sie in dem Speisezimmer mit Thee bedient werden können. Die außerordentliche Höflichkeit des Nationalcharakters findet eine gute Versinnlichung in den nickenden Porcellänmandarinen, die man gelegentlich in den Theehandlungen sieht. Sind sämmtliche Gäste beisammen, so tritt der Wirth an die obere Seite des Tisches und gibt das Zeichen, worauf aus Bescheidenheit jeder Gast nach dem unteren Ende des Tisches eilt. Sind sie gehörig untergebracht, so beginnt das Mahl mit einem Gang, den wir Nachtisch nennen würden, und endigt mit der Suppe. Ist eine Weintasse leer, so wird sie aus augenfälligen Gründen umgestürzt. Mit unbedecktem Haupte oder barfüßig zu erscheinen, würde als ein Act großer Rohheit angesehen werden; auch ist es Sitte, die dargebotenen Gerichte mit beiden Händen entgegen zu nehmen. Ist einer der geladenen Gäste erkrankt, so schickt man ihm seine Portion in seine Wohnung; bei ernstlicher Erkrankung aber wird zuvor darüber Rath geschlagen, ob und was er davon essen dürfe. Meint der Patient, er sei im Begriff, zu seinen Vorfahren zu gehen, so wie er's nennt, so erklärt er sich bereit, die ihm zugetheilten Delikatessen gegen einen Schmuckartikel für seinen Sarg auszutauschen. Die Höflichkeit fordert, daß nach der Mahlzeit jeder Gast dem Wirth für das Genossene ein Danksagungsschreiben zugehen läßt.

Beabsichtigt Jemand, einen einfachen Besuch zu machen, so schickt er einen curios zusammengefalteten Bogen Papier, auf dem sein Name geschrieben steht; das ist seine Karte, aus welcher der zu Besuchende entnimmt, ob er dem ihn Beehrenden bis vor das Haus, in die Flur oder nur bis an die Zimmerschwelle entgegen zu gehen hat. Gewöhnlich wird der Bogen Papier von einem Geschenk begleitet. Es ist Sitte, nur Vormittags Besuche zu machen, damit der Gast

*) Hausblätter.

nicht durch die Dünste des Weins incommodirt werde. Kömmt der Besuch ungelegen, so geschieht die Ablehnung nicht durch ein „Nicht zu Hause", sondern man schickt einen Diener hinaus, welcher meldet, man wolle den Herrn nicht bemühen, aus seiner Sänfte zu steigen. Diese Art der Absage ist eben so höflich, wie die unsrige, und schließt jedenfalls keine Unwahrheit in sich. Im Lauf von drei Tagen erhält der, welcher besuchen wollte, gleichfalls einen Bogen Papier, und die Bekanntschaft ist in dieser außerordentlich einfachen und höflichen Weise für immer abgebrochen. Wird dagegen ein Besuch angenommen, so beginnen alsbald beiderseitig die Verbeugungen. Hat man endlich Platz genommen, so wird erwartet, daß der Gast nicht die Beine übereinander schlage, umherschaue, sich mit dem Rücken anlehne, oder die Hände in seine Taschen stecke; jede von diesen Geberdungen würde als eine grobe Verletzung der Sitte, wo nicht gar als heller Wahnsinn angesehen werden. Man schlürft dann den Thee gleichzeitig; der Gast wartet ängstlich, bis der Wirth den Anfang macht, und hat sorgsam Acht, daß er nicht früher und nicht später als dieser fertig wird.

Nichts ist dem Chinesen mehr zuwider, als eine Störung beim Essen. Kein Geschäft, keinerlei Anliegen ist im Stand, ihn dem Zauber eines gemästeten Hundes zu entfremden, oder ihm den Hochgenuß eines gerösteten Spanferkels zu verbittern. Ein Missionär versuchte es einmal, in einem solchen unersprießlichen Moment einem Chinesen über das Heil seiner Seele Vorstellungen zu machen, erhielt aber keine sehr ermuthigende Antwort. „Du kümmerst dich nur um deinen Leib", meinte der Missionär (der arme Chinese labte sich eben an einer eingemachten Katze); „aber was soll aus deiner Seele werden?" — Unmuthig blickte der Chinese von seiner Schnabelweide auf und erklärte dem frommen Mann, daß seiner Ansicht nach weder er, der Missionär, noch er, der Chinese, eine Seele besitze; jedenfalls sei die Sache sehr ungewiß, folglich halte er es für besser, für seinen Leib zu sorgen, der sein sicheres Eigenthum sei. Was der Bekehrer darauf antwortete, ist uns nicht bekannt.

Ein Festmahl schließt gewöhnlich mit einer dramatischen Vorstellung. De Guipres beschreibt eine solche in folgender Weise. Eine Anzahl Chinesen betritt die Bühne und bringt zwei lange Drachen mit weißen Schuppen mit, in deren Innerem Lichter angezündet sind. Nachdem die Drachen die Gesellschaft mit großem Respect begrüßt haben, bewegen sie sich in völlig unklarer Absicht umher, bis ein papierner Mond auf der Scene erscheint. Nun erheben sie einen wüthenden Lärm und stürzen mit aufgesperrtem Rachen auf ihn los, halten aber im Abstand von einigen Schritten inne und überlegen. Endlich kommen sie zu dem Schluß, daß alle ihre feindseligen Versuche vergeblich sind; sie verbeugen sich wieder gegen die Gesellschaft und treten ab. Zuletzt macht auch der Mond, nachdem er den Gästen gehörig Zeit gelassen, ihn zu bewundern, sein Compliment und entfernt sich. Das Ganze hat eine liebliche Musik von Kesselpauken und Cymbeln zur Begleitung.

* Räthsel.

(Dreisylbig.)

Mein Ganzes hat die ersten beiden
Gern überall, bekommt sie oft
Von Dem und Jenem unverhofft,
Und trägt sie doch noch unbescheiden,
Weil gänzlich ihm der Schatz gebricht,
Um den wir Sokrates beneiden,
Und den, beinahe zu bescheiden —
Nur halb die dritte Silb' ausspricht.
Meint ihr, es kränke sich darüber?
O, solchen Schatz entbehrt es gern!
Dafür verdient es, nah und fern,
Sich für die ersten manchen Stüber.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 72. Speyer, Dienstag, 12. August 1862.

Sylveſter.

Von

C. v. Schwartzkoppen.

(Fortſetzung.)

Neunzehn Jahre war ich alt, ein flotter Student, der mit andern Studenten eine fröhliche Rheinfahrt machte. Das Dampfſchiff, auf welchem wir fuhren, war mit ſteifen Engländern und andern langweiligen Geſichtern beſetzt; aber das kümmerte uns wenig; wir ſaßen unſerer vier an einem kleinen Tiſch auf dem Verdeck, wir tranken und ſangen, wir ſprachen von dieſem und jenem, von Sage, Dichtung und Wahrheit, von unſerer und unſeres deutſchen Vaterlandes Zukunft, vom einſtigen Parlament, in welchem jeder von uns als ein neuer Pitt oder Mirabeau zu glänzen gedachte. Um uns, über uns lag der ſchönſte, mildeſte, blaue Septembertag, den ich jemals geſehen; etwas Feſtliches war in der Natur, und wohl noch mehr in unſern jungen Gemüthern. Der Rhein floß ruhig dahin, die uns begegnenden Dampfſchiffe grüßten mit freundſchaftlichen Böllerſchüſſen, einige hatten Muſik an Bord, deren Töne wunderbar ſanft und langgezogen über das Waſſer hallten, die oben befindlichen Paſſagiere ſchwenkten im Vorüberfahren Hüte und Tücher, und wir erwiderten den Gruß in gleicher heiterer Weiſe. Zu beiden Seiten des Stromes beobachteten wir mit entzücktem Auge die vorüberfliehenden Ufer. Welch ein zauberhafter Reiz in dieſen alten, ſtolzen, halbverfallenen Schlöſſern und Burgen, in dieſen kleinen, mittelalterlich befeſtigten Städten, in dieſen köſtlich gelegenen Dörfern und Flecken, von denen wenige einer ſchönen gothiſchen Kirche entbehrten! Seltſam deutlich hob ſich das alles ab gegen den meiſt kahl erſcheinenden Hintergrund der rebenbepflanzten Berge. Wir kamen von Mainz.

Oberhalb Koblenz, bei dem von alten, halb eingeſunkenen Wällen umgebenen Städtchen Oberlahnſtein, hielt das Schiff einige Augenblicke an, um neue Paſſagiere aufzunehmen. Es war ein weißköpfiger, ehrwürdig ausſehender Herr — der Erſcheinung nach ein ehemaliger Militär, mit zwei jungen, blühenden Mädchen von etwa fünfzehn und ſechszehn Jahren. Als wäre ich ihnen geſtern begegnet, ſo lebendig und erinnerungsfriſch ſtehen mir die drei Geſtalten noch heute vor der Seele. Der alte Herr mit ſeinem vornehm leutſeligen Weſen, die jungen Mädchen in ihren leichten, hellſtreifigen Sommerkleidern, ihren ſchwarzen Mantillen und einfachen Strohhüten mit grünen Schleiern. Sie ſchienen von einer flüchtigen Luſtfahrt, vielleicht von einem Tagesbeſuche bei Freunden oder Verwandten zu kommen, denn ihr Gepäck war ein kaum nennenswerthes, ihr Weſen ſo heimiſch und zwanglos, ihr Blick in die Gegend ein ſo liebevoll vertrauter, als wenn ſie ſich mitten in ihrer gewohnten Umgebung und unweit des eigenen, behaglichen Neſtes befänden.

„Sieh nur, Papa, wie bunt und lebendig es in Niederlahnſtein ausſieht! Wir hätten doch bleiben ſollen zur Kirmeß!“ rief das ältere der Mädchen, welches in ſeiner ganzen Art und Weiſe an ein munteres, eben flügge gewordenes Vögelchen erinnerte, während die jüngere Schweſter, ſanfter, weicher und ſelbſt ſchon weiblicher auftretend, mit ihren ährenblonden Zöpfen und ihren tiefſinnigen, kornblumenblauen Augen einen ganzen Sommer warmer, wonniger Gefühle in mir erweckte. Von dem Augenblicke an, wo die Damen das Schiff betraten,

hatte ich Auge und Ohr nur für sie und war für das Gespräch der Freunde so gut wie verloren. Was war mir Deutschland und Frankreich, was Hegel und Schelling, was Göthe, Schiller, Lessing, ja selbst Heinrich Heine, für dessen eben erschienene Reisebilder wir schwärmten, gegen die Namen „Bertha“ und „Martha“, bei denen ich den Vater seine Töchter nennen hörte. Martha hieß natürlich die jüngere. Wie hätte ein liebenswürdiges, anspruchsloses Geschöpf anders heißen können? Die leise, zärtliche Sorgfalt, mit der sie den alten Vater umgab, die dienstfertige Bescheidenheit, mit welcher sie sich der älteren und wie es schien verwöhnteren Schwester unterordnete, gaben ihrem Wesen einen beinahe bibiischen Ausdruck; ich hätte mich kaum gewundert, ihre blonden Flechten plötzlich mit einem Heiligenschimmer umkleidet zu sehen.

Noch saß ich grübelnd, wie wohl eine Anknüpfung mit der fremden Familie zu bewerkstelligen wäre, als die Freunde ein altes, allbekanntes Volkslied anstimmten. Die Mädchen horchten, lächelten, nickten einander zu, summten erst leise mit und fielen dann plötzlich ein mit ihren klaren, jugendfrischen Stimmen, wie von einem gemeinsamen Impulse bewegt. Nun war die Bekanntschaft gemacht. Wir Studenten zeigten uns als junge, wohlerzogene Lebemänner, vollständig geeignet, eine Unterhaltung mit gebildeten Damen zu führen; die Mädchen antworteten heiter und freimüthig, mit jenem sichern Tact, den nur die Gewohnheit, in guter Gesellschaft zu leben, verleiht; der alte Herr hörte unserm Geplauder wohlgefällig zu und warf hie und da ein mild anregendes Wort dazwischen. Woher und wohin? Weß Namens und Standes? Diese spießbürgerlichen Cardinalfragen kamen nicht zur Erörterung, und Bertha war die einzige, die hie und da eine kleine halbversteckte Neugierde, namentlich in Betreff meiner Person, nicht zu bemeistern vermochte.

Als das Schiff bei Schloß Argenfels hielt, um die Familie auszusetzen, wußten wir von ihren persönlichen Verhältnissen nicht mehr, als daß sie in Oberlahnstein zu uns an Bord kam. Nur eine alte, solide Landchaise, mit zwei dicken Braunen bespannt, die ihrer am Ufer harrte, und der den Schlag öffnende Diener in einfacher, aber anständiger Livree, mit wappengezierten Knöpfen, erweckten in uns die Vorstellung, daß sie wohl zu dem ansässigen Landadel gehöre. Kutscher und Bedienter schienen noch über mancherlei, wahrscheinlich in Abwesenheit der Herrschaft zu Hause vorgefallene Dinge Auskunft geben zu müssen, ehe man sich im Wagen arrangirte. Bertha und ihr Vater nahmen die Fondsplätze ein, Martha den bescheideneren Rücksitz. So blieb ihr liebes Gesicht mir noch eine Weile zugewendet, während der Wagen, in gleicher Richtung mit dem Schiffe, am Ufer dahinfuhr, bis er endlich, tiefer landeinbiegend, unsern Blicken entschwand.

Wenn ich mir heute, nach soviel Jahren, jene flüchtige Begegnung auf dem rheinischen Dampfboot vergegenwärtige, so will es mir mehr als thöricht erscheinen, daß ich sie damals Wochen und Monate lang in Gedanken mit mir herumtrug und die abenteuerlichsten Pläne daran knüpfte. Ich wollte Martha's Namen und Wohnort erforschen, vor ihren Vater hintreten und sie von ihm zum Weibe begehren, ritterlich jeden Nebenbuhler oder etwaigen Widerstand besiegen, im Nothfall sie heimlich entführen. Die Großmutter war in Gedanken meine Vertraute. Noch sehe ich sie vor mir, die alte, kluge, sauber gekleidete, sich stets aufrecht und zierlich haltende Frau in ihrem steifledernen Sessel; sie hört mir geduldig zu, nur dann und wann, wenn ich gar so sehr in Feuer gerathe, ein schalkhaftes Lächeln verbeißend, und endlich spricht sie, indem sie vorsichtig eine Prise aus ihrer goldenen Tabatiere nimmt: „Das wäre Alles recht gut und schön, mein Kind, wenn du nur der große und gemachte Mann deiner Träume schon wärest. Bei aller Demuth der holdseligen Martha zweifle ich aber dennoch, daß sie demüthig genug sein dürfte, um mit einem armen Studenten Hütten zu bauen, der dann ohnehin nur noch ein angebundenes, keinen hohen Flug mehr versprechendes Vögelein wäre.“ — Diese Worte brachten mich zur Besinnung; die kluge Matrone hatte den rechten Ausdruck getroffen. Ein angebun-

dener, am Fliegen behinderter Vogel — Gott behüt' mich.

Die Studienjahre gingen vorüber; ich wurde Auscultator, Referendarius, zuletzt Aſſeſſor in einer alterthümlichen Provinzialſtadt. Alle meine Angehörigen hatte ich verloren; ich ſtand allein und ſchon ziemlich ernſthaft in der Welt; ich ſchwärmte jetzt weder für Heine'ſche Poeſie, noch für Hegel'ſche Philoſophie; ich baute nicht mehr auf Deutſchlands baldige Einheit und Größe, noch weniger baute ich auf mich ſelbſt und meinen Beruf zum großen Manne. Das Jahr 48 war mir, und wohl manchem Andern, wie ſo oft eine große Erfahrung, zum End- und Wendepunkt der innerlichen Jugend geworden; es hatte allenthalben gar ſo vielen Schlamm aufgewühlt, und dieſer Schlamm war kein befruchtender geweſen, wie der des Nil, ſondern dämpfend und erſtickend für viele edle, hoffnungsreiche Beſtrebungen. Nichtsdeſtoweniger galt ich noch immer für einen leidlich flotten und aufgeweckten Menſchen, für einen nicht zu verachtenden, wenn auch ſporadiſchen Tänzer und guten Geſellſchafter, nach den beſcheidenen Begriffen des Städtchens ſogar für „eine Partie". In kleineren Orten ſind die Leute, die zu einer und derſelben Geſellſchaftsſchichte gehören, gleichſam gezwungen, ihre gegenſeitige Bekanntſchaft zu machen. Bälle, Concerte, Landpartien, Abendunterhaltungen aller Art führen ſie unaufhörlich wieder und wieder zuſammen; indeſſen entſchädigt ein zwangloſer, gemüthlicher Ton für das Einerlei des Verkehrs; man liebt ſich und haßt ſich, man verkleinert und bewundert ſich, man zankt und verſöhnt ſich, man läſtert einander im Glück und hilft einander in der Noth.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Erſchießung Chiavone's

ſchreibt man dem „Vaterland" aus Rom: Bei Nennung des Namens Luigi Chiavone glaubten manche Leute, es handle ſich um eine Art Andreas Hofer, weil ſeit anderthalb Jahren ſo viel Aufſehens von dieſem Manne gemacht wurde, und doch hat wohl nie Jemand einen ſo unverdienten Ruf gehabt. Das, was ich Ihnen hier über denſelben ſchreibe, ſind Thatſachen, die Ihnen von einem Augenzeugen gegeben werden, der nicht allein längere Zeit mit Chiavone verlebte, ſondern auch noch zuletzt bei der Erſchießung desſelben gegenwärtig war. Luigi Chiavone, ein ehemaliger Waldhüter, griff zu den Waffen für ſeinen König, als dieſer ſich noch in Gaeta befand und die erſten Banden in den Abruzzen organiſirt wurden. In der erſten Zeit, wo er noch eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte, benahm er ſich wacker, ſo daß er es dazu brachte, ſelbſtſtändig eine eigene Bande zu bilden und zu commandiren. Von nun an war ſehr häufig von ihm in den Blättern aller Farben und Parteien die Rede. Bald hieß es, er habe dieſen oder jenen Ort eingenommen und mehrere tauſend Piemonteſen geſchlagen, bald, er ſtehe an der Spitze von zwei, drei, ja fünftauſend Mann, theils zu Fuß, theils zu Pferde, und habe mehrere Kanonen, während doch ſeine Bande nie mehr als 300 bis 350 Mann zählte, von denen bloß 250 bewaffnet, nie ein Pferd oder ein Geſchütz in ſeinem Beſitz war, er ſich die meiſte Zeit auf päpſtlichem Gebiet in unzugänglichen Gebirgen verſteckt hielt, und nie einen Ort genommen, der von mehr als 50 bis 60 Soldaten und Nationalgarden beſetzt war. Im Gegentheile ließ Chiavone ſehr häufig die günſtigſten Gelegenheiten, dem Feinde zu ſchaden, unbenutzt vorübergehen und kannte nichts Anderes, als von den Bergen herab auf übermäßig große Entfernungen zu ſchießen. Es ſchien, als ob, ſeitdem er ſich von ſeinen Leuten „Herr General" nennen hörte und er ſelbſt ſeine Briefe ſo unterzeichnete, er für ſein Leben ſehr beſorgt worden wäre. In den erſten Monaten hatte er von manchen ihrem rechtmäßigen Könige treu ergebenen Beſitzern bedeutende Summen erhalten. Da dieſe Leute aber ſahen, daß er faſt immer unthätig blieb, wollten ſie nichts mehr hergeben, und er verlegte ſich nun auf's Plündern. Schon oft hatte der ehemalige carliſtiſche General Triſtany, der jetzt in den Provinzen Terra di Lavoro und den Abruzzen den Oberbefehl über die Banden führt, den Chiavone und einen andern kleinen Banden-

chef, Namens Teti, ermahnt, vom Rauben abzulassen und sich seinen Befehlen unterzuordnen, um so mit vereinten Kräften besser wirken zu können, aber immer vergebens. Endlich am 25. Juni brachte ein sehr bourbonisch gesinnter Besitzer aus dem Königreich Neapel bei Tristany die Klage vor, Teti habe ihm 22 Ochsen geraubt und verlange ein starkes Lösegeld. Da nun dieser Führer sich in der Nähe befand und nur 20 Mann unter seinem Befehle hatte, ließ Tristany ihn sogleich aufheben und mit seiner ganzen Bande entwaffnen. Dann ward ein Kriegsgericht zusammenberufen, das beschloß, den Teti der päpstlichen Gendarmerie als Räuber auszuliefern. Während man nun Vorbereitungen traf, diesen Beschluß auszuführen, ward ein Courier des Chiavone an Teti aufgefangen, der von dem Gegenstande seiner Sendung nichts sagen wollte. Bei genauer Durchsuchung fand man im Schuh dieses Mannes einen Zettel, aus dem klar zu ersehen war, daß beide Bandenführer nichts anderes vorhatten, als sich Tristany's und seiner Offiziere zu bemächtigen, um sie um's Leben zu bringen. Auf dieses hin ward Teti nebst zweien seiner Unteranführer zum Tode verurtheilt und am darauffolgenden Morgen auch wirklich mit einem der beiden Letzteren erschossen. Der andere stürzte sich im Augenblicke des Feuerns rückwärts mit gebundenen Händen einen steilen Abhang hinunter und entkam, obgleich ihm mehrere Schüsse nachgesandt wurden. An demselben Tage traf Chiavone gegen Abend mit seiner kaum noch 20 Mann zählenden Bande ein, in der Absicht, mit Teti, von dessen Tode er nichts wußte, sein Complott auszuführen. Es war nicht schwer, auch dieser kleinen Schaar sich zu bemächtigen, und nun wiederholte sich dasselbe, was Tags vorher geschehen war. Abends Kriegsgericht, am 27. Morgens Erschießung. Teti war ruhig und als Mann gestorben, Chiavone dagegen benahm sich sehr schwach. Bei den Hingerichteten, so wie bei vielen Leuten der Banden fand man eine Menge Kostbarkeiten, wie Uhren, goldene Ketten, Ringe u. s. w. Alle, die solche gestohlene Sachen besaßen, wurden der päpstlichen Gendarmerie eingeliefert. Noch an dem Tage der Erschießung Chiavone's erhielt Tristany die Nachricht, daß vier Ex-Chiavonisten in der Nähe plünderten, und er sandte sofort eine Patrouille aus, die diese Individuen auch wirklich auf der That ertappten, wie sie etwa 10 Personen beiderlei Geschlechts beraubten, nachdem sie dieselben zuerst durch Bedrohen mit Gewehren genöthigt hatten, sich auf's Gesicht hinzulegen. Drei der Räuber wurden erschossen, der vierte entkam.

Miscelle.

Wiederum hat Africa ein Opfer verlangt. G. W. Ackermann, aus Breslau gebürtig und erst 25 Jahre alt, ist am 19. April nach dreitägigem Krankenlager in Loanda, einer portugiesischen Besitzung in Unter-Guinea, dem gelben Fieber erlegen. Durch seinen Tod hat die praktische Gärtnerei nicht weniger als die botanische Wissenschaft verloren.

Sylbenräthsel.

Erste und zweite Sylbe.
Willst Du Erfolg bei ernstem Streben,
So kann es nützen, mich zu geben;
Ich bin, macht man durch mich sich reich
Mit fremdem Gut, dem Diebstahl gleich.

Dritte und vierte Sylbe.
Als Zeugen längst vergang'ner Zeiten
Sucht der Gelehrte mich zu deuten:
Und doch gelingt es oft ihm nicht,
Wie er sich auch den Kopf zerbricht.

Erste und vierte Sylbe.
Ich danke meistens dem Versehen,
Oft der Gewohnheit, mein Entstehen,
Man sagt wohl, daß die Damenwelt
Es vorzugsweise mit mir hält.

Dritte und zweite Sylbe.
Muß ich der Farben Schmelz entbehren,
Siehst Du mich doch von Vielen ehren;
Die Schöpfung kunstgeübter Hand
Wird weit und breit durch mich bekannt.

Auflösung des Räthsels in №. 71:
Nasenweis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Donnerstag, 14. August 1862.

Sylvester.

Von

C. v. Schwartzkoppen.

(Fortsetzung.)

Eine Weile amusirte mich das ungewohnte, kleinstädtische Treiben; die Männer in ihrem bärenmäßigen Paschathum, die Damen in ihrem oft seltsamen Putz, mit halber Tournure und zuweilen keck und drollig hervorbrechender Natürlichkeit, erschienen meiner Beobachtung nicht minder interessant, als die alten, wunderlich verschlungenen Straßen mit den düstern Giebelhäusern, zwischen denen ich umherwandelte. Mit der Zeit aber würde mir alles dieses langweilig geworden sein, wenn mich mein gutes Glück nicht mit zwei liebenswürdigen Frauen näher befreundet hätte. Es war die Räthin Selling und ihre Tochter Aline, eine nähere Verwandte meines Regierungspräsidenten. Die Damen hatten eine hübsche Erkerwohnung in der Oberstadt und führten einen äußerst comfortablen Haushalt. Nicht daß man jemals einen erheblichen und auffallenden Luxus bei ihnen wahrgenommen hätte; aber es war in ihrem Hause alles gut und gediegen, von der Thürglocke an, die einen einzigen, tiefen, feierlichen Klang gab, bis zu dem köstlichen Wiener Flügel, den Fräulein Aline meisterlich spielte. Den Tag über lebten die Damen für sich und ihre häuslichen Geschäfte, am Abend war man stets sicher, einen kleinen, heitern Cirkel bei ihnen zu finden.

Aline erzählte mir lachend, wie sie mehrere Jahre lang die Löwin der B.'schen Gesellschaft gewesen sei, die Königin der Bälle, die Seele des Liebhabertheaters, die stehende Judith und Rebekka aller lebenden Bilder, die Primadonna der vielen Concerte zum Besten verwahrloster Kinder und holzbedürftiger Familien. „Aber das Alles muß einmal ein Ende nehmen", fügte sie halb scherzend, halb ernsthaft hinzu; „man lernt allmälig den Werth seiner eigenen, liebenswürdigen Person erkennen und dieselbe mehr für sich und seine Freunde behalten. Wir gehen jetzt seltner aus, nur wenn sich einmal ein durchreisender wirklicher Künstler in unsern Concerten hören läßt, oder der Onkel Präsident es als einen Freundschaftsdienst von uns fordert, daß wir in seinen Gesellschaften die Honneurs machen. Um so lieber sehen wir in unsern vier Wänden die Leute, die uns aufzusuchen sich nicht verdrießen lassen." — Daß ich sehr bald und sehr eifrig zu den letztern gehörte, verstand sich bei mir wie von selbst. Wo hätte ich mich glücklicher und behaglicher fühlen können, als in dem Selling'schen Hause, wo man stets so gut aufgenommen war, heitere, kluge Gespräche und vortreffliche Musik zu hören bekam? Unmerklich schlich sich auch wohl ein wärmeres Gefühl für die hübsche, schlanke, interessante Aline in mein Herz.

Es war in den letzten Tagen des Februar, als ich, noch spät aus dem Selling'schen Hause kommend, über den tief verschneiten, mondhellen Kirchhof Sanct Martin ging. Ein Bekannter gesellte sich zu mir. — „Nun, lieber Oreste, werden wir bald von Ihrer Verlobung hören?" — „Von meiner Verlobung? Ich denke nicht daran, mich zu verloben." — „Ist das Ihr Ernst, Oreste? Dann sollten Sie aber — verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit — nicht so häufig dorthin gehen, von woher Sie eben kommen. Das Mädchen und ihre Mutter sind nach Ihrem Benehmen berechtigt, an eine ernstliche Werbung zu glauben. Die ganze Stadt

erwartet nichts anderes.“ — „Zum Teufel mit Ihrer Stadt! Was habe ich gegen die Stadt für Verpflichtungen?“ — „Nicht gegen die Stadt, aber doch, sollte ich meinen, gegen das Haus, dessen Gastfreundschaft Sie genießen. Wenn Sie keine Absichten haben auf das liebenswürdige Mädchen, so stehen Sie andern Bewerbern und — ihrem Glücke im Wege. Aline ist zwei und zwanzig Jahre alt, und — nicht reich.“

Nicht reich! — Das Wort traf mich mit einer gewissen unheimlichen Schärfe. Nicht reich! — Ich hatte wahrlich vordem niemals über Alinens Vermögensverhältnisse nachgedacht, aber ihre und ihrer Mutter Lebensweise mochte dennoch eine Vorstellung von sicherem Besitz und solider Wohlhabenheit in mir erweckt haben. — Nicht reich! — Der Bekannte, welcher es aussprach, konnte, mußte es wissen, und er war ein zuverlässiger Mann, der sich keiner absichtlichen Unwahrheit schuldig gemacht haben würde. Nicht reich! — Ich hatte in den folgenden Tagen und Nächten einen schweren Kampf mit mir selbst zu bestehen. Wäre ich in großen, glänzenden Verhältnissen, im Besitz einer halben Million oder nur von hunderttausend Thalern gewesen, ich würde keinen Augenblick angestanden haben, mich um die liebenswürdige Aline zu bewerben. Aber was hatte ich denn? Mein Assessorgehalt von 600 Thalern, ein kleines, anständiges Vermögen von meinen Eltern her, für mich selbst zur Genüge und allenfalls wohl ausreichend zur Erhaltung einer Familie. — Allenfalls! Ein trauriger, häßlicher, unangenehmer, verdrießlicher Begriff! — Allenfalls, d. h. so viel als nicht leben und nicht sterben, sorgen und entbehren an allen Ecken und Enden, stets dem Genusse nahe sein und niemals genießen — Gott behüte einen jeden ehrlichen Menschen vor solchem „allenfallsigen“ Glück.

Ich danke noch heute meinem guten Genius, der mich standhaft ein Verhältniß abbrechen ließ, welches weder für mich, noch für die Geliebte zum Heile führen konnte. Aline fand sich drein mit edlem, ruhigem Tact, wie ich es von ihr nicht anders erwartet hatte; nur ihre blasser und schmaler werdenden Wangen verriethen mir bei unvermeidlichen Begegnungen, daß auch sie innerlich litt. Einmal, ein einziges Mal sah sie mich an mit einem langen, traurig fragenden Blicke; dieser Blick hätte mich beinahe wankend gemacht. Glücklicher Weise erhielt ich am andern Morgen die Nachricht ihrer Verlobung mit ihrem Onkel, dem Präsidenten. Vorüber, vorüber!

Wie das Papier in meiner Hand jetzt so fröhlich aufflammt, züngelt, leuchtet, knistert, langsam verkohlt — so war es mit meiner Liebe. Zehn Jahre sind seitdem vergangen; ich habe nicht wieder an's Heirathen gedacht. Die Zeit ist auch wenig angethan zu solchen Gedanken. Wohin man sieht und hört, die Klagen über täglich theurer werdendes Leben, langsames Vorwärtskommen der Männer, wachsende Ansprüche der Frauen. Der alte, ächte Begriff der Weiblichkeit ist gänzlich verdrängt worden durch die Crinoline, die gar nicht mehr weiß, wie breit sie sich machen soll, um jedes trauliche Beieinanderleben zu verhindern. Seht eine Hausfrau am Theetisch! Sie muß nothwendiger Weise erst einige nebenstehende Stühle umwerfen, ehe es ihr gelingt, sich zu erheben und einem befreundeten Gast einige Schritte entgegenzugehen; ihre weiten Spitzenärmel schweben über der Spiritusflamme in beständiger Gefahr und erfüllen die Phantasie des Besuchers mit unheimlichen Schreckbildern von Feuersbrünsten und dergleichen, während er sich sonst an der zierlichen Bereitung des sanft erwärmenden, nervenanregenden Getränkes harmlos erfreute. — Fragt diese selbige Frau nach ihrem häuslichen Wirken und Schaffen. Sie wird euch verwundert ansehen und mit naiver Ernsthaftigkeit erwidern, daß sie in Küche und Speisekammer mehr an ihren Kleidern verderben würde, als sie jemals dort nützen könnte.

Wo ihr noch sonst einer Dame von heute begegnet, sei es einer Frau, einer Mutter, einer Braut, einem jungen, kaum erblühenden Mädchen, ihr werdet sie stets auf breiter, ausgetretener Straße erblicken! Die weichen, moosigen, geheimnißvoll verschlungenen Waldpfade, sonst die Wonne und das Entzücken aller liebenden Paare, aller zart und romantisch gestimmten Seelen, sind

längst ein unwegsames, ja ein unmögliches Terrain geworden; kaum eine Vierzehnjährige vermag sich, ob ihres mühsamen und kostspieligen Putzes, zum Veilchen- und Erdbeerensuchen zu bücken!

(Fortsetzung folgt.)

London und seine Bauten.

London enthält nach der neuesten Zählung 2,803,034 Einwohner, also mehr als halb so viel Einwohner als ganz Bayern, über eine halbe Million mehr als alle Großherzogthümer in Deutschland zusammengenommen, oder als das Königreich Sachsen, fast eben so viel als das Kurfürstenthum und die Grafschaft Hessen, die 16 Herzog- und Fürstenthümer und die 4 freien Städte zusammen, somit so viele Einwohner, als 22 deutsche Staaten insgesammt; es ist fast drei Mal volkreicher, als das Königreich Griechenland und um hunderttausend Seelen volkreicher, als Dänemark mit allen seinen Beiländern, doppelt volkreicher, als das Königreich Norwegen und volkreicher als Wien, Berlin, Paris und Rom zusammengenommen. Es ist wohl das erste Mal in der Welt, daß eine solche Masse Menschen auf einer Fläche von 4 deutschen Quadratmeilen zusammenwohnt. Man kann zwar kaum angeben, wo London eigentlich endigt, da es keine Art von einheitlicher Verwaltung hat und keine Behörde irgend einer Art sich auf die ganze Stadt erstreckt. Parlamentarisch genommen, besteht London aus den Wahlbezirken City, Westminster, Marylebone, Finsbury, Tower Hamlet's, Southwark und Lambeth, aber dieß ist auch nur eine sehr fiktive Beschreibung der Stadt, indem eine Menge umliegender Orte nach und nach von dem wachsenden Ungeheuer verschlungen werden, aber ihre eigene Verwaltung behalten. Die Post ist in derselben Verlegenheit über die Ausdehnung der Stadt und hat eigenmächtig dieselbe in eine innere und äußere getheilt, indem sie von dem General-Postamt aus einen inneren Zirkel von 3 englischen Meilen Radius und einen weiteren von 6 englischen Meilen Radius gezogen hat; der letztere bildet die äußere Stadt, enthält jedoch zum Theil mehr, zum Theil weniger, als man eigentlich zur Stadt zählt. Wollte man das, was gesetzlich zum Hafen von London gehört, zur Stadt rechnen, so würde sie noch viel ausgedehnter sein, denn dieser geht von der Southwark-Brücke an 30 englische Meilen am Fluß hinab; allein diese Theile gehören größtentheils nur so weit zur Stadt, als sie den Hafenbeamten und der Gerichtsbarkeit der Wasserpolizei der City unterworfen sind.

Die Zunahme der Bevölkerung der eigentlichen Stadt, welche mehr als 400,000 Häuser enthält, beträgt in den letzten 10 Jahren im Ganzen 440,798 Köpfe, jährlich aber etwa 70- bis 80,000 Menschen, die nach Londoner Bauart und Gewohnheit 10- bis 11,000 neue Häuser erfordern. Die Größe dieser Bevölkerung und dieser Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältniß, daß eine Hauptstadt den zehnten Theil der Bevölkerung eines Reiches enthielte, und noch mehr, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesammtbevölkerung für sich anspreche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines Jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im Frühjahre in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichthums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie nothwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß

London nicht nur die Hauptſtadt vom europäiſchen England, ſondern von einem Colonialreiche iſt, aus dem jährlich Tauſende von Familien zurückkommen, die keinen Familienſitz in England haben und es daher bei weitem leichter und wohlfeiler finden, ſich in London niederzulaſſen, wo für Bedürfniſſe aller Art geſorgt iſt, wie nirgends in der Welt. So entſtand vor einigen Jahren ein neues Quartier ſehr ſchöner Straßen nördlich vom Park von Kenſingtoñ, das den Namen Kleinaſien erhielt, weil es größtentheils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem anderen neuen Quartier, das gegen Hammerſhmith hin gebaut worden war und ſich vor Kurzem bevölkerte, waren faſt alle Häuſer von aus Auſtralien zurückgekommenen Coloniſten gekauft worden. Es macht der engliſchen Selbſtverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfniß einer ſo zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichſte Art und wie von ſelbſt geſorgt wird, ohne daß die Regierung oder ſelbſt die locale Municipalität ſich darein miſcht. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewaltthätigkeit und Verſchwendung in Paris, mit welcher Langſamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt geſorgt wird, ſo erſtaunt man, zu ſehen, wie in London die Dinge faſt wie durch ein Naturgeſetz vor ſich gehen und aus dem Boden zu wachſen ſcheinen und überall neue Quartiere entſtehen, die mit Waſſer, Gas und Allem verſehen werden, und wie die Größe der Operationen einen Menſchenverſtand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener ſchreibſeligen und viel geplagten Städte gänzlich zu Schanden machen. Denn das Reſultat iſt, daß in London der Bau der Häuſer dem Bedürfniſſe eher vorangeht, daß Jeder in den neuen Quartieren leicht eine ſeinen Mitteln und Bedürfniſſen angemeſſene Wohnung findet, daß die Straßen ſchöner ſind, als ſonſt irgendwo, und daß trotz der ſchwierigen Verhältniſſe des Grundbeſitzes die Wohnungen in London wohlfeiler ſind, als in jeder anderen großen Stadt. Der Miethzins koſtet in London in dem größeren Theile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was er in Paris und Wien (nicht nur in der inneren Stadt, ſondern auch in den zugänglicheren Theilen der Vorſtädte von Wien) koſtet, während die Häuſer bequemer und geſunder ſind, als in dieſen beiden Städten.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

(Eigenthümlichkeit bei den Frauen in Tibet.) In dieſem Lande herrſcht ein Gebrauch, welchem die Europäerinnen ſich niemals anbequemen würden. „Jede weibliche Perſon muß allemal, wenn ſie das Haus verläßt, ihr Geſicht mit einem ſchwarzen klebrigen Syrup anpinſeln.“ Jede rechtſchaffene Frau hat die Pflicht, im Publicum recht häßlich zu erſcheinen; ſie muß jene ſchmutzige Salbe kreuz und quer über das Antlitz ſchmieren. Der Reiſende Huc, welcher in der Hauptſtadt Haſſa war und ſich über eine ſo ſeltſame Erſcheinung nicht wenig wunderte, erzählt, daß die Tibetanerinnen kaum noch ein menſchliches Anſehen hätten. Daß jene Sitte ſchon im 13. Jahrhundert im Schwange ging, weiß man aus ganz zuverläſſiger Quelle; ſie iſt in Hoch-Aſien überhaupt ſehr alt.

Räthſel.

Wenn Du ihn ſuchſt, wirſt Du ihn zwar
In nächſter Nähe ſchon beſitzen,
Doch, nimmſt Du ihn auch deutlich wahr,
Kann dieſer dennoch Dir nicht nützen:
Ein And're muß ihn Dir verleih'n,
Und, trittſt in ſeinen Schutz Du ein,
So iſt, was Du geſucht, gefunden
Und der Dein eigen war, verſchwunden.

Auflöſung des Sylbenräthſels in № 72:

Nachdruck. Steinſchrift.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 74. Speyer, Samstag, 16. August 1862.

Sylvester.

Von

C. v. Schwartzkoppen.

(Schluß.)

Ich möchte wohl wissen, ob meine kleine, bescheidene Martha von dem rheinischen Dampfboot auch solch eine stolze, übermüthige Reifrocksdame geworden ist, solch ein bunter, seidener Ballon, der auf der Landstraße des Lebens gedankenlos einhertreibt, solch eine schillernde Seifenblase, zu nichts gut, als wieder in ihr Nichts zu zerplatzen! — Wie einfach sie damals war, und doch wie unendlich reizend, in ihrem Strohhut mit grünem Schleier, in ihrem leichten, hellstreifigen Kleide! Wie die verkörperte Sanftmuth und Seelengüte schaute sie aus. Niemals werde ich vergessen, wie sie sich so dienstfertig bückte, um der Schwester die entfallenen Zeichnungen aufzuheben, wie sie dem alten Vater ihren eigenen Plaid leise und vorsichtig zwischen Rücken und Stuhllehne schob, damit er bequemer säße, wie sie dem greisen Landmann, welcher, sein Bündelchen in der Hand, mit ihnen bei Schloß Argenfels ausstieg, freundlich behilflich war, vor der kleinen herabgelassenen Schifftreppe in den schwankenden Nachen zu gelangen.

Ja, eine Frau wie Martha, wenn sie wirklich geworden, wie sie zu werden versprach, könnte wohl einen Mann beglücken und eine friedlich anmuthige Häuslichkeit um sich aufbauen. Wie hübsch müßte es sein, mit ihr am flackernden Kaminfeuer zu plaudern, ihre guten blauen Augen mit Liebe und Theilnahme auf sich gerichtet zu sehen, von ihren freundlichen Lippen den Morgen- und Abendgruß zu empfangen, von ihren zierlichen Händen bedient, mit Trank und Speise bewirthet zu werden.

Himmel, wie es hier in der Stube so einsam und unbehaglich ist! Fingerdick liegt der Staub, die Möbel stehen steif und verdrießlich, die Lampe schnuppt, der Wind rüttelt an den Fenstern, und zum Ueberfluß scheint sich das Feuer im Ofen empfehlen zu wollen. Wenn ich nur in dieser bewegten Neujahrsnacht Jemand aufzutreiben wüßte, der mir Feuer und Licht wieder in Ordnung bringt! Aber Alles im Hause, was nicht selbst Gesellschaft hat, ist ausgeflogen, auch meine Quasi-Wirthschafterin, die mit der Zeit immer unhäuslicher und unzuverlässiger wird. Ich hätte nur ebenfalls ausgehen und mit meinen Bekannten im Wirthshause das neue Jahr erwarten sollen. Aber freilich, die Bekannten, die man heute im Wirthshause trifft — die jüngeren Leute besuchen sämmtlich den Ball im Gesellschaftshause — sind gar zu schale, trockene, abgestandene Gesellen.

Was? Sehe ich recht? Sind es wirklich nur noch wenige Minuten vor Zwölf, und ich habe die halbe Nacht hier gesessen und geträumt, während ich doch noch im alten Jahre die fatale Eingabe machen wollte, die dem kleinen Eugen den Platz im Waisenhause verschaffen soll? Armer, lieber, kleiner Schelm, wenn dir anders zu helfen wäre! — Horch, jetzt hebt die alte Thurmuhr aus — zwölf dumpfe, feierliche, langgezogene Schläge — athemlose Stille auf den Straßen — dann lauteres Summen und Wogen als vorher. — „Glückseliges neues Jahr, Herr Regierungsrath!“ sagt der Nachtwächter, der im vollen Ornat, mit Spieß und Laterne, zu mir in die Stube tritt. — „Glückseliges neues Jahr, alter Tobias! Sieht man dich auch einmal? Früher waren wir bessere Bekannte.“

„Jawohl, Herr Regierungsrath, als wir noch jünger waren und zuweilen, wenn wir späte Ausflüge machten, den Hausschlüssel beizustecken vergaßen. Aber die lustige Zeit geht vorüber, und nachher muß man froh sein, wenn man sein eigenes Dächelchen hat, um warm und behaglich unterzukriechen. Weiß der Himmel, wenn ich nicht Nachtwächter wäre, mich kriegten nach Sonnenuntergang keine zehn Pferde mehr aus meinen vier Pfählen heraus; es ist gar zu gemüthlich mit seiner Alten und einem halben Dutzend pausbäckiger Kinder um die helle Lampe zu sitzen und sich von den Buben und Mädchen was vorbuchstabiren und vorerklären zu lassen, wovon in unserer Jugend der Schulmeister selber nichts wußte. Das ist der sichtbare Fortschritt der Zeit, habe ich oftmals zu meiner Alten gesagt, und daß wir noch vor unserm Ende in unsern Kindern die Fortsetzung von uns selbst zu erkennen vermögen, das macht mir den Glauben leicht und klärt mir den Blick in alle kommenden Jahre, mögen sie immerhin für den alten Tobias nicht viel Besseres mehr bringen, als einsame Wachen und kalte, stürmische Nächte. — Ja so, Herr Rath, ich vergaß den expressen Brief, den mir der Postbote für Sie übergeben hat; 's war eigentlich nicht nach der Ordnung, aber der arme Bursche hatte solche Eile."

„Schon gut, schon gut, Tobias! Ich danke dir und hier nimm — für deine Mühe." — Der Nachtwächter dankt und geht. Da ich allein bin, erbreche ich den Brief. Er ist von Pylades und, wie es scheint, in Eile geschrieben.

„Lieber Orest! — Ungeachtet deiner häufig ausgesprochenen bequemen und egoistischen Grundsätze komme ich Dir mit einer Bitte. Eine Pensionsfreundin meiner Frau, Fräulein Martha von Linden, reist morgen nach D., um sich das Recht der Pflege und Erziehung ihres verwaisten Neffen, Eugen R., von dessen Stiefmutter, der verwittweten Regierungsräthin R., zu erbitten. Sie ist ganz fremd in D. und schüchtern und unerfahren in reisemäßigem Verkehr, da sie ihr väterliches Gütchen am Rhein, unweit Argenfels, selten verlassen hat. Möchtest Du ihr wohl ein Zimmer im Gasthof bestellen und sie selbst mit dem ersten Zug am Neujahrstage auf dem Bahnhof erwarten? Vielleicht kannst Du auch zwischen ihr und der gefürchteten Stiefmutter vermitteln. Fräulein von Linden wird Dir gefallen, wenn sie auch nicht mehr jung und schön ist. Sie hat alle Partien ausgeschlagen, um ihren kränklichen Vater nicht zu verlassen, scheint aber zum Lohn für ihre kindliche Entsagung den unverwelklichen Reiz der innern und äußern Anmuth, der wahren Liebenswürdigkeit empfangen zu haben. Hilf ihr, daß sie den Knaben bekommt! Ihr alter Vater ist todt, und ein Herz, wie das ihre, müßte vergehen, wenn es nichts zu lieben und zu pflegen hätte. — Dein

Pylades.

„NB. Martha's Schwester, Bertha, an einen hiesigen Ulanenoffizier verheirathet, behauptet, Dich aus früherer Zeit her zu kennen."

Zweimal, dreimal habe ich den Brief gelesen. Wie Eisschollen wälzt es sich mir von der Seele, wie erste Veilchen duftet es mich an nach langer, öder Winternacht. Bertha, Martha, Schloß Argenfels! — Ist es denn möglich? — Diese Namen, die nur noch meiner Erinnerung anzugehören schienen, werden mir noch einmal zur frischen, lebendigen Gegenwart! Morgen, nein heute werde ich sehen, die ich nimmer vergessen, ob auch die langen Jahre sich wie ein Schleier über ihr holdes Bildniß gelegt hatten. Aber wird sie mich erkennen, wird sie sich meiner erinnern, wird sie mich ihrer Freundschaft und Zuneigung würdig halten, um nicht ein noch süßeres Wort zu gebrauchen? Wir stehen beide einsam in der Welt, sie, weil sie großmüthig und selbstsuchtlos ihre Zukunft einem alten, kranken Vater opferte — ich, weil ich feige zurückschrack vor jedem Bande, welches meine Freiheit, meinen Ehrgeiz, mein sorgenloses Wohlleben zu gefährden drohte.

Gleichviel, gleichviel! Die Liebe wägt und rechnet nicht nach Verdienst, und die Liebe einer Martha wendet sich am ehesten dem Armen und Bedürftigen zu, dem scheuen, und verspäteten Gast beim Mahle des Glücks und der Freude. — Martha, meine liebe, süße, einzige Martha, du wirst, du

mußt mich lieben, schon um des Knaben willen, des Eugen, zu dessen Pflege und sorgfältiger Erziehung wir unsere Hände mit ernstem, herzlichem Gelöbniß in einander legen wollen! Ha, wie mir so unendlich wohl, so überselig zu Muthe ist bei dem Gedanken an einen eigenen Herd, an Weib und Kind! Weib und Kind, Martha und Eugen, Vergangenheit und Zukunft verknüpft durch eine warme, friedliche Gegenwart — kannst du es fassen, Oreſt, du alter, einsamer, freudloser Junggeselle?

Wahrlich, mich dünkt, daß ich erwache aus einem dumpfen, bleiernen Traum, mir verwundert die Augen reibe und hinausschaue in die helle, lachende Morgensonne, die mir fröhlich zuruft: „Ich bin schon lange, lange da, aber du hast mich nicht sehen wollen, du armer, blinder, in deine thörichte Weisheit, in deine kurzsichtige Vorsicht ängstlich vergrabener Maulwurf!“

* * *

Soweit die Zeilen des Regierungsraths. Aus anderweitigen Quellen geht hervor, daß derselbe Fräulein Martha sich zur Gattin erkor und in einer glücklichen Verbindung mit ihr von seinen Vorurtheilen gegen die Weiber und die Ehe gründlich geheilt wurde. Der kleine Eugen wurde als Adoptivsohn angenommen und von beiden Gatten wie das eigene Kind behandelt und erzogen, wofür er denn auch die Adoptiv-Eltern wie die eigenen ehrte und liebte.

London und seine Bauten.

(Fortsetzung.)

Die Häuser- oder vielmehr Städtefabrication geht um den ganzen äußern Umkreis der Stadt vor sich und das Verfahren ist überall dasselbe. Niemand oder wenigstens fast Niemand baut selbst ein Haus, mit Ausnahme einiger sehr reichen Leute, deren Zahl in der Masse des hiesigen Bauwesens kaum in Betracht kommt. Es ist im Gegentheil so weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe werth ist, eine Straße zu bauen, obgleich dieß auch noch vorkommt, sondern ein rechter Bauunternehmer findet es vortheilhafter, ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält. Jede Seite eines Straßenviertels stellt gewöhnlich ein architektonisches Ganzes dar, das eine Façade bildet und im Innern in gleichförmige Häuser abgetheilt ist, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuser gewöhnlich geräumiger sind. Häuser erster Klasse bilden oft einen Square, d. h ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Anwohner des Square Schlüssel haben, oder sie bilden Halbmonde oder Terrassen, d. h. sie sind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Auffahrt zu den Häusern herumläuft. Häuser zweiter Klasse stehen meistens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören, die dritter Klasse haben zwischen sich und der Straße einen kleinen Garten, aber keine Auffahrt. In allen diesen gibt es keine Kaufläden. Häuser mit Buden bilden eigene Straßen, welche theils die großen Durchfahrten und Arterien der Stadt sind, wo sich die reichen Läden finden, theils kleinere Nebenstraßen für die ärmeren. Diese systematische Vertheilung der Häuser nach Klassen ist dieselbe in allen neuen Stadttheilen, nur wechseln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modisch ist, die Zahlverhältnisse der Häuser erster und letzter Klasse; im Ost- und Süd-Ende der Stadt sind mehr Buden und Waarenhäuser, im Nord- und West-Ende mehr Privathäuser erster und zweiter Klasse. Ein Quartier dieser Art ist daher eher wie die Stiftung einer Colonie, bei der man darauf sehen muß, für alle Bedürfnisse zu sorgen und die Reichen und die Armen, die einander nöthig haben, in gehörigen Verhältnissen zusammenzubringen, so daß sie einander ohne zu großen Zeitverlust finden können.

Doch wir kommen etwas zu schnell an den Häuserbau, denn vor Allem muß der Unternehmer sich den Grund und Boden anschaffen, was keine ganz einfache Sache ist. Das Land um die Stadt herum gehört zum größten Theil einigen Körperschaften und großen Landbesitzern, z. B. den Uni-

versitäten Oxford und Cambridge, dem Bisthum London, dem Marquis von Westminster u. s. w. Diese verkaufen selten das Land, woran auch die speculirenden Unternehmer durchaus nicht hängen, weil der Ankauf das auszugebende Capital sehr beträchtlich vermehren würde, sondern sie vermiethen es auf 30 bis 100 Jahre unter der Bedingung eines Grundzinses und des Zurückfalles der Häuser, die auf dem Lande stehen, an den Grundbesitzer nach Verlauf der Vertragszeit. Früher war es sehr gewöhnlich, auf 30 Jahre Land zu miethen, besonders für ärmere Quartiere; man bezahlte dabei einen sehr kleinen Grundzins, weil der schnelle Heimfall der Häuser den Grundbesitzer entschädigte. In neuerer Zeit aber haben beide Theile eingesehen, daß Verträge auf 70 bis 99 Jahre vortheilhafter sind; der Grundbesitzer verlangt eine größere Grundrente und der Unternehmer kann bessere Häuser bauen, weil das lange Amortissement weniger lästig ist. Ein Morgen Land in der Umgegend von London ist für Wiesen oder Gärten etwa 3 bis 4 Pfd. Sterl. jährlich werth, oder, wenn das Land für Pflanzschulen oder Gemüsegärten besonders gut gelegen ist, 6 bis 8 Pfd. Sterl. Sobald es Bauplatz wird, steigt es auf 40 bis 60, vielleicht mehr, und mit der unausbleiblichen Bedingung des Rückfalles der Häuser nach der stipulirten Zeit. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuser in gutem Zustande zurückfallen müssen, und dieß ist keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, sondern wird jetzt streng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeister von Seiten des Grundbesitzers, besichtigt die Häuser und läßt sie auf Kosten des zeitigen Besitzers reparıren, anstreichen u. s. w., und der Betrag dieser Reparaturen wird von dem Miethbewohner bezahlt, der es seinerseits an der Miethe dem bisherigen Hausbesitzer abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbesitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die älteren Theile der Stadt schon seit langer Zeit an sich ziehen, übersteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden die möglichst werthvollen Häuser gebaut werden, und sie lassen sich also, ehe sie einen Miethvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen so viel als möglich Häuser der besseren Klassen und möglichst soliden Bau.

Je mehr sich die Stadt ausdehnt, um so mehr gewinnen natürlich die schon gebauten Theile an Werth, und dieser steigt im Innern der Stadt, wie z B. in der City, auf das Unglaubliche. Diese bildet nämlich nur einen sehr kleinen Theil von London und hat nur 600 englische Morgen Oberfläche, und das Bedürfniß an Raum für Bureaus der Compagnien, der Banquiers und Großhändler ist so groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So steht z. B. in der Nähe der Börse, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obstverkäufers, die an die Bureaus einer Compagnie stößt, welche sich auszubreiten das Bedürfniß hat; sie bot dem Obstverkäufer 1000 Pfd. Sterl. jährlich für die noch übrigen Jahre seines Miethvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfd. Sterl. jährlich und sie sind nicht handelseinig geworden. Der Advokat der City hat vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Processes erklärt, daß nach einem Durchschnitte von vielen Jahren die City, wenn sie Häuser gekauft habe, um öffentliche Verbesserungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsstraßen, den Grundbesitz zu 360,000 Pfd. Sterl. für den Morgen bezahlt habe, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preise verkauft wurde, zu dem ein Morgen 1,000,000 Pfd. Sterl. gekostet hätte. Die Folge ist natürlich, daß die City sich nach und nach entvölkert, indem die Magazine und Bureaus den Platz einnehmen, der zu theuer zum Bewohnen geworden ist, und die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen, und Niemand mehr in den Häusern schläft, als wer zu ihrer Bewachung nöthig ist.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Dienstag, 19. Auguſt 1862.

Auch ein Zeugniß *).

Eine criminaliſtiſche Novelle

von

N. Kraft.

Folgende merkwürdige Vertheidigung eines Mannes, der unter der Anklage eines Straßenraubs vor Gericht ſtand, dürfte unſere Leſer intereſſiren, obſchon ich mich nicht in der Lage befinde, den Schauplatz und das Datum näher zu bezeichnen, und die Geſchichte jedenfalls nicht der neuern Zeit angehört; denn ich fand ſie in einem Werk verzeichnet, das dem jetzt verſtorbenen Sir John Conroy überreicht wurde, als er im Jahr 1832 in dienſtlicher Beziehung zu dem belgiſchen Hof ſtand.

Ein Mann, augenſcheinlich von Stand, kam eines Abends kurz vor Einbruch der Nacht, von einem Livrebedienten begleitet, in einem weſtlichen County von England vor einem Gaſthaus der Bezirksſtadt angeritten. Er bedeutete dem Wirth, daß er wegen einer Geſchäftsangelegenheit ſich einige Tage in der Gegend aufzuhalten beabſichtige, und erkundigte ſich, ob die Stadt nichts Intereſſantes biete, womit er ſich die freie Zeit vertreiben könne. Der Wirth antwortete, es gebe ein Wettrennen; auch ſei gegenwärtig die Aſſiſenwoche, und es werde ihm daher nicht an Unterhaltung fehlen. Der Herr freute ſich, daß ſich dieß ſo glücklich traf, da er großes Vergnügen darin fand, einer Gerichtsverhandlung anzuwohnen, und der Wirth bemerkte ihm darauf, daß ſchon am nächſten Tag ein ſehr intereſſanter Fall von Straßenraub vorkomme, über den es im Publikum ſehr verſchiedene Anſichten gebe; die Anzeigen ſeien ſehr gegen den Gefangenen, er aber beſtehe ſteif und feſt darauf, daß er zur Zeit, als das Verbrechen vorfiel, ſich in einem ganz andern Theil von England aufgehalten habe. Der Gaſt war ſehr begierig, Zeuge der Verhandlung zu ſein, fürchtete aber, daß der Gerichtsſaal ſich überfüllen dürfte und er deßhalb vielleicht keinen Platz finden werde. Das ſei nicht zu beſorgen, meinte der Wirth, denn für einen Gentleman von ſeinem Ausſehen gebe es immer einen Sitz; und für den äußerſten Fall könne er ja ſelbſt mit ihm gehen und einem der Gerichtsdiener etwas in's Ohr raunen.

Demgemäß begaben ſie ſich am andern Morgen miteinander nach der Gerichtshalle, und dem Einfluß des Wirths auf das Gerichtsperſonal gelang es, ſeinem Gaſt einen Platz unmittelbar unter der Richtertribüne zu verſchaffen. Bald nachher begann die Verhandlung. Während die Zeugen für die Anklage vernommen wurden, ſaß der Gefangene augenſcheinlich ſehr niedergeſchlagen und mit zu Boden geſenktem Blicke da; erſt als an ihn der Aufruf erging, ſeine Vertheidigung vorzubringen, ſchlug er die Augen auf; aber wie er des Fremden anſichtig wurde, fühlte er plötzlich eine Schwächeanwandlung, ſo daß man ihn unterſtützen mußte. Nachdem er wieder zu ſich gekommen, antwortete er auf die Frage des Richters: „O, mein Lord, ich ſehe eine Perſon, die mir das Leben retten kann. Jener Herr dort", er deutete auf den Fremden, „wird mir bezeugen, daß ich unſchuldig bin. Ich bitte um die Erlaubniß, einige Fragen an ihn zu ſtellen." — Die Augen ſämmtlicher Anweſenden richteten ſich auf den Fremden, der nun ſeinerſeits erklärte, er könne nicht begreifen, was dieſer Menſch von ihm wolle,

*) Hausblätter.

da er ihn, so viel er wisse, in seinem Leben nie gesehen habe; doch wenn der Gerichtshof darauf erkenne, so sei er bereit, dem Gefangenen Rede zu stehen.

„Wohlan", entgegnete der Angeklagte, nachdem der Hof die erbetene Erlaubniß ertheilt hatte, „erinnern Sie sich nicht, daß Sie um diese und diese Zeit in Dover gelandet sind?" — Der Gentleman erwiderte, er sei allerdings vor einiger Zeit zu Schiff in Dover angelangt und an's Land gestiegen; doch wisse er nicht mehr, ob es gerade an dem genannten Tag geschehen. — „Erinnern Sie sich nicht einer Person in blauer Jacke und blauen Beinkleidern, die Ihnen Ihr Gepäck nach dem Gasthaus trug?" — Die Antwort lautete, es sei richtig, daß er sich eines Gepäckträgers bedient habe; doch könne er sich auf die Kleidung desselben nicht mehr besinnen. — „Aber Sie erinnern sich doch", sagte der Gefangene, „daß die Person, welche vom Boot aus mit Ihnen ging, Ihnen erzählte, sie sei Matrose auf einem Kriegsschiff gewesen und habe wegen schlechter Behandlung den Dienst verlassen — daß sie Ihnen an der rechten Seite der Stirne eine Narbe zeigte?"

Bei dem letzten Theil dieser Frage ging in dem Gesicht des Fremden eine merkwürdige Veränderung vor sich. Er sagte, er erinnere sich freilich eines solchen Umstandes; der Mann habe das Haar bei Seite gestrichen und ihm seine Narbe gezeigt; es sei ihm deßhalb unzweifelhaft, daß er dieselbe Person vor sich habe. Ein Gesumm der Befriedigung lief durch den ganzen Saal; denn der Tag, an welchem der Gefangene den fremden Herrn zu Dover bedient haben wollte, war derselbe, an welchem in einem weit von diesem Platz entlegenen Landestheil der Straßenraub begangen wurde. Der Fremde war allerdings in Betreff der Zeit nicht sicher, sagte aber, er pflege hin und wieder Memoranda in sein Taschenbuch einzuzeichnen, und es sei recht wohl möglich, daß er sich den Tag jener Landung notirt habe. Als er nun in seinem Taschenbuch nachsah, fand er richtig, daß das Datum mit der Angabe des Gefangenen harmonirte. Da dieses Zeugniß zu dem Beweis des Alibi genügte, so wurde, nachdem der Fremde darauf beeidigt war, der Gefangene unter dem Beifall und den Glückwünschen des ganzen Hofes sogleich freigesprochen. Doch noch vor Ablauf eines Monats brachte man den Gentleman, der in dem Gasthaus abgestiegen, seinen Livrebedienten und den Freigesprochenen — alle drei gefänglich nach dem Platz zurück, weil sie sich einen bewaffneten Raubangriff auf einen Postwagen erlaubt hatten. Es stellte sich nun heraus, daß die Vertheidigung vor dem Schwurgericht ein unter dem saubern Kleeblatt schlau abgekarteter Handel gewesen und daß die Spießgesellen auf diese Weise ihren unglücklichen Kameraden hatten retten wollen.

London und seine Bauten.

(Schluß.)

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserem eigentlichen Thema, der Fabrication neuer Quartiere, zurück. Hat also der Bauunternehmer mit dem Grundbesitzer seinen Vertrag abgeschlossen, in welchem die Grenzen des gemietheten Landes, die Bedingungen der Grundrente und die Dauer des Vertrages, die Zahl und Arten der Häuser, die gebaut werden sollen, wahrscheinlich die Localitäten, die für eine Kirche und vielleicht eine Schule vorzubehalten seien, festgesetzt sind, so kann er ohne jegliche weitere Erlaubniß zu bauen anfangen, wobei er nur den Bestimmungen des Baugesetzes für die Stadt London nachzukommen hat. Dieses wurde in Folge von Klagen über ungesunde und gefährliche Bauten gegeben und enthält Bestimmungen über die Dicke der Mauern im Verhältniß zur Höhe der Häuser, über die Anlage der Kamine und Küchenfeuer und über Abzugsgräben. Die Ueberwachung der vorbeschriebenen Bestimmungen gehört den Municipalitäten der verschiedenen Stadtviertel, welche Inspectoren dazu ernennen, die das Recht haben, Aenderungen im Bau zu verlangen, wenn gegen die gesetzlichen Bestimmungen gebaut wird, im Nothfalle die angefangenen Häuser niederzureißen, wenn die Aenderungen nicht

vorgenommen werden, und Reparaturen anzuordnen, wenn alte Häuser gefährlich zu werden drohen. Es ist keineswegs nöthig, daß der Unternehmer dem Inspector seinen Plan vorlegt, und im Allgemeinen thut er es auch nicht, denn die Freiheit in England besteht eben darin, daß man keine vorläufige Erlaubniß braucht und eben vor dem Gesetze verantwortlich ist, wenn man thut, was gegen das Recht eines Andern ist.

Der Unternehmer fängt seine Bauten damit an, daß er die Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuservierеck bildet, so wie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen sollen, etwa 10 Fuß ausgräbt. Hierauf baut er an der Chaussee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backsteinen, die nach dem Innern des Vierecks hin sich öffnen, 6 bis 8 Fuß tief und eben so breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuser bestimmt sind; sie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Oeffnung im Gewölbe, deren Mündung in dem Trottoir mit einer eisernen Platte geschlossen ist, durch welche die Kohlen eingeschüttet werden. Die Thür des Kellers ist natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdischen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und bestimmt ist, der unterirdischen Küche Licht und Luft zu geben. Diese Area ist 4 bis 8 Fuß breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienstboten bestimmt ist; die Area ist vom Trottoir durch ein eisernes Gitter getrennt, das mit einer Thür versehen ist, die auf die hinabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut sind, wird mit den Häusern angefangen und die ganze Straße erhebt sich zu gleicher Zeit; die Küche, Speisekammer u. s. w. sind unter dem Niveau der Straße, denn sie sind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeschoß in einem bürgerlichen Hause enthält immer das Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erste Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderstuben u. s. w., der letzte Schlafzimmer der Dienerschaft, und die Bauart ist so einförmig, daß man nur bei größeren Häusern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick im Zweifel sein kann, wozu jede Thür führen müsse. Für den inneren Ausbau der Häuser haben die großen Bauunternehmer eigene Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeit im Großen und vortrefflich gemacht wird. Das Holz zu Thüren, zu Treppengeländern, Böden, Fenstern u. s. w. wird mit Dampfsägen und Hobeln bearbeitet und Tausende von jedem Gegenstande in absolut gleicher Größe und Qualität angefertigt; so mit Schlössern, Angeln, Schrauben, Thürheben, Riegeln aller Art, die je nach Größen und Klassen so gleich producirt werden, daß jedes Exemplar in jedem Hause einer gleichen Klasse ohne Weiteres angebracht werden kann. Diese Fabrication im Großen mit Maschinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich, alle diese Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen und man findet auch in den neuen Häusern die Vertheilung des Raumes sehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit sehr solid und gut, und die Wasserbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Wassercompagnien, welche die großen Röhren durch die neue Straße legt, und im Bau jedes Hauses wird am Anfang dafür gesorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen versehen werden, durch welche man eine de facto unbeschränkte Masse von Wasser entweder durch den directen Druck aus den Hauptröhren oder durch einen Behälter oben im Hause, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieser Ueberfluß an Wasser ist es vor Allem, dem London verdankt, die gesundeste Stadt in Europa zu sein, denn die Sterblichkeit beträgt gegenwärtig nur noch 25 vom Tausend jährlich. Es gibt in den älteren und ärmeren Theilen der Stadt noch etwa 90,000 Häuser, die keinen Wasserzufluß von außen

erhalten und auf Brunnen angewieſen ſind, aber etwa 300,000 werden von 8 Waſſercompagnien mit täglich 60 Millionen Gallonen Waſſer verſehen und man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieſer Waſſermaſſe auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Geſundheit iſt, und um das Grauſen zu theilen, mit dem Engländer von dem peſtilenzialen Geruch ſprechen, der in den Häuſern von Paris, Wien und Berlin herrſcht und den man auch in London in alten und vernachläſſigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber herrſcht. Wenn eine Straße fertig iſt, ſo beeilt ſich der Unternehmer, die Häuſer zu vermiethen und wo möglich zu verkaufen, denn es liegt ihm vor Allem daran, ſein Kapital wieder zu erhalten, um dieſelbe Operation von Neuem anzufangen, und gewöhnlich verkauft er ſie in nicht langer Zeit, da Jeder lieber in einem eigenen Hauſe wohnt und man wohlfeiler kauft als miethet, weil der Verkäufer ein Häuſerhändler und nicht ein Häuſervermiether iſt, im Großen, alſo wohlfeil, fabricirt hat und ſein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Speculation iſt im Allgemeinen glücklich; viele der Bauunternehmer haben ein großes Vermögen erworben und die meiſten gedeihen, ſelbſt wo ſie unter ungünſtigeren Bedingungen arbeiten. Es geſchieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tiſchler und ein Schloſſer ſich aſſociiren, um eine Straße zu bauen, daß ſie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt, und genöthigt ſind, auf die halb gebaute Straße Geld aufzunehmen; aber dieſe Speculationen gedeihen gewöhnlich, wenn ſie mit nur gewöhnlichem Verſtande in der Wahl der Gegend und der Klaſſe der Häuſer gemacht werden.

Das Reſultat der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat eine Concurrenz herbeigeführt, welche mit der ſchnellen Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neueren Theile von London zu der ſchönſten und geſundeſten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Bäume und Bequemlichkeit hat als irgendwo, und das Alles um einen Preis, der im Ganzen die Hälfte von dem nicht überſchreitet, was man in Wien und Paris für ungeſundere Logis bezahlt. Da die Stadt ſich nicht in die Bauten gemiſcht hat, ſo entgeht ſie aller der Gewaltthätigkeit und Verſchwendung, die man in Paris ſieht; ſie bricht nicht ſelbſt neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuſer deßhalb zu verkaufen; ſie hat keine Schulden und daher kein Octroi, um ſie zu bezahlen und das Leben zu vertheuern, und die Folge iſt, daß das Leben in London ſehr beträchtlich wohlfeiler iſt, als in Paris. Wir ſprechen hier von Allem, was wirklich zum Leben nöthig iſt, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich theurer und zwar viel theurer iſt, als in Paris oder in Wien, ſo kommt dieß einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichthum eingeführt und ſo allgemein gemacht, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn ſchwer erlauben. In reichen Häuſern in der Stadt und auf dem Lande geht das Raffinement des Luxus in Equipage, in Möbeln, in Bedienung, im Eſſen bis zur Abgeſchmacktheit und dieſes Beiſpiel wird von Stufe zu Stufe herab ſo viel als möglich nachgeahmt, ſo daß nach und nach die Bedürfniſſe und Gewohnheiten von Jedermann geſteigert worden ſind.

Miscelle.

(Ein alter Soldat.) In der öſterreichiſchen Militärgrenze lebt zu Jezerana ein Grenzer, Namens Ivan Rendulić, der 122 Jahr alt iſt. Er iſt noch ziemlich rüſtig, ſein Gedächtniß ungeſchwächt und er hat ſich dem Ban bei deſſen letzter Durchreiſe durch Jezerana vorgeſtellt. Er dürfte wohl der älteſte Soldat in Europa ſein.

Auflöſung des Räthſels in № 73:

Schatten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Heib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 76. Speyer, Donnerstag, 21. August 1862.

Des Kaiserdomes Gruß
an
Seine Majestät König Ludwig
am 17. August 1862*).

Ghasele.

Wohl trat in meine Hallen hier manch theurer und geliebter Gost;
Doch froh Dich grüßend sag' ich Dir: nie kom willkommner mir ein Gast.
Viel hoher Muth, viel Prunk und Zier, viel frommer Sinn hielt bei mir Rast,
Kehrt' betend, stounend ein bei mir: doch nie willkommner kam ein Gost.
Sa oft der Salier Panier herwollte stolz von dem Palast,
Wie dankbar grüßend stand ich hier: doch nie willkommner kam ein Gost.
Die einst in kühner Ruhmbegier des Reiches Scepter stark erfaßt,
Die deutschen Koiser komen mir: doch nie willkommner kom ein Gost.
Es trug der alte Habsburg hier demüthig fromm der Krone Last,
Da neigten sich die Hallen schier: doch nie willkommner kam ein Gost,
Der Solier Wohlthot häufst Du mir, und Rudolphs frommen Sinn Du host.
Ein deutscher König stehst Du hier: drum nie willkommner kam ein Gast.
Ja seit Johrhunderten zu mir kom wohl manch hoher theurer Gast;
Doch dankbar grüßend sag' ich's Dir: nie kom willkommner mir ein Gost.

An
Erzherzogin Hildegarde
bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit Eintritt in den Kaiserdom
am 17. August 1862.

Wohl bleichen in des Heiligthumes Hallen
Die Diamanten und das Gold der Krone.
Nicht ird'schem Scheine gibt sich Gott zum Lohne,
Des Herzens Demuth nur kann ihm gefallen.

Doch wo zum Tempel Fürst und Fürstin wallen,
Herniedersteigend von dem ird'schen Throne,
Zu huldigen dem ew'gen Königssohne:
Blickt stolz das Volk — Erbonung ist es Allen.

Drum sei willkommen uns im Koiserdome! —
Doch auch willkommen hier am deutschen Strome!
Als Sinnbild fassen gern wir dein Erscheinen.

Es rankt die zarte Blume sich von Scheyern
Mit treuer Lieb' um Habsburgs Stamm. So einen
Muß unzertrennlich Oestreich sich und Bayern.

---

*) Der Verfasser beider Gedichte ist Hr. geistl. Rath Mollitor.

Ein Brief Heine's *).

— In dem so eben erschienenen zweiten Bande der „Etudes sur l'Allemagne" von Philarète Chasles findet sich ein Schreiben Heinrich Heine's an den Verfasser, in welchem er letzterem auf sein Verlangen eine kleine Lebensskizze entwirft. Der Brief ist so charakteristisch, daß wir nicht umhin können, ihn unsern Lesern hier deutsch wieder zu geben. Derselbe ist mehr als eine Biographie, er ist ein Porträt:

Paris, 11. Januar 1835.

„Ich habe den Brief, mit dem Sie mich beehren, so eben erhalten und beeile mich, Ihnen die gewünschten Aufklärungen zu geben.

Ich bin im Jahre 1800 zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, geboren, die von 1806 bis 1814 von den Franzosen besetzt war, so daß ich in meiner Kindheit französische Luft athmete. Meine erste Erziehung erhielt ich im Franciscanerkloster zu Düsseldorf. Später kam ich in's Gymnasium derselben Stadt, das damals Lyceum hieß. Ich habe alle Klassen durchgemacht, in denen man humaniora lehrt, und mich in der Oberclasse, wo Rector Schallmayer Philosophie, Professor Kramer die classischen Dichter, Professor Breuer Mathematik und der Abbe Daulnoie französische Rhetorik und Poetik vortrugen, ausgezeichnet. Diese Männer leben noch, mit Ausnahme des ersten, eines katholischen Geistlichen, der sich besonders meiner annahm, ich glaube, wegen des Bruders meiner Mutter, des Hofrathes von Geldern, der sein Universitätsfreund war, und, ich glaube auch, wegen meines Großvaters, des Doctors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet hatte.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau, lebt noch, in Zurückgezogenheit von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Geldern, und zwei Brüder, von denen der eine, Gustav von Geldern, (er trägt den Namen meiner Mutter) Dragoneroffizier im Dienste Sr Maj. des Kaisers von Oesterreich ist; der andere Doctor Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Balkan überschritten hat. — Meine Studien, die durch romanhafte Capricen, durch Niederlassungs-Versuche, durch die Liebe und andere Krankheiten unterbrochen wurden, habe ich vom Jahre 1819 an in Bonn, Göttingen, Berlin fortgesetzt. Ich habe mich drei und ein halbes Jahr in Berlin aufgehalten, wo ich mit den ausgezeichnetsten Männern der Wissenschaft im intimsten Verkehre stand und alle Arten Uebel erduldete, unter anderen einen Degenstich in die Nieren, den mir ein gewisser Schiller von Danzig beibrachte, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der mich auf das Fühlbarste zu verwunden verstanden hat. — Ich habe sieben Jahre lang auf den genannten Universitäten studirt; in Göttingen, wohin ich zurückkehrte, erlangte ich die Würde eines Doctors beider Rechte, nach einem besonderen Examen und einer öffentlichen Disputation, bei welcher der berühmte Hugo, damals Decan der Facultät, mir nicht die geringste scholastische Formalität erließ. Obwohl Ihnen letztere Thatsache ziemlich unbedeutend vorkommen mag, bitte ich Sie doch, davon Kenntniß zu nehmen, weil man in einem so eben gegen mich veröffentlichten Buche behauptet hat, ich hätte mein akademisches Diplom nur gekauft. Dieß ist von allen Lügen, die man über mein Privatleben gedruckt hat, die einzige, welche ich widerlegt sehen möchte. Das ist der Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, Henkerssohn, Straßenräuber, Atheist, schlechter Poet: ich lache darüber, aber es zerreißt mir das Herz, wenn man meine Doctorwürde anficht (unter uns gesagt, weiß ich, obwohl doctor juris, von der Jurisprudenz gerade weniger, als von jeder andern Wissenschaft). Seit meinem sechszehnten Jahre mache ich Verse. Meine ersten Poesien kamen in Berlin 1821 heraus. Zwei Jahre später erschienen neue Poesien mit zwei Trauerspielen. Eines von diesen wurde in Braunschweig, Hauptstadt des Herzogthums gleichen Namens, gespielt und ausgepfiffen.

*) Bayer. Ztg.

Im Jahre 1825 erschien der erste Band Reisebilder; die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hofmann und Campe heraus, die noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1826 bis 1831 habe ich mich nacheinander in Lüneburg, Hamburg und München aufgehalten, woselbst ich mit meinem Freund Lindner die „Politischen Annalen" herausgab. In der Zwischenzeit machte ich auch Reisen in fremde Länder. Seit zwölf Jahren bringe ich die Herbstmonate immer am Meer zu, gewöhnlich auf einer der kleinen Nordseeinseln. Ich liebe die See wie eine Geliebte, und habe ihre Schönheit und ihre Launen besungen. Diese Gedichte stehen in der deutschen Ausgabe meiner Reisebilder. Ich habe sie in der französischen Ausgabe weggelassen, aus welcher ich auch den polemischen Theil entfernte, der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, habe ich ihn auch in der Vorrede zu den Briefen von Kahldorf angegriffen, die ich nicht selbst geschrieben habe, wie das deutsche Publicum meint. Die alten Deutschthümler, deren Patriotismus nur in einem blinden Haß gegen Frankreich bestand, habe ich in allen meinen Büchern wüthend verfolgt. Diese Gehässigkeit kommt noch von der Burschenschaft her, zu der ich gehörte. Ich habe zugleich die katholische Propaganda, die deutschen Jesuiten, bekämpft, eben sowohl um die Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen haben, als um meinen protestantischen Neigungen zu genügen. Diese Neigungen haben mich zwar manchmal etwas zu weit geführt; denn der Protestantismus war für mich nicht nur eine liberale Religion, sondern der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte dem lutherischen Glaubensbekenntniß nicht nur durch den Taufact, sondern auch durch einen schlachtenmuthigen Enthusiasmus an, der mich zur Betheiligung an den Kämpfen dieser streitenden Kirche trieb. Fortwährend die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigend, habe ich nie meine pantheistischen Sympathien verheimlicht. Deßhalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlechtunterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange die Nachricht verbreitet, ich hätte mich in die Saint-Simonistische Jacke gesteckt, andere wollen mich zum Juden stempeln. Ich bedaure, nicht immer in der Lage zu sein, solche Dienstleistungen belohnen zu können. Ich habe nie geraucht; das Bier liebe ich auch nicht, und erst in Frankreich habe ich das erste Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich an Alles gemacht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfertigt; ich habe über Kunst, Philosophie, Theologie, Politik geschrieben — Gott verzeih mir's! Seit zwölf Jahren discutirt man in Deutschland über mich; man lobt oder tadelt mich, aber immer leidenschaftlich und unaufhörlich. Man liebt, man verabscheut, man vergöttert, man beleidigt mich. Seit dem Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Es ist genug. Ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Nachrichten über mich verlangen, will ich sie Ihnen sehr gerne geben. Es ist mir immer lieber, Sie verlangen das von mir selbst. Sprechen Sie Gutes von mir, sprechen Sie Gutes von Ihrem Nächsten, wie es das Evangelium empfiehlt, und genehmigen Sie die Versicherung der Hochachtung und besonderen Werthschätzung, mit der ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Heinrich Heine."

Miscellen.

E. J. Die Gewinnung des Rheingoldes, das sich erst vom Einflusse der Aar bei Waldshut an findet, ist, wie bekannt, in letzter Zeit auf ein Minimum herabgesunken. So hatte in Baden in den ersten dreißig Jahren, von 1804 bis 1834, die jährliche Ausbeute den Durchschnittswerth von 6969 fl. 10 kr. Die reichste Ausbeute liefere das Jahr 1840 mit 15,743 fl. 27 kr. Von da an nahm sie stetig ab und das Jahr 1858 lieferte den geringsten Ertrag mit 2176 fl. 43 kr. In dem Zeitraum von 1804 bis 1859 incl. wurden für die eingelieferten $564^{79}/_{1000}$ Zollpfund 418,531 fl. 30 kr. be-

zahlt. Die Goldgründe selbst kommen meistens an niedrigen, von ruhigem Wasser bespülten Ufern vor und sind nach Hochwassern um so reicher, je langsamer sich diese wieder verlaufen. Die goldführende Bank liegt meist oben auf den Goldgründen, selten 6—10 Zoll tiefer, und der Goldwäscher untersucht zuerst die Waschwürdigkeit durch Abschlämmen auf einer Schaufel. Bleibt eine hinreichende Anzahl Blättchen zurück, so beginnt die Wascharbeit. In den Fasern des Tuches, mit welchem die geneigte kleine Waschbank bedeckt ist, bleiben Gold und Titaneisen, das mit demselben vorkommt, zurück. Das Gold wird dann in einem fortwährend bewegten Schiffchen mittelst Quecksilber ausgezogen (amalgamirt) und das Amalgam durch geschicktes Abschwenken vom Sande geschieden. Nach dem Pressen durch ein Leder oder starkes leinenes Tuch zur Entfernung des flüssigen Quecksilbers wird das Amalgam in einem Flintenlaufe erhitzt, das Quecksilber in flüssiger Form wiedergewonnen, das „gebrannte Gold" eingeschmolzen und gegen Ersatz des Werthes an die betreffende Behörde abgeliefert. Das Abnehmen der Goldgründe in Folge der Stromregulirung, das Fallen des Preises des Goldes bei gleichzeitigem Steigen der Taglöhne und der sichere und weniger mühevolle Verdienst bei Beschäftigung mit Landwirthschaft u. s. w. ist die Veranlassung, daß die Gold-Production fortdauernd abnimmt und ihre frühere Höhe wohl nie mehr erreichen wird.

(Auch ein Liebesbrief.) Am letzten Valentinstage, wo es in England Sitte, daß man scherzhafte Liebesbriefe schreibt, erhielt ein Londoner Stutzer auch einen solchen, dessen Anfang wunderschön lautete. Die schöne Schreiberin sang in wohlklingenden Versen, daß sie vor Neugier sterbe, ein Geheimniß zu erfahren, das er grausam in seinem Herzen verschlossen halte. Sie wünsche nicht zu wissen, ob er reich sei, ob edles Blut in seinen Adern rolle, ob er eine hohe Stellung einnehme — nach allem diesen frage wahre Liebe nicht. Aber er möchte ihr doch die Wunde ihres Herzens heilen, dasselbe mit unaussprechlicher Freude erfüllen, wodurch alle Reichthümer und Ehren aufgehoben würden, er möchte ihr doch sagen — wieviel er für seine neue Perrücke bezahlt habe.

Ein Abrudbanyer Arzt erzählt im „Korunk", daß am 17. v. M. ein Insasse von Bleßeny, Namens Nikolaj Popa, seine erwachsene Tochter zu ihm gebracht und ihn gebeten habe, sie von einer Schlange zu befreien, welche vor anderthalb Stunden dem Mädchen, das schlafend auf dem Rücken lag, durch den offen gehaltenen Mund in den Magen gekrochen. Der Arzt habe dem Mädchen heißes Ochsenblut eingeträufelt und schon beim vierten Tropfen sei die Schlange hervorgesprungen, habe sich drei bis vier Mal auf dem Boden gewunden und sei dann crepirt. Die ziemlich dicke Schlange war einen Schuh lang. Welcher Species sie angehört, ist nicht angegeben. (Offenbar dem Geschlechte der Enten. Wie man nur solche Lügen ersinnen kann.)

Hamburg, 14. August. Bei dem heute Vormittag stattgefundenen Transport der Renz'schen Menagerie nach Harburg gelang es dem Königstiger, auf Wilhelmsburg aus seinem Käfig zu entkommen. Nachdem er eines der Wagenpferde (des Fuhrmanns Grund, desselben, dessen Fuhrwerk im vorigen Jahre mit dem Kreuzberg'schen Löwen ein gleiches Schicksal hatte!) nicht unerheblich beschädigt hatte, nahm er Reißaus nach einem mit Schilf bewachsenen Brack, in welchem er durch zwei Schüsse, die von einem der Leute des Hrn. Renz und einem Gendarmen abgefeuert wurden, getödtet ward. Er war erst im vorigen Jahre für 1400 Thaler angekauft worden.

Räthsel.

Es ist die wunderschönste Brück',
Worüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen
Und unter ihr die Leute geh'n,
Ganz trocken und sich froh ansieh'n,
Die Schiffe segelnd durch sie zieh'n,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Keinen Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 77. Speyer, Samstag, 23. August 1862.

* Die Centralsonne.

Ich schau' in den nächtigen Himmel hinein,
Zu zählen die goldenen Sterne.
Wie viele derselben es möchten sein,
Das wüßt' ich doch gar so gerne.

Je länger ich zähle, je schärfer ich schau',
Es wächst nur die Größe des Heeres.
Mir wird bei dem Schau'n in die Sternenau,
Als zählt' ich am Sande des Meeres.

Vergeblich! es reichet das Auge nicht hin
Für diese unendliche Ferne.
Schon eine der Fragen verwirrt mir den Sinn:
Wo find' ich den letzten der Sterne?

Laß ab, kurzsichtiges Menschenkind!
Es ist nur ein eitel Beginnen;
Und könntest du wissen, wie viel es sind,
Was wolltest du damit gewinnen?

Im Zählen und Messen liegt nimmer das Glück,
Ja führte dein Zählen und Messen
Dich nicht beständig auf Einen zurück,
So hätt'st du das Beste vergessen.

Den Einen suche, er ist dir nicht fern,
Der wandelnd unwandelbar stehet,
Des Weltalls ewigen Kern und Stern,
Der bleibt, wenn auch Alles vergehet.

Und hat ihn erreichet dein suchender Blick,
Dann hast du das Centrum der Sonnen,
Und Forschen und Wissen wird dann erst ein Glück,
Nachdem du das Centrum gewonnen.

Fr. Blaul.

Zundelfrider in England *).

Von

Robert Langer.

Jedes Land hat seine im Munde des Volkes fortlebende Heroen des Verbrechens, und die Nachwelt beurtheilt ihre Heldenthaten um so schonender, wenn sie nicht gerade mit Grausamkeit verbunden waren und mit Schlauheit und Humor ausgeführt wurden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trieben an der Grenzscheide von England und Schottland Viehräuber ihr Handwerk in großartigem Stil und erwiesen sich als eine schwere Landplage, da sie gemeiniglich in Haufen über ihre Beute herstürzten, mit roher Gewalt sich derselben bemächtigten und durch die Verwegenheit ihres Charakters die Verfolgung einschüchterten. Eine Ausnahme davon machte ein berühmter Freibeuter, der unter dem Namen Dicky vom Königswald bekannt war. Dieser Ehrenmann sprach unverholen seine Mißbilligung über das gemeine Verfahren seiner Zunftgenossen aus und rühmte sich wiederholt, daß er durch seine Schlauheit noch einmal so viel zu verdienen im Stand sei, als diese ordinären Gesellen mit ihrem gewaltthätigen Wesen. Dieß war keine bloße Prahlerei, denn im Lauf einiger Jahre hatte sich Dicky einen Namen gemacht, der in dem ganzen Grenzland nur mit Schrecken genannt wurde. Wenn der Bauer sich zur Ruhe niederlegte, that er es mit Angst und Sorge, ob am Morgen nicht ein Theil seines Viehes verschwunden sei. Dicky wußte seine Unternehmungen so geschickt auszuführen, daß es

*) Zundelfrider ist bekanntlich ein durch Hebel verewigter Gauner.

Niemand gelang, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er bot der Gerechtigkeit offenen Trotz und lachte über die vergeblichen Anstrengungen ihrer Diener, ihn zur Strafe zu bringen. Der Leser wird sich aus nachstehender Erzählung am besten eine Vorstellung machen können von der Feinheit, mit welcher er seine Raubzüge zu einem glücklichen Ende zu bringen verstand.

Während seiner Wanderungen durch Northumberland wurde er eines schönen Nachmittags durch den Anblick eines prächtigen Paars Ochsen erfreut, die ruhig in einem Feld bei Denton Burn, einem eine Stunde von Newcastle entlegenen Dorfe, grasten. Entschlossen, sich die Thiere zuzueignen, umzingerte er den Platz bis zum Einbruch der Nacht, lauerte auf, nach welchem Stall sie gebracht wurden, und vollführte die Arbeit mit seinem gewöhnlichen Glück. Auch gelang es seiner Schlauheit, solche Spuren zurückzulassen, daß der Eigenthümer auf den Glauben kommen mußte, der Dieb habe die Richtung nach dem Tweed eingeschlagen, und auch richtig dahin alsbald seine Verfolgungsmaßregeln in's Werk setzte. Dicky aber hatte sich inzwischen nach dem westlichen Theil gewendet und seine Bewegungen so geschickt ausgeführt, daß er in kurzer Zeit Lanercost in Cumberland erreichte. Hier traf er auf einen alten Farmer zu Pferd, dem die Ochsen so wohl gefielen, daß es schnell zu einem Kauf kam.

Dicky war natürlich sehr erfreut, in einer so angenehmen Weise einer Bürde ledig geworden zu sein, die ihm auf die Dauer lästig und wohl auch gefährlich werden konnte. Aber der Farmer besaß ein wunderschönes Roß, und Dicky beschloß bei seinen etwas verschrobenen Vorstellungen von Eigenthumsberechtigung, daß es, gehe es nun in Gutem oder in Schlimmem, sein werden müsse. Er nahm daher bereitwillig die gastliche Einladung des Farmers an, zu Ehren des Kaufs eine Flasche Wein mit ihm zu leeren und bei ihm zu übernachten. Bei dieser Gelegenheit fragte er nun seinen Wirth, ob ihm sein Pferd nicht feil sei. — „Mein Pferd feil?" rief der Farmer mit einem mitleidigen Lächeln über diesen Vorschlag. „Nein, danke schön; es gibt kein zweites wie dieses im ganzen Norden der Grafschaft." — „Zweifle nicht daran, Herr Musgrave", versetzte Dicky, „und nach dem, was ich heute von ihm gesehen habe, glaube ich gerne, daß man auf zwanzig Stunden hin kein ähnliches findet. Nun, da Ihr's nicht verkaufen wollt, so will ich Euch nur wünschen, daß Ihr Euch seiner noch lange in guter Gesundheit erfreuen mögt." Dieser Wunsch wurde natürlich beiderseits mit einem vollen Glas bekräftigt.

„Ich hoffe, Herr Musgrave", fuhr Dicky fort, „Ihr nehmt Eure Stallthüre wohl in Acht; denn da man diesen Spitzbuben, den Dicky vom Königswald, so frei herumlaufen läßt, so kann Niemand sicher sein, ob er nicht eines Morgens seine Krippe unbesetzt findet." — „Ha, ha, ha", lachte der Farmer, „der müßte früh aufstehen, wenn er mir mein Roß stehlen wollte." — „Da muß Euer Stall gut verwahrt sein", meinte Dicky." — „Ja wohl da, Stall", versetzte Musgrave. „Der Stall ist in meiner Schlafstube. Ich bin unbeweibt, und so binde ich das Thier jeden Abend an meinen Bettpfosten an. Dort hat es auch seine Krippe, und keine Musik klingt angenehmer in meinem Ohr, als wenn ich es Nachts neben meinem Bette seinen Hafer zusammenmahlen höre." — Dicky war erstaunt über eine solche unerhörte Vorsichtsmaßregel, ließ sich aber nicht weiter darüber aus und begnügte sich, die Schlauheit des Farmers zu loben, die ihm jedenfalls seinen Liebling sichern müsse. „Ihr habt wahrscheinlich auch ein recht festes Schloß an Eurer Schlafstube?" lautete der weitere Führer. — „Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen", antwortete der arglose Wirth

Dieß war, was Dicky wollte. Er betrachtete das Schloß sorgfältig und überzeugte sich, daß es ihm nicht schwer fallen werde, es zu öffnen; doch erklärte er gegen Musgrave, daß die Thüre nicht besser verwahrt sein könnte, und so weiter. Dann ging es abermals zu dem herzerfreuenden Becher, und nachdem schließlich ein Humpen auf ein fröhliches Wiedersehen am andern Morgen geleert war, suchte Dicky seine Schlafstätte auf. — Sobald der Gast sich zur Ruhe begeben hatte, machte der alte

Farmer seine Runde durch das Haus und schloß mit gebührender Vorsicht Thüren und Fenster. Dann befestigte er das Pferd an seinen gewöhnlichen Pfosten, legte sich zu Bette und schlief bald bei dem Mahlen des Pferdes ein.

Die Nacht entschwand. Als die ersten matten Strahlen des Tages aufzutauchen begannen, erwachte Musgrave; er fühlte sich kalt und frostig und schaute umher, was wohl die Ursache sein mochte. Da bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß die Decken seines Bettes weggenommen und auf den Boden ausgebreitet waren. Was soll dieß? dachte der Farmer. Quälte ihn ein garstiger Traum, oder wachte er wirklich? Mechanisch richtete sich sein Blick nach der Stelle, wo sein Pferd stehen sollte. Es war nicht da — fort — gestohlen! Während der Nacht hatte ein frecher Dieb in das Farmhaus eingebrochen, das Thürschloß geöffnet, die Decken auf den Boden gebreitet, damit der Huftritt des Thieres nicht gehört wurde, und sich triumphirend mit seiner Beute aus dem Staub gemacht. Natürlich weckte Musgrave sogleich sein Gesinde und begann eine eifrige Nachforschung nach dem Dieb; dieser aber hatte keine Spur zurückgelassen, und der gute Farmer kehrte trostlos wieder nach Haus zurück, um sein Müthchen mit Flüchen über den Elenden, der ihm diesen Jammer bereitet, zu kühlen.

Inzwischen saß unser Freund Dicky wohlgemuth auf dem Pferd seines Wirths und gewann mit jedem Augenblick einen größern Abstand von dem beschädigten Eigenthümer. Das Thier war ein so trefflicher Renner, daß er schon mit Tagesanbruch sich vor aller Verfolgung sicher fühlen konnte. Er hatte sich wieder gegen Osten gewendet, und wie er durch Haltwhistle-Fall kam, mußte ihm gerade der Farmer in den Wurf kommen, dem er vor drei Tagen die an Musgrave verkauften Ochsen gestohlen hatte.

Dicky kannte den Mann wohl; zum Glück für ihn war es bei diesem nicht der gleiche Fall. Der Farmer redete den Reiter an und fragte ihn, ob er auf seiner Reise nicht ein paar Ochsen, von denen er ihm eine umständliche Beschreibung gab, gesehen habe. „Ei freilich", versetzte Dicky. „Thiere, die genau so gezeichnet sind, grasten noch gestern auf einer Wiese des Farmers Musgrave in Lanercost. Sie fielen mir auf wegen ihrer Schönheit, und ich fragte den Knecht, woher sie seien; er antwortete mir, daß sein Herr sie am nämlichen Tage gekauft habe. Ohne Zweifel sind es Eure Ochsen; ich möchte Euch rathen, ohne Verzug nach Lanercost zu gehen und sie zurückzufordern." — „Das thu' ich auf der Stelle", versetzte der Andere; „aber ich bin elend zusammenmarschirt, und es ist ein weiter Weg bis Lanercost. Ihr habt ein sauberes Pferd da; wollt Ihr's nicht verkaufen?"

Nach einigem Hin- und Hermarkten wurden sie handelseinig, und da der Farmer einen guten Freund im Ort hatte, so konnte das Geld auf der Stelle bezahlt werden. Die beiden trennten sich, der eine, um seine gestohlenen Ochsen aufzusuchen, der andere, um hinzugehen, wohin er Lust hatte.

Der Farmer kam am andern Tag nach Lanercost und erkannte natürlich auf dem Feld sogleich seine Ochsen. Er ritt auf einen in der Nähe stehenden ältlichen Mann zu, den er für den Eigenthümer der Wiese hielt, und redete ihn mit den Worten an: „Heda, guter Freund, diese Ochsen gehören mir; wie seid Ihr dazu gekommen? — „Und soll mich der — holen", versetzte der Andere, mit erstauntem Blick das Pferd betrachtend, „wenn Ihr nicht auf meinem Roß sitzt! Mit Verlaub, wie seid Ihr dazu gekommen?"

Jeder beschrieb natürlich die Person, mit der er seinen Kauf abgeschlossen, und sie erkannten nun, daß sie mit einem Ausbundschelmen zu schaffen gehabt hatten. Obgleich es auf ihre Kosten ging, kam beiden doch, nachdem die Aufklärung stattgefunden, der Spaß so ungemein belustigend vor, daß sie in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Sie sahen ein, der Handel ließ sich nur dadurch ausgleichen, daß jeder sein Eigenthum wieder zurücknahm. Musgrave war überfroh, daß er sein Lieblingsrößlein wieder hatte, und der Dentonburner freute sich nicht minder über die Wiedergewinnung seiner Ochsen — eine Stimmung, die unserem guten Freund gestattete, ohne weitere Behelligung das Geld für das Vieh und das Pferd in der Tasche zu behalten.

Digitized by Google

Ob es nicht mit Dicky zuletzt doch ein schlechtes Ende nahm, oder ob er im späteren Leben auf bessere Wege kam und voll Reue über seine Sünden im Bette starb, darüber gibt uns die Geschichte keinen weiteren Aufschluß; soviel aber ist gewiß, daß in vielen Theilen von Northumberland seine Thaten fortleben und sein Name von den Bauern benutzt wird, wenn sie Einen als einen recht durchtriebenen Schelm bezeichnen wollen.

Miscellen.

Zu Armbändern und Brochen nimmt man neuerdings gern gravirte Steine und hat z. B. Haararmbänder, deren Flechten abwechselnd von gravirten Steinen unterbrochen werden. Dazu ist die aus der Medicäerzeit stammende Mode wieder sehr in Aufnahme gekommen, den Steinen durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens eine Bedeutung zu geben, welcher Buchstabe mit den Lettern eines Vornamens übereinstimmen muß. Macht man z. B. einer jungen Dame, welche den Namen Rosa führt, ein solches symbolisches Armband zum Geschenk, so kann dasselbe aus den aufeinanderliegenden, durch eine Goldkette verbundenen Steinen bestehen: Rubin, Opal, Saphir. Ganz neu und sehr gesucht sind die Halsbänder, Kämme und Ohrringe im venetianischen Styl, d. h. aus lauter größeren und kleineren Kugeln von Korallen und Gold, zuweilen auch mit Amethisten, Smaragden oder Perlen verziert. Sehr eigenthümlich ist die Wiederholung der Mode, Gürtel aus russischem Leder zu tragen, doch sieht man dieselben meistens zu den Reise- und Landanzügen, zu Kleidern aller Art, am liebsten aber zu Jäckchen und Röcken nebst Chemisetts. Diese Gürtel dürfen wohlgemerkt nur aus russischem Leder sein, haben kein Schloß und werden mit einer doppelten Klappe geschlossen. Ebenso tragen die Damen zu diesen einfachen und leichten Anzügen keine goldenen Uhrketten, sondern anstatt deren feine, netzartige Ketten aus russischem Leder geflochten; die goldenen Ketten bleiben zu den Staatstoiletten aufgespart.

Am 8. August wurde bei den Ausgrabungen zu Pompeji ein prachtvoller Fund gemacht. Man stieß auf den Laden eines Bäckers, in dem man drei volle Fruchtkasten und etwa 600 Kupfermünzen fand. Der Backofen voll Brod war unberührt, sowie er im Augenblick der Katastrophe hergerichtet worden war. Der Ofen ist von ungewöhnlicher Geräumigkeit, indem man darin nicht weniger als 80 Laib Brod und einen Kuchen vorfand, alles möglichst vortrefflich erhalten (?).

Bei der am 14. August zur Feier der glücklichen Rückkehr der Kaiserin stattgehabten Beleuchtung Wien's hat, wie die Ostd. Post erzählt, ein Bürger den politischen Zug der dargebrachten Huldigung recht wirksam illustrirt, indem er die lange Fensterreihe seines Hauses (auf der Mariahilfer Hauptstraße) entlang eine Beleuchtung seines Wunsches: „Eine gesunde Constitution, Glück und langes Leben" aufstellte und so der Kaiserin Wohl mit des Volkes Wohl stillschweigend vereinbart beglückwünschte. Ein Hans Sachs in einer der entferntesten Vorstädte gab seinem Herzensgefühl durch folgenden Wunsch unter transparenter Beleuchtung Ausdruck:

„Ka Madeira und ka Korfu,
Nit den Skoda und nit den Oppolzer
Sollst Du, Kaiserin, mehr brauchen —
Das wünscht der Loisl Holzer."

Charade.

(Zweisylbig.)

Von Allem, was Dir lieb und werth,
Wünsch' ich Dir stets das Erste;
Wer nach dem Zweiten nur begehrt,
Liebt sicher nicht das Schwerste.
Das Ganze rufest Du
Dem Frager zweifelnd zu.

Auflösung des Räthsels in № 76:

Regenbogen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 78. Speyer, Dienstag, 26. Auguſt 1862.

Am Wildbach*).

Von

Adolf Stern.

Seitab der Ramsau, die lauſchig und laubig zwiſchen den Bergrieſen der Berchtesgadener Alpen hingeſchmiegt liegt, führt ein Fußſteig zur Wimbachklam.

Je näher der Wanderer ihren Felswänden kommt, um ſo ſchmaler wird der Pfad. Eiskühle Luft haucht ihm ſelbſt am gewitterſchwülſten Sommertag entgegen. Eine letzte Biegung und weithin ſchieben ſich zwei dunkle Felsmaſſen ſo nahe zuſammen, daß nur Raum für den Fußſteig und ein toſendes Gebirgswaſſer bleibt, welches ſich in hundert und aber hundert kleinen Fällen und Strudeln donnernd und ſchäumend zwiſchen den ſtarr und hoch emporſteigenden braunen Wänden hindurchzwängt. Aus jedem Riß der Felswand ſchießt das Waſſer, im mattgrünlichen Licht, das von oben durch überhängende Sträucher ſpärlich herabfällt, nur brauſende Wirbel, aufſprühenden Schaum, nirgends einen hellen Spiegel zeigend. Einige tauſend Schritte führt der Weg durch die feuchte, dämmerige, eiſige Enge, in der jeder andere Schall vom Rauſchen der Waſſer verſchlungen wird. Weiterhin mündet die Wimbachklam auf eine Thalwieſe. Die Bewohner der Ramsau und ihre Nachbarn ſind mit dem ſchmalen Pfade wohlvertraut und ſchlagen ihn, wie jeden andern Weg, bei Tag und Nacht ein. Aber ſelten verwenden ſie viel Zeit auf die Betrachtung des wunderſamen Schauſpiels, das die Klam gewährt.

Selbſt der Lehrer von Unterſtein, der heute, am hellen, ſonnigen Auguſtmorgen, einen Ausflug zum Hirſchbühl unternahm und ſich, mit raſchem Seitenſprung, die Wimbachklam beſchaute, ſchritt ziemlich eilfertig hindurch und hielt nur bei einigen beſonders prächtigen Cascatellen inne. Sein Erſtaunen war daher gerechtfertigt, als er mitten auf dem ſchmalen Pfad, über das hölzerne naſſe Geländer gebeugt, einen Mann wahrnahm, der unbeweglich in die Strudel hinnnterſtarrte. Er erkannte augenblicklich in der Geſtalt mit grauer Joppe und ſchwarzem ſpitzen Hute, den landüblich Gemsbart und Hahnfeder ſchmückten, Ambros, den jungen Förſter aus der Ramsau. Der ſchien in der Frühe von einem Schießſtand auf den Bergen niedergeſtiegen, ſo überwacht und wenig feſttäglich war ſein Ausſehen. Daß die Schuhe tief niedergetreten, die Strümpfe wie die nackten Knie des Forſtmanns beſchmutzt, Joppe und Hut mannichfach verdrückt waren, fiel dem Unterſteiner um ſo mehr in die Augen, als er Ambros von mancher Jagd ſchmuck und ſtattlich hatte zurückkehren ſehen. Aber beim Näherkommen erſchrack er über das müde, erdfahle Geſicht des Förſters mehr, als er über deſſen Anzug erſtaunt war. Ambros ſtarrte unbeweglich in die Tiefe, merkte den Näherkommenden nicht, ſo feſt auch der Lehrer ſeine Füße auf die Felsplatten ſetzte. Erſt als ihn die Hand des Herangekommenen berührte, fuhr der Förſter auf und wiſchte mit der Hand die Tropfen vom Geſicht, mit denen ihn die ſprühenden Fälle der Klam bedacht hatten.

„Grüß Gott, Lehrer!“ ſagte er etwas verwirrt. „Wo kommt Ihr her und was treibt Ihr hier?“

„Möcht Euch fragen, Ambros!“ war die Erwiderung. „Ihr lehnt hier, als wäret

*) Aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd.“

Ihr ein Weggoller und sperrt den Leuten den Steig. Was thut Ihr in der Klam? Schafft, daß Ihr nach Hause kommt, sie haben schon zweimal zur Messe geläutet!"

Ambros wendete sich von dem Sprecher halb ab.

Der Lehrer wußte nicht sicher, ob er wiederum Tropfen vom Wasserfall oder Thränen, die über das wetterbraune bärtige Gesicht rannen, abtrocknete. Jedenfalls raffte er sich zusammen und sagte mit trotzigem Ausdruck: „Das Wasser hier thut mir's an! Meint Ihr nicht, Herr Joseph, daß man alleweil Frieden hätte, wenn man drunten läg'? —"

In wirklicher Entrüstung ergriff der junge Lehrer den Arm des Försters und rüttelte den starr dastehenden Mann, so stark er irgend vermochte. Mit strafendem Ton sagte er: „Seid Ihr bei Sinnen, Ambros? Seid Ihr ein Mann? Bittet zu Eurem Heiligen, daß Euch die Sünde vergeben wird! Ihr habt ein schlimmes Weib, wie man sagt. Hat sie Euch so um allen Muth gebracht, daß Ihr meint, der letzte Kreuzer sei verspielt und Ihr müßtet stracks die Seele wider den Teufel setzen? Wißt Ihr nicht aus noch ein im Hause? Schafft Euch Ruhe, oder tragt Euer Kreuz in Geduld! Aber führt nicht wieder solche Reden und vermeidet den Steig hier, wo Euch der Böse belauert! Warum habt Ihr die Veva vom Sägemüller genommen, Ihr hättet im königlichen Brod die paar Gulden auch nicht gebraucht!"

„Wenn Ihr es nicht wäret, Lehrer", entgegnete der Forstmann nachdrücklich, „so sollte mir keiner das sagen! Sehe ich aus wie ein Mann, der nach Gulden gefreit hat? Und wenn mich mein Weib zum Teufel treibt, muß sie doch andere Gewalt über mich haben, als ihr Einbringen und Erbtheil! Ihr hättet das nicht sagen sollen, Herr Joseph; — es ist schon hart genug, was ich tragen muß! Braucht mir keiner den Kopf noch wüster zu machen! Herr, wenn man ein Kind im Hause hat, das zum Sterben krank ist, und kann nicht in seinen vier Wänden dauern und wird von seinem Weibe mit Schimpf und Hohn hinausgetrieben — Himmelvater, soll man da nicht mit gleichen Füßen hier hineinspringen?"

Die bleichen Wangen des jungen Försters hatten sich geröthet, die müden Augen waren blitzend geworden, seine kräftige, etwas breite Gestalt stand beinahe herausfordernd dem Lehrer gegenüber. Doch zeigte er sich willig genug, als der unverzagte Mahner ihn antrieb, auf dem schmalen Pfade vorwärts zu gehen und dabei sagte: „Kommt mit hinaus in Gottes Sonnenschein, Ambros, daß Euch die wüsten Gedanken verfliegen! Erzählt mir von Eurem Leid, wenn's Euch das Herz erleichtern kann! Ihr habt hier nichts zu schaffen, ein rechter Jäger sollte nimmer zur Wimbachklam kommen!"

„Da trefft Ihr das Rechte, Schulmeister! Ich hätte nimmer hierherkommen sollen! Wäre besser für mich und meine Veva, für dieß und jenes Leben gewesen!" erwiderte der Förster und schritt dem vorwärtsdrängenden Lehrer, welchen zwischen den feuchten, dunkeln Wänden bereits fröstelte, entschlossen voran.

Beide hatten bald den Ausgang in's Freie erreicht. Die Waldwiese, auf welche die Wimbachklam ausmündet, schimmerte im Lichte, das doppelt erquicklich nach der feuchten, dunkeln Enge wirkte. Der Morgen näherte sich dem Mittag, die Sonnenstrahlen vergoldeten die Bergwände wie die Fläche, auf welcher Ambros und der Lehrer jetzt standen. Die scharfzackigen Umrisse der Felsen schwammen im dunkeln Blau. Am Rain regte sich tausendfältiges Leben, vom Vogel bis zu den Hunderten surrender Insecten. Joseph, der Lehrer, athmete tief auf, aber der Forstmann stampfte in neuem Unmuth den Boden.

„Ihr hättet mich eben drin lassen sollen! Mir taugt's nicht, wieder hierher zu kommen. Gelt, Ihr denkt, ich sei ganz wüst und verstört. Aber schaut nur her, das ist der Fleck, auf dem ich mit der Veva gestanden und gemeint hab', ich könnte selbst Euern reichen Grafen, den Arco, verlachen. Vor Glück und Jubel hat mir damals das Herz gehämmert und ich hätte wissen sollen, daß es für mich gar kein Glück mehr geben konnte nach dem da drinnen!"

„Jetzt erzähit wie ein Christenmensch

vernünftig und daß man spüren kann, was Ihr meint!“ fiel ihm Joseph mit einer gewissen Ungeduld in's Wort. „Ich will Euch gern anhören und trösten, wenn ich's vermag. Aber wissen muß ich halt erst, wo es fehlt. Bei Euerm Weib und Euch! Wenn ein Geschirr sich wirrt, so vertritt der eine Gaul den Strang und der andere verreißt ihn!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Luftfahrt.

In Berlin fand dieser Tage Abends 6 Uhr die 53ste Luftfahrt des Aëronauten Anton Regenti vom Exerzierplatze vor dem Brandenburger Thore aus statt. Diese Luftfahrt war für das Publikum auch deßhalb von besonderem Interesse, als der bekannte Tourist, Hr. Hans Wachenhusen, sich entschlossen hatte, die Fahrt mitzumachen. Das schönste Wetter unterstützte am Sonntag die Absicht der Luftschiffer und hatte sich daher dießmal eine ungeheure Zuschauermenge auf dem großen Platze eingefunden, um dem Schauspiel in nächster Nähe beizuwohnen. Die Füllung des Ballons nahm von 3 Uhr ab ihren Anfang und währte bis 6 Uhr; durch Schutzleute aufrecht erhalten, herrschte überall die größte Ordnung und das Publikum konnte somit den mittleren Raum des Platzes, wo die Füllung stattfand, bequem übersehen. Diese geschah durch Leuchtgas und war zu dem Zwecke ein starkes Gasrohr quer über den Platz gelegt worden. Das Interesse des Publikums concentrirte sich aber hauptsächlich auf den Augenblick der Abfahrt; man war gespannt darauf, ob Hr. Wachenhusen wirklich mitfahren würde und richtete deßhalb häufige Fragen an den Luftschiffer, die dieser jedoch unbestimmt beantwortete. Endlich um 6 Uhr stand der Ballon in majestätischer Fülle, durch mindestens 20 Mann der Feuerwehr an Stricken gehalten, da; der Aëronaut näherte sich demselben mit der schwarz und weiß drapirten Gondel und wurden alsbald die Stricke an dem Kranz befestigt. Der Augenblick des Ein- und Aufsteigens nahte heran. Hans Wachenhusen, welcher inmitten seiner Freunde bisher unbemerkt geblieben, näherte sich der Gondel und stieg, Abschied nehmend, unbefangen ein. Da plötzlich, als man glaubte, der Ballon würde sich nun erheben, eilte ein kleiner Mann mit rundem Hut in hastiger Eile quer über den Platz und verschwand in der Menge, die er aber eben so schnell, mit allerhand Instrumenten unter dem Arm, wieder durchbrach und ebenfalls die Gondel bestieg. Es war dieß der Dr. Pitschner, bekannt von seiner zweimaligen Montblanc-Besteigung. Nun erst nahm der Aëronaut Platz, der Ruf „Los“ erscholl aus seinem Munde, 40 Hände, welche den Kranz umfaßt hielten, öffneten sich, und langsam, in gerader Linie aufsteigend, erhob sich der riesenhafte Ballon. Blitzschnell eilte der Aëronaut die Strickleiter von der Gondel bis zum Kranze hinauf, legte sich wagrecht über denselben und grüßte das unten versammelte Publikum. Auch Hans Wachenhusen, welcher aufrecht in der Gondel stand, winkte seinen unten zurückbleibenden Freunden noch lange Abschiedsgrüße zu, während Dr. Pitschner sich ruhig in eine Ecke der Gondel gesetzt hatte. Noch lange Zeit folgte das Publikum mit aller Anstrengung der Sehkraft dem immer weiter entschwindenden Ballon, der, von der Abendsonne beleuchtet, einen schönen Anblick gewährte.

Ueber den weiteren Verlauf dieser Luftfahrt schreibt nun Hans Wachenhusen der Voss. Ztg. folgenden „Reisebrief aus den Wolken“:

„Gern beschrieb ich schon heute die am Sonntag den 17. vom Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor aus unter Führung des Luftschiffers Hrn. Regenti und in Gesellschaft des Dr. Pitschner unternommene Reise in's Blaue. Diese Beschreibung in ihrer ganzen grandiosen, ja unermeßlichen Schöne erfordert eine Ruhe, eine Stimmung, die ich heute, am Montag Morgen, nach einem — ich muß es so nennen — entsetzlich schönen Ende nicht besitze. Daher denn einstweilen nur eine flüchtige Skizze unserer Erlebnisse. Während der Füllung des Ballons, etwa halb 6 Uhr, sah Regenti unheildrohende Wolken gegen den hellen Sonnen-

ſchein heraufſteigen; er hätte es vorgezogen, allein zu fahren, indeß er hatte uns Beiden ſein Wort gegeben und hielt dieß mit dem vollen Bewußtſein deſſen, was er that. Gegen 6 Uhr war endlich vor einem ungeduldigen, faſt unüberſehbaren Publikum der Ballon gefüllt unter der thätigen Mitwirkung von Regenti's liebenswürdiger Tochter, welche deſſen erſte hieſige Fahrt mitmachte. Unſer Drei in dem ſchwarz-weiß decorirten Korbe (der mir, aufrichtig geſprochen, ein wenig begräbnißmäßig erſchien) ſtiegen wir um 6 Uhr auf. Die Erde verſank unter uns, als habe ſich ein Abgrund unter ihr aufgethan. Höher und höher ſtieg der Ballon, prachtvoller und unbeſchreiblich großartig ward das Tableau, das ſich unter uns ausbreitete. Mit wenigen Strichen iſt dieſes immenſe Bild nicht zu bewältigen; wie geſagt, ich ſpare mir dieß bis zu einer ruhigen Stunde. Wir trieben über Spandau und Potsdam. In der erſten halben Stunde erreichten wir nach Pitſchner's Meſſungen eine Höhe von etwa 9500 Fuß bei 9½ Grad Reaumur. Die erſte Wolkenſchicht lag unter uns, die erſte Flaſche Wein ebenfalls. Wir vernahmen in dieſer Höhe ein ſeltſames Raſſeln. „Es iſt die Eiſenbahn!“ erklärte uns Regenti, und wirklich ſahen wir unter uns einen Bahnzug, aber träge und langſam, ſo ſchien es, daß ihn eine Schnecke hätte einholen können. Pitſchner hatte eine Taube mitgenommen, ſie wurde aus ihrem Käfig geholt und auf den niedrigen Rand unſeres Korbes geſetzt. Zitternd ſaß das arme Thier da und wollte ſich nicht von uns trennen. Indeß, wozu hätte die Taube Flügel, wenn ſie nicht fliegen ſollte. Hinaus mit ihr! Aengſtlich flatterte das Thier an unſeren Korb zurück, höher und höher ſtiegen wir, die Taube gab den Verſuch auf, bei uns zu bleiben, und hinab ſchoß ſie pfeilſchnell in kurzen Kreiſen, bis wir ſie aus dem Geſicht verloren. — Kam die zweite Flaſche Wein. Die ausgeworfenen Papierſchnitzel zeigten, daß wir immer noch ſtiegen, Ballaſt nach Ballaſt (wir hatten davon einen Centner) ward über Bord geworfen. — Wir ſtiegen. Zehntauſend Fuß zeigten die Inſtrumente, unter uns noch immer ein ziemlich klares Panorama, überzogen mit einem Hauch, mit einer Nebelgaze. Auch die zweite Wolkenſchicht lag unter uns. Prachtvolle, feenhafte Wolkengemälde rings umher. Dort im Oſten eine gelblicht-grüne Wolkenhaide (ich habe keine beſſere Bezeichnung dafür, denn das Bild glich einer Haide); und dort und dort zwei andere Wolkenwälder, und da drüben im Nordweſten ein Wolkenthor, durch das der helle blaue Aether ſtrahlte. Und dort wieder ein Teich! Es ſchwimmt ein großer Fiſch darin. Zehntauſend und fünfhundert Fuß bei 4 Grad Reaumur ſind erreicht.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Die New-Yorker „Illuſtrirte Zeitung“ von Fr. Leslie bringt folgenden am 30. Juni d. J. vorgekommenen Angriff, ein ungeheuerliches Yankeeſtück: Bei dem Zurückziehen unſerer Truppen an Savage Station konnten nicht ſämmtliche Vorräthe an Schießbedarf mitgenommen werden, und wurde deßhalb Lieutenant Powers von General Williams beauftragt, Alles, was nicht mit fortgebracht werden konnte, zu zerſtören. Der Lieutenant belud in Folge deſſen ſechszehn Eiſenbahnwagen mit Bomben, Granaten, Raketen, Schießpulver und anderen Dingen, ließ eine Locomotive vorſpannen und heizen. Nachdem die nöthige Menge Dampf erzeugt war, wurden die brennbaren Stoffe angezündet und der Zug ſauſte, während die Ladung auf demſelben nach und nach explodirte, die Bahn entlang mitten zwiſchen die an derſelben lagernden Rebellen, welche vor dem feuerſpeienden Ungethüm, das ſie ohne Zweifel für den leibhaften Gottſeibeiuns gehalten haben, nach allen Weltgegenden hin entflohen. Am Chickahominy, wo die über denſelben führende Eiſenbahnbrücke zerſtört war, angekommen, ſtürzte ſich der ganze Zug mit furchtbarem Getöſe in den Fluß.

Auflöſung der Charade in № 77:
Vielleicht

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 79. Speyer, Donnerstag, 28. August 1862.

Am Wildbach.

Von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

„Das ist's auch!" rief Ambros leidenschaftlich und warf sich in völliger Ermüdung am Rain hin, Kopf und Arm auf eins der vielen umhergestreuten Felsstücke stützend. „Ich hab' den Anfang gemacht und die Veva wird's zum Ende bringen. Denn so kann's nimmer fortwähren, wie es seither gegangen ist! Ihr wißt eben nichts davon — es wird erst Martini ein Jahr, daß Ihr nach Unterstein kamt. Schaut, Herr Joseph, ich war nicht immer der Lump, dem die Welt eins ist, und so hätte mich vor drei Jahren keine Sonntagssonne bescheinen dürfen, als Ihr mich heute seht! Die Ramsau auf und ab und rings in den Bergen, wo ein Jägersbursch' schmuck in den Schuhen stand, hab' ich mich auch hinstellen mögen, und bei jedem Tanz hieß es: „Kommt der Riedinger endlich? Grüß dich Gott, Ambros!" Ich hatte das Wählen zwischen den schmucksten Dirnen und Freude genug in der Welt! So ging's bis zur Kirchweih auf Bartholmä, da ich die Veva aus der Sägemühle zuerst geschaut habe. Gelt, Lehrer, sie ist heute noch sauber und schmuck, aber wie sie damals ausgeschaut hat, kann ich Euch gar nicht erzählen! Ich hab' nichts mehr wissen mögen von den andern umher und wenn sie nicht mit mir getanzt hat, stand ich beiseite und verschlang sie mit den Augen. Hansjörg, der Schiffer am See, hat gemeint, ich sähe die Genoveva an wie eine Gaus, die ich schießen wollte. Ungefähr war's auch so, nur war ich angeschossen und konnt's ihr nicht heimzahlen! Sie tanzte wohl gern mit mir und lachte mich auch freundlich an, aber daß sie mehr gethan hätte, fiel ihr gar nicht bei. Ich betrug mich schier toll, wollte sie gleich am ersten Tage meinen Schatz heißen. Fuhr übel genug dabei; die Veva und ihr Vater, der Sägmüller, lachten in die Wette, viele andere merkten es und lachten mit; noch vor Abend stieg ich über den Berg nach der Ramsau und schwur, keinen Fuß nach der Sägemühle oder wo ich sonst den Müller mit seiner Veva treffen konnt', zu setzen. Ich wollte, daß ich den Schwur gehalten hätte, diesen oder sonst einen, den ich gethan. Ich hielt ihn aber nicht, lief der Veva auf Schritt und Tritt nach, stellte mich ihr in den Weg und zeigte meine Liebe auf alle Weise. Ich trug Joppen und Federn, daß es zum Erstaunen war, und sparte mir lieber den letzten Bissen vom Munde weg, als die silberne Schnalle vom Gurt. Und so begann die Genoveva freundlich gegen mich zu werden, der Sägemüller lachte noch, aber ich sah ihm an, daß, wär' ich nur erst der Tochter gewiß, es am Vater dießmal nicht liegen sollte. Ich ward immer eifriger, die Liebe zehrte mich halb auf und in der Zeit hab' ich manchen schönen Schnitzer vom Herrn Forstmeister beschaut. War mir jenesmal all eins, ich dachte ja nur an die Veva und besah mir unterweilen mein Forsthäuschen, ob es ihr da innen gefallen könnt'. So weit kam es aber noch lange nicht; Veva war mächtig spröd' und mir wollt' es schier das Herz abdrücken, wenn sie mich einmal so schelmisch lieb ansah, daß ich ihr gleich um den Hals hätte fallen mögen, und nächsten Tags wieder ein finsteres Gesicht zeigte. Ich hab' mich zerquält, gehastet und geängstet, daß ich zuletzt wie ein Mönch — einer von den hagern — dreingeschaut habe

und gar nicht wie ein Jäger. Die Veva aber hat allweil gesungen:

Diarndel, trau' nur kein' Jaga nit,
Bist allweil betrog'n!
Woas er zehnmal verspricht,
Hat er zehnmal gelog'n!

„Und so mehr, Herr Joseph, daß ich oft nicht gewußt hab', soll ich lachen oder mit dem siedigheißen Kopf gegen eine Wand rennen. Und da ist's denn gekommen, wie's nimmer hätte kommen müssen.

„Es ist eben auch Sonntag gewesen. Ich hab' gewußt, daß die Veva ihre Bas', die Frau vom alten Forstwart, dessen Dach Ihr dort hinter den Kiefern sehen könnt, besuchen will, und ich dachte mir, daß sie den nahen Weg durch die Klamm nehmen würde. Also, ich stelle mich auf die Lauer und schwöre mir's zum Voraus zu, daß ich nicht lebendig vom Platze will ohne sie. So pass' ich vom frühen Morgen bis gegen Mittag Da seh' ich sie die Thalwiese heraufkommen. Und mir ist, als hätte ich ein böses Gewissen; ich trete rückwärts und immer weiter zurück, bis ich zwischen den Felswänden drinnen bin. Und wie ich die Wasser von allen Seiten rauschen und gurlen höre, meine ich vollends um die Sinne zu kommen. Die Veva aber wandelt den Steig daher, nichts ahnend, und schöner, Herr, ist sie nie gewesen, als damals am Sonntagsmorgen. Der rothe Rock und das Mieder, der Hut mit dem Rosenstrauß und die große silberne Halskette standen ihr gar prächtig; die schwarzen Haare und Augen aber hatten mir's angethan. Nun, sie kommt, schreit mit einemmal laut auf, denn sie sieht mich, fast auf selber Stelle, Lehrer, wo Ihr mich heut' antraft. Und da stand ich schlotternd, konnte kein Wort vorbringen; was ich sagen wollt', würgte mich in der Kehle. Sie aber, als sie merkt, daß ich starr bin wie ein Büchsenrohr, kömmt ganz kecklich näher und fragt mit so spöttischer Stimme: „Wollt Ihr Weggeld haben, Förster, oder ist's zu warm draußen?" Blitz und Schlag! Herr Joseph, wie ich das vernehm', siedet's über und mir ist, als wär's am Besten, gleich ein Ende zu machen. Ich fasse den Balken am Steig — „Veva", rief ich dabei, „wenn du mich nimmer willst, sag's auf dem Fleck! Ich spring' lieber in die Ache, als leben ohne dich!" Und wahrlich, so war mir zu Muth — aber Gott hat den Frevel gestraft. Denn die Veva kreischt nur auf: „Jesus Maria!" — und ich, wie ich eben den Sprung thun will, sehe das grüne Wasser unter mir zischen und den Rachen aufreißen; mir schwindelt's, ich klammere mich fester an den Balken und meine Füße stemmen sich hart wider den Fels. Ich vermocht's nicht, die Sünde zu thun und da war's ein Unglück, daß ich damit gedroht! Denn die Veva, eben noch zitternd, schlägt plötzlich ein helles Gelächter auf und noch eins, das mir durch's Mark pfiff wie eine Kugel. Und jetzt wär' ich gesprungen, aber sie, noch immer hellauflachend, faßt mich beim Arm, ich fühle ihren Kuß, wollt' aufjubeln und brachte keinen Laut hervor. Ich ließ mich willenlos den Steg fortführen und kam an's Tageslicht wie betäubt. Herr Joseph, die Sonne schien heller noch wie heut', die Welt glitzerte und funkelte, wie droben auf der Alm. Ich hielt die Veva im Arm, die gar herzig war und mir sagte, daß ich ein wüster Bursch' sei, sie so zu erschrecken; sie sei mir doch immer gut gewesen und wolle es stets sein. Da küßte ich sie wieder und kam nun beinahe von Sinnen vor Jubel. Aber dabei blieb ein Schmerz zurück, gerad' als ob ich mich verletzt hätte in der Klam. Die Veva redete lauter kosende Worte und wir kamen als ein rechtes Liebespaar zum Hause des Forstwarts. Tiefsinnen aber wurmte mich ihr Gelächter von vorhin und ich meinte, nächsten Weges könne mich einer antreten und sagen: „Bist ein Prahlhans und Windsack, Ambros! Sprichst vom Hineinspringen und läßt dir kein Zeit, ehe du springst!" Und das dacht' ich, während ich mit Veva auf der Wiese saß und im Forst ging, während mir eigentlich zu Muthe war, wie einem der selig werden soll. Der König hätte schon vorbeireiten können, ohne daß ich ihn beneidete. Wie wir nun beim Forstwart einsprachen und unsere Sach' vorgebracht hatten, wurde dieß und das geredet."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Luftfahrt.

(Schluß.)

Elftausend Fuß! Den Sekt heraus!! Ein Opfer Dir, Zeus, da über uns! Der Sekt schäumt über Bord. Der Ballast muß hinaus. Wir schwimmen über Nauen; so lange die Stadt besteht, hat es gewiß keinen Champagner dort geregnet. Es ist, als hätten wir Sonnengleiche. Tief unter uns in den Kanälen von Spandau und Potsdam gleichen die Oderkähne mit ihren Segeln ganz kleinen Pünktchen, aber plastisch, als seien sie zu greifen. Die Temperatur sinkt auf 3 Grad. Wir fallen. Der Ballon beginnt zum ersten Male sich zu drehen. Alle drei klagen wir gleichzeitig über Ohrensausen und -Brausen; wir schrien uns an wie Taube und sehen unsern Athem in der dünnen Luft. Auch der Ballon speit von seinem Gas auf uns herab. Regenti hat das Ventil gezogen. Tiefer und tiefer sinken wir. Noch einmal treiben wir zurück. Halb acht zeigt die Uhr. Die Erde, die grüne, schöne Erde kommt uns entgegen, die Häuser, die Bäume wachsen schneller, als das Auge es zu fassen vermag. Der letzte Ballast über Bord, bis auf eine Kleinigkeit, die als Reserve bleibt. Um Gotteswillen, da kommt die Erde herauf! — „Die Strickleiter gefaßt! Jeder nehme eine der leeren Flaschen in die Hand und werfe sie auf mein Zeichen hinaus!" commandirte Regenti. Drei Flaschen, drei Pfund schwer, als letzter Ballast, wurden hinabgeworfen. „Aufgepaßt! Festgehalten! Unter keinen Umständen die Strickleiter losgelassen!" commandirte Regenti weiter und warf die Anker aus. In diesem Augenblicke stießen wir auf. Ein entscheidender Moment! — Aber der Anker hatte nicht gefaßt, der Ballon, ein schnaubendes Ungethüm, fegte mit uns über die Koppel. Der Anker fand keinen Widerstand! Jetzt begann eine fürchterliche Jagd. Hin über die Koppel raste der kochende und brüllende Dämon, der Ballon; wir hingen mit den Armen an der Strickleiter, mit den Beinen im Korb. Weiter schleppte uns der Ballon. Ich, der ich unten hing, ward mit dem Rücken über die Koppel geschleift. Ein Stoß gegen die Hüfte; ein zweiter Stoß in's Rückgrat. — „Du hast genug!" dachte ich. Dennoch hing ich an der Strickleiter wie ein geschossener Reiher am Zweig. Da — Bums! schleuderte uns der dahintobende Drache gegen einen Zaun, daß es dröhnte. Wir prallten zurück und flogen hinüber. — Weiter ging die Jagd, gegen einen Telegraphen, daß uns die Drähte um die Köpfe herumschwirrten, dann wieder unmittelbar auf der Koppel dahin, und noch immer fand der unselige Anker keinen Halt. — Eine halbe Stunde weit mochten wir so über die Bredower Feldmark hingeschleift sein, unser Korb war bereits zerbrochen. — „Immer festhalten!" commandirte Regenti. — Da mit einem Male — krach! wurden wir gegen einen Telegraphenpfahl geschleudert. Der Moment war schnell benutzt; Regenti und ich, die wir zunächst waren, klammerten uns an diesen Pfahl, über uns zerrte das Ungeheuer mit fürchterlicher Gewalt; der Pfahl ächzte und knackte — brach er, so waren wir verloren, denn jenseits dehnte sich ein Wald aus, in dessen Aesten wir Arme und Beine hätten hängen lassen. — Mit der Riesenkraft seiner Muskeln gelang es Regenti, uns an dem Pfahl festzubinden; dann warf er sich zurück, mit blutendem Gesicht, auch seine Kraft war erschöpft. — Und noch immer wüthender zerrte der Dämon über uns; jeden Augenblick war das Letzte zu befürchten: daß der Pfahl breche. — Da kamen Leute, der Schäfer Höhne vom Bredower Vorwerk mit seiner Frau und einigen Kindern; ihnen gelang es, den Anker an einer Umzäunung zu befestigen, aber auch ihre Kraft würde nicht ausgereicht haben; der Ballon behielt auch in diesem Kampfe zu unserm Entsetzen die Oberhand. Bange Minuten verstrichen, doch wir waren auf Alles gefaßt. Plötzlich sah ich einen Bahnzug heranbampfen; auch der Bahnwärter Mette wollte uns noch zu Hilfe eilen; auf unsern Ruf kehrte er jedoch zurück, um den Bahnzug zu hemmen (der übrigens sich schon sehr langsam näherte), denn brach der Pfahl in dem Augenblick, wo der Zug heranbrauste, so riskirten wir, gerädert zu werden. Ein halbes Dutzend Eisenbahnconducteure stürzten herbei, als der Zug angehal-

Digitized by Google

ten, und mit Hilfe aller dieser Männer, Frauen und Kinder gelang es, den Ballon zu bewältigen. Wir waren gerettet, aber mit Beulen und blutigen Köpfen. — Dem Ballon, diesem Höllengeist, gelang es dennoch, als er bei schon hereingebrochener Dunkelheit auf dem Felde niedergeschnürt wurde, durch Unvorsichtigkeit einiger dabei Helfenden aus dem Netze zu entwischen. Pfeilschnell hob er sich in die Lüfte zurück. Wir unsererseits fanden bei dem Verwalter des Gutes, Hrn. Werniger, eine liebenswürdige Aufnahme zur Nacht, für die wir ihm hiemit unsern herzlichen Dank sagen. Einen ebenso aufrichtigen Dank Hrn. Regenti für die so vortreffliche Führung des Ballons und für seine bewunderswerthe Unerschrockenheit während dieses letzten tragischen Actes, welchen die Ungunst des Terrains verschuldete. — Vielleicht ist Herr Regenti, der selbst aus Gesicht und Schulter blutete, auch mit seinen beiden Passagieren zufrieden, denn keiner von uns hat bei dieser tollen Jagd, trotz Beulen und Rippenstößen, die es mir heute kaum möglich machen, die Feder zu führen, auch nur einen Moment die Courage verloren. Wo der Ballon ist, wer weiß es; er soll noch heute wiederkehren." (Der Ballon wurde andern Tags aufgefunden, jedoch zerplatzt. Wahrscheinlich hatte sich in ihm das Gas entzündet.)

Miscellen.

In der Grafschaft Essex befindet sich ein bedeutendes Dorf: Dumnow Parva. Einer seiner Eigenthümer im dreizehnten Jahrhundert stiftete ein Vermächtniß ganz eigenthümlicher Art. Es sollten nämlich dem Ehemann, der ein Jahr nach seiner Verheirathung vor dem Altare in Gegenwart der ganzen Gemeinde beschwören konnte, daß er sich in dem verflossenen Jahre mit seinem Weibe nicht einmal gezankt und seine Verheirathung nicht einen Augenblick bereut habe, eine Speckseite und verschiedene andere Eßwaaren mit gewissen Feierlichkeiten als Geschenk überreicht werden. Die Jahrbücher des Ortes sollen nur drei Männer nennen, die während eines Zeitraums von mehr als fünfhundert Jahren dieses Geschenkes theilhaftig wurden.

* **Speyer.** Das Pianofortelager von P. Waldecker bildete einen Hauptanziehungspunkt für unsere Sängergäste. Dasselbe besteht aus einer Reihe gleich vorzüglicher Instrumente, bei welchen man nur schwer entscheiden kann, welchem davon man den Vorzug einräumen soll. An der Qualität der Instrumente erkennt man, daß der Inhaber des Lagers selbst Clavierspieler ist, der es versteht, seine Waare selbst auszuwählen.

Der Unterricht im Clavierspiel bildet mit Recht einen Haupttheil unserer Jugendbildung und wird auch in unsern Landgemeinden immer allgemeiner. Bis jetzt sind für den Ankauf von Instrumenten große Summen nach auswärts geflossen, weil die Pianofortelager, welche an verschiedenen Orten der Pfalz von Zeit zu Zeit auftauchten, die erforderliche Auswahl nicht geboten hatten. Waldecker hat nun sein Lager in der Weise erweitert, daß es allen Anforderungen entspricht. Jeder der vielen Musikfreunde, die während der Festtage das Lager besuchten, hat sich gewiß überzeugt, daß die Käufer hier nur mit vorzüglicher Waare bedient werden und daß das Pianofortelager von P. Waldecker jeder öffentlichen Empfehlung würdig ist.

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erst' ist eine Königin,
Die herrscht im größten Reich,
Wo segnend schaut ihr Auge hin,
Blüht Leben auf sogleich.

Das Zweite ist ihr treuer Sohn,
Er ruft zu munterm Lauf,
Sinkt er auch bald zu Grabe schon,
Die Mutter weckt ihn auf.

Das Ganze ist ihr schönstes Kind
Und auch nach ihr benannt,
Gesegnet wird, wer fromm gesinnt
Es ehrt, im ärmsten Stand. — r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 80. Speyer, Samstag, 30. August 1862.

Lore-Lay *).

I.

Der Mond zieht über den Felsen,
Lugt aus den Wolken so traut,
Des Rheines Wogen sich wälzen
Mit wehendem Geisterlaut.

Der Fischer im Kahne schaukelt,
Er sinnet und rudert kaum,
Und seine Seele umgaukelt
So lockend manch süßer Traum.

Und sieh, in den Fluthen webet
Das spielende gold'ne Licht,
Und in dem Schimmer schwebet
Das treue Liebchen und spricht:

Bleib treu mir in der Ferne,
O du Herzlieber mein,
Bei Tag und dem Licht der Sterne
Ich denke dein und wein'.

Der Fischer fährt durch die Klüfte,
Das Schifflein schaukelt leis,
Da tönt ein Lied durch die Lüfte
Mit wundersüßer Weis':

Lenke den Kahn herüber
Und klimme empor die Lay,
Da losen wir, Herzlieber,
Und Niemand ist dabei.

Wie schön ist's auf meiner Höhe,
Da lebst du mit mir im Schloß,
Dort unten ist Müh' und Wehe,
Hier oben dein Glück so groß!

Da schaut er hinauf und lauschet,
Dort schwebt sie — wie schön — und winkt,
Ihr Kleid so lockend rauschet,
Ihr Aug' in Thränen blinkt.

Da faßt's ihn süß und bange,
Er lenkt hinüber das Schiff,
Und lauschet träumend dem Sange
Und sinkt am Felsenriff.

*) Im 4. Heft der Maje (1862) hat W. O. von Horn gezeigt, daß die Zauberjungfrau Lora heiße, ihr Fels aber Lay der Lore oder Lorelay, wie denn die Schieferberge jener Gegend Layenberge genannt werden. Auch in der Pfalz heißt die Schiefertafel Laye und der Dachdecker Layendecker.

Am Wildbach.

Von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Da zeigt der Forstwart auf einen alten Holzknecht, der jahraus jahrein droben über dem See hauset. Der hat zwei Finger verloren und der Forstwart erzählt der Veva und mir, das sei zur Kriegszeit geschehen — „wißt ihr, Anno neun; als die Tyroler über'n Hirschbühl gedrungen sind, haben sie ihn mit fortnehmen, unter ihren Landsturm zwingen wollen, weil er ein guter Schütz gewesen. Er aber dachte gut bayerisch. Und da sie ihm gar keine Ruh gegeben, reißt er sein Jagdmesser heraus und haut sich beide Finger ab." So erzählt uns der Forstwart und setzt noch lachend dazu, der Sepp habe klug gethan; für selbige That sei er noch belobt worden vom Landgericht und hätte drei Jahr' später nicht erfrieren müssen in Rußland. Ich fahr' auf, denn es bleibt eine Sünd' und Schand', wenn der Mensch sich verstümmelt; die Veva aber lacht: „Gelt, Ambros, das hätt'st du nimmer gethan?" So ist's an diesem ersten Tag gewesen, da wir Liebesleute waren, und so fort.

Ich will Euch nicht aufhalten, Lehrer, mit der ganzen Jammergeschicht', wie die Veva immer spöttlicher geworden ist und allweil gezeigt hat, daß sie keinen Kreuzer für meinen Muth zahlt. Gingen wir zum Tanz und trieben's die Burschen aus der Schönau und die Untersteiner zu toll, daß ich auffuhr, Ruhe gebot, von Schlägen sprach, so hört' ich die Veva ganz laut sagen: „Gemach, er begehrt auf und thut's doch nimmer!" Und dann ward ich fuchsteufelswild, schlug Alles kurz und klein, handbreite Wunden, und von mehr als einem wüsten Streit ist Genoveva so die Versucherin geworden. Und immer war's, als ob wir beide die Erinnerung an den Morgen bei der Wimbachklam nicht aus dem Sinn bekommen könnten. Bald ertappte ich die Veva darauf, bald sie mich. Und dann gingen wir neben einanderher wie zwei mit schlechtem Gewissen — oder die Veva brach einmal wieder in Lachen aus und rief: „Schaut, das ist der Bursch', der kopfüber aus Liebe in den Strudel springt!" Und weil sie solche Worte unterweilen auch im Haus fallen ließ, so nahmen der Sägemüller und Vettern und Basen manchmal eine Miene an, daß ich wieder hätte um mich schlagen mögen und müssen. Ihr dürft aber nicht denken, daß es alle Tage und Stunden so war. Dann wär' es ja nimmer zur Heirath gekommen! Nein, die Veva war andremal wieder so herzig, als ein Dirndel auf dieser Welt nur sein kann, so daß ich Alles vergaß und nur an mein Glück dachte, sie zum Weibe zu bekommen. Ihr könnt es glauben, Herr Joseph, einen größern Jubel hat's landauf landab seit Jahren nicht gegeben, als an unserm Hochzeitstage! Der Sägemüller richtete die Hochzeit ganz stattlich aus, gab auch der Veva ein paar hundert Gulden mit. Ich hätt' es alles loben müssen, wenn er nicht just am Abend zu mir gesagt: „Nun, Ambros, da hast du die Veva, und weil du versprichst, sie gut zu halten, so halt' besser Wort, als bei der Wimbachklam!" Ich hätt' aufbegehren sollen, aber ich würgte das Wort hinunter; ich wollt' an meinem besten Tage keinen Zwist haben. Nun begannen wir mit einander zu hausen. Herr, daran darf ich gar nicht denken, wie gut es uns hätte ergehen können und wie wir uns jeden frohen Tag verdorben, jede rechte Freude zerspalten haben, wie dürr Holz. Himmelvater, die Veva kann's nimmer verantworten, wie sie mit mir umgesprungen ist! Ich bin ihr stets zur Hand gewesen; ich hätt' Alles gethan in Liebe. Aber der Böse gab ihr nicht Ruh'; was ich schon geschaffen und gewollt hab', immer hat sie höhnisch dreingeschaut und gesagt: „Du wärst der Rechte! Du thust's doch nimmer!" Und wie vielmal hab' ich eine Sache nicht thun können, bloß weil sie mir so dreingefahren ist und mich so schnöd' angelassen hat! Immer deutlicher hab' ich gespürt, sie konnte es nie verwinden, daß sie mich einmal um's Leben besorgt gesehen. So ist's aber geordnet in der Welt, daß die Frau vom Mann Alles denken darf, nur nicht, daß er schwach sei. Und hat er sich's einmal vermessen, so soll doch einer lieber gleich ein Mörder werden, als daß sein Weib bei jeder neuen Morgensonne denkt, er sei ein Windsack und Wortmacher!"

Der Lehrer, dem offenbar immer unbehaglicher bei Ambros' Erzählung ward, wollte nach diesen Worten strafend dazwischenreden. Aber der Förster ließ sich durchaus nicht unterbrechen, sondern wies mit einer sehr energischen Handbewegung alle Einrede zurück. Und während er bisher, noch immer an den Steinblock gelehnt, halb geruht hatte, richtete er sich jetzt empor, sprang mit beiden Füßen zugleich auf und stand mit geballten Fäusten und demselben trotzigen Gesicht, das er vorhin gezeigt, vor seinem betroffenen Zuhörer.

„Ich sag's Euch", rief er mit heiser gewordener Stimme, „das Leid ist nimmer länger zu tragen! Hab' ich Freude gehabt an meinem Buben, den mir die Veva gebracht hat? Ist mir nicht mein Haus und Weib verleidet worden? Vom Morgen bis Abend bin ich im Forst und Berg umhergestrichen, und kam ich heim, so bin ich stets in der Furcht gewesen, sie möchten mir wieder die Geschichten erzählen, an denen ich schon selbst genug gewürgt habe, so oft mich der Weg zur Wimbachklam führte! Lieber bin ich so heimgehuscht, zu Bett oder auf eine Maaß in's Wirthshaus. Und mein

Bube iſt herangewachſen, iſt faſt jährig, ich kenn' ihn kaum! Vor drei Tagen wird er krank; der Doctor aus Berchtesgaden ſieht ihn an, ſo mit Augen, welche ſie machen, wann ſie eins ſchau'n, dem ihr Witz nicht helfen wird! Und in meiner Angſt um den Max bitte ich zu Gott und allen Heiligen, daß er mir das Kind laſſen ſoll. Da tritt die Veva, die im Eck geweint hat, vor mich hin und ſchreit auf: „Was kümmert dich der Bub'? Haſt ja kaum nach ihm geſehen, ſeit er da iſt!" Herr Joſeph, das bot ſie mir, der nur um des lieben Friedens willen nicht heimgekommen! Und ich hätte faſt angefangen zu wettern, aber ich merkte noch rechtzeitig, daß mein Weib nur darauf wartete. Und ſo fraß ich es abermals in mich hinein, viel mehr aber trag ich's, bei Gott, nicht mehr, und ſtirbt mir der Bub', oder ſucht die Veva Streit, ſo gibt's ein Unglück! Behüt' Gott, Lehrer!"

Ambros ſtand noch einen Moment ſtraff aufgerichtet; plötzlich machte er einen jähen Sprung und entfernte ſich dann mit gleichmäßig ſchnellen Schritten.

Der Lehrer, welcher noch einmal in ſein Geſicht geſchaut, war für einige Minuten zweifelhaft, ob es nicht Pflicht ſei, ihm zu folgen. Aber ſein Ausflug zum Hirſchbühl war ihm zu werth, die leidige Beruhigung, was denn wohl weiter geſchehen und was er in Ambros' Hauſe nützen könne, half ihm raſch genug über alle Bedenken weg. So nahm er ſeinen Weg wieder auf, freilich, ohne ſich die Gedanken an den Förſter Ambros aus dem Sinne ſchlagen zu können, während er, am Hinterſee vorüber, durch den harzduftigen Nadelwald ſeinem Ziel entgegenwanderte.

Ambros der Förſter aber wandelte, als er den Lehrer aus den Augen verlor, ſeine ſchnellen Schritte zu einem wilden Laufe. Er flog den Thalweg zu ſeinem Forſthäuschen dahin, daß rechts und links die Meßgänger verwundert auf den unheiligen Springer blickten, der doch ſo wenig luſtig dreinſah. Erſt ganz in der Nähe ſeiner Behauſung beſann ſich der Förſter, und gleichſam, um ſich zu ſammeln oder um mit einem guten Gedanken einzutreten, blieb er vor der letzten Buche ſtehen, an deren Stamm ein ſchmuckloſes Marienbild befeſtigt war. Er zog den Hut ab, murmelte ein Gebet und ſchritt, gefaßt, wie er meinte, nach ſeinem Häuschen. Er trat in die Stube ein, in der ſich nur wenig Geräth zeigte. Sein erſter Blick flog nach der Ecke, in welcher die Wiege ſeines Kindes ſtand. Sein Weib Genoveva war über dieſelbe gebeugt. Die ſchwarzen Zöpfe der jungen Frau hingen, nur halb geflochten, nieder, ihr Vortuch war nur los angeſteckt — er ſah, ſie hatte ſich ankleiden wollen, um zur Kirche zu gehen, und das Kind ſie verhindert. Er ſchritt auf den Zehen näher: ſie ſchaute mit überwachten, gerötheten Augen von der Wiege auf — ein höhniſches Lächeln flog faſt augenblicklich über ihre Züge. Sonſt hätte ſie beinahe ſchön geheißen werden müſſen; nur der trotzige Mund verlieh ihrem Geſicht etwas Hartes. Ambros aber, als er das Lachen ſah, erblaßte. Noch eben hatte ihn beim Eintritt in's Gemach die Erinnerung an ſeine Verzweiflung, an dieſe Nacht und dieſen Morgen mit heller Schamröthe übergoſſen. Jetzt war ihm zu Muthe, als lege ſich eine eiſige Hand über ſein Geſicht und vor den Augen ward es augenblicklich wieder ſo nebelig als zuvor. Nur mechaniſch kam er der Wiege näher.

(Schluß folgt.)

* Rückblicke auf das zweite pfälziſche Sängerfeſt.

I.

Das zweite pfälziſche Sängerfeſt, gefeiert am 23, 24. und 25. Auguſt in der altehrwürdigen Kaiſerſtadt Speyer, liegt nun hinter uns, und es dürfte ſich wohl, beſonders im Intereſſe der Nichtbetheiligten, der Mühe lohnen, einen kurzen Rückblick auf dasſelbe zu thun.

Die Vorbereitungen zu dem Feſte, namentlich die Herſtellung einer paſſenden Feſthalle, nahmen viel Zeit, Sorgen und Mühen in Anſpruch, was wohl für diejenigen Leſer keines näheren Beweiſes bedarf, welche die Schwierigkeiten eines Unternehmens zu wür-

digen wissen, das bei beschränkten Mitteln in würdiger Weise durchgeführt werden soll. Mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit stellten die Väter der Stadt dem Festausschusse eine bestimmte Summe vorschußweise zur Verfügung, und rasch erhob sich in einfacher, aber durchaus zweckmäßiger Architektonik die brettergefügte Sängerhalle, geräumig genug, um außer den Sängern noch über 3000 Zuhörer bequem aufzunehmen.

Keine kleine Mühe kostete es, diese weiten und nackten Bretterwände nur einigermaßen zu schmücken. Laub- und Blumengewinde, letztere meist von schöner Hand, Embleme, kranzumwundene Wappen der pfälzischen Städte und der bedeutendsten Componisten, die epheuumrankten Namen der 46 mitwirkenden Sängervereine, zwölf auf gleiche Weise decorirte, riesenhafte, künstlich gebildete Kronleuchter zum Zwecke des Bankets, nebst der Doppelzahl zu ihren beiden Seiten frei hängender schöner Epheuranken, zahlreiche bayerische, sowie deutsche Fahnen; auf der Rückwand des Zuhörerraums eine aus Blumen gefertigte, auf rothem Grunde ruhende, zwischen zwei großen, lebenden Bäumen durchschimmernde Harfe; auf der Rückwand des Podiums ein Fahnenköcher, mit den 46 zum Theil glänzenden und kostbaren Fahnen der mitwirkenden Vereine geschmückt und einen wahren Fahnenwald bildend: All dieses wetteiferte mit einander, die weiten Räume in ein schönes, frisches und farbenreiches Gewand zu hüllen, und gewiß: wer dieselben zum ersten Male in ihrem vollen Festschmucke betrat, konnte sich eines unwillkührlichen Ausdruckes freudiger Ueberraschung nicht erwehren, und dem hingebenden Fleiße und sinnigen Geschmacke des Decorations-Comité seinen vollen Beifall nicht versagen.

Nicht minder Anerkennung verdienen die Bemühungen des Einquartirungs-Comité, und wenn ein Theil der 1200 Festgäste in größeren Räumen casernirt werden mußte, so war das ein Gebot unüberwindlicher, localer Schwierigkeiten; jedoch war für die Bequemlichkeit auch dieser Gäste thunlichst gesorgt, wie denn überhaupt alle Vorkehrungen von Seite des Fest-Comité so getroffen waren, daß den billigen Anforderungen der Gäste möglichst gut und rasch genügt werden konnte.

Miscelle.

* In der Pfalz wurden an Rheingold seit dem Jahre $18^{24}/_{25}$ bis zum 20. August 1862 eingeliefert 17,638 Kronen 55 Aß, wovon 64 auf eine Krone gehen. Hiefür entziffert sich, die Krone mit 4 fl. 40 kr. bezahlt, ein Werth von 82,293 fl. 50 kr. 3 hl. Den größten Ertrag lieferte das Jahr $18^{31}/_{32}$ mit $1433^{30}/_{64}$ Kronen im Werthe von 6688 fl. 46 kr. 1 hl.; den geringsten das Jahr $18^{39}/_{60}$ mit 16 Kronen, also 74 fl. 34 kr. Vom 1. October 1861 bis 20. August 1862 wurden bereits für $80^{1}/_{64}$ Kronen 373 fl. 31 kr. bezahlt. Die durchschnittliche Jahresausbeute in den zwischen 1824 und 1862 verflossenen 38 Jahren beträgt 464 Kronen 12 Aß. Einen Beweis, daß die Goldausbeute größer wird, je geringer der Verdienst durch Feldarbeit ist, liefern die Jahre 1846 — 1849. Während $18^{44}/_{45}$ noch 383 Kronen gewonnen wurden, steigerte sich die Ausbeute in den folgenden Jahren auf 924, 1059, 1063, betrug noch im Jahre $18^{48}/_{49}$ 922 Kronen und sank dann plötzlich wieder auf 479. Seit 1856 ist sie nie zur Höhe von 100 Kronen gestiegen.

* Palindrom.

Es ist ein wild gebirgiges Land,
Deß Volk mit Israel stammverwandt;
Kehr's um, so tritt schnell vor dich hin
Der Zeit gewaltigste Herrscherin. r.

Auflösung der Charade in № 79:

Sonntag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 81. Speyer, Dienstag, 2. September 1862.

Am Wildbach.

Von

Adolf Stern.

(Schluß.)

„Warst im Wirthshaus die Nacht? fragte Genoveva.

„Schau' ich aus wie trunken?" gab der Förster bitter zurück. Und indem die Blicke der jungen Frau an ihm niederglitten, fühlte sie die Wahrheit seiner Worte. Sie wendete sich wieder zum Kinde und wie sie auf dasselbe niederschaute, ward ihre Stimme fast tonlos.

„Mit dem Buben geht's schlimm. Der Doctor von Berchtesgaden war wieder hier; der meint, daß er nicht lang mehr auf der Welt sein wird."

Ein halb unterdrücktes „Jesus Maria!" war die einzige Antwort, welche Ambros hierauf gab. Er kniete an der Wiege des Kindes nieder, das im fiebernden Schlummer von Zeit zu Zeit wimmernde Töne vernehmen ließ. Das Haupt schmerzlich auf den Rand des kleinen Bettes gepreßt, kniete er dort, während Genoveva, von der andern Seite herabgebeugt, gespannt, ängstlich auf jeden Athemzug des Kindes lauschte. Ihre Häupter berührten sich fast, ihre schweren Athemzüge und verhaltenen Seufzer trafen zusammen. Die Mittagssonne strahlte in das Gemach, die Luft in demselben war dumpf und schwül. So verging wohl eine Stunde oder mehr. Keins von beiden sprach ein Wort, und Niemand, der ihren einträchtigen Schmerz sah, hätte die Kluft geahnt, die zwischen ihren Gemüthern lag.

Die junge Frau brach zuerst das Schweigen. Leiser, mit weicherm Tone, als sie vorhin gehabt, sprach sie: „Er schläft besser als diese Nacht. Er kann nicht mehr so viele Schmerzen haben. Vielleicht stirbt er nicht!"

Ambros, aus seinem dumpfen Hinbrüten erweckt, fuhr auf, sah die Frau und das Kind mit wirrem Blick an und sagte: „Wenn der Max stirbt, überleb' ich's nimmer! Es wär' mir dann besser, gleich selbst ein End' zu machen!"

Genoveva's Augen hefteten sich auf ihren Mann. Mit Recht blitzte ein Zürnen über ihre Züge. Die Frage: „Und was wird mit mir?" lag ihr auf der Zunge. Hätte sie dieselbe gethan! Aber nur eine Minute, so umspielte das höhnische Lächeln von vorhin wieder den halb geöffneten Mund der jungen Frau; zwei-, dreimal schluckte sie offenbar eine Antwort in sich hinein, dann sagte sie mit lauter Stimme, kalt und scharf: „Rede nicht so wüst, du thust's doch nimmer!"

Im Augenblick hätte sie ihr liebloses Wort zurücknehmen mögen, so entsetzlich war die Wirkung desselben. Ambros sprang mit beiden Füßen auf, daß das Kind lautschreiend erwachte, jeder Blutstropfen war aus dem Gesicht des Försters gewichen, seine Augen funkelten wild energisch und mit heiserer Stimme rief er der Frau zu: „Meinst du? Ich schaff' Rath, daß du besser von mir denkst!"

Genoveva wußte kaum, was ihr geschah. Krachend hörte sie die Stubenthür zuschlagen, Ambros war verschwunden, das Kind schrie kläglicher als zuvor. In diesem Einen fürchterlichen Moment brach die plötzliche Erkenntniß ihres Unrechts über die junge Frau herein, in einer Minute sah sie mit Entsetzen, wozu sie ihren Mann getrieben. Kein Besinnen galt, zu keiner Ueberlegung war Frist! Sie schlug entschlossen das Kreuz

Digitized by Google

über ihr Kind, ſchlang mit einem Handgriff die herabhängenden Flechten in einen Knoten und eilte blaß und bebend aus dem Hauſe. Ihr ſcharfes Auge entdeckte mit Blitzesſchnelle am Ende des Thalwegs, dicht vor ſeiner Biegung, ihren Mann, der ohne Hut, mit aufgeriſſener Joppe davonſtürmte.

„Er hält Wort, es gibt ein Unglück!“ Dieſe Gewißheit belebte das junge Weib zur äußerſten ſelbſt ihre friſchen Kräfte beinahe überſteigenden Anſtrengung. Sie warf die Hausthür in's Schloß, ſie flog den Thalweg hinunter, ſie überſprang den Bach, weit vom Steg, um einen Vorſprung zu gewinnen. Hecken und Bäume, Aecker und Häuſer flimmerten um ſie im hellſten Mittagslicht — ſie ſah nichts als die Geſtalt ihres Mannes, der ihr weit voraneilte und deſſen Ohr ihr flehender Ruf nicht erreichen konnte. Glück noch, daß der Dahinfliegenden, deren äußeres Anſehen einer Raſenden glich, niemand in den Weg trat. Es war einſam im Thal, die Mittagsſtunde hielt Alles in den Häuſern, nur bei der Mühle ſchlummerte ein greiſer Bettler, der erſt auffuhr, als Genoveva's Fuß den ſeinen im haſtigen Vorüberlauf berührte. Eben ſprang die Eilende einen Abhang empor, einen andern hinab, ihre Knie drohten ſie nicht länger zu tragen; vor ihren Augen flimmerte es; ſie ſah Ambros nicht mehr. Aber ſie wußte, wohin dieſer Weg führte; die Gewißheit, daß ſie ihren Mann längſt dahin getrieben, durchſchauerte ſie mit Entſetzen — es war der Pfad zur Wimbachklam.

Der vor ihr auf demſelben hineilte, in wilden Sprüngen, zeigte die bleichen Lippen weit geöffnet, die Zähne feſt übereinander gebiſſen, die Augen ſtarr, ein Bild raſenden Entſchluſſes! Dicht vor dem Eingang zur Klam war es ihm, als ob er die Stimme ſeines Weibes hinter ſich höre; er lachte ingrimmig auf: „Der Teufel, der in ſie gefahren, macht mir Muth!“ und verſchwand in der dunkeln Felsenge. Beim erſten Schritt einwärts ſtürzte er auf dem ſchmalen Pfade über einen Vorſprung der Felswand. Eine Minute währte es, daß er ſich emporraffte; dieſe Minute aber brachte Genoveva an den Eingang. Und wie jetzt der Förſter dröhnenden Trittes auf den Brettern zur Mitte der Klam hinflog und ſchon das feuchte Geländer zum Sprung mit beiden Händen erfaßte — Genoveva erkannte mit Entſetzen die Stelle — wie ihn die Waſſer umrauſchten und Blut und Hirn in ihm brauſten, da feſſelte ihn etwas vor dem Sprung — aber diesmal war es nicht ſein eigenes Zurückſchrecken. Genoveva hatte Ambros erreicht, war auf dem Stege niedergeſtürzt und umſchlang mit beiden Armen die Kniee des Raſenden. Durch die gurgelnden, rauſchenden Töne der Fälle und Strudel, durch ſeine eigene Betäubung hörte er deutlich die Worte: „Ambros, halt' ein, halt' ein, verzib mir!“

Der Förſter machte nur eine zornig ungeduldige Bewegung.

„Was willſt? Ich will Wort halten!“

„Um Gotteswillen halt' ein!“ ſchrie Genoveva jammernd. „Was wird aus dem Kinde und mir? Ich laſſ' dich nicht, du ſpringſt ja in's ewige Verderben!“

„Willſt mich ja dort haben! Haſt ja gewollt, daß ich eile!“ gab der Förſter zurück. Aber ſeine Hände löſten ſich vom Geländer, der Ausdruck des Wahnſinns wich aus ſeinem Geſicht, ſein Blick fiel auf die Frau, die gluthroth und erhitzt, wie ſie war, auf dem feuchten Steg, angehaucht von der Eiſeskälte dieſer Enge, kniete. Er beſann ſich und rief: „Komm Veva! Aber ich gelob' es: Wenn du noch einmal in dieſem Leben ein Wörtlein ſagſt wie heut' Mittag und die Zeit daher —“

„Nie — nimmer — keine Sterbensſilbe!“ ſchluchzte Genoveva, deren banges Entſetzen ſich in wohlthätige Thränen löste. „Bei der Mutter Gottes, ich hab' nicht gewußt, was ich thue! Aber du, Ambros, hätteſt es nicht ſo geduldig tragen ſollen!“

„Ich ſchlag' keine Frau! ſagte Ambros ruhig. „Weil du Reu' trägſt und ſelbſt ſiehſt, was du gethan — aber laß Alles — komm' hier heraus, komm' zu unſerm Kinde!“

Sie ging hinter ihm drein, denſelben Pfad, den er ſchon dieſen Morgen geſchritten. Ambros ſchaute noch einmal in das grüne Dunkel mit ſeinen ſchäumenden Waſſern hinein. „Will's Gott“, raunte er, „hierher komme ich nie wieder!“

Draußen im Sonnenſchein ordneten ſie

ihre verwirrten Kleider, dann führte der Förster die wankende und still weinende Frau, so schnell sie es vermochte, dem Hause zu. Hätte er einen andern Gedanken als den an sein Kind hegen können, jetzt würde er empfunden haben, daß Genoveva's Trotz gebrochen sei, verschwunden gleich dem wahnsinnigen Drange in ihm, sein Leben wegzuwerfen. Jetzt dachte er jedoch nur an das Kind und mit Zittern betraten beide Haus und Gemach. „Es wird todt sein, ich hör's nicht!“ sagte Genoveva noch auf der Schwelle. — —

Sie nahten der Wiege — das Kind schlummerte ruhiger als zuvor; der Sonnenschein drang jetzt selbst in diese Ecke und fiel auf sie, als sie abermals — und mit wie ganz andern Empfindungen — an dem kleinen Lager niederknieten. Ambros hatte Genoveva, deren Thränen versiegten, umschlungen und flüsterte: „Mir ist, als würde uns der Max gelassen. Und wenn das Kind genest — wir sind nun gesund, Veva, und wir können noch glücklich werden.

* Rückblicke auf das zweite pfälzische Sängerfest.

II.

Die oft bewährte Liberalität der Pfälzer Eisenbahndirection hatte auch bei diesem Feste allen, sowohl passiven als activen Theilnehmern eine Preisminderung der Fahrtaxe um 33 Procent und zwar auf 4 Tage, vom 23. bis incl. 26. August, bewilligt und zugleich solche Anordnungen getroffen, daß sämmtliche Festgäste von Süden, Westen und Norden in Schifferstadt zu einem Zuge sich vereinigten und zur selben Zeit nach 2 Uhr in fast unabsehbarer Wagenreihe im Speyerer Bahnhofe eintrafen, wo ihrer trotz des düstern und regnerischen Himmels außer den beiden Gesangvereinen eine zahlreiche Menschenmenge harrte, um ihre freudigen Hochrufe mit den Tönen der Musik und dem Donner der Böllerschüsse zu vereinigen. Bald hatte sich der Zug geordnet und bewegte sich unter den Tönen der Musik und dem lustigen Wehen der Fahnen durch die alta porta und die herrlich geschmückte Hauptstraße der Stadt bis vor das Rathhaus.

Das war ein prächtiger, imposanter Zug, an dem selbst der Himmel seine Freude zu haben schien, da sich während desselben sein Antlitz zusehends entwölkte und von da an das ganze Fest hindurch seine heiterste Laune bewahrte.

Nachdem die Sänger ihre Quartiere aufgesucht und sich an dem frischen „Biernaß“ hiesiger Stadt erquickt hatten, vereinigte sie in der Festhalle die erste Hauptprobe, welche durch eine warme und herzliche Begrüßung von Seiten eines Mitgliedes der Liedertafel, sowie durch einen sehr schönen Empfangs-Chor der beiden Speyerer Sängervereine eingeleitet wurde.

Hierauf begann Hr. Prof. Dr. Faißt, beim Betreten des Dirigenten-Pultes mit lebhaften Hochrufen der Sänger und des zahlreichen Auditoriums begrüßt, die Probe, und wenn er auch gar häufig am Anfang, in der Mitte und am Ende eines Chors da capo verlangte, so ersah man doch schon aus der ersten Probe, welcher nur das hereinbrechende Dunkel der Nacht ein Ende machte, daß die sowohl aus der Beschaffenheit mancher Chöre, als insbesondere aus der Mannigfaltigkeit der mitwirkenden Vereine auftauchenden Schwierigkeiten keine unüberwindlichen seien.

Die schönen und großen Räume des Sonnenkellers, zu einer geselligen Vereinigung der Sänger und ihrer Begleiter für diesen Abend bestimmt, zeigten sich viel zu klein, um alle aufzunehmen, und so vertheilten sie sich auf die übrigen, nicht minder schönen Bierkeller und die verschiedenen Gasthäuser und Restaurationen, aus welchen sich fröhlicher Gesang und munteres Leben bis in die späte Nacht hören ließ.

Am folgenden Morgen verkündeten lautschallende Musik durch die Straßen der Stadt und Böllerschüsse den Haupttag des Festes, und mahnten zugleich die Sänger an die 2te Hauptprobe, die um 7 Uhr begann und sich gleichfalls eines zahlreichen Auditoriums erfreute.

Nach elf Uhr setzte sich vom Domplatze aus der stattliche Sängerzug in Bewegung

durch die mit Tausenden von Zuschauern angefüllte Haupt- und Wormserstraße nach der Festhalle, worauf um 12 Uhr das Concert vor einem sehr zahlreichen Publicum seinen Anfang nahm.

Der erste Gesammtchor: „O Schutzgeist alles Schönen", diese herrliche, Sänger und Hörer gleich mächtig ergreifende Composition unsers unvergleichlichen Mozart, wurde mit tiefem Gefühl und mit Verständniß vorgetragen und erntete reichlichen Beifall. Seinem Texte nach eine Bitte an den „Schutzgeist alles Schönen" um das Gelingen des Beginnens, stand er sehr passend an der Spitze des Programms, und darin möge der unterschobene Text seine Entschuldigung und Rechtfertigung finden, um so mehr, als auch er sich, abgesehen von einer Inconvenienz, ganz enge an die Melodie anschließt.

Der 2te Gesammtchor: „Wie hab' ich sie so sehr geliebt", eine sehr sinnige musikalische Dichtung von Möhring, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten, wurde gleichfalls vorzüglich durchgeführt.

Die Reihe der Einzelchöre eröffnete der „Haßlocher Gesangverein" mit dem Vortrag eines Liedes „Sonntags am Rhein". Abgesehen von der nicht sehr passenden und undankbaren Wahl konnte man doch aus dem Vortrag ersehen, daß dieser ländliche Verein sehr schätzbare Kräfte namentlich im Tenor besitze, und wenn dieser gegen Ende auch etwas nachließ und detonirte, so war das eine natürliche Folge der zu hohen Tonangabe des Dirigenten, welche den ohnedieß hochliegenden Tenor auf eine schwindelnde Höhe trieb.

Der zweite Einzelchor „Das Rheinlied" von Lachner, gesungen von dem „Ludwigshafener Liederkranz", schien uns unter der Mitwirkung einzelner, durch vorausgegangene Anstrengungen ziemlich afficirter Stimmen merklich zu leiden, indem er nur an wenigen Stellen zu einer bestimmten Reinheit gelangen konnte.

Der dritte Gesammtchor „Nachtlied von Kreutzer" wurde sehr gut und ausdrucksvoll vorgetragen.

Hierauf folgte der Männerchor des „Kaiserslauterer Musikvereins" mit dem Chor „Sängergelübde von Reeb", mit einer wohlthuenden Frische und Präcision vorgetragen und mit großem Beifall belohnt. Gewiß aber regte sich in vielen Zuhörern der Wunsch, dieser Verein möge sich für die Zukunft, seinen Kräften angemessen, eine etwas schwierigere Aufgabe stellen.

Die „Pirmasenser Liedertafel", durch ihre kunstvolle Leistung bei dem ersten Sängerfeste in Kaiserslautern noch in sehr gutem Andenken, brachte ein „Frühlingslied", eine schöne und lohnende Salon-Piece, die aber gerade deßwegen, trotz ihrer fleißigen Durchführung, nicht zur vollen Geltung gelangen konnte, da sie für einen großen Theil des Publicums in dem weiten Zuhörerraum verhallen und fast ganz verloren gehen mußte.

Einsender kann bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, die betreffenden Herren Dirigenten möchten bei ihrer Auswahl doch vor Allem auch auf die räumlichen Verhältnisse Bedacht nehmen.

Den Schluß der ersten Abtheilung des Concertes machte der „Normannsgesang von Kücken, eine kraftvolle und feurige Composition, welche Eigenschaften auch in dem Vortrage ihren entsprechenden Ausdruck fanden.

Miscelle.

Am Domchor zu Hildesheim wächst ein Rosenstrauch bis über das Dach empor. Kaiser Karl der Große soll ihn gepflanzt haben. Der kurze, dicke Stamm läuft in drei Aesten aus, welche, vielfach verzweigt, im Sommer über und über voll Rosen prangen. Wie viele Aeste und Zweige mag nun der Strauch im Laufe der Jahrhunderte verloren haben? Trotzdem aber stand er immer wieder in neuer Blüthe und trug Rosen so duftig und frisch, wie in den Tagen seiner Jugend.

Auflösung des Palindroms in № 80.

Edom. Mode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Donnerstag, 4. September 1862.

Lore-Lay.

II.

Auf ihrer Lay sitzt Lore,
Die schöne Zauberin,
Still zieht am Felsenthore
Des Rheines Woge hin.

Es weht, gleich goldnem Schleier,
Ihr Haar im Abendschein,
Sie hält im Arm die Leyer,
Schaut sinnend nach dem Rhein.

In was ist sie versunken?
Ruft flüsternd sie hinab
Die Schaar, die liebestrunken
Sie sang und lockt' ins Grab?

Sieh! auf den ruh'gen Wogen
Schwebt in der Fern' ein Kahn,
Darinnen kommt gezogen
Ein schöner Rittersmann.

Das ist der Auserwählte,
Der schmolz des Stolzes Erz,
Daß heiße Sehnsucht quälte
Nach ihm ihr hartes Herz.

Wie bebt nach langem Leide
So selig ihr die Brust!
Sie singt von Hochzeitsfreude,
Von unnennbarer Lust.

So hat sie nie gesungen,
Ihr Herz schlägt in dem Lied,
Als hielt sie schon umschlungen
Den Theuern, den sie sieht.

Der Kahn zieht sanft und leise —
Still lauscht der Rittersmann
Der süßen Zauberweise,
Und schwebt zu ihr hinan.

Ein Stoß — o welch' Erwachen!
Anprallt am Felsgestein
Und stürzet um der Nachen —
Der Ritter sinkt im Rhein.

Und droben — zitternd bieget
Sich Lore vor — ein Schrei —
Die Arm' ausbreitend flieget
Sie jählings von der Lay.

Und tief im kühlen Grunde
Ist nun die wilde Braut
Den Freiern all zum Bunde
Vom Rheine angetraut.

Ihr irrer Geist muß leben
Gebannt in ihrer Lay,
Und schauernd Antwort geben
Auf jeden Ruf und Schrei:

Bis ihre Stimm' verklungen
In der Erinn'rung Schmerz;
Von Liebesweh durchdrungen
Ist dort versteint ihr Herz.

Ch. Böhmer.

Zur Glocken- und Kirchenweihe in Ludwigshafen.

Ludwigshafen, 30. Aug. Nach einer Mittheilung in dem Karlsr. Anzeiger wurden die Glocken der hiesigen katholischen Kirche getauft auf die Namen „Ludwig" und „Georg Ernst", zum Andenken an den hohen Beschützer der Kirche, König Ludwig von Bayern, sowie an die vor kurzer Zeit in der Blüthe der Jahre dahingeschiedenen beiden hoffnungsvollen Söhne des Präsidenten des Kirchenfabrikrathes, Eisenbahndirectors Jäger, eines um den Bau sehr verdienten Mannes. Wirklich eine schöne Weise, ein dankbares Andenken zu stiften! Die beiden verstorbenen Söhne des Herrn Jäger zählten nach dem Vorworte des Herrn Hofrathes Behaghel zu dem dießjährigen Programme, zu den hoffnungsvollsten Jüng-

lingen des Mannheimer Lyceums. „Kaum", heißt es daselbst, „hatte der Unterricht wieder begonnen, so erkrankte am Nervenfieber der eben in die Obersexta beförderte Ernst Jäger von Ludwigshafen, welcher, mit allen Tugenden eines rechtschaffenen Schülers geschmückt, seinen Lauf durch die früheren Klassen stets als Preisträger zurückgelegt hatte, und erlag am 4. December 1861 seinen schweren Leiden, die er mit der frommen Ergebung eines kindlichen Gemüthes und dem gläubigen Aufblick in jene Welt des Lichtes, in dem er schon hier auf Erden wandelte, getragen und überwunden hatte. Tief erschüttert folgten Lehrer und Mitschüler der Leiche des so frühe Verklärten, der in wenigen Wochen sein achtzehntes Jahr vollendet hätte, nicht ahnend, daß sie in der Erfüllung derselben traurigen Pflicht nach kaum zwei Monaten das Grab seines jüngeren, gleich trefflichen Bruders, Georg Jäger, umstehen würden, welchen die nämliche mörderische Krankheit am 28. Januar 1862 dahinraffte. Eben in die Oberquinta eingetreten, gehörte er, wie sein Bruder, durch alle Klassen hindurch zu den preiswürdigsten Schülern des Lyceums und war, wie dieser, die Freude seiner Eltern, ein Liebling der Lehrer, ein unbeneidetes Vorbild seiner Mitschüler; denn beide zierten die zwei schönsten Tugenden des Schülers, eine von Haus aus gepflegte Pietät gegen alle Lehrer und eine liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Wohl eingedenk, daß bei so tiefem Leide den schwer gebeugten Eltern jeder menschliche Trost unzureichend ist, dürfen wir doch den Wunsch aussprechen, daß der Gott, dessen gewaltiger Hand sie mit frommem Glauben stille zu halten wußten, sie auch mit seinem kräftigen Troste wieder aufrichten und an ihren überlebenden Kindern alle die Freude erleben lassen möge, welche sie von ihren beiden heimgegangenen zuversichtlich hoffen durften."

* * *

* Wir reihen hieran den Trinkspruch, welchen der Vorstand des Fabrikrathes, Hr. Eisenbahn-Director Jäger, zu Ehren Seiner Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern bei dem Festmahle der Kirchenweihe zu Ludwigshafen am 28. August 1862 ausgebracht hat. Er lautet:

„Vier Jahre sind verflossen, seit wir den Grundstein gelegt zu dem herrlichen Gotteshause, das heute — wenn auch noch nicht ganz vollendet — zum heiligen Dienst eingeweiht werden konnte!

Vier Jahre sind es, daß es mir, als Vorstand des Fabrikrathes, an gleicher Stelle vergönnt war, dem erhabenen Fürsten, — der mit eigener hoher Hand den Grundstein zu legen die Gnade hatte, den Dank der Kirchengemeinde auszusprechen für die kräftige und großmüthige Förderung des Bauwerkes!

Der Grund war gut gelegt! — Der Segen Gottes ruhte drauf! — Von allen Seiten unterstützt, geleitet von dem kunstbegabten Architekten Baudirector Hübsch, von den ausführenden Ingenieuren Federle, Basler und Mühlhäuser, beaufsichtigt von den trefflichen Baumeistern Wendel und Joseph Hofmann — gedieh das Werk — und nun ragt der Bau frei und leicht in die Lüfte — voll Adel, voll Kraft und Würde — festgegründet und ruhend auf den 12 Granit-Säulen, welche wir der Gnade Seiner Majestät des Königs Ludwig zu verdanken hatten.

Und heute haben wir abermals zu danken für eine neue Wohlthat und insbesondere für die hohe Gnade, daß Euere Königliche Majestät das Fest der Einweihung unserer St. Ludwigskirche durch Allerhöchst Ihre Gegenwart verherrlichen wollten.

Wahrlich — ein unschätzbares Glück ist es zu nennen, den allverehrten teutschen Fürsten in unserer Mitte zu sehen, der den teutschen Gedanken in der weitesten und tiefsten Bedeutung seit mehr denn einem halben Jahrhunderte gehegt und gepflegt, mit Wort und That verkündiget hat — der erst vor wenigen Tagen in einem stillen Waldesthale der Pfalz den goldenen Spruch gethan:

„Teutsch bis in den Tod!"

Herrlich und hehr erklingt dieses hohe Wort aus dem besten teutschen Herzen! — Herrlich und hehr ertönt es von der westlichen Grenzmarke teutscher Erde her und

findet lauten Wiederhall in allen teutſchen Herzen des theueren Vaterlandes!

„Teutſch bis in den Tod!“

Das ſei auch unſer Wahlſpruch in guten, wie in böſen Tagen — allezeit und immerdar!

Wahrlich — unſchätzbar iſt das Glück zu nennen, den Schirmherrn teutſcher Kunſt in unſerer Mitte zu ſehen, von deſſen edlem und erhabenem Sinne ſo mancher herrliche Bau im teutſchen Vaterlande glänzend Zeugniß gibt und deſſen Großmuth insbeſondere wir ſo unendlich viel zu danken haben!

Treffend ſagt daher unſer heutiges Feſtgedicht:

Du haſt den Königsſchatz gehoben!
Ein geiſtig Diadem Dir draus gewoben:
Des Volkes Dankbarkeit und Lieb' und Treue.

Und freudig rufe ich wie vor vier Jahren:

So lange von Granit die Säulen ragen, —
Muß Dir noch Preis der ſpäte Enkel ſagen!

Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig ein donnerndes Lebehoch!“

Miscellen.

Ein ſehr erheiterndes Intermezzo bei den jetzt hier ſtattfindenden Belagerungs- und Schießübungen, ſchreibt man der Kreuzztg. aus Graudenz in Preußen, war einem großen ſchwarzen Hunde zu verdanken, der, während alle Zuſchauer ſich in eine gedeckte Stellung zurückgezogen hatten, das Belagerungsfeld allein occupirte und die niederfallenden Geſchoſſe verfolgte, beroch und zu apportiren verſuchte. Mit größtem Eifer jagte er überall dahin, wo eine Kugel einſchlug, und das ging ſo lange ganz gut ab, als mit Kugeln ohne Sprengladung geſchoſſen wurde; denn der Zufall wollte, daß ihn keine Kugel traf. Sein beſonderes Gefallen ſchien aber die erſte Sprengrakete zu erwecken, die ziſchend über ihn wegflog und früher ſprang, ehe er ſie erreichen konnte. Mit gehobenem Kopfe und zum Sprunge bereit, wartete er auf die nächſte, ereilte ſie, als ſie eben niederſchlug und beroch ſie mit großem Intereſſe, während die Zuſchauer in mitleidiger Spannung die Kataſtrophe erwarteten, die das Thier vernichten mußte. Da erfolgte die Exploſion. Der vierbeinige Held wird mehrere Schritte weit weggeſchleudert, ſchlägt einige Purzelbäume, erhebt ſich aber unverwundet, wenn auch mit ſtark verbrannter Naſe, und beendet ſeine militäriſchen Studien, indem er mit eingelegtem Schweife, ein vorwurfsvolles Geheul ausſtoßend, in raſender Eile das Weite ſucht.

(Kampf zwiſchen Jägern und Wildſchützen.) Wie der Prager Ztg. geſchrieben wird, ereignete ſich am 18. v. M. im Kuſchwarder Waldreviere (Bezirk Winterberg) ein bedauerlicher Zuſammenſtoß zwiſchen bayeriſchen Wildſchützen und fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Waldhegern. Derſelbe hatte den Tod eines, und, ſo weit noch bis jetzt bekannt iſt, die nicht unbeträchtliche Verwundung eines zweiten Wildſchützen zur Folge. Die Wilddieberei nahm nämlich von Seiten der bayeriſchen Grenzbewohner in den an der Landesgrenze liegenden fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Waldungen ſeit einiger Zeit ſehr überhand, und als am 18. der Revierförſter in Kuſchwarda in Kenntniß kam, daß abermals mehrere notoriſch bekannte Wildſchützen die Landesgrenze überſchritten hätten, beorderte er mehrere Heger und erbat ſich gleichzeitig eine Aſſiſtenz vom Kuſchwarder Gemeindevorſtande, welcher auch einige beherzte junge Bürger zur Verfügung ſtellte. Der Zug vertheilte ſich, im Walde angekommen, in mehrere Richtungen, und vier Männer ſtießen hiebei in einer Entfernung von einigen fünfzig Schritten auf drei bewaffnete hinter Bäumen gedeckte, ſie mit Schimpfworten empfangende und auf ſie mit ihren Gewehren zielende Wildſchützen. Schuß und Gegenſchuß war das Werk eines Augenblickes, und einer von den Wildſchützen lag tödtlich getroffen, röchelnd und blutend am Boden. Die zwei andern ergriffen die Flucht und der Leichnam wurde nach Kuhſchwarda gebracht. Der zweite verwundete Wildſchütze liegt noch lebend in einem bayeriſchen Grenzdorfe und die gerichtliche Erhebung befindet ſich im Zuge.

Ein eigener Schwindel iſt dieſer Tage in Berlin zu Gunſten einer Benefizvorſtellung in einem Vorſtadttheater, um das Haus zu füllen, verübt worden. Mehrere Tage vor dem Benefizabend erſchien in den hieſigen Localblättern ein „reelles Heirathsgeſuch“. Ein Anony-

mus ſucht für ſeine Mündel und Nichte, die ein baares Vermögen von 15,000 Thlrn. und eine Fabrik beſitzt, einen Gatten, welcher die Leitung der Fabrik übernehmen kann. Bei den Zeitungs-Expeditionen gehen alsbald hunderte von Briefen Heirathsluſtiger ein, die ſämmtlich geſtern Morgen durch die Stadtpoſt einen mit A. Gehrmann unterzeichneten Brief erhalten, des Inhalts: „Das Wichtigſte iſt, ob Ihnen meine Nichte gefällt. Ich werde daher mit ihr heute Abend im .. Theater, Loge Nr. 1, erſcheinen. Wenn Sie wollen, können Sie uns anreden.“ Natürlich löste jeder Heirathsluſtige ein Parquetbillet und harrte des Onkels und der Nichte — vergeblich. Der Beneficiat aber hatte den Vortheil davon.

---

* Bei Gelegenheit der Einweihung der neuen katholiſchen Kirche zu Waldfiſchbach, den 3. September 1862.

In heit'rer Bläue ſtrahlt der Himmel
Herab auf die begrünte Flur;
Es regt ein freudiges Gewimmel
Sich in den Räumen der Natur;
Und dort, in wachſendem Gedränge,
Zur Kirchenhalle zieht die Menge
Und bringt, gereiht um den Altar,
Die Opfer ſchuld'gen Dankes dar.

Ja, auf der Andacht Flügel ſchwinge
Dich auf zum Herrn, der Alles führt,
Erheb', Gemeinde, ihn und ſinge
Den heißen Dank, der ihm gebührt!
Dich deſſen Dienſte ſtets zu weihen,
Der Segen gab dem Werk, Gedeihen —
Dies ſei, was du in ernſter Stund'
Gelobet heut' mit Herz und Mund.

Den Fürſten ſoll dein Dank erheben,
Der, von dem Werth der Tugend tief
Ergriffen und beſeelt, in's Leben
Des Lehren Tempels Gründung rief;
Und Allen, die durch milde Gaben
Das ſchöne Werk gefördert haben,
Erſtatte, du Gemeinde, heut'
Gerechten Zoll der Dankbarkeit!

Nie, nie erlöſch' in deinem Herzen
Das Licht, das Jeſus uns gebracht!
Es hellt die Nacht der Erdenſchmerzen
Und weckt des Glaubens hohe Macht.
O nie entweich' aus deiner Mitte
Zucht, Ehrbarkeit und gute Sitte;
Der jenſeits goldne Frucht verheißt,
Er ruh' auf dir, der Duldung Geiſt!

Und du, o neue Kirche, blühe
Hier fröhlich unterm Himmelszeit!
Sei der Bedrängten Hort, erziehe
Dir Bürger für die beſſ're Welt!
Und Wen der Kummer niederbeuget,
Wer freudelos durch's Leben ſchleichet,
Der nahe deinem heil'gen Ort
Und ſcheid' geſtärkt, beruhigt fort.

O Gott, du Quell' des Guten, blicke
Voll Huld auf dieſe Stätte hie!
Lob ſei dir, Ehr' und Preis! Beglücke
Mit deinem mächt'gen Schutze ſie!
Und breite aus in bangen Stürmen
Die ſtarke Hand, ſie zu beſchirmen,
Und wahr' im Laufe dieſer Zeit
Das Haus, zur Andacht dir geweiht!

So wünſcht dir, Kirche, Einer Segen,
Der treu zu Luthers Fahne hält;
Nicht Haß und Zwieſpalt zu erregen,
Erſchien Maria's Sohn der Welt;
Rein, Wahrheit ſiegreich auszubreiten,
Zur Tugend Menſchen hinzuleiten,
Vereinigt durch der Liebe Band,
Dazu hat ihn der Herr geſandt.

Waldfiſchbach, 3. Sept. 1862. A.

Räthſel.

Es eilet und laufet und Niemand ſieht's laufen;
Man kann es nicht halten und kann es nicht laufen;
Es laufet und macht weder Schritte noch Sprünge,
Und lehret die Menſchen verborgene Dinge.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Samstag, 6. September 1862.

* Ludwigshöhe
1861.

Ich muß es ſtaunend anerkennen,
Mein König der hat gut gewählt!
Den Kunſtgriff muß ich glücklich nennen,
Der nicht den ſchärfſten Geiſt verhehlt.
Ich ſteh' am Schloſſe, wonnetrunken,
An eine Säule ſtill gelehnt,
In Schauer heil'ger Luſt verſunken,
Schau ich, was längſt mein Herz erſehnt.

Da ſchließen ſich des Landes Weiten
Als wie ein Garten Gottes auf;
Ein Ocean von Herrlichkeiten
Drängt ſich vor meinen Blick zu Hauf.
Wie kann ich ſie zuſammenfaſſen,
Wie nennet ſie mein armer Laut,
Des Glanzes ungeheure Maſſen,
Die thränend hier mein Auge ſchaut.

Da ſchlingen ſich die Rebenhügel
Sanft ſchwellend bis herauf zu mir,
Und breiten ihre grünen Flügel
Um dieſes glänzende Revier,
Wo hell aus der Kaſtanien Schatten
Die Ludwigshöhe blickt in's Land,
Umgeben rings von duft'gen Matten,
Gelehnt an ſchwarze Bergeswand.

Sie blickt mit freundlichem Geſichte
In dieſes Paradies hinaus,
Wie's prangt im milden Sonnenlichte,
Als wie ein holder Blumenſtrauß.
In bunten Au'n die grünen Becken,
Von ſanfter Himmelsluft durchweht,
Aus denen ſich die Dörfer ſtrecken,
Wie Edelſteine hingeſä't.

Dort wälzen ſich des Rheines Fluthen
In ſchöner Schlangenwindung fort,
Und, blitzend in der Sonne Gluthen,
Zeigt ſich ſein Spiegel da und dort.
Dort wirbelt eine blaue Säule,
Und ballt ſich auf in raſchem Flug;
Das Dampfroß iſt's, und ſauſt in Eile
Durch das Gefild in langem Zug.

Verſchwimmend in dem fernen Norden,
Und in des Südens Lichtgefild,
Knüpft ſich an gold'ne Himmelspforten
Das majeſtät'ſche Glanzgebild.
Fern, mit verſchleiertem Geſichte,
Grüßt ahnungsvoll ſo manche Stadt,
Die in den Blättern der Geſchichte
Hiſtoriſche Berühmtheit hat.

Ein ſchwarzes Band umſchließt den reichen,
Den wundervollen Strahlenrund;
O Pfälzerland! ganz ohne gleichen
Wird heute mir dein Reichthum kund!
O glücklich Land! o Land der Wonnen!
Wie kräftig labt ſich Aug' und Geiſt
Am hundertfält'gen Segensbronnen,
Der hier durch dieſe Gauen kreiſt.

O ſchöner Sitz! von dieſen Höhen,
Mit kindlich demuthsvollem Sinn
Auf dieſes Land hinaus zu ſehen,
Wo aller Schönheit Reize blüh'n:
Begeiſterung muß hier entbrennen,
Wem nimmer auch ſie ſich vermählt;
Ja ſtaunend muß ich's anerkennen:
Mein König der hat gut gewählt.

Ein Weſtricher Bauersmann.

Die Negerſcheu in den freien vereinigten Staaten Amerika's*).

Von

A. Haſel.

Ich habe auf meinen Wanderungen durch die Welt viel von den Negern geſehen, von

*) Hausblätter.

freien sowohl, als unfreien, farbigen Menschen in jeder Schattirung, von dem pechschwarzen Sohn Aethiopiens an bis zu dem matt broncirten Octorunen, an welchem nur noch die leichte Pigmentirung des Augenweißes, oder das dunklere Mündchen des Fingernagels Zeugniß ablegt von der Abstammung aus dem warmen Blut Afrika's.

Noch Niemand hat den Abscheu gegen die Neger erklärt, der in den freien Staaten Nordamerika's besteht. Der Grund kann nicht in der Farbe liegen, denn ihr Lichterwerden ändert nichts in der Sache. Das gleiche Vorurtheil trifft den hellsten Mischling, wie den schwärzesten Neger. Andere farbige Rassen unterliegen ihm nicht. Viele Amerikaner sind dunkelfarbig, dunkler sogar als die Mulatten, die sie verachten. Es herrscht keine Abneigung gegen den braunen Spanier, den Hindu, den Mauren und den amerikanischen Eingebornen als solchen. Mancher Amerikaner zeigt sogar in seinem groben, schlichten Haar, den hohen Backenknochen und dem kupferigen Anflug seiner Haut die Beimischung von indianischem Blut und ist stolz darauf; sie gereicht ihm bei seinen Mitbürgern nicht zur Unehre, und die ersten Familien Virginiens rühmen sich sogar ihrer Abkunft von der indianischen Fürstin Pocahontas. Erfährt man aber, daß nur ein Tausendstelstropfen von centralafrikanischem Blut in den Adern eines Amerikaners rinnt, so wäre es besser für ihn, seine Mutter hätte ihn nie geboren. Warum? Ich will mich nicht auf Theorien einlassen, sondern einfach einige Thatsachen geben, wie sie mir zur persönlichen Anschauung gekommen sind.

In einigen Nordstaaten der eben jetzt durch die Niggerfrage zerrissenen Union besitzen die Neger Stimmrecht — das einzige, was ihnen als Angehörigen eines freien Bodens belassen ist, und fast die einzige öffentliche Anerkennung ihrer Menschenwürde. Wer hätte je gesehen, daß ein Farbiger in ein Schwurgericht gewählt, auch nur zum niedrigsten Aemtchen befördert oder in ein militärisches Corps aufgenommen worden wäre? Letzter Zeit ist es in New-York dem Neger gestattet, einige der Eisenbahnfahrstraßen zu benützen, aber in einen Omnibus findet er nie Aufnahme. Es muß schon eine ganz gemeine Branntweinschenke sein, wenn er darin für sein gutes Geld ein Glas Sherry cobbler oder Cocktail erhalten soll. Er liebt es, mit seinem Anzug zu prunken; aber wollte er es wagen, in ein achtbares Austernhaus einzutreten, so hätte er zu gewärtigen, daß er mit Fußtritten hinausgejagt würde. Es gibt in New-York hunderte von Gasthäusern, in denen fünfzig bis selbst zu tausend Personen ein Unterkommen finden können; aber keines hat für den Mann von afrikanischem Blut ein Bett oder ein Mittagessen. Nur als Koch oder als Kellner ist er in dergleichen Etablissements zulässig. Kochen darf er, aber außer der Küche nirgends essen; er darf hinter einen Stuhl stehen, aber sich auf keinen setzen.

Vor zehn Jahren hatten sämmtliche Theater von New-York Logen, ein Parterre, eine zweite Reihe und eine Gallerie. Der Neger war vielleicht reich genug, um sogar in einem eigenen Wagen anzufahren; aber wenn er auch das ganze Theater auszukaufen vermochte, so erhielt er weder in den Logen, noch in dem Parterre, ja nicht einmal in der zweiten Reihe, dem Platz für das feile Frauenvolk, Zutritt. Nur die Gallerie blieb ihm offen, und auch hier wurde er nicht selten von dem Abschaum der weißen Bevölkerung abgesperrt. Heutzutage haben die meisten Theater nur zweierlei Plätze, von denen keiner dem Neger zugänglich ist. An den fashionablen Unterhaltungsplätzen des Nordens sieht man ihn nur in der Eigenschaft eines Dienstmanns oder auf irgend einen Winkel beschränkt, wo er gegen das achtbarere oder bisweilen auch sehr unachtbare Publikum abgegrenzt verweilen darf.

(Schluß folgt.)

Die Enthüllung des Maria-Theresia-Monuments in Wiener-Neustadt.

Wien, 1. Sept. Das Maria-Theresia-Monument in Wiener-Neustadt ist gestern

feierlich enthüllt worden. Das Monument, in doppelter Lebensgröße gehalten, zeigt die Kaiserin stehend, in einer Hand den Stiftungsbrief der Akademie haltend, während die andere ruhig hinabgleitet. An den vier Ecken sind die symbolischen Gestalten der Gerechtigkeit und Weisheit (voran), der Religion und Stärke (rückwärts) in sitzender Stellung angebracht. Das Postament trägt die einfache Inschrift: „Der Gründerin der Akademie, Kaiserin Maria Theresia, dankbare Zöglinge 1862.“ Von dem Monumente ab zog nach dem Vordergrund des Platzes eine Scene, welche in ihrer Einfachheit directer an das Gemüth der ganzen Versammlung griff, als vielleicht die officielle Festlichkeit. Der Kaiser hatte sich aus den vorne aufgestellten Zöglingscorps eine Anzahl der jüngsten und ausgezeichnetsten herausholen lassen und ging mit dem kleinen Kronprinzen von einem zum andern, jedem die Hand reichend und aufmunternde, freundliche Worte gebend. Ueber das sich anschließende militärische Carroussel berichten die Wiener Blätter: Es war ein wahrhaft prächtiges Schauspiel, interessant nicht bloß für die flüchtige Neugierde. 195 Mann mit 112 Pferden führten das Gegenspiel der einzelnen Waffengattungen in ihrer heutigen Gestalt und in jener aus Maria Theresia's Zeiten, Jahr 1762, vor. Ein Fahnenträger, zwei Pauker und achtzehn Fanfarenbläser zu Pferde eröffneten den pompös angelegten militärischen Zug. Die Uniform des Fahnenträgers von 1762 bestand aus weißem Waffenrocke mit rothem Aufschlage, oben von vier Knöpfen zusammengehalten, einer langen Weste, engen weißen Beinkleidern und Stulpstiefeln Die zweite Gruppe bildeten vierzehn Infanteristen, zu sieben aus jedem Zeitraume. Ein Infanterist vom Kronprinz Rudolph-Regiment, dem ein Graf Palffy-Grenadier gegenüber (der letztere im weißen Waffenrocke mit umgeschlagenem Kragen, eine hohe Bärenmütze auf dem Kopfe, von der ein großer Tuchlappen herabhing, enge Hosen und Schnürstiefel); Graf Degenfeld-Infanterie — Fürst Kinsky-Grenadiere (die letzteren ganz wie die Palffy'schen gekleidet, nur Gamaschen an den Schuhen befestigt), dann wieder ein Mann von Erzherzog Franz-Karl-Infanterie und einer von Graf Karoly, Benedek und Wied-Runkel-Infanterie, Warasdiner Grenzer und Warasdiner Kreuzer, Ogulliner Grenzer und Ogulliner Städter, Franz-Joseph-Jäger und Jägercorps. Die Contraste der Uniformirung heben sich scharf und interessant ab. Auf diese Infanteristen folgten sodann andere Fußtruppen, ein Mann vom Geniecorps und ein Sappeur von ehedem, ein Pionnier von jetzt und einer von früher, Matrose und Czaikist, Freiwilliger und Seretschaner. Bei all diesen Trupps fiel die Grellheit des Colorits in der Uniformirung und die Frisur der Soldaten von 1762 zumeist auf. — Nun kamen die Spielleute: Ein Tambour von Kaiser Alexander- und einer von Erzherzog Ferdinand-Infanterie, einer von Deutschmeister-Infanterie von 1762 und einer von 1862, ein Hornist von Erzherzog Joseph- und ein Pfeifer von Sivkovics-Infanterie, endlich 20 Zöglinge in der Uniform von 1762 und 20 Zöglinge in der jetzigen Uniform Hierauf folgten Kanoniere mit einem Sechspfünder und zwei Fuhrwesenmänner als Repräsentanten der heutigen Artillerie, ein Dreipfünder, sechs Büchsenmeister und zwei Fuhrwesen als die der Artillerie von 1762. Die Cavalleristen an der Spitze von 26 Trompetern machten den Schluß des Zuges aus Neben dem heutigen Zögling sah man den Zögling aus der Gründungszeit der Akademie mit dem quersitzenden Dreispitz, der meistgebräuchlichen damaligen Kopfbedeckung von Fußvolk, schwerer Reiterei und Artillerie, der Puderfrisur sammt obligatem Zopf, in weißem Rock, hinten mit aufwärts geschlagenen Schössen. Ditto in weißem Rock, den Lederkoller vor der Brust, ditto mit Dreispitz, Puder und Zopf ritt die schwere Cavalerie von dazumal neben der heutigen und gerade so, nur mit rothen Röcken statt der weißen, die alten Cavalerietrompeter an der Seite der neuen. Aehnlich bei der Artillerie, nur daß die Geschützbedienung chamoisfarbige Röcke hat. Dem modernen Uhlanen zur Seite sprengt der Rococco-Uhlane, dem modernen Husaren der Rococco-Husar, beide Waffengattungen fast die gleiche röhrenförmig hohen Helme tragend und von ihren modernen

Kameraden weniger durch die Farbe der Uniform, als durch das Schmalkörperige derselben, durch den Mangel der weithin flatternden Zuthaten unterschieden. Eine eigenthümlich drollige Erscheinung bietet neben dem Gegenwarts-Sereſſaner der Vergangenheits-Sereſſaner mit gleichfalls röhrenhaftem Kopfaufputz und langem, rothen, methodisch über die Schultern fließenden Mantel, den Magiern gleichend, wie sie in Zauberstücken auf der Bühne oft dargestellt werden. Der Zug bewegte sich in mannigfachen Windungen und Evolutionen durch die Reitbahn und verschwand dann, um seine einzelnen Abtheilungen zu den eigentlichen Waffen- und Carouſſelspielen zu senden. Durch kaleidoskophaft bunte Gestaltung, in jedem einzelnen Bilde aber durch tadellose Präcision und überraschende Gewandtheit das Auge fesselnd, geht das farbenreiche Waffenspiel eine Stunde lang fort — man sieht unter den jungen Leuten Reiter, die mit dem Pferde in Eins verwachsen zu sein scheinen, so sitzen sie im Sattel — bis Cavalerie, Infanterie und Artillerie sich zu einem Kampfe einen, der nicht bloß mehr den Unterschied von Uniform und Waffe, sondern auch die Verschiedenheit der Kampfesweise zweier Jahrhunderte zu zeigen bestimmt ist. Um 12 Uhr war das Carouſſel zu Ende. Es versteht sich von selbst, daß dieses bedeutsame militärische Fest, das so recht die Worte des Dichters: „In Deinem Lager ist Oesterreich" in voller Bedeutung zeigte, viele Offiziere herbeigelockt hatte, die ihre Jugend in der Akademie zugebracht. Welche rührende Begrüßungen, wo sich zwei solcher alten Häupter trafen. Viele Grauköpfe sah man mit freudigen Blicken ihre Lieblingsplätze in dem großen Park aufsuchen, wo jeder Baum, jeder Rasenplatz eine Erinnerung wachrief. — Viele hohe Generale, darunter auch Feldzeugmeister Benedek, weilten bereits seit Freitag in Neustadt. Von Benedek erzählte man sich folgenden Zug eines ächten wackeren Soldaten: Bekanntlich müssen die Zöglinge der Akademie jeden Tag spazieren gehen. Man theilt diese Spaziergänge in die kleine und große Tour, je nachdem die kleine oder die große Allee zu durchschreiten ist. Es ist eine Gewohnheit, ja fast Gesetz worden, daß die austretenden Zöglinge am Abende vor ihrem Scheiden die große Tour freiwillig machen, die sie acht Jahre lang auf Befehl täglich vollenden mußten. Samstag Abends unternahmen nun die am Sonntag als Offiziere austretenden Akademiker die freiwillige große Tour, als plötzlich Feldzeugmeister Benedek unter seinen jüngsten Kameraden erschien, sich an ihre Spitze stellte und die ganze Tour, alle Späße und Belustigungen der jungen Leute mitmachte. Daß dem gefeierten Helden zahllose Lebehoch ausgebracht wurden, brauchen wir nicht erst zu erwähnen. Der Kaiser bewilligte aus Anlaß des Jubiläums ein Gnadenavancement der Armee. Es wurden demzufolge sämmtliche Infanterieregimenter und Jägerbataillone ermächtigt, je einen verdienten Cadeten, Feldwebel oder Oberjäger zum Lieutenant zu befördern.

Miscelle.

(Czechisches Nationalgefühl.) In einem Städtchen des Königgrätzer Kreises wurde eine czechische Theatervorstellung gegeben, wobei ein historisches Drama aufgeführt wurde. Der „deutsche Gesandte" sagt nun zu einem „böhmischen Ritter" die Worte: „Meines Schwertes bist du nicht würdig, elende cz chische Seele." Ein furchtbares Geschrei entsteht nun in Folge dieser Worte. Das Gewirr wird im Publikum immer größer und drohender, die Gallerien leeren sich und das Publikum drängt sich stürmisch unter furchtbarrm Geheul gegen die Bühne. „Fort, du Lump, du Galgenstrick, weg von der Bühne" und andere Aeußerungen fallen. Was war zu thun? Endlich gelingt es dem Regisseur, das Publikum mit den Worten zu beruhigen: „Meine Herren, Sie werden volle Satisfaction erhalten, der Kerl wird ja im dritten Act todtgestochen!" Das wirkte und beruhigte. Und als im dritten Act „der Kerl" todtgestochen wurde, da gab sich die Freude durch lange dauernden Applaus kund, ja von den Zuhörern verlangten stürmisch einige da capo.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 84. Speyer, Dienstag, 9. September 1862.

Die Negerscheu in den freien vereinigten Staaten Amerika's.

Von

A. Hasel.

(Schluß.)

Der Kastengeist zeigt sich in verschiedener eigenthümlicher Weise. In New-York gehört es zu den Lieblingsunterhaltungen der Männer, unter dem Vortritt einer Musikbande aus der Stadt zu marschiren und ein Scheibenschießen abzuhalten. Diese Schießübungen beschränken sich nicht bloß auf die militärischen Corps. Jede Schützencompagnie macht ihren jährlichen Ausflug, und auch die Arbeiter in den großen Fabriken nehmen wenigstens einmal des Jahrs die für den Anlaß häufig geborgten Büchsen auf die Schulter, um im Verein mit einem Milizencorps, das oft so zahlreich ist wie sie selbst, den Broadway hinauf oder hinab nach einem gelegenen Schießplatz zu ziehen. Hinter jeder Compagnie wird eine Scheibe hergetragen, die mit Büchsen- oder Musketenkugeln durchlöchert werden soll; der Träger ist aber stets der größte und schwärzeste Neger, der sich auftreiben läßt. Bei militärischen Leichenbegängnissen muß ein schwarzer Reitknecht das Pferd des Verstorbenen durch die Straßen führen.

Wie sehr auch der abolitionistische Geist in den nördlichen Staaten um sich greift, so schreckt doch die große Mehrzahl der Amerikaner gleichsam instinktartig vor jeder persönlichen Berührung oder dem gesellschaftlichen Verkehr mit Angehörigen der afrikanischen Rasse oder ihren Abkömmlingen zurück. Erst seit ein paar Jahren ist es im Norden den Negern gestattet, die allgemeinen Plätze in den Kirchen zu benützen, und auch da dürfen sie es nicht wagen, einen vordern Sitz einzunehmen. Früher war es in den Kirchen Neu-Englands herkömmlich, die schwarze Bevölkerung nach einem Winkel der Emporkirche, den sogenannten Niggerstühlen, zu verweisen, wo Aethiopien seine Hände zu Gott erheben konnte, ohne dem Zartgefühl seiner angelsächsischen Nachbarn zu nahe zu treten. Die erste Kirche, in welcher ich Schwarze und Weiße als Kinder desselben Gottes unter einander gemischt knieen sah, war die katholische Kathedrale in New Orleans.

Als ich vor Jahren einmal New-York besuchte, fiel mir ein interessanter Zug von nicht so fast Farben-, als vielmehr eingefleischter Negrophobie auf. Der bekannte, um nicht zu sagen berüchtigte Mr. P. T. Barnum hatte eine Schaubude, eine Art Theater aufgeschlagen (es fällt dies in die erste Periode seiner merkwürdigen Laufbahn). Ein weißer Knabe mit gut geschwärztem Gesicht und einer Wollenperücke, der nach Negermanier tanzte, brachte ihm viel Geld ein. Aber als Master Diamond (unter diesem Namen war der junge Künstler dem Publikum bekannt) merkte, daß sein Spiel dem Director einen so schönen Ertrag abwarf, so kam er zu dem Schlusse, daß er das Geld selbst einnehmen könne, und machte sich aus dem Staub, um für eigene Rechnung zu tanzen. Doch Barnum hatte Unternehmungsgeist und ließ sich die Flucht seines treulosen Tänzers nicht anfechten; er durchspähete die Tanzhäuser der Five Points und fand bald einen Knaben, der sich auf die edle Kunst viel besser verstand, als Master Diamond. Es hielt nicht schwer, ihn zu miethen; aber leider war er ein ächter, kein nachgemachter Neger, und welches amerikanische Publikum hätte nicht die

Zumuthung, den Leistungen eines veritablen Niggerbuben anzuwohnen, als groben Schimpf mit aller Entrüstung zurückgewiesen? Für jeden andern, als für den Erfinder von Joyce Heth, der ehrwürdigen Negeramme Washingtons, und den Verfertiger der Fidschimeerjungfer wäre dieser Umstand ein unübersteigliches Hinderniß gewesen; doch Barnum wußte sich auch hier zu helfen. Sohn des Staats der Weißeichenkäse und der hölzernen Muskatnüsse, machte er seiner Abstammung keine Schande. Er ölte das Gesicht des jungen Niggers ein, puderte es recht augenfällig mit Kienruß, bemalte seine dicken Lippen mit Karmin, stülpte über seine gestutzten Haare eine Wollenperücke und führte ihn als einen Kerl vor, dem der geübteste Negertänzer nicht die Schuhriemen zu lösen würdig sei Hätte man geahnt, daß unter der Negermaske ein ächtes afrikanisches Erzeugniß verborgen stecke, so wäre Mr. Barnum mit Schimpf und Schande aus dem New-Yorker Vauxhall vertrieben worden.

Was nun auch das Wesen oder die Ursache dieser Antipathie sein mag, sie besteht einmal und war noch vor einigen Jahren in den nördlichen Staaten fast allgemein. Den eifrigen und beharrlichen Anstrengungen der Abolitionisten ist es zwar gelungen, zu bewirken, daß dem Neger in gewissen Punkten eine Art socialer Gleichberechtigung zugestanden wird; aber ich zweifle, ob es in ganz Nordamerika nur ein Dutzend Abolitionisten gibt, die nicht vor dem Gedanken, einen Schwiegersohn mit Negerblut in seinen Adern zu haben, zurückschaudern würden. Farbige in den nördlichen Städten suchen bisweilen der Aechtung, unter der ihre Rasse zu leiden hat, auszuweichen, und ich kenne einen in New-York ansässigen reichen Börsenspekulanten, dem es mittelst einer gut gefertigten Perücke gelang, sich als einen westindischen Kreolen von spanischer Abkunft geltend zu machen. Unter dem gleichen falschen Vorwand heirathete er sogar eine weiße Amerikanerin; doch war er ein ächter Mulatte, und diese Thatsache ließ sich auf die Dauer vor achtsamen Beobachtern nicht verbergen. Es sind mir noch einige andere Fälle zur Kunde gekommen, in welchen Mischlinge mit mehr oder weniger gutem Erfolg zu ähnlichen Kunstgriffen ihre Zuflucht genommen haben.

Es ist interessant, daß an der Antipathie, welche in den freien Staaten gegen die Neger besteht, der Süden sich bei weitem nicht in so hohem Grad betheiligt. Wenn, wie einige glauben, dem Weißen ein natürlicher Instinkt inne wohnt, der dazu bestimmt ist, die Vermischung der beiden Rassen zu hindern, so hat er sich in den eigentlichen Sklavenstaaten doch in Folge des stetigen Umgangs schon sehr verwischt. Kaum hat der weiße Knabe das Licht der Welt erblickt, so kommt er in die Hände einer schwarzen Amme, die in vielen Fällen ihm zu einer zweiten Mutter wird. Negerkinder sind die Spielgefährten seiner ersten Jugend; Negersklaven sorgen stündlich für seine Bedürfnisse und pflegen ihn, wenn er erkrankt. Er ist unter ihnen geboren, lebt und stirbt unter ihnen, und häufig ist ein Neger sein liebster und treuester Freund. Wenn auch eine natürliche Antipathie bestehen sollte, so muß sie unter solchen Umständen ersterben. Die Folge davon ist, daß nicht nur die Sklaven, sondern auch die freien Neger im Süden viel besser behandelt werden, als im Norden. Sie nehmen in den Südstaaten Stellungen ein, welche der großentheils abolitionistische Norden noch nicht zu ertragen gelernt hat. So sah ich zum Beispiel in Mobile (Staat Alabama) eine sehr beliebte Feuerwehrbrigade, die ihren Jahrtag mit großem Pomp feierte, obwohl Mannschaft sowohl als Offiziere ausschließlich aus Farbigen bestanden. In derselben Stadt wohnte ich einer Schulprüfung von farbigen Fräulein an; ich bin überzeugt, daß etwas Aehnliches in den Nordstaaten nirgends zu finden ist.

Die Negerscheu herrscht sicherlich über den ganzen nördlichen Theil der nordamerikanischen Freistaaten. Einige davon haben sogar Gesetze erlassen, welche einem freien Neger nicht einmal eine Wohnstatt erlauben, und alle wären froh, wenn sie das afrikanische Blut ganz vom Hals hätten. Ich gebe die Erscheinung und überlasse es Andern, sie zu erklären.

* Rückblicke auf das zweite pfälzische Sängerfest.

III.

Die zweite Abtheilung des Concertes brachte als ersten Gesammtchor den 23sten Psalm „der Herr ist mein Hirt", diesen oft gesungenen, aber ewig neuen und köstlichen Trostpsalm, eine classische Composition von B. Klein. Von mehr als 1200 Sängern mit Gefühl und Ausdruck gesungen, konnte er nur von ergreifender Wirkung sein.

Darauf folgte der „Liederkranz von Frankenthal" mit dem Vortrag des Abt'schen Liedes „Abendfrieden". Aeußerst wohlthuend wirkte hiebei das zarte, weiche und doch ausdrucksvolle Piano, dieses unerläßliche Merkmal eines tüchtigen, musikalisch gebildeten Männerchors, da nur durch dessen Mithilfe die richtige Vertheilung von Licht und Schatten auf ein Tongemälde ermöglicht wird. Großer und wohlverdienter Beifall folgte darum auch diesem sehr gelungenen Vortrage.

An ihn reihte sich die „Speyerer Liedertafel" mit einem „Morgenlied", einer feinen, aber auch ungemein schwierigen Composition von Jul. Rietz. Der rauschende, langanhaltende Applaus von Seiten des Publikums und der Sänger, der diesem Vortrag folgte, schien uns ein unzweideutiger Beweis zu sein, daß die Speyerer Liedertafel ihre Aufgabe vollständig gelöst habe, und daß man ihrer Leistung vor allen bisherigen entschieden die Palme zuerkennen wolle.

Die beiden Volkslieder: „Der Lindenbaum" und „Soldatenabschied", arrangirt von dem um das Volkslied hochverdienten, leider zu früh verstorbenen Silcher, wurden sehr gut vorgetragen und höchst beifällig aufgenommen, und gaben zugleich ein beredtes Zeugniß davon, daß das musikalische Comité das im Volkslied liegende, sittlich bildende Element wohl zu würdigen verstehe und zur gebührenden Geltung zu bringen bestrebt sei.

Die Reihe der Einzelchöre schloß der „Männerchor des Neustadter Cäcilien-Vereins" mit einem Chor: „Dem Vaterland Heil", componirt von dem Dirigenten des Vereins, F. B. Hamma, mit einer durchgänglgen Blechmusik-Begleitung. Abgesehen von der Composition, über die sich Referent vorerst kein Urtheil erlaubt, erregt es jedenfalls große musikalische Bedenken, einen Specialchor mit durchgängiger Blechmusik-Begleitung und verhältnißmäßig wenigen Sängern auszuführen. Denn eine solche Begleitung kann nur die Doppelwirkung haben, die etwaigen Schönheiten und Vorzüge oder aber die Unvollkommenheiten und Fehler der Composition und des Vortrags zuzudecken; und in der That: trotz anerkennenswerthen Fleißes konnte es der Männerchor des Neustadter Cäcilienvereins, und gewiß nicht zum wenigsten aus dem angegebenen Grunde, nicht zu einer unbedingten und allseitigen Anerkennung seiner Leistung von Seite des Publikums bringen

Den Schluß des Concertes bildeten die Gesammtchöre: „Abschiedstafel" von Mendelssohn-Bartholdy und „Alldeutschland" von Abt, erstere eine eigenthümliche, dem etwas mysteriösen Text nachgebildete, aber kraftvolle, letztere eine feurige Composition, beide mit sehr schönen und wirksamen Unisono-Anfängen. Bei letzterem Chor namentlich schienen die Sänger nochmals ihre ganze Kraft zusammenzufassen, um denselben zum entsprechenden Ausdruck und zur Geltung zu bringen, und wenn auch am Schlusse des ersten Verses ein oder zwei Tacte hindurch das genaue Ineinandergreifen der Stimmen vermißt wurde, so brachte doch der kundige Dirigentenstab und der natürliche Fluß der Composition selbst alsbald Alles wieder in das rechte Geleise. Die Gesammtwirkung war eine gewaltige, und rauschender Beifall lohnte darum auch diese letzte Leistung des Gesammtchors. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, daß gewiß ein Jeder höchst befriedigt die Sängerhalle verließ.

Wenn wir nun in aller Kürze in musikalischer Beziehung einen Vergleich ziehen zwischen den Resultaten des ersten und zweiten pfälzischen Sängerfestes, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das zweite einen Fortschritt bekundet und zwar zunächst hinsichtlich der Auswahl der Gesammtchöre vom Leichteren zum Schwierigeren, sodann vom Unvollständigen zum Vollstän-

digeren, indem das religiöse, heroische, patriotische und Volkslied im 2ten Programm ihre Vertretung fanden. Aber auch hinsichtlich des Vortrags selbst möchte Referent einen merklichen Vorzug des zweiten vor dem ersten Concerte behaupten.

Ein wesentliches Verdienst in dieser Beziehung gebührt auch hier wieder dem tüchtigen Dirigenten, Hrn. Dr. Faißt aus Stuttgart, der es verstand, in zwei gemeinsamen Proben 46 unter sich verschiedene, zu einem großen Theil nach dem ersten Sängerfest beigetretene Einzelvereine unter seinem eben so humanen, als energischen Dirigentenstab zu vereinigen.

Bei dieser Gelegenheit kann Referent einen wohlgemeinten Wunsch nicht unterdrücken: Möge für alle Zukunft ein jedes Glied des pfälzischen Sängerbundes, fern von jeder persönlichen Sympathie oder Antipathie, immer nur das Wohl des Ganzen im Auge haben, und individuelle Wünsche den gewiß wohlgemeinten und mit aller Umsicht gefaßten Beschlüssen des Bundes-Ausschusses gern und willig zum Opfer bringen! Möge ein Jeder bedenken, daß das deutsche Lied, gleich der Luft und dem Sonnenlichte, ein Gemeingut aller Deutschen ist oder es doch werden soll, und daß seine innerste Natur ohne Gefahr der Verkümmerung keine Einengung in die Schranken gemeindlicher oder provincialer Kirchthurm-Interessen erträgt.

Doch kehren wir wieder in die Festhalle zurück. Kaum hatten Publikum und Sänger die weiten Räume derselben verlassen, um auch ihrer leiblichen Hälfte den schuldigen Tribut zu zollen, so waren schon viele Hände geschäftig, durch Errichtung von Tischen und Bänken die Halle in einen Banketsaal umzuwandeln. Um 7 Uhr waren die weiten Räume dicht besetzt und zeigten sich zu klein, um die fort und fort zuströmende Menschenmenge aufzunehmen. So entstand ein Ab- und Zugehen, ein Auf- und Abwogen der zu spät Kommenden. Muntere Fröhlichkeit und heitere Laune hatten sich bald Aller bemächtigt und machten es unthunlich, das für das Bankett aufgestellte Programm, in einer bestimmten Abwechslung zwischen musikalischen Productionen, Toasten und Gesängen bestehend, vollständig zur Ausführung zu bringen. Nur wenige Gesänge und Toaste: auf die beiden Majestäten, König Max und Ludwig, welche für telegraphisch übersendete Sängergrüße auf demselben Wege den Dank auszusprechen geruht hatten; auf die Sänger und Ehrengäste, und eine launige poetische Ergießung konnten sich Gehör verschaffen und ernteten den rauschendsten Beifall des Publikums. Erst nach Mitternacht lichteten sich die dichten Reihen der Gäste.

Am folgenden Morgen traten die Bevollmächtigten der Einzelvereine mit dem Bundes-Ausschusse zu einer Berathung zusammen. Gegenstand war die Gründung eines deutschen Sängerbundes, resp. die Betheiligung des pfälzischen Sängerbundes an derselben. Nach eingehender Besprechung des Statuten-Entwurfs wurde der Beitritt zu demselben einstimmig beschlossen, und ein Abgeordneter gewählt, welcher bei der auf den 21. Sept. d. J. nach Coburg ausgeschriebenen Versammlung der Abgeordneten der Provincial-Sängerbünde den pfälzischen Sängerbund zu vertreten hat.

Des Nachmittags um 2 Uhr sah man durch die Landauer Vorstadt Schaaren von Menschen aus allen Ständen in festtäglicher Kleidung ziehen, um in dem benachbarten Berghausen in dem schön gelegenen Mattern'schen Garten und auf der nebenliegenden, mit zahlreichen Wimpeln geschmückten Wiese bei Musik und Gesang einige Stunden in trautem und fröhlichen Verein mit den noch anwesenden Gästen zu verleben. Nach 2 Uhr traten auch diese mit ihren Fahnen und unter den Klängen der Musik ihren Weg dahin an. Wohl niemals, selbst nicht bei dem vorigjährigen Naturforscherfeste, waren an diesem Punkte so viele Menschen beisammen, und wenn wir ihre Zahl auf 4000 angeben, so ist sie nicht überschätzt. Das herrlichste Wetter begünstigte auch diesen Theil des Festes und fesselte einen großen Theil der Besucher bis in die späte Nacht, wozu jedoch auch der bei Beginn des Abends arrangirte Tanz sein gut Theil beitrug.

Damit endigte das zweite pfälzische Sängerfest. Möge es sein Scherflein dazu beitragen, die Freunde und Verehrer des Herz und Sitten veredelnden deutschen Sanges zu sammeln und zu mehren! Möge manches Saatkorn des Schönen und Guten auf empfänglichen Boden ausgestreut worden sein, um dem nächsten dritten pfälzischen Sängerfest als liebliche Frucht entgegenzureifen! — n.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 85. Speyer, Donnerstag, 11. September 1862.

* Kaiſer Rothbart und der Nationalverein *).

Im Berge bei Gelnhauſen wacht Kaiſer Rothbart auf,
Und ſtützt ſein Haupt, das müde, auf ſeines Schwertes Knauf.

Was hat ihn aus dem Traume ſo jählings aufgeſchreckt?
Er lauſcht, ob's gute Kunde, die eben ihn geweckt.

Er lauſcht, das Haupt geſenket, als wär' er halb erſt wach;
Da trifft ſein Ohr ein Jubel — wie fährt er auf ſo jach!

„Auf, eile, treuer Wächter, geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
„Sieh', was das für ein Leben um meinen alten Berg.

„Ich höre: Deutſchland! rufen, man ſingt vom Vaterland,
„Das fährt mir durch die Adern, zuckt mir durch Herz und Hand!

„Sieh', ob's die Schaar der Helden, die mir verheiß'ne, ſei,
„Dann iſt mein Traum vorüber und Deutſchland groß und frei."

Und wie der Zwerg gegangen, der Rothbart rührt die Hand,
Schmückt ſich mit Kron' und Scepter, holt kaiſerlich Gewand,

Und zieht den Gürtel feſter, ergreift das blanke Schwert;
Wie iſt der alte Kaiſer ſo kaiſerlich bewehrt!

Da kehrt der Zwerge wieder mit gar betrübtem Blick:
„Geh' ſchlafen, alter Kaiſer, ruf' deinen Traum zurück.

„Dich haben die alten Raben geärgert oft und ſchwer;
„Da draußen gibt's jetzt neue, die krächzen noch viel mehr.

„Sind Leute, die halten Reden, doch nirgends glänzt ein Schwert;
„Das ſind nicht deutſche Mannen, des Heldennamens werth.

„Die Schreiber und Schulmeiſter, die führen 's große Wort —
„Geh' ſchlafen, mein Gebieter, die ſind am falſchen Ort.

„Es ſind ja nicht die Rechten, Kleindeutſche nennt man ſie;
„Herr Kaiſer, klein und Deutſchland, das paßt zuſammen nie.

„Sie wiſſen ſchön zu reden von deutſcher Einigkeit,
„Doch herrſcht in ihren Schaaren die Unruh' und der Streit.

„Und wenn man's könnte glauben, es gäb' ein gut Geſchick,
„Sie überſchütten alles noch metzenweis mit Glück.

„Auch haben ſie ſchon einen, der Kaiſer werden ſoll,
Die brauchen keinen Rothbart, vom Neuen ſind ſie toll.

„Was kümmert die das alte, das heil'ge römiſche Reich?
„Sie backen ſich ein neues aus ihrem eig'nen Teig.

„Der alten Raben Schlaflied ſchuf wahrlich dir viel Noth —
„Schlaf, ſchlaf, ſonſt — krächzen die neuen, Herr Kaiſer, dich zu Tod."

Da neigt der alte Kaiſer ſein müdes Heldenhaupt —
Wer weiß, ob er noch ſelber an's Auferſtehen glaubt?

Guido Blaul.

*) Die Nationalvereinler hielten jüngſt nahe dem Kyffhäuſer eine Verſammlung.

* Des Künstlers Rückkehr.

An einem schönen Octobertage des Jahres 1498 umstand eine gaffende Menge einen der Pfeiler des Nürnberger Rathhauses. An demselben war ein ungeheurer Zettel angeschlagen, auf welchem Folgendes zu lesen war:

„Joseph Dürer, Goldschmied dahier, macht seinen Mitbürgern bekannt, daß heute Abend in seinem Hause ein Ausverkauf aller seiner Goldschmiedwaaren stattfinden wird. Das Verzeichniß derselben hier anzuführen, wäre zu weitläuftig. Anfang um vier Uhr Nachmittags."

„Wie?" rief plötzlich mit einer gewissen Aufregung einer der Umstehenden, welchen man dem Schnitt und der Pracht seiner Kleidung nach für einen reichen fremden Herrn halten konnte, — „wie, der reiche Goldschmied Dürer läßt auf dem Weg der Versteigerung die bewundernswerthen Erzeugnisse seiner Kunst verkaufen! Welches Unglück hat ihn in diese traurige Nothwendigkeit versetzt?"

„Es ist Ihnen wohl unbekannt", erwiderte ein dabei stehender Handwerksmann, „daß Joseph Dürer die größten Opfer gebracht hat, um seinen Schwiegersohn zu unterstützen, der vor Kurzem noch einer der ersten Handelsherren in Lübeck war. Dieser Schwiegersohn ist mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden verschwunden, und um das größte Unglück abzuwenden, um die Ehre seiner Enkel zu retten und ihnen einen unbefleckten Namen zu lassen, ist der gute Mann bereit, sich von den kostbaren Werken seiner Hand, dem Stolz und der Freude seines Alters, zu trennen, von diesen Meisterstücken, mit denen im Grunde sein Dasein verwachsen ist. Diese edle und schöne Handlungsweise ist eines guten Nürnberger Bürgers ganz würdig und gewinnt ihm die allgemeine Theilnahme; aber warum müssen sich in dieses einstimmige Lob des Meisters so traurige Erinnerungen mischen?"

„Darf ich euch, mit Verlaub, um eine nähere Erklärung dieser letzten Worte bitten", sagte der fremde Herr.

„Recht gerne. Hört denn: Joseph Dürer hatte drei Söhne und eine Tochter. Seine Tochter verheirathete er mit einer reichen Mitgift an jenen Lübecker Kaufmann, dessen ich erwähnte. Seine beiden älteren Söhne wurden, nach großen Opfern, der eine am Hofe des Kurfürsten von Bayern, der andere am Weimarer Hofe angestellt. Sie machten hier schnell ein glänzendes Glück und vergaßen ihren alten Vater, dessen bürgerlichen Namen sie gegen den Titel Graf und Baron umgetauscht hatten."

„Und was ist aus dem dritten Sohn geworden?"

„Albrecht", war die Antwort, „wollte Künstler werden, aber Joseph Dürer war nicht damit einverstanden. Du wirst ein Goldschmied, wie ich, sagte er zu dem Knaben, wenn dieser ihn um einen Bleistift oder um Leinwand und Pinsel bat, und wenn du das nicht willst, dann kannst du mein Haus verlassen; denn ernähren kann ich dich nur, wenn du dich bei mir mit dem Grabstichel und dem Hammer beschäftigst."

„Und was geschah?" sagte der Unbekannte.

„Eines schönen Morgens — es sind schon mehrere Jahre her — war der arme Albrecht verschwunden; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Ob er noch lebt, ob er gestorben, ob er Soldat geworden, das kann ich Euch nicht sagen."

In diesem Augenblick schlug es vier Uhr. Der Laden des Goldschmieds öffnete sich und die Menge der Neugierigen oder Kaufliebhaber strömte hinein. Die Ausrufer begannen ihr Geschäft.

Zuerst kamen silberne und goldene Platten, Teller, Becher, Kannen u. dgl. zur Versteigerung. Dann kam die Reihe an die werthvolleren Arbeiten, an die Meisterwerke des Goldschmieds. Es waren prachtvolle Tabernakel, mit außerordentlicher Kunst gearbeitet; gothische Bauwerke, maurische Kapellen in durchbrochener Arbeit; silberne Taufbecken, an welchen in erhabener Arbeit Scenen aus der Bibel dargestellt waren; Figuren in halber natürlicher Größe nach antikem Muster von bewundernswerther Vollendung. So lange man den Käufern nur die geringern Stücke seiner Kunst ausbot, hatte der Goldschmied sich ruhig im Hinter-

Digitized by Google

grunde seines Ladens gehalten; aber als er seine besten Stücke ausrufen hörte und die Versteigerer ihre gewöhnlichen Lobeserhebungen anbrachten und die Schönheit der Arbeiten anprieſen, welche seinen Ruf groß, ja allgemein gemacht hatten, da konnte der Meister seine Fassung nicht mehr behalten, er erhob sich stolz, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben und ging um seine verschiedenen Arbeiten herum, die man ausbieten wollte, wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes.

Man rief: „Sechs Statuetten, Silber und Gold, nach der Antike."

„Tausend Goldgulden", sagte eine Stimme.

„Tausendundfünfzig!" rief eine andere.

„Elfhundert!" so hörte man wieder die erste.

Niemand wagte mehr zu bieten und die Statuetten wurden zugeschlagen.

Der alte Goldschmied athmete kaum; sein Gesicht war fast eben so weiß, wie seine Haare, und ein convulsivisches Zittern durchzuckte seine Glieder. Dennoch wich er dem Beamten, welcher die Liste der Käufer führte, nicht von der Seite. Als Alles versteigert war, blickte der Greis mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Schreckens um sich. Der schrecklichste Augenblick kam nun erst, als man alle Reichthümer des Goldschmieds wegtrug, welche mit ihm alt geworden waren, welche in seinen Augen gewissermaßen Hausgötter waren, die ihm zum zweiten Mal das Leben schenkten.

„Die Steigerer der dreiundzwanzig letzten Gegenstände mögen sich melden", sagte der Schreiber.

„Es ist nur ein einziger Steigerer", rief derselbe Handwerksmann, den wir vorher das Gespräch mit dem Unbekannten führen hörten.

„Er möge sich melden, seinen Namen angeben und bezahlen", erwiderte der Schreiber.

Da trat jener Fremde heran, ein Mann von sanften und schönen Gesichtszügen, im Alter von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren. Er war prachtvoll nach französischer Mode gekleidet, und ein spanischer Mantel, mit Gold und Seide gestickt, war kunstvoll um seine Schultern geschlagen. Er trug am Halse eine prächtige goldne Kette, an welcher eine goldne Medaille hing, die das Brustbild des Kaisers Maximilian trug. Sein Hut war über die Stirne heruntergeschlagen, und seine Locken fielen zahlreich auf einen reichen Kragen von Mechelner Spitzen.

„Hier ist die Gesammtsumme für meine Einkäufe", sagte der junge Mann zitternd. „Ich bitte, sie nachzuzählen."

Der Beamte zählte nach und als er Alles richtig fand, sagte er zu dem jungen Ritter: „Mein Herr, euer Name, um ihn einzutragen?"

Unterdessen hatte der alte Goldschmied stumm und schweigend mit der Angst der Verzweiflung in der Ecke des Ladens den Augenblick erwartet, wo ein Zeichen des Steigerers den Befehl zur Wegnahme seiner kostbaren Arbeiten geben sollte.

„Schreibet", sagte stockend der junge Mann, „schreibet ... Albrecht ... Dürer."

Bei diesem Namen sprang der alte Goldschmied auf wie ein Jüngling von fünfzehn Jahren; weniger als eine Secunde — und er lag in den Armen seines Sohnes.

„Albrecht!" rief er, „mein armer Albrecht! Dich sehe ich wieder? Dich drücke ich an mein Herz? O komm, laß dich noch einmal umarmen! Komm, mein Sohn! Du hast deinen alten Vater nicht vergessen. Nicht wahr, du willst mich noch?"

„Euch wollen, o mein Vater!" erwiderte der junge Mann mit Innigkeit, indem er sich ihm zu Füßen warf. „Ich bitte Euch um Vergebung für meinen Ungehorsam."

„O", sagte der Vater, indem er seinen Sohn in die Höhe zog, „ich sollte dir nicht einen Fehler vergeben, der mir das Leben wiedergibt! Albrecht, ich verzeihe dir!"

„Mein Vater", sprach Albrecht, „junge Leute täuschen sich oft in der Wahl der Laufbahn, zu der sie berufen sind; und um sich Geltung zu verschaffen, muß ihr Beruf mehr als Eine Probe bestehen. Eure Härte lag in einem sehr weisen Grundsatze, nämlich in dem: Besser ein guter Handwerker, als ein mittelmäßiger Künstler. Ihr hattet Recht, lieber Vater, doch ich habe meiner-

Digitized by Google

seits vielleicht auch nicht Unrecht gehabt, so zu handeln, wie ich that."

„Ja, du hast wohlgethan, Albrecht", fügte eine Stimme bei, welche sich plötzlich aus der Mitte der Versammlung hören ließ. Es war die des berühmten Michael Wohlgemuth, des Meisters, welcher Albrecht in seiner frühesten Jugend die ersten Anfänge der Malerei gelehrt und ihn stets ermuntert hatte, auf dieser Bahn zu bleiben. „Gott sei Dank für den Ungehorsam Eures Sohnes", sprach er und wendete sich gegen Vater Dürer; „heute besitzt Albrecht das Geheimniß aller Künste und übertrifft bereits die berühmtesten Künstler Deutschlands. Er ist nicht bloß ein Maler ersten Ranges, er ist auch einer der geschicktesten Kupferstecher und einer der ausgezeichnetsten Baumeister. Kaiser Maximilian hat ihn zu seinem ersten Maler ernannt und beschäftigt abwechselnd seinen Pinsel und seinen Grabstichel. Die Republik Venedig will ihm die Erbauung einer Festung anvertrauen, und der König von Frankreich, Ludwig XII., ladet ihn nach Paris ein, um seine Hauptstadt mit Denkmälern zu schmücken. Was sagt ihr dazu, Meister Joseph?"

„Ich sage", rief dieser, seinen Sohn nochmals umfassend, „daß große Talente auch fast immer auf einen edeln Sinn weisen, und mein Sohn Albrecht hat es heute bewiesen, daß der Mann von Gemüth und der Mann von Geist nur Eins sind.

Miscelle.

(Alte Räthsel und Fragen.) Es mag kein Volk geben, das Poesie besäße und keine Freude an Räthseln hätte. Vor allen aber zeigt sich die deutsche Poesie ganz durchdrungen von einem Zuge nach räthselhafter Anschauung und Rede. Die hier nachfolgenden Scherze sind aus einer alten, im Anfang des 16. Jahrhunderts zu Augsburg bei Hans Froschauer gedruckten Sammlung — einem sehr seltenen Buche — ausgewählt.

1. Stünden so viel Frauen fein,
Als da Tropfen sind im Rhein,
Und wär' dir auferlegt zur Buß',
Sie hinüberzuführen mit trockenem Fuß,
Ohn' Brücken, Schiff, Steg, Karren und Wagen:
Ich lob dich sehr, kannst du's mir sagen.
Gib einer jeden von ihnen einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt kein Wasser mehr da. —

2. Es schickt ein Ritter über den Rhein
Seinen herzliebsten Frauen fein
Guten Wein, doch ohne Glas,
Ohne Becher und ohne Faß,
Nun rath' in was der Wein war.
Das waren Trauben.

3. Rath', Ritter: Zehn Vögel gut.
Der erste davon hat keinen Muth.
Der ander hat gar keinen Magen.
Der dritte aber mangelt des Kragen.
Der vierte hat keine Zunge.
Der fünfte säugt selbst seine Junge.
Dem sechsten fehlt sogar die Galle.
Der siebente singt schöner, denn sie alle.
Der achte verkündet die künftige Zeit.
Der neunte fliegt über alle weit,
Und der zehnte ist so klug und weis',
Daß er ißt dreijährige Speis'.
Der erste ist die Turteltaub nach Abgang ihres Gemahl, der ander ein Habicht oder ein Käuzlein, der dritte die Biene, der vierte ein Storch, der fünfte die Fledermaus, der sechste die Eule, der siebente Frau Nachtigall, der achte der Hahn, der neunte die Schwalbe, der zehnte der Krametsvogel, der verspeist Wachholderbeeren, die erst im dritten Jahre reifen. —

4. Welches sind die fünf köstlichen und besten Wasser? Antw.: Das Taufwasser. Weihwasser. Das Wasser, so man für die Sünden weint. Das Wasser der weinenden Kindlein, so man sie straft. Und zuletzt noch das Wasser, so die Mühlen tritt. —

5. Rathe, was ist das: Es schwebt ein Vogel in der Luft, seines Gleichen lebt nicht auf Erden; seine Flügel sind in der Hitz gewachsen, wenn ihn hungert, ißt er sieben Ochsen. — Antw.: Das ist der Hahn auf dem Kirchthurm, seines Gleichen hat kein Leben, seine Flügel sind im Feuer gemacht, er hat nimmer Hunger. —

6. Rathe: Der es macht, bedarfs nicht, der es kauft, der will's nicht, der es braucht, der weiß es nicht. Was ist das? (Ein Sarg.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 86. Speyer, Samstag, 13. September 1862.

Ein Sonnenuntergang.

Still träumend schau' ich in die Wogen,
Sie sind das Bild von meinem Glück.
Was ich geliebt, ist fortgezogen
Und ließ mich so allein zurück.

Und eilend theilt der Kahn die Wellen,
Die Ufer fliehen, wie mein Traum.
Fort zieht's auch mich; ob in die Fluthen,
Ob in die Fern, — ich weiß es kaum.

Die Sonne hat sich längst verborgen,
Sie sah mich ja so still betrübt.
Sonst grüßt' ich jeden neuen Morgen,
Doch nun ist fort, die mich geliebt.

Und in dem Kahn da sang es leise:
„Es ist bestimmt in Gottes Rath" —
Das klang mir wie der Heimath Weise,
Wie Glockenton auf irrem Pfad.

Und über meinem Haupt hoch oben
Floh'n Wolkenzüge, grau und schwer,
Als wollt' der Himmel mir verhüllen
Sein treues Blau im Nebelmeer.

Da flammt's am fernsten Wolkensaume
So glühend roth, wie Lohe, auf,
Und prachtvoll aus dem Nebelraume
Bricht stolz der Sonne blut'ger Lauf.

Es strahlt, ein Purpurmeer, der Aether,
Erlöschend glüht's, wie Himmelsbrand,
Und majestätisch langsam wallet
Die Gluth hinab am Erdenrand.

Ein ungeahntes Wiedersehen
So nah dem letzten Abschiedsblick,
Und dann ein furchtbar prächtig Gehen, —
Verkündet's mir mein nah Geschick?

Verkündet's mir von neuem Lieben
Nach langer, dunkler Leidensnacht?
Zeigt es mir an ein jähes Scheiden
In junger Liebe Frühlingspracht?

Ist's Glorie, was den Westen füllet?
Ist es der Fackel rothe Gluth,
Die still ein Genius gesenket,
Weil er geraubt ein theures Gut?

Der Glanz verschwand; die Schatten sinken;
Der Kahn fährt in den Hafen ein.
Am Himmel schon die Sternlein blinken
Und spiegeln sich im dunkeln Rhein.

Nur meine schweifenden Gedanken,
Die zieh'n noch auf den Fluthen fort,
Und schau'n noch in die Abendgluthen,
Und finden nirgends einen Port.

Du großer Steuermann dort oben,
O führ' Du mein zerbrechlich Boot,
Und zeig' nach aller Stürme Toben
Du mir ein selig Abendroth.

y.

Ein letzter Sonnenblick *).

Eine kleine Herzensgeschichte

von L. Wohlmuth.

Wer wäre nicht auf seinem Lebenswege schon einer jener eigenthümlichen Gestalten begegnet, welche durch ihren melancholischen Blick und ihren schmerzlichen Gesichtsausdruck, durch ihr scheues, zurückhaltendes Wesen und ihre Abgeschlossenheit von den geselligen Lebenskreisen die Bezeichnung Sonderling auf sich geladen haben! Und doch ist es in vielen Fällen nichts weniger als sonderbar, wenn ein Mann, der mit weichem

*) Aus dem „Sammler", Beiblatt zur Augsb. Abendzeitung.

und offenem Herzen, mit begeisterter, aufopferungsfähiger Hingabe, mit dem Bedürfnisse nach Theilnahme und Mitgefühl den Menschen entgegen kam, sich nach einer Reihe schmerzlicher Erlebnisse, nach einer Fülle bitterer Enttäuschungen von dem Treiben der Welt und von der Berührung mit der Menschheit allmählig zurückzieht.

Andererseits ist es eine zwar allgemein anerkannte, aber viel zu wenig beherzigte Wahrheit, daß das wahre Glück des Menschen doch nur in seiner eigenen Brust ruht, und daß alle Versuche, diesen innern Mangel durch äußere Hilfsmittel zu ersetzen, vergeblich sind. Wer zur Ausfüllung seiner schönsten und besten Stunden der Gesellschaft und der Zerstreuung bedarf, ist im höchsten Maße bedauernswerth: er wird aus all' dem Lärm der Straße, dem Gepiauder der Familienzirkel und der sogenannten Unterhaltung, welche die öffentlichen Abendgesellschaften bieten, nichts mit nach Hause bringen, als ein leeres Herz, das eben deßhalb, weil es des tieferen eigenen Inhalts entbehrt, zu neuer Auffrischung auch wieder der gleichen neuen Anregung bedarf. Doch wer den nie versiegenden Born eines empfänglichen Gemüthes und mit ihm die treue Quelle ewiger Verjüngung in seinem Innern trägt, dem wird die stille Einkehr in sich selbst auch jene seligen Stunden gewähren, von denen dem Menschen, der in tollem Jagen nach Sinnengenüssen und Glücksgütern durch ein oberflächliches Leben irrt, keine Ahnung geworden ist. In solchen unbelauschten trauten Stunden steigen die Bilder einer glücklichen Kinderwelt, einer frohen Knabenzeit und eines ungebundenen Jugendlebens aus dem Schooße der Vergangenheit vor seinem geistigen Auge herauf; die Schatten heimgegangener theurer Wesen umschweben ihn mit tröstenden Geistergrüßen und deuten seinem Herzen jene Räthsel des Lebens, welche dem Verstande ewig unlösbar bleiben. In solchen Stunden tauchen die eingesargten Wünsche und Hoffnungen im Flügelkleide der Erfüllung aus dem Grabe der Vergangenheit empor, und die unendliche und unnennbare Sehnsucht, welche als Heimweh nach einer höhern Welt in jeder Menschenbrust wurzelt, wird da zur wunderbaren Brücke, auf welcher die Ahnung und der Glaube in das Land der Anschauung und der Klarheit hinüber wallen.

Es gibt freilich Leute, mit denen sich über solche Dinge nicht rechten läßt, und mehr als irgendwo gilt hier die goldene Regel, welche der große Altmeister in die bezeichnenden Worte zusammen gefaßt hat: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!"

Ein Mann, den die öffentliche Meinung längst allgemein als Sonderling bezeichnete, lebte auch in einem kleinen Städtchen, dessen Name nichts zur Sache thut, und das wir deßhalb auch nicht näher zu schildern brauchen. Dieser Mann war der Registrator Gottfried Steiner. Die nachfolgenden Zeilen werden darüber Aufschluß geben, wie derselbe zu dieser in den Augen seiner Umgebung allerdings etwas zweifelhaften Auszeichnung gelangte.

Wohl war es nur eine bescheidene Stellung, die Steiner bekleidete, und es war ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß die Kanzlei eines Registrators einst das winzige Mäuslein sein sollte, das der kreisende Himalaja seiner Ideale gebären würde. Auch er hatte einst weitgreifende und hochfliegende Pläne. Auch er sah in jenen ewig unvergeßlichen Tagen des Universitätslebens, wo er seine schrankenlose und unbegrenzte Freiheit um kein Königreich verkauft hätte, den Stufengang seiner künftigen Stellung wie eine Jakobsleiter zum Himmel steigen und sich in der Wolkenbildung eines Präsidentenstuhles oder gar im Nebeläther eines Ministertisches verlieren. Doch wie schnell sollte sich das Alles anders, ganz anders gestalten! Schon in den ersten Jahren seiner akademischen Studien starb sein Vater und hinterließ ihm Mutter und Schwester in höchst dürftiger Lage. Was sollte er da nun beginnen? Die Mutter wie die Schwester hatten ihre kleinen Ersparnisse, die sie durch unermüdeten Fleiß und strenge Entsagung bei Seite brachten, stets ihm zugewendet; und jetzt, da die beiden Frauen allein auf Erden standen, da sie des männlichen Beistandes, der männlichen Stütze bedurften, jetzt sollte er sie verlassen! Das konnte und durfte er nicht.

Er sagte daher allen seinen Träumen von einer großen Zukunft Lebewohl, trennte sich von seinen Studien und trat in eine Kanzlei, wo er sich durch Eifer und Pünktlichkeit bald so zu stellen wußte, daß er eine Einnahme erwarb, von der er bei seinen bescheidenen Ansprüchen an das Leben einen Theil der Mutter und der Schwester zuwenden konnte. Im Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung fand er sich denn auch allmählig in sein Schicksal: er war zufrieden und deßhalb auch glücklich. Und als nach Jahren die Mutter starb und die Schwester eine anständige Versorgung fand, war es viel zu spät, um noch einmal zu den unterbrochenen Studien zurückzukehren. Er betrachtete deßhalb seine äußere Laufbahn als abgeschlossen, da er in dem Städtchen, das wir oben erwähnten, als Registrator ein Unterkommen fand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnißvolle Geschichte*).

Mitgetheilt von

E. Benedict.

Doctor Ellis, ein Freund von mir, der unter der Regierung Louis Philipps sich einige Jahre in Paris aufhielt, um sich unter den berühmten Wundärzten der französischen Hauptstadt in der chirurgischen Praxis zu vervollkommnen, erlebte daselbst ein merkwürdiges aufregendes Abenteuer, das ich dem Leser möglichst ganz in der Manier, wie er selbst es zu erzählen pflegte, mittheilen will. —

Ich bin von Natur aus ebenso sehr ein Freund von in Wirklichkeit zu bestehenden Abenteuern, als andere darauf erpicht sind, erdichtete zu lesen. Dieses Zugeständniß wird hoffentlich zur Genüge erklären, warum ich mich so leicht in die geheimnißvolle Angelegenheit verstricken ließ, von der ich zu sprechen im Begriff bin.

Ich kehrte eines Abends spät aus einer fröhlichen Gesellschaft, in welcher dem Becher ordentlich zugesprochen worden war, nach meiner Wohnung zurück. Während ich in der Nähe des Hotel de Dieu, des ältesten Spitals von Paris, an einem der zahlreichen Seine-Kais hinschlenderte und bald eine Arie summte, bald zur Abwechslung mir Gedanken über einige der Geschichten machte, mit denen man sich von Personen trug, die in diesem Stadttheil ermordet und in den unter mir rollenden Fluß hinuntergeworfen worden waren, streifte eine in Mantel und Kapuze verhüllte Frauensperson eiligen Schrittes hart an mir vorbei. Ich hatte mich für den einzigen Nachtschwärmer in dieser Gegend gehalten, und sie war so unversehens an mich herangekommen, daß es mich auf einmal eisig überlief und ich instinktartig nach meinem Messer, der einzigen Waffe griff, die ich bei mir führte.

„Alle Hazel", sagte ich, „das thut gar zu vertraut, und wenn sie etwa gar Kameradschaft in der Nähe hätte!" Ich hielt inne, denn sie wandte sich jetzt um und betrachtete mich, als ob sie mich vom Kopf bis zum Fuß messen wolle. „Fünf Fuß und zehnthalb Zoll in meinen Stiefeln", fuhr ich fort, denn der Wein machte mich dreist; „Gewicht hundert und einundfünfzig, einschließlich des Diners; Alter — wir wollen sagen fünfundzwanzig, etwas mehr oder etwas weniger, und ein mächtig gutes Aussehen für meine Größe." Ich stellte mich mit dem Rücken gegen einen Pfosten und begann zu pfeifen, während die Weibsperson kein Auge von mir verwandte. Endlich kam sie auf mich zu und sprach mit leiser und — wie mir damals vorkam — angenehmer Stimme: „Entschuldigen Sie, Monsieur." — „Von Herzen gern", entgegnete ich und meinte in meiner Weinlaune ungemein höflich zu sein, „denn Sie haben nichts gegen mich verschuldet und werden es wahrscheinlich auch nicht darauf absehen." — „Sind Sie ein Doctor?" — „Ich habe die Ehre, Madame" — „Ein Wundarzt, Monsieur?" — „Ja, ein Wundarzt, Ihnen zu dienen." — „Ihrer Aussprache nach müssen Sie ein Engländer sein?" — „Ja, ein Engländer, wenn Sie nichts dagegen haben", erwiderte ich, mein Haupt stolz erhebend. — „Ah, um

*) Hausblätter.

ſo beſſer; die Engländer ſind wackere Leute.“ — „Einige davon, Madame.“ — „Und ſo galant.“ — „Sie haben vielleicht dieſen Fehler, wenn es ein Fehler iſt, namentlich wo ſich's um eine hübſche Dame handelt.“

Die Unbekannte ließ jetzt, als geſchähe es von ungefähr, ihre Kapuze niederfallen und ich erblickte im matten Schein der benachbarten Laterne eines der hübſcheſten und bezaubernd ſten Geſichter, die mir je vor Augen gekommen. — „Sie ſind ein Doctor, ein Wundarzt, ein Engländer und ein braver, galanter Cavalier; Sie werden mich daher begleiten, um durch Ihre Geſchicklichkeit das Leben eines Leidenden zu retten.“ — „Natürlich will ich dieß“, verſetzte ich, mich feſter an den Pfoſten drückend, denn der Wein hatte im Freien ſeine Kräfte etwas ſchärfer entfaltet. „Natürlich will ich es und ſchätze mich nur zu glücklich, einem ſo holden Weſen einen Dienſt zu leiſten — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf als franzöſiſirter engliſcher Gentleman. Bitte, mir den Weg zu weiſen, Miß.“ — „Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Arm zu geben?“ — Ich that es, und zwanzig Schritte brachten uns nach einer Treppe, welche gegen die Seine hinabführte. Meine ſchöne Unbekannte ging voran und ich folgte ihr, ohne mich weiter mit Fragen aufzuhalten. Ich glaube, ich würde nicht zurückgeblieben ſein, wenn ſie in's Waſſer geſprungen wäre So weit kam's übrigens nicht, und dieß iſt wohl der Grund, daß aus einem betrunkenen Doctor nicht ein ertrunkener wurde.

Als ſie die unterſte Stufe erreicht hatte, kam ein Boot mit zwei Ruderern auf uns zugefahren, und eh' ich recht begriff, was ich that, oder wie mir geſchah, ſaß ich in dem Kahn, meinen unbekannten Engel an der Seite. Die Männer ruderten das Boot weiter, ich wußte nicht wohin. „Hui!“ dachte ich, „da ſtecke ich in einem Abenteuer, mag ich nun wollen, oder nicht. Doctor Ellis, du wirbelhirniger Weinzapf, du haſt dich wahrſcheinlich wie ein Eſel benommen und biſt auf dem beſten Weg, daß man dir wegen des bischen Geldes, das man bei dir vermuthet, aber nicht finden wird, den Hals abſchneidet. Doch was hilft jetzt alles Jammern und Klagen? Beſteh' es, wie ein Mann und kein Wort mehr!“ Ich verhielt mich dieſem Entſchluß gemäß ſchweigend, und die Geſchichte kam mir ſogar einigermaßen ergötzlich vor — wenn nur der Gedanke an die Gurgelabſchneiderei nicht geweſen wäre, über den ich mich jedoch bald mit der tröſtlichen Vorſtellung wegſetzte, er ſpuke zuletzt bloß in meiner Einbildungskraft und habe keine reelle Grundlage.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Dieſer Tage entlief aus einem Dorfe bei Liſſa ein noch junges Cavalleriepferd. Man war genöthigt, ſeine Spur weithin zu verfolgen; endlich gerieth es auf die Eiſenbahn. Dort ſauste eben der Zug heran und das erſchreckte Pferd eilte im raſenden Laufe vor demſelben her. Mehrere Male mußte der Zug halten, da man beſorgte, er würde das Thier erreichen. Aber immer wieder begann dieſes ſeinen Lauf, und hinter ihm her jagt die Locomotive. So ging es wohl weiter als eine Meile, bis es endlich und auch da erſt mit großer Mühe gelang, den Renner einzufangen. Das Pferd hatte die letzte Meile in kaum einer Viertelſtunde zurückgelegt.

Räthſel.

Kennſt du die luſtige Geſpenſterſtimme:
Sie läſſet in Gebirgen und in Wäldern,
In Hallen und in Sälen oft ſich hören;
Und rufſt du ihr an einem ſolchen Orte:
Sie wird dir ſagen — deine eignen Worte.

Auflöſung des Räthſels in № 82:

Zeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 87. Speyer, Dienstag, 16. September 1862.

Ein letzter Sonnenblick.

Eine kleine Herzensgeschichte

von **L. Wohlmuth.**

(Fortsetzung.)

Längere Zeit lebte Steiner in dem Städtchen, in welches ihn sein Schicksal verschlagen hatte, einsam und unbekümmert um die Freuden und Leiden seiner Umgebung. Er hatte schon auf der Universität angefangen, sich eine kleine, aber gewählte Bibliothek anzulegen, und dieselbe hatte sich im Laufe der Zeiten nicht unbedeutend vermehrt. Die Lektüre füllte nun seine abendlichen Mußestunden aus, die wenigen freien Stunden des Tages brachte er mit Spaziergängen in der wahrhaft romantischen Umgebung des Städtchens zu. Doch war die Ruhe, in die er sich auf diese Weise hüllte, von keiner langen Dauer. Es war kein eigentlicher Stoß von außen, der sie erschütterte, wenn auch die nächste Veranlassung eine äußere war, sondern vielmehr ein plötzlich aufkeimendes Verlangen seines unbewachten Herzens. Er hatte sich bisher wenig um die schöne Welt des Städtchens bekümmert, bis er einmal zufällig von der hervorragendsten weiblichen Schönheit reden und als ihre Wohnung das ihm gegenüber liegende Haus bezeichnen hörte. Nun schaute er freilich, sobald er nach Hause kam, neugierig nach den Nachbarfenstern — und Klotilde stand eben an denselben. Der Leser hat aus dem, was wir bisher über Gottfried Steiner berichteten, ersehen, daß er von Hause aus gewiß nichts weniger als ein Narr war, und man wird uns daher auch glauben, wenn wir versichern, daß von allen Gedanken, die bei dem Anblicke des wirklich engelschönen Mädchens ihm Kopf und Herz durchzuckten, derjenige an den Besitz dieser Wunderblume der letzte war. Aber gefesselt war er von der bezaubernden Erscheinung, so gefesselt, daß er sein Auge nicht mehr von ihr abzuwenden vermochte. Sie mußte das um so mehr bemerken, da er in der geraumen Zeit, in der er bereits ihr gegenüber wohnte, noch kaum einen Blick nach ihren Fenstern geworfen hatte. Steiner konnte nicht daran denken und dachte auch nicht daran, jemals in eine nähere Beziehung zu der reichen Kaufmannstochter zu treten; doch den Genuß, nach ihrem Fenster hinüber zu blicken, konnte er sich nicht mehr versagen; und bald hatte er sich so an diese Beschäftigung gewöhnt, daß er seine freien Stunden nicht mehr in der romantischen Natur, sondern an seinem sehr unromantischen Fenster zubrachte.

Bald aber traten seine stillen Fensterbetrachtungen in einen neuen, entscheidenden Wendepunkt. Er hörte von mehreren Seiten erzählen, Klotilde sei sehr leidend, was ihn um so mehr überraschte, da er sie täglich am Fenster, zuweilen auch auf der Straße sah. Da bemächtigte sich seiner ein unüberwindlicher Drang, die Wahrheit oder Lüge dieses Gerüchtes auf ihrem Antlitze selbst zu lesen. Er schlich ihr bei einem Kirchgange nach, stellte sich hinter sie und sah ihr, als sie zurückkehrte, fest in das Gesicht. Klotilde schlug schnell die Augen nieder; Steiner glaubte später, dasselbe gethan zu haben, doch konnte er sich nicht mehr mit Bestimmtheit daran erinnern, denn alle Gefühle, die ihn in diesem Augenblicke durchbebten, wurden von dem Einen Gedanken verdrängt: Sie ist krank — sie ist dem Grabe verfallen! Das zarteste Roth, das er jemals gesehen, glänzte auf ihren Wangen, aber es war ein überreiztes und

krankhaftes. In ihrer schönsten Gestalt hatte die Krankheit ihr Siegel auf das Haupt des Mädchens gedrückt, mit einem verklärenden Hauche ihre blendende Stirne geküßt. Es war nicht mehr das Abendroth des Lebens, das auf ihrem Angesichte lag, es war schon der Wiederschein von dem Morgenrothe des Jenseits Doch wenn das in ihren Zügen so deutlich ausgesprochene Leiden die Andern abstieß, so zog es Gottfried im Gegentheile mit unwiderstehlicher Gewalt an Der Gedanke, der ihn vor Allem beschäftigte und den er nicht mehr zu bemeistern vermochte, war der: Soll dieses herrliche Mädchen, dessen wunderbar schönes Antlitz nur der Spiegel einer noch schöneren Seele sein kann, deßhalb einsam und verlassen stehen, ausgeschlossen von den Freuden des Lebens-Frühlings, weil dieser Frühling nur von kurzer Dauer sein und kein Sommer und Herbst ihm folgen soll? Wissen wir übrigens denn, wie lange uns vergönnt ist, zu leben? Und wenn uns auch noch eine lange Reihe von Jahren bevorsteht, wie klein wird die Anzahl derjenigen sein, in denen wir wirklich leben, die Welt mit dem Auge der Freude betrachten, die Menschen mit dem Herzen der Liebe umfassen?

Von dieser Stunde an war Steiner wie umgewandelt, ja, wir dürfen sagen, wie neugeboren. Sein Leben, das ihm bisher in seinen ernsten einsamen Stunden so oft als eine ziel- und planlose Null im großen Reiche der Schöpfung erschienen war, hatte nun plötzlich einen sichern Halt, eine große Bedeutung erlangt: einem zarten weiblichen Wesen, welchem auf den Morgen des Lebens so unmittelbar der Abend desselben folgen sollte, diesen Abend zu erheitern, zu verschönern, mit so holden Traumbildern zu umgeben, daß jenes zarte Wesen den Uebergang vom Abend zur Nacht, den Weggang von der Erde und den Heimgang zum Grabesschlafe kaum bemerken sollte. Vor Allem war ihm nun daran gelegen, mit Klotilde zu sprechen und aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung der erhabenen Bewunderung zu vernehmen, welche sie ihm eingeflößt hatte. Da sie keine öffentlichen Erholungs- und Belustigungsplätze besuchte, so mußte er ein Mittel finden, selbst in ihr Haus zu kommen. Und dieses Mittel war dann auch bald gefunden. Er machte sich mit ihrem Bruder Eugen, einem jungen Kaufmanne, bekannt, der ein ernster und doch freundlicher Mann war, und der Steiner's Bekanntschaft bald so lieb gewann, daß er ihn täglich aufsuchte, und daß dieser also auch ohne Bedenken nach dem Zustande seiner Schwester fragen konnte. Eugen machte sich über diesen Zustand keine täuschenden Vorstellungen und bezeichnete ihn als einen hoffnungslosen. Jetzt war der erste Anhaltspunkt zu der ersehnten Annäherung gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnißvolle Geschichte.

Mitgetheilt von

E. Benedict.

(Schluß.)

So ging es rasch und lautlos an den Häusern und unter den Brücken dahin, bis das Boot endlich zwischen einem niedrigen, dunkeln Bogen durchfuhr und wir auf einem Platz anhielten, wo es so finster war, daß ich, was das Sehen betrifft, nicht im Stande gewesen wäre, mich selbst von einem Kohlensack zu unterscheiden.

„Keinen Laut, Monsieur, so lieb Ihnen Ihr Leben ist!“ flüsterte mir eine rauhe Stimme in's Ohr. — „Ich will stumm, ja stummer sein als ein Stock“, versetzte ich. „Wenn Sie mich sprechen hören, ehe Sie bereit sind, so mögen Sie mir meinetwegen das bischen Gehirn, dessen ich mich noch erfreue, aus dem Schädel herausklopfen.“ — „Silence! Sie sind ein braver Mann, dem nichts geschehen wird. Auch haben Sie für Ihre Mühe eine gute Belohnung zu gewärtigen.“ — „Danke schön — alles recht. Gebieten Sie über mich.“ — Es war nicht mehr bloß der Wein, der aus mir sprach, denn ich fühlte mich allmählig sehr ernüchtert und hätte alle meine Reiche darum gegeben, wenn ich wohlbehalten in meinem Bett gelegen wäre; doch versuchte

Digitized by Google

ich, die Miene der Fassung zu bewahren. — „Seiner Kaltblütigkeit nach zu urtheilen, muß er ein trefflicher Wundarzt sein", hörte ich eine andere Stimme flüstern. — „Folgen Sie mir", nahm der erste Sprecher wieder auf und faßte mit derber Faust meine Hand.

Ich stieg aus dem Boot auf eine Treppe und wurde durch einen langen, engen Gang geführt; dann ging es durch eine greifbare Finsterniß auf und ab, kreuz und quer, so daß ich in meinem Innern heiße Gebete gen Himmel schickte, die Nacht möchte einmal ein Ende nehmen. Endlich gelangten wir an einen unterirdischen Platz, der mir bei dem Licht einer Fackel, welche eine verlarvte Person in der Hand hielt, wie eine große Krypte vorkam. Es waren noch drei andere maskirte Gestalten in schwarzen Mänteln oder Dominos zugegen, und ein Blick auf meinen Führer belehrte mich, daß auch er eine Maske vorhatte. Das Mädchen kam mir nicht mehr zu Gesicht.

„Geben Sie uns Ihr Ehrenwort", sagte mein Führer, daß Sie nie etwas von dem, was Sie heute Nacht erlebt haben und noch erfahren werden, enthüllen wollen." — „Ich gebe Ihnen die feierliche Versicherung, nichts davon zu offenbaren, so lang ich mich in Frankreich aufhalte", versetzte ich. — „Das genügt Wenn Sie Ihre Zusage brechen, so wird einer unserer Dolche den Weg zu Ihrem Herzen finden. Jetzt folgen Sie uns." — Ich wurde zwei oder drei Treppen hoch hinauf nach einem kleinen, elegant möblirten Zimmer geführt; in einer Ecke desselben stand ein Bett und darin lag ein leichenblasser junger Mann, der mit jedem Athemzug stöhnte. Einer meiner geheimnißvollen Begleiter schlug die Decke zurück und deutete auf ein Bein, das in der Nähe des Knie's durch eine Pistolen- oder Musketenkugel zerschmettert war. — „Was sagen Sie dazu?" fragte eine ängstliche Stimme. — „Da muß amputirt werden", antwortete ich, jetzt vollkommen nüchtern. — „Wollen Sie die Operation vornehmen?" — „Ich habe keine Instrumente bei mir." — „Hier ist alles, was Sie brauchen werden." Und es wurde mir ein vollständiges chirurgisches Etui eingehändigt.

Ohne ein Wort zu erwidern, zog ich meinen Rock aus, streifte die Hemdärmel zurück und ging an's Werk, bei welchem die Maskirten mir Beistand leisteten. Der Leidende wurde unter der Operation ohnmächtig. Als alles vorüber war, fragte mich einer der Männer, ob der Patient mit dem Leben davon kommen werde. — „Bei sorgsamer Pflege zweifle ich nicht daran." — „Haben Sie die Güte, Ihre Vorschriften zu ertheilen. Nachdem ich in dieser Richtung das Nöthige besorgt hatte, wurde mir eine schwere Börse in die Hand gedrückt, und eine der Masken erinnerte mich, meiner Zusage eingedenk zu sein. „So was vergißt sich nicht leicht, wenn einem der Dolch in Aussicht gestellt ist", entgegnete ich. — „Genug; kommen Sie jetzt."

Ich folgte meinem Führer nach der Krypte hinunter, und dann ging es wieder ewig lang im Dunkeln fort, doch nicht nach dem Fluß hin, denn als endlich eine Thüre zuschlug, fand ich mich plötzlich in einer engen, finsteren Gasse. Ich hörte noch das Einschnappen einer Klinke, und als ich umherschaute, war ich nicht wenig verwundert, mich allein in der Nähe einer Kirche und da, wo ich eine Thüre erwartet hätte, eine kahle Mauer zu sehen, an der sich nirgends die Spur einer Oeffnung wahrnehmen ließ. Und doch war ich eben durch diese Mauer herausgekommen! Oder hatte ich geträumt? Ich fühlte mich fast versucht, dieß zu glauben, trotz der schweren Börse, die ich in der Hand hielt. Für *eine* Nacht wäre dieß ein schöner Verdienst", sagte ich zu mir selbst. „Ich will nach Haus gehen und darüber nachdenken."

Obschon ich ziemlich fern von der Seine war, fand ich doch meinen Weg nach dem Fluß hin, und der Tag brach bereits an, als ich meine Wohnung erreichte. Ich legte mich nieder und schlief bis Mittag; dann stand ich auf, und das erste, was mir in die Augen fiel, war die Börse, in der sich fünfzig Napoleons, gutes, schweres, gelbes Gold, befanden. „So war es doch kein Traum!" rief ich hocherfreut. „Wollte Gott, daß mir alle Nacht ein solches Abenteuer zustieße! Aber was stack hinter diesem Geheimniß? Bah, warum mir darüber den

Digitized by Google

Kopf zerbrechen, da ich ihm wahrscheinlich doch nie auf den Grund kann?"

Als ich im Café Tortoni mein Frühstück einnahm und die Spalten des Moniteur überflog, fühlte ich mich bald in hohem Grad angesprochen durch einen umständlichen Bericht über die Ermordung einer Madame — einer wohlbekannten Favoritin des Königs der Franzosen. Eine Bande verlarvter Räuber war in ihre Wohnung eingebrochen und hatte sie in ihrem Bette erstochen. Ihr Hilfegeschrei hatte Beistand herzugerufen, der aber nicht ausreichte, die Verbrecher gefangen zu nehmen; sie entwischten, obschon einer davon eine Wunde erhielt und von seinen Kameraden fortgeschleppt werden mußte. Die Staatszeitung schrieb eine Belohnung von hunderttausend Franken aus für Ergreifung und Ueberweisung der Mörder oder eines Theils derselben. — „Oho!" dachte ich. „Ist dieß der Schlüssel zu den Erlebnissen der letzten Nacht?" — Doch behielt ich diese Bemerkung klüglich für mich. Weder der König der Franzosen, noch einer seiner Unterthanen ist, so lang ich mich in Frankreich aufhielt, durch mich in dieser Angelegenheit weiser geworden. Auch hörte ich nie, daß die Thäter zur Haft gebracht worden wären, obschon es mich heute noch freut, daß ich einem davon für fünfzig Napoleons das Bein kürzen konnte.

Miscelle.

München, 7. Sept. Am Bezirksgericht München r/J. hat gestern unter außerordentlichem Andrang des Publikums eine interessante Verhandlung stattgefunden. Als Angeklagte erschien nämlich die „Doctor-Bäuerin" Amalie Hohenester, 32 Jahre alt, aus Deisenhafen, wegen ärztlicher Pfuscherei. Sie ist vor mehreren Wochen vom Landgericht München r/J. wegen dieses Reates zu 30 fl. Geldstrafe verurtheilt worden, hat aber hiegegen die Berufung ergriffen, in Folge dessen die Sache gestern am Bezirksgericht zur Verhandlung kam. Die „Doctor-Bäuerin", welche ihr Wesen, resp. Unwesen, schon seit Jahren treibt, gibt zu, daß sie an viele Personen Medikamente verabreicht, behauptet aber, sie thue dieß nur, weil sie keine Ruhe habe und weil sie im Weigerungsfalle fürchten müsse, daß ihr Haus gestürmt wird, denn es kämen täglich 50 bis 100, ja manchmal 200 Personen, welche alle sie um ihren ärztlichen Rath bitten. Auf die Frage, ob sie sich hiefür und für die Medikamente zahlen läßt, antwortete sie: sie verlange nur ihre eigenen Auslagen; macht ihr Jemand etwas zum Geschenk, so nehme sie es an, denn sie wüßte gar nicht, warum sie ein Geschenk nicht annehmen soll. Der Vorsitzende fragte die Doctor-Bäuerin auch, woher sie ihre medicinischen Kenntnisse habe? Darauf erwiderte sie: ihre Kunst beruhe auf ägyptischen Geheimnissen, und sei verbessert durch Erfahrungen, die sie während ihrer „Praxis" gesammelt. Schon vor mehr als 100 Jahren sei einer ihrer Ahnen Arzt in Aegypten gewesen und von dem rührten die „Geheimnisse" her; sie seien in mehreren Büchern verzeichnet, welche sie besitze. Ferner bemerkte sie: sie wisse, daß, während sie sich im Gerichtssaale befinde, in Deisenhofen viele Personen auf sie warten; sie werde, wenn sie heimkommt, thun, was sie bisher gethan, denn warum solle sie nicht den leidenden Menschen helfen, während man doch jedem Stück Vieh hilft?! Ein Wirth von der Au bestätigt, daß er die Doctorbäuerin in Deisenhofen besucht, 18 kr. für Medicin bezahlt hat und daß er von ihr „ganz gut" hergestellt worden sei. Eine Wirthstochter erklärte, daß sie von der Bäuerin vollkommen hergestellt worden sei und 1 fl. 12 kr. für Medikamente bezahlt habe. Ein anderer Bierwirth, welcher längere Zeit leidend war, gab an: es habe ihm Jemand gesagt, „die Bäuerin hat mich gesund gemacht" und in Folge dessen sei er dreimal bei der Bäuerin gewesen, habe mehrmals Medikamente erhalten und sei von ihr „ganz gut" hergestellt worden; bezahlt habe er ihr noch nichts. — Der Staatsanwalt beantragte, den Beschluß des Landgerichts zu bestätigen und die Bäuerin auch in die durch die Berufung veranlaßten Kosten zu verurtheilen, und diesem Antrag entsprechend lautete auch das Urtheil des Gerichtshofes. — Als die Verurtheilte den Saal verließ, strömte ihr eine Menge Neugieriger nach, um sie zu begleiten, was noch mehr Neugierige herbeilockte, um die „Wunderdoctorin" zu beschauen. Die Beifallsbezeugungen, welche der Bäuerin nach mancher Aeußerung gezollt wurden, beweisen leider, wie wenig aufgeklärt ein großer Theil unseres Volkes noch ist. (Bayer. K.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 88. Speyer, Donnerstag, 18. September 1862.

Ein letzter Sonnenblick.

Eine kleine Herzensgeschichte

von L. Wohlmuth.

(Fortsetzung.)

Gottfried Steiner war seit Jahren außer aller Verbindung mit seinen früheren Studiengenossen geblieben. Nur die Laufbahn seiner nächsten Freunde hatte er, soweit ihm dieß möglich war, genauer verfolgt. Unter diesen Freunden war ihm Heinrich Wallberg am nächsten gestanden; von demselben wußte er auch, daß er seit einiger Zeit zu den geachtetsten und gesuchtesten Aerzten der Hauptstadt zählte. Auf seinen alten Freund nun baute Steiner seinen Plan. Er machte Klotildens Bruder auf ihn aufmerksam, er entbot sich, dessen Rath einzuholen und später seinen persönlichen Besuch in dem Städtchen zu vermitteln. Eugen nahm die Vorschläge dankbar an und führte Steiner in sein Haus, um ihn mit seinen Eltern und auch mit Klotilde bekannt zu machen.

Die bangen und ängstlichen Gefühle, welche Steiner's Brust durchbebten, als er zum erstenmale Klotilde gegenüber trat, wurden bald durch die unaussprechliche Milde, welche nicht nur auf ihrem Antlitz lag, sondern aus ihrem ganzen Wesen sprach, beruhigt und erheitert, und alle seine düstern Gedanken wurden von dem Strahl der klar erkannten Wahrheit verdrängt, daß Klotilde nicht bloß in der überschwänglichen Bedeutung der Romantik, sondern in dem einfachen und ungekünstelten Sinne des Wortes ein Engel sei. Sie empfing den Freund ihres Bruders mit offener, ungeheuchelter Herzlichkeit, mit der sie Jeden aufnahm, der in ihre Nähe kommen durfte; wenn sie gleich einige Verlegenheit nicht verbergen konnte, die durch das frühere Betragen ihres Nachbars, das von kalter, achtloser Gleichgiltigkeit plötzlich in die wärmste, sorgfältigste Aufmerksamkeit übergegangen war, nothwendig veranlaßt werden mußte. Die dadurch erzeugte gegenseitige Spannung und Zurückhaltung währte aber nicht lange; Klotilde fand bald ihre gewohnte ruhige Stimmung wieder, und Steiner hatte seinen Entschluß, sich ihr rückhaltslos zu nähern, so fest und entschieden gefaßt, daß ihn nichts mehr in der Ausführung desselben wankend machen konnte. Seine Besuche in ihrem Hause wurden immer häufiger und wiederholten sich bald täglich. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Eugen wurden stets enger und inniger, und dadurch wurden diese Besuche auf eine so natürliche Weise vermittelt, daß ihre eigentliche Ursache nicht weiter auffallen konnte. So fand er sich auch bald zu wiederholtenmalen mit Klotilde allein, und ihre Gespräche nahmen schnell eine ungewöhnlich ernste Richtung.

Schon in dem engen akademischen Freundeskreise, welchem Steiner angehört, hatten die Unterredungen über Zeit und Ewigkeit, über Tod und Unsterblichkeit, und über andere Gegenstände aus dem dunkeln, unerforschten Gebiete des höheren Seelenlebens einen großen Theil der geselligen Unterhaltung gebildet. Doch das rauschende Universitätsleben hatte die Freunde aus jenem geheimnißvollen Bereiche bald wieder in seinen lauten buntbewegten Strudel gezogen; und später nahmen die kleinen Mühen und Sorgen des Daseins Steiner's Sinnen und Denken so ganz in Anspruch, daß er darüber die höhern, geistigen Fragen allmählig in den Hintergrund drängen und vergessen mußte. Jetzt aber erwachten dieselben mit

neuer, doppelter Kraft, da sie Klotilde selbst in Anregung brachte. Sie fühlte es, daß ihre Krankheit, wenn auch eine schleichende, doch eine tödtliche sei. Deßhalb wandte sich der Blick ihres Geistes auch immer mehr und mehr von der Erde hinweg und richtete sich auf die verschleierten Räume des unbekannten Landes der Zukunft, „von deß' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt." Die Personen ihrer Familie und nächsten Umgebung waren theils für die Besprechung solcher Fragen weniger zugänglich und geeignet, theils auch wollten sie diese Gegenstände gerade Klotilde gegenüber aus nahe liegenden Gründen nicht berühren. Um so größer war daher Klotildens Freude, in Steiner einen Freund ihrer ernsten Lieblingsgedanken zu finden; und sie bat deßhalb denselben, wenn er allein bei ihr war und sich entfernen wollte, zu bleiben; denn in Gegenwart der Ihrigen durfte er, wie sich leicht denken läßt, an nichts erinnern, was mit ihrem verhängnißvollen Geschicke in näheren Zusammenhang hätte gebracht werden können.

Steiner schrieb, wie er es Eugen und dessen Eltern versprochen hatte, ernst und dringend an Wallberg, und dieser brachte dem Jugendfreunde das Opfer, daß er trotz seiner angestrengten Beschäftigung aus der Hauptstadt in das Städtchen kam und Klotildens Leiden sorgfältig prüfte. Er verhehlte das Bedenkliche dieser Leiden auch ihren Eltern nicht, ließ ihnen jedoch gleichwohl noch immerhin einen Schimmer von Hoffnung übrig; dem Freunde aber entdeckte er die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die er gefunden. So sehr Steiner auf diesen Ausspruch gefaßt war, so gewaltig erschütterte er ihn dennoch, da er ihn aus diesem ihm als untrüglich geltenden Munde vernahm. Klotilde durchschaute den Arzt und wußte deßhalb auch, wie hoch sie die Trostgründe der Ihrigen anschlagen durfte. Als sie mit Steiner allein war, forderte sie ihn ernst und feierlich, bei dem Mannesworte, das ihm heilig sein müsse, und bei ihrer Freundschaft, die er nicht verrathen dürfe, auf, ihr offen und unumwunden mitzutheilen, wie sich Wallberg gegen ihn über ihre Krankheit ausgesprochen habe. Steiner hatte das längst geahnt, was ihm der Ausspruch seines Freundes zur Gewißheit erhoben hatte, und doch hatte er sich mit diesem Gedanken noch nicht so vertraut gemacht, daß er ihn jetzt sogleich hätte aussprechen können. Es war aber auch eine Aufgabe, wie sie einem fühlenden, einem liebenden Herzen nicht schwerer auferlegt werden kann. Klotilde stand vor ihm, ruhig und ergeben, wie es schien, und doch konnte sie das bange, unruhige Zittern der Erwartung nicht verbergen. Das sanfte Roth ihrer Wangen hatte sich höher gefärbt, und ihr mildes Auge zitterte in dem wunderbaren Glanze einer Thräne.

Auch Steiner traten die Thränen in die Augen, als er Klotilde so vor sich stehen sah. Sie verstand diese Sprache vollkommen und vermochte ihm kein Wort zu erwidern. Sie ergriff nur stumm seine Hand und erhob das in Thränen schwimmende Auge zum Himmel. Doch da war es ihm unmöglich, länger an sich zu halten. Alle seine Gefühle, die er bisher gewaltsam zurückgekämpft hatte, drängten sich auf seine Zunge. Er drückte ihre Hand an seine Lippen und rief: „Klotilde, nein, Sie dürfen nicht sterben! Wenn keine ärztliche Kunst Sie rettet, so soll meine Liebe Sie zurück halten!"

Jetzt war es ausgesprochen das Wort, das so lange auf seinem Herzen gelegen; er fühlte sich freier und ruhiger, und es überkam ihn eine unüberwindliche Zuversicht.

(Schluß folgt.)

---

* Die Insignien und Heiligthümer des deutschen Reichs.

Historische Studie

von **Fr. Blaul.**

Es ist jetzt wieder so viel von der deutschen Kaiserkrone, überhaupt von der Aufrichtung des deutschen Reiches und seiner zu erwartenden neuen Herrlichkeit die Rede, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die alten Herrlichkeiten im Gedächtniß aufsteigen

und vor unsern Augen flunkern. Mir wenigstens geht es so. So oft ich da hinaus nach den blauen Bergen des alten Wasgau's schaue, reckt vor allen die alte Reichsfeste Trifels ihr verwittert Haupt empor und schaut herüber, als wolle sie fragen: Ist der alte Rothbart aufgewacht? kommt auch meine Zeit wieder? Unwillkürlich muß ich dann die Achseln zucken und den Kopf schütteln. Was kann ich dafür, daß ich die Zweifel nicht los werde, die sich schon vor dreißig Jahren auf Hambach bei mir eingenistet? Weder Wirth und Siebenpfeiffer, noch Schüler und Hochdörfer oder Harro Harring und Consorten konnten sie damals bannen. Auch die Paulskirche konnte mich davon nicht erlösen, und alles, was ich jetzt sehe und höre, so glänzend es strahlt, so hoch es klingt, ich kann ihm die hoffnungsgrüne Seite nicht abgewinnen, die glücklicheren Naturen so licht und erfrischend in die Augen sticht. Das verschlägt indeß nichts und ist völlig gleichgiltig, denn was liegt an dem Glauben oder Zweifel eines einzelnen, vielleicht verknöcherten Grankopfs?

Daran habe ich aber wohl sicher recht, daß ich unserm alten Trifels keine Hoffnung mache auf fröhliche Urständ' seiner alten Herrlichkeit. Die dunkle Kapelle seines Thurmes ist wüst und leer. Da liegt längst keine Kaiserkrone mehr, kein Scepter und kein Purpur, um deren Besitz sich ein neuer Kaiser-Candidat zu bemühen hätte. Auch würde sich ein neues Reichshaupt wohl hüten, seine Schatzkammer wieder auf den Trifels zu verlegen, denn der steht ja jetzt leider hart an der Grenze des deutschen Reiches, während er vor Jahrhunderten nicht sonderlich fern von dessen Mitte stand. Kurzum, die Zeit des Trifels ist vorüber, aber seine Bedeutung in der Reichsgeschichte kann ihm Niemand nehmen. Gab es doch Zeiten, in denen man wohl sagen konnte: Wer Schloß Trifels mit seinem Inhalte hat, der hat das Reich. Das waren die Zeiten, in welchen es des Reiches Schatzkammer war und die Reichsinsignien, Kleinodien und Heiligthümer in sich schloß, Dinge, welche die ganze Nation in einer Weise hoch hielt, ja verehrte, von der wir jetzt kaum mehr einen Begriff haben.

Von diesen Reichskleinodien möchte ich den Lesern der Palatina einiges erzählen, zumal ich voraussetzen darf, daß die wenigsten derselben etwas Näheres darüber wissen. Man kann zwar doch ein braver Deutscher sein, sogar selig sterben, auch wenn man von diesen alten Heiligthümern unserer Nation nichts weiß, aber Sünd' und Schande oder Schade ist es doch auch nicht, etwas davon zu wissen; und so will ich mir denn erlauben, hier in möglichster Kürze niederzulegen, was ich in verschiedenen Schriften darüber gefunden habe.

Die erste Nachricht von den Reichsinsignien gibt wohl ein Pfälzer, nämlich der zu Altrip geborene und im Jahr 907 als Abt zu Prüm verstorbene Chronist Regino. Dieser berichtet, der im Jahre 887 abgesetzte Kaiser Karl der Dicke habe seinem neu erwählten Nachfolger Arnulf Geschenke übersendet, die wohl in nichts anderem als in den Reichsinsignien bestanden, welche Arnulf sodann zu Forchheim verwahren ließ. Wahrscheinlich bestanden diese damals nur in Krone, Scepter und Speer, vielleicht auch dem Schwerte Karls des Großen, während in späterer Zeit manch andere Stücke hinzukamen. Zu Forchheim fand dann auch die erste deutsche Kaiserkrönung statt, welche Arnulf an seinem Sohne Ludwig, mit dem Beinamen das Kind, vollziehen ließ (900).

Unter den Ottonen wurden die Reichsinsignien auf den Schlössern Tilleda und Kyffhausen verwahrt, und unter Heinrich IV. finden wir sie auf der Harzburg bei Goslar, später auf Burg Hammerstein am Rhein, bis sie der unglückliche Kaiser im Jahre 1106 seinem meuterischen Sohne auslieferte. Dieser Heinrich V., der unsern Trifels zu seinem Staatsgefängnisse gemacht hatte, befahl bei seinem Tode, dahin die Reichsinsignien zu bringen, allein Erzbischof Adelbert I. von Mainz, den er dort lange gefangen gehalten hatte, wußte die Kaiserin zu überreden, ihm die Kleinodien zu übergeben und lieferte sie dann Lothar II. von Sachsen aus, dessen Wahl er gegen Heinrichs Neffen durchzusetzen wußte. Nach Lothars Tod verwahrte dessen Eidam, Herzog Heinrich der Stolze von Bayern, die

Reichsinsignien auf dem Reichsschlosse zu Nürnberg, lieferte sie aber 1138 dem zum König erwählten Hohenstaufen Konrad III. aus. Konrads Neffe, Friedrich Barbarossa, ließ im Jahre 1153 im Schlosse zu Hagenau eine prächtige dreifache Kapelle erbauen und in derselben die Zeichen kaiserlicher Herrschaft niederlegen. Von dort erst kamen sie auf die Burg Trifels, welche der Rothbart prächtig herstellen ließ und zum Aufbewahrungsorte der Reichskleinodien, sowie des Reichsschatzes bestimmte. Damals baute er den noch vorhandenen hohen und festen Thurm und in demselben die Kapelle, in der die Schätze ruhen sollten. Den Mönchen des nahen Klosters Eußersthal wurde der Dienst an dieser Kapelle, dem Heiligthume deutscher Nation, anvertraut.

Der eigentliche Staatsschatz war bis dahin wohl unbedeutend, denn die Kaiser hatten selten großen Ueberfluß an Geld und Geldeswerth. Größere Schätze hat Heinrich VI. in der Feste Trifels aufgehäuft. Er wußte ja nicht nur von seinen Staatsgefangenen, wie Richard Löwenherz und den sicilianischen Großen, hohe Summen zu erpressen, auch die in Sicilien gemachte Beute an Gold, Silber und sonstigen Kostbarkeiten führte er auf 150 oder 160 Maulthieren über die Alpen nach unserer Dreifelsenburg (1195). Wie lange diese Schätze vorhielten, darüber berichtet die Geschichte nichts, was aber die Reichsinsignien betrifft, so scheint Kaiser Philipp dieselben mit sich geführt zu haben, denn die Chronisten berichten, des Kaisers Kanzler, Bischof Konrad von Speier, der bei dessen Ermordung (1208) zugegen gewesen, habe dieselben an sich genommen und sie auf den Trifels geflüchtet. Nach andern soll er sie von Hagenau heimlich auf den Trifels haben bringen lassen. Gewiß ist, daß er sie dem welfischen Gegenkönige Otto IV. nicht eher auslieferte, bis dieser ihn in seinem Kanzleramte bestätigt hatte. Erst auf dem großen Hoftage zu Frankfurt am 11. Nov. 1208 übergab er dem Kaiser die Krone und die heilige Lanze, noch später unsere Reichsfeste mit den übrigen Schätzen (Fortsetzung folgt.)

* Das Bad.

Im Abendrothe still und müd'
Zog ich auf fernen Stegen.
Da rief's im Thale silberhell
„Willkommen" mir entgegen.

„Du müder Mann, ich fließe klar
Hier, wo die Erlen flüstern,
Die mich zum heimlich stillen Bad
Umzweigen und umdüstern."

Da stieg ich fröhlich in die Fluth.
Wen fand ich als Gesellen?
Der Mond, der alte Junggesell,
Schwamm rüstig in den Wellen.

In wunderholder Sommernacht
Freut' ich mich dort im Bade,
Stieg wie ein König wohlgemuth
Zurück an das Gestade.

Du guter Bach, Gott segne dich,
Gott segne deine Weiden.
Mir ist's, als von dem besten Freund
Zu lassen und zu scheiden.

Du wanderst rechts, ich wandre links —
Gott führe uns zum Ziele,
Und schenk' uns beiden gnädiglich
Stets Wasser auf die Mühle. — r —

* Charade.

Pflücke die ersten und bilde die dritte. —
Das blühende Ganze
Schmücke im lieblichsten Glanze dir das
bescheidene Haupt.
Oft entblättert der Sturm die ersten,
die dritte verbleichet; —
Das Ganze ist sinnig der Andacht und Freundschaft geweiht.

Auflösung des Räthsels in № 86:

Echo.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 89. Speyer, Samstag, 20. September 1862.

Ein letzter Sonnenblick.

Eine kleine Herzensgeschichte

von L. Wohlmuth.

(Schluß.)

Klotilde nahm sein plötzliches Geständniß ruhiger auf, als er früher erwartet, oder vielmehr befürchtet hatte. Sie blickte ihm offen in das Gesicht, schüttelte dann sanft ihr Haupt und sprach mit wehmüthigem Lächeln:

„Warum auch noch diesen Kampf, ehe ich meine kurze Prüfungszeit vollendet habe? Darf eine Sterbende ein solches Bekenntniß hören? Darf sie es ungestraft erwidern?"

„Vergeben Sie mir", rief Steiner rasch, „vergeben Sie mir, wenn ich zu schnell, zu heftig sprach. Doch eine so reine Liebe, wie ich sie im Herzen trage, darf sich aussprechen in jeder Stunde des Lebens und braucht nicht zurückzuschrecken vor dem Gedanken des Todes; denn sie überdauert den Tod und baut über das Grab hinweg die goldene Brücke zweier ewig einigen Seelen. Noch einmal bitte ich Sie, Klotilde, vergeben Sie mir! Ich hätte es für eine sündige Lüge gegen Sie und gegen mich selbst gehalten, wenn ich den Ausdruck meiner heißen und heiligen Gefühle unterdrückt hätte. Gerade weil Ihnen nur noch eine kurze Frist des Erdenlebens vergönnt scheint, mußte ich es Ihnen sagen, daß eine reine, aufrichtige und uneigennützige Liebe diese Ihre letzten Tage verfüßen und wie ein leuchtender Seraph Sie in das Land der ewigen Liebe hinüber geleiten möchte."

„Doch haben Sie auch bedacht", erwiderte sie, „daß mir das Scheiden von der Erde nun erst ein recht tiefes und bitteres Weh bereiten muß?"

Alles vergessend, rief er nun freudig aus: „O, so ist es wahr, Sie theilen meine Gefühle, Sie lieben mich wieder!"

„Ich kann mit keiner Lüge aus dem Leben scheiden", entgegnete sie sanft, „und so darf ich es Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre treue Sorgfalt, Ihre theilnehmende Aufmerksamkeit, Ihre aufopfernde Hingabe für ein von aller Welt verlassenes Geschöpf mein Herz wunderbar bewegte und entzückte und mit den süßesten Empfindungen, die mich jemals durchbebten, für Sie erfüllte."

In namenloser Seligkeit schlang er den Arm um ihren Nacken und zog sie an seine Brust. Lange, lange lag sie so — als er endlich sanft seinen Arm loswinden wollte, bemerkte er erst, daß sie in Ohnmacht gesunken war. War er auch im ersten Augenblicke fast vom Schrecken betäubt, so wich dieser doch bald einem andern, unendlich seligen Gedanken — wie, wenn sie gestorben wäre, gestorben an seiner Brust, gestorben im ersten Momente und im vollsten Genusse ihres Liebesbewußtseins! So verführerisch schön dieser Gedanke auch war, so hatte Steiner doch nicht die Kraft, ihn auszudenken und festzuhalten. Er erkannte es, daß der Gedanke ein Frevel war und er fühlte sich deßhalb auch wie zu neuem Leben erwacht, als Klotilde allmählig die Augen wieder aufschlug.

„Wäre ich gestorben!" hauchte Klotilde leise, „so selig sterbe ich nimmer!"

„Nur jetzt nichts vom Sterben!" bat Steiner zärtlich, indem er sie wieder fester in seine Arme zog.

„Doch, doch!" erwiderte sie, sich von seiner Brust zurück ziehend, „gerade jetzt müssen wir davon sprechen; denn ich fühle es tief, es ist das letztemal, daß wir davon sprechen können."

Erschrocken blickte er in ihr bleiches Ge-

ſicht, doch ehe er ein Wort entgegnen konnte, fuhr ſie fort: „Die Ohnmacht, die mich ſo eben befallen, iſt der Vorbote meines Todes, der noch in dieſer Nacht erfolgen wird.“

Ihre Stimme bebte, und ſie vermochte nicht weiter zu reden. Da ſie Gottfried heftig weinen ſah, ſtürzten auch ihre Thränen reich und heiß auf ihre Wangen nieder. Sie legte ihre Hand auf ſeine Schulter, führte ihn an das Fenſter und deutete auf die eben in voller Pracht niedergehende Sonne.

„Mein Bild!“ flüſterte ſie leiſe und ſenkte wehmüthig ihr ſchönes Haupt.

„Ja, dein Bild!“ rief Gottfried in heftigem Schmerz. „Die Sonne meines Lebens geht mir unter auf ewig, wenn du von der Erde ſcheideſt!“

„Nicht auf ewig“, entgegnete ſie mit liebevollem Vorwurf. „Drüben geht ſie ſchöner und leuchtender wieder auf!“

„Engel!“ — er vermochte in ſeinem aus Verzweiflung und Seligkeit gemiſchten Gefühle kein weiteres Wort über ſeine Lippen zu bringen und ſank zu ihren Füßen nieder.

„Segne mich!“ rief er flehend zu ihr empor, als er wieder eines Wortes mächtig war.

Sie legte ihre Hände auf ſein Haupt und ſchwieg lange. Endlich ſprach ſie mit verklärter Miene: „Lebe wohl — wir ſehen uns wieder!“ Dann beugte ſie ſich zu ihm nieder und küßte ſeine Stirne, reichte ihm hierauf ihre Hand, ihm bedeutend, daß er ſich erhebe.

„Lebe wohl!“ ſprach ſie nochmal und verhüllte ihr Antlitz.

Ohne zu wiſſen, was er that, ſtürzte Steiner hinaus, eilte durch die Straßen, und erſt als er ſich draußen auf einer Ruhebank niedergelaſſen hatte, und der Abendfriede der Natur auf ſanften Schwingen ihn umſchwebte, fand er allmählig ſeine Beſinnung wieder.

Lange ſaß er ſo, den Kopf auf die Hände geſtützt, und wie dunkle, verworrene Schattenbilder zogen die düſtern Grabgedanken an ſeiner blutenden Seele vorüber. Alles, was er jemals über das dunkle Gebiet des Jenſeits gedacht, geahnt und geträumt hatte, ſtieg plötzlich verkörpert aus dem Schooße der Nacht empor und drängte ſich wie ein rieſiger Schwarm an ihn heran. Doch als Stern um Stern am Horizonte herauf zog, und der volle Mond wie ein leuchtender Kahn im blauen Himmelsmeere dahin glitt, da zuckte auch ein Strahl himmliſcher Erleuchtung durch ſeine Seele, und der Silbermond des Glaubens ſtand voll und klar über dem Meere ſeiner ſehnenden Gedanken und ſeiner ahnenden Träume. Ein Stern des Troſtes und der Beruhigung goß ſich durch ſeine fiebernden Adern; muthig und gefaßt betrat er den Heimweg.

Als er an ſeinem Hauſe angelangt war und zu Klotildens Fenſter empor ſah, bemerkte er hinter den Vorhängen eilig und geſchäftig ſich hin und her bewegende Schatten. Er mußte daraus ſchließen, daß etwas Ernſtes vorgehe, und wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: jetzt ſtirbt ſie! Er wollte hinauf eilen, doch ehe er noch die Glocke des Hausthores erreicht hatte, fuhr ein ſtechender Schmerz durch alle ſeine Glieder und legte ſich lähmend auf ſeine Hand. Jetzt wußte er es: ſie iſt todt!

Und wirklich hatte ſie in dieſem Augenblicke ihre Seele ausgehaucht. —

Als Klotilde begraben wurde, ſtand Gottfried Steiner einſam und unbeachtet in einer Ecke des Kirchhofes, und ſeine Thränen floſſen ſo dicht und heiß, als wollte er ſein Leben ihr nachweinen.

Nachdem er den erſten Rieſenſchmerz bezwungen hatte, zeigte er ſeinem Freunde den Tod Klotildens mit den Worten an: Freund — ſie iſt heimgegangen! Wir hatten uns geliebt, zwar nur wenige Tage, aber innig, heilig, unausſprechlich! Dieſe Liebe war der letzte Sonnenblick in dem Leben der herrlichen Jungfrau, es war auch der letzte in dem meinen. Das Treiben der Welt hat fortan allen Werth und alle Bedeutung für mich verloren; meine Gedanken und Gefühle ſind und bleiben bei ihr. Die Zeit wird vielleicht die Wunde meines Herzens ſchließen, aber ganz heilen wird ſie erſt im Sarge. Sollte dich eine Fügung des Himmels wieder einmal in mein Städtchen führen und du mich dann nicht in meiner Amtsſtube finden, ſo ſuche mich am Grabe Klotildens. Dort findeſt du mich gewiß,

wenn ich nicht vielleicht bereits neben demselben unter der Erde ruhe!"

Die Insignien und Heiligthümer des deutschen Reichs.

Historische Studie

von **Fr. Blaul.**

(Fortsetzung.)

Bekanntlich wurde schon im Jahre 1212 dem Welfen Otto IV. ein neuer Gegenkönig gegenübergestellt. Es war der Hohenstaufe Friedrich II., Heinrichs VI. Sohn. Schon nach zwei Jahren mußte Otto, der alles Ansehen und alle Macht verloren hatte, sich auf seine Familiengüter zurückziehen. Die Reichsinsignien aber fand Friedrich im Jahre 1214 auf Trifels nicht vor. Otto hatte sie bei sich und gab sie nicht heraus, aber bei seinem Tode (1218) befahl er seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich, dieselben 20 Wochen lang aufzubewahren und sie dann dem rechtmäßig erwählten Könige unentgeltlich auszuliefern, was dieser auch 1219 zu Goslar that. Friedrich II. nahm sie im darauffolgenden Jahre zu seiner Krönung nach Rom mit, schickte sie dann aber durch seinen Truchseß Eberhard von der Tanne auf den Trifels zurück.

In der nun folgenden wären Zeit wird auch die Geschichte der Reichskleinodien etwas verwirrt und unklar. Der Annahme, dieselben seien bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg beständig und sämmtlich auf dem Trifels verwahrt worden, stehen gewichtige Bedenken entgegen. Ausdrücklich wird erzählt, der römische König Konrad IV. habe sie im Jahre 1246 seinem Vater, dem Kaiser Friedrich II., nach Italien geschickt. Auf diese Sendung bezöge sich dann der Revers über die Auslieferung der Insignien, welchen Konrad im Jahre 1246 der Gattin des Truchseß Philipp v. Falkenstein, dem die Hut des Trifels anvertraut war, ausgestellt hat. In dieser Bescheinigung werden sämmtliche Stücke einzeln aufgeführt*), Krone und Scepter aber nicht erwähnt. Diese hatte der König, oder wahrscheinlich der Kaiser schon früher zurückbehalten oder an sich genommen. Friedrich, damals mit der Belagerung der Stadt Parma beschäftigt, ließ die Insignien in seine neu erbaute Stadt Viktoria bringen, die Parmesaner aber überrumpelten unversehens diese Stadt und führten, während Friedrich sich auf der Jagd erlustigte, die Reichsinsignien, den ganzen kaiserlichen Schatz und sogar des Kaisers Siegel mit sich fort. Die entführte Krone bewahrte die Stadt Parma 63 Jahre lang in ihrem Dom. Man hatte ihr den Namen Holofernes gegeben, wohl um damit zu sagen, dem Kaiser sei gleichsam das Haupt abgeschlagen. Erst im Jahre 1311, als der nachmalige Kaiser Heinrich VII. nach Italien gezogen war, ließ Parma diesem die Krone durch eine Deputation in seinem Lager vor Brescia überreichen. Ob es die eigentliche Reichskrone war oder nicht, läßt sich nicht bestimmen, da Friedrich II. erweislich mehrere Kronen in seinen Schatzkoffern mit sich führte.

Wenn es wahr ist, was der Gegenkönig Wilhelm von Holland 1255 seinem Kanzler schrieb, daß er nämlich mit der Burg Trifels auch die kaiserlichen Zierden und Reichsheiligthümer, die Lanze, die Krone und unaussprechlichen Schmuck in seine Gewalt habe, dann hat entweder Konrad IV. seinem Vater nicht sämmtliche Kleinodien überschickt, oder er selbst hat sie theilweise wieder aus Italien nach dem Trifels liefern lassen, theilweise aus den früher erwähnten Schätzen ersetzt. Daß König Wilhelm die eigentlichen alten Reichsinsignien auf Trifels vorgefunden habe, bleibt in hohem Grade zu bezweifeln. Jedenfalls besteht hier eine Dunkelheit in der Geschichte derselben.

Wilhelm von Holland war im Jahre 1248 zu Aachen nur mit einer silbernen Krone gekrönt worden, Richard von Corn-

*) Jenes Verzeichniß führt auf: ein Stück Holz vom Kreuze Christi, einen Zahn Johannis des Täufers, den Speer des hl. Mauritius, einen Nagel von Christi Kreuz, zwei Schwerter mit zwei Scheiden, den goldenen Reichsapfel mit dem Kreuze, den kaiserlichen Mantel, drei goldene Sporne, eine Albe von weißem Sammt, zwei scharlachene Hosen und zwei Schuhe mit Edelsteinen geziert.

wallis, sein Nachfolger, brachte im Jahre 1257 seine eigenen Insignien zur Krönung mit und schenkte sie fünf Jahre nachher dem Münster zu Aachen. Im Jahre 1258 kam er in Besitz der Feste Trifels und befahl wieder dem Reichskämmerer Philipp v. Falkenstein die Hut der Schatzkammer, die damals noch von solcher Bedeutung war, daß selbst Papst Urban IV. dem Könige schrieb, er möge sich vor allem des Trifels versichern. Mit der kaiserlosen, schrecklichen Zeit neigte sich aber die Herrlichkeit unserer Burg ihrem Ende zu. Rudolf von Habsburg brachte den ganzen Schatz nach seiner Feste Kyburg in der Schweiz, von wo er zwar durch Adolf von Nassau auf den Trifels zurückgeführt, wohin er aber nach dessen Fall durch Albrecht I. wieder gebracht wurde, um nie mehr zurückzukommen. Unsere Burg, die anderthalb Jahrhunderte hindurch gleichsam die Hochwarte des deutschen Reiches gewesen, wurde nun vernachlässigt, verpfändet, später im Bauern- und im dreißigjährigen Kriege vielfach verwüstet, zuletzt dem gänzlichen Zerfalle preisgegeben.

Bei der Erwählung Heinrichs VII. von Luxemburg zum deutschen Könige (1308) treffen wir die Reichsinsignien in Wien, von wo sie zur Krönung nach Aachen geliefert wurden. Nach Heinrichs Tode bringt sie Herzog Leopold von Oesterreich aus Italien und sein erwählter Bruder, Friedrich der Schöne, trägt dieselben bei seiner Krönung in Bonn, welche der Kurfürst von Köln vollzieht, während sich Tags darauf (26. Nov. 1314) Ludwig der Bayer zu Aachen durch den Kurfürsten von Mainz mit andern Insignien krönen läßt. Erst im Jahre 1325 konnte sich Ludwig zu Regensburg dem Volke im eigentlichen Krönungsornat zeigen, den Herzog Leopold ihm nach Friedrichs Niederlage bei Mühldorf ausgeliefert hatte. So kam nun der Reichsschatz auf einige Zeit nach München und wurde erst 1350 zu Nürnberg an Karl IV., der 1346 zu Bonn mit andern Insignien gekrönt worden war, ausgeliefert, und zwar unter der Bedingung, daß er denselben entweder zu Frankfurt oder zu Nürnberg verwahren lasse. Deßungeachtet nahm Karl den Schatz mit sich nach Prag, wo er zunächst in der Schloßkirche zu St. Veit niedergelegt wurde.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Düsseldorf, 9. Sept. In der ehemaligen abteilichen Kirche zu Prüm ist kürzlich ein interessanter Fund gemacht worden, indem man bei Gelegenheit von Nachforschungen nach Reliquien dort im Altare eine Capsa von hohem Alter, offenbar aus dem 9. Jahrhundert, entdeckte, welche stark vermoderte Knochenreste enthielt. Umgewickelte beschriebene Pergamentstreifen und die Umschrift „Ossa Lotharii imperatoris“ lassen keinen Zweifel, daß die zu Tage geförderten Gebeine die des Kaisers Lothar I., des ältesten Sohnes Kaiser Ludwigs des Frommen, sind, der nach einem in leidenschaftlicher Herrschbegier und in wiederholter Empörung gegen den Vater wildbewegten Leben als Kaiser und Herrscher des mittelfränkischen Reiches, wie der Chronist von Fulda berichtet, in das Kloster Prüm sich zurückzog und nicht lange, nachdem er die Kutte angelegt, dort (am 29. Sept. 855) starb.

* Charade.

Wenn Trennung vom geliebten Gegenstande
Dein banges Herz in tiefe Trauer hüllt,
Dann dient die erste dir zum sichern Pfande,
Das deine Brust mit süßem Trost erfüllt.
Doch willst du es dem fremden Blick entzieh'n,
So laß zum letzten Sylbenpaar es flieh'n.

Das Ganze birgt in seinem treuen Busen,
Was Herz und Geist betrübet und erfreut;
Es ist Geschäften, Künsten, holden Musen
Und lieber noch der Freundschaft bloß geweiht.
Ward seine Form von lieber Hand geschmückt,
Hat mehr oft als der Inhalt sie entzückt.

Auflösung der Charade in № 88:
Rosenkranz.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 90. Speyer, Dienstag, 23. September 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.*)

Eine Geschichte, wie sie wohl auch heute noch vorkommt.

I.

Auf meiner Pilgrimfahrt durch die Welt — so erzählt der alte Schmiedjakob — stand ich einmal in Arbeit in dem Dorfe Altmünster. Ihr kennt es fast alle; denn es ist nicht allzuweit von hier, und ich bin nachmals auch noch mehr dort gewesen.

Das Thal ist breit und fruchtbar, in dem es liegt Der Bach, der wasser- und fischreich ist, theilt es in zwei Hälften, und eine alte, schöne Brücke verbindet die zwei Dorfhälften mit einander. Die linke Hälfte lehnt sich an einen sanft sich abdachenden Rain, wo Wiesengärten sind und Obstbäume stehen, bis er sich in der fruchtbaren Thalsohle verliert. Der rechts liegende Theil erhebt sich anfangs etwas steil doch hinter den Häusern steigt das Land immer sanft an, bis eine gute halbe Stunde hinter dem Dorfe der Wald anhebt, ein Buchenwald, so schön wie irgend einer. In diesem Dorftheile liegt die große, schöne Kirche und hinter dieser noch Reste des Gemäuers, das einst ein Kloster war, woher denn auch der Name „Münster" kommt, denn wo ein Dorf oder eine Stadt so heißt, da waren immer ein oder mehrere Klöster. Dies Kloster muß erschrecklich reich gewesen sein, denn es hatte viele Güter und Weinberge am Rheine und an der Mosel, und droben der prächtige Hof, der aus dem Walde von Obstbäumen herausſieht mit seinem prächtigen Gelände, und unter dem Dorfe die sechsgängige Mühle mit allem Zubehör, gehörten demselben und heißen noch heute Klosterhof und Klostermühle, und was ich Euch jetzt erzählen will, das hat sich dort zugetragen. Ich muß aber freilich, ehe ich zu meiner eigentlichen Geschichte komme, noch einmal weit zurückblicken.

Als zur Zeit der Reformation das Kloster völlig verlassen stand, nahm's der Landesherr, einer der vielen kleinen Gebieter, an sich, und das Klostergebäude, für das er keinen Käufer fand, ließ er verfallen. Die Bauern im Dorfe, die nach einem großen Brande Steine und Balken für ihre aufgebrannten Wohnungen brauchten, rissen es nieder, ohne daß Jemand darnach fragte, bis es verschwunden war und nur noch die wenigen Grundmauern davon Zeugniß gaben, welchen Umfang es einst hatte. Im Laufe einer späteren Zeit, da die kleinen deutschen Landesherren viel Geld brauchten und dessen wenig hatten, verkaufte der Graf Hof und Mühle an die beiden Pächter für eine Summe, die heutzutage nicht hinreichen würde, ein einfaches Bauernhaus im Dorfe zu kaufen, und setzte ihnen noch weite Termine für die Bezahlung.

So ging es in jenen Tagen gar oft, und das Ende vom Lied war, daß die Bauern reich und der Graf ein Bettler wurde, und in diesem Zustande starb sein Stamm aus. Das Reichwerden war besonders auf dem Klosterhofe zu Hause; denn Geiz und Habsucht vererbte sich dort von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den alten Friedrich Bergmann, der vor etwa zehn Jahren starb.

In der Klostermühle ging's nicht so gleichmäßig und rasch. Der Käufer der Mühle mußte das ziemlich baufällige Gebäude neu bauen und verblutete sich daran dadurch, daß er das Gebäude groß und prächtig aufführte und eine Oelmühle und einen Schälgang zufügte. Da gerieth er in Schulden. Indessen war er ein guter Haushalter und genas wieder von seinen Schulden und war

*) Spinnstube.

auf dem besten Wege, als er starb. Seinem Nachfolger ging's gut, so lange der Mühlenbann galt, daß nämlich alle Insassen des kleinen Gebiets in der Mühle ihre Frucht mahlen mußten. Als aber unter dem Vater des jetzigen Müllers dieser gesetzliche Zwang seine Endschaft erreichte und der Krieg und die Kriegslasten kamen, da ging er den Krebsgang. — Es war, als ob aller Segen gewichen wäre. Es mißglückte Alles, und der Müller wurde nun selbst lüderlich, wurde ein Säufer und Kartenspieler, machte Schulden und gerieth in solchen Rückgang, daß man voraussah, die Mühle würde unter den Stecken kommen, noch ehe der alte Müller stürbe; er starb jedoch schnell, denn der Schlag rührte ihn, und sein Sohn, ein stiller, fast tiefsinniger Mensch, der mit Niemanden umging und dreinschaute wie die theure Zeit, erhielt die verschuldete Mühle, von der der alte Müller einen Acker und eine Wiese nach der anderen verkauft hatte. Die bösen Buben hatten ihm schon lange nachgesungen:

All' mein Silber und all' mein Gold
Ist mir durch die Gurgel gerollt!

Das ist so ein Liedlein, das man gar Vielen nachsingen kann, die heutzutage Bettler sind; in dem manche traurige Familiengeschichte enthalten ist, und das mehr Thränen gekostet hat, als eine Menschenseele denkt. Der alte Müller hatte nur den einen Sohn, und wer genauer in das zerrüttete Leben im Hause geblickt hatte, wußte es sich zu deuten, woher des jungen Menschen maßlriges Wesen kam und die kummergebeugte Gestalt der braven Müllerin; die nichts über den losen Gesellen vermocht, dessen Frau zu sein ihr das bittere Loos gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Insignien und Heiligthümer des deutschen Reichs.

Historische Studie
von Fr. Blaul.

(Schluß.)

War die Bedeutung der Insignien und Heiligthümer des Reiches früher schon eine sehr hohe, so wurde sie in dieser Zeit noch wesentlich erhöht. Karls IV. mystisch-romantischer Sinn umgab dieselben mit einer Glorie, die offenbar an die Verehrung des heiligen Gral, jener Schaale, in welche einst des Heilands Blut am Kreuze geflossen sein soll, erinnerte. Er führte sie bei feierlichen Gelegenheiten mit sich nach Avignon und Nürnberg, ließ sie der öffentlichen Verehrung aussetzen und erwirkte päpstlichen Ablaß denen, welche sie andächtig anschauten. Wenige Stunden von Prag, in einsamer, romantischer Gegend erbaute er auf dem höchsten, schwer zugänglichen Felsen die noch jetzt in ihren Resten reiche und prächtige Burg Karlstein, bestimmt zu seinem Aufenthalte, wenn er sich in die Stille zurückziehen wollte, und zur Aufbewahrung der Reichskleinodien und des Archivs. Zwei Kapellen umschloß die Ringmauer der Burg, eine dritte aber bildete die glänzendste Stelle des ganzen geheimnißvollen Heiligthums. Es war die zum hl. Kreuze, eingewölbt in den gewaltigen Thurm, der mitten im Burgraume aufstieg, ähnlich wie die auf dem Trifels, aber ungleich prachtvoller als diese. Unten mit großen Edelsteinen, Jaspis und Onyx, Amethysten und Carneolen, oben mit Bildtafeln von Heiligen und Fürsten geschmückt, am Gewölbe das Firmament, Sonne und Mond in edeln Metallen, die Sterne von Glas auf glänzender Folie, selbst die Fenster, die bei der ungeheuern Dicke der Mauern kaum Tageslicht durchließen, aus Edelsteinen zusammengesetzt, mußte der keineswegs große Raum bei dem Lichte von mehr als 1000 Kerzen, deren Wandleuchter noch erhalten sind, einen wunderbaren Eindruck machen.

Hier also lagen die Reichskleinodien, die besonders bewacht und nur unter vorgeschriebenen Feierlichkeiten geöffnet wurden. Aber nicht nur diese Kapelle, sondern die ganze Burg wurde als geheimnißvolles Heiligthum betrachtet und behandelt. Kein Weib, nicht einmal die Kaiserin, durfte zur Nacht darin weilen; eine Schaar zu diesem Amte besonders auserlesener Lehensträger hielt Tag und Nacht Wache, und stündlich erscholl vom Thurme herab in die Thäler der Ruf an den Wanderer, fern zu bleiben, damit ihn nicht Schaden treffe.

Unter König Wenzel scheinen die Reichskleinodien eine Zeitlang wieder in Prag auf-

bewahrt worden zu sein, denn es heißt, er habe sie nach seiner Absetzung nie an Ruprecht ausgeliefert, sondern nach Schloß Karlstein bringen und dort versiegeln und verschließen lassen. Sein Bruder Sigmund nahm sie von dort vergeblich mit nach Rom, wurde aber 1414 zu Aachen damit gekrönt. Wegen des Hussitenkrieges ließ dieser sie 1423 vom Karlstein auf das Schloß Blindenburg in Ungarn führen, als aber die Kurfürsten dagegen Einsprache erhoben, entschloß er sich, das Versprechen, welches sein Vater gegeben, aber nicht gehalten, zu erfüllen und den Schatz für alle Folgezeit der Stadt Nürnberg in Verwahr zu geben. Zwei Abgeordnete des Raths holten denselben in Ofen ab und brachten ihn am 21. März 1424 in aller Stille nach Nürnberg, wo dessen Empfang mit einem glänzenden Feste gefeiert wurde, und wo er fortan in einer Kapelle über der Sacristei der neuen Spitalkirche zum hl. Geiste die Stätte seiner Ruhe fand, bis die Franzosen herannahten, um ihre gierigen Hände nach demselben auszustrecken Damals — wenn ich nicht irre, im Jahr 1797 — brachte man die Reichskleinodien unter sicherem Geleite nach Wien. Dort blieben sie auch, nachdem das hl. römische Reich zu bestehen aufgehört, dort sind sie bis auf den heutigen Tag. Ob einer der neuerlich auftauchenden Kaiser-Candidaten sie dort zu holen gesonnen ist, oder ob er sich neuen Krönungsapparat anschaffen will, darüber fehlen mir zur Zeit noch sichere Nachrichten, und daß ich Anstand nehme, bei den betreffenden Herren deßhalb anzufragen, das werden billige Leser mir nicht verargen.

„Genug über die alten Scharteken!“ So höre ich manchen Leser ausrufen, während ich die Feder nochmals ansetze. Der Vollständigkeit wegen kann ich aber doch nicht schließen, ohne wenigstens aufgezählt zu haben, was sich zuletzt in Nürnberg beisammen fand. Was zunächst die Reliquien oder Reichsheiligthümer betrifft, so waren sie folgende: 1) die hl. Lanze, mit der Christi Seite durchstochen worden; 2) ein Stück Holz vom Kreuze; 3) ein Nagel von demselben; 4) ein Stück von dem Tischtuche, worauf der Heiland das Abendmahl gehalten; 5) ein Stück von der Schürze, die er beim Fußwaschen anhatte; 6) fünf Dornen aus seiner Krone; 7) ein Stück von der Krippe zu Bethlehem; 8) ein Arm der hl. Anna; 9) ein Zahn Johannis des Täufers; 10) ein Stück vom Rock des Evangelisten Johannes und 11) etliche Glieder von drei verschiedenen Ketten, womit St. Peter, St. Paul und St. Johannes in ihren Gefängnissen gefesselt gewesen.

Die eigentlichen Reichs-Insignien oder Kleinodien bestanden in folgenden Stücken: 1) die Reichskrone; 2) das Reichs-Scepter, zwei Fuß lang, eckig, hohl, von Silber und dünn vergoldet. Außer diesem war noch ein älteres, rundes, bloß von Silber vorhanden 3) Der Reichsapfel vom feinsten Golde, außer ihm noch zwei andere von Silber, der eine vergoldet; 4) das Schwert (angeblich) Karls des Großen, zweischneidig, die Klinge 2 Fuß 11 Zoll lang; 5) das Schwert des hl. Mauritius, das bei der Krönung vorangetragen wurde; 6) die Dalmatika, Unterkleid bis zum Knie von violetter Seide; 7) Karls des Großen rothe Gugel oder Chorkappe; 8) die Alba, Chorhemd von weißer Seide, aus Sicilien stammend und wahrscheinlich ein Ersatz für das unter Friedrich II. verloren gegangene ältere Gewand; 9) die Stola, mit Gold durchwirkt und Edelsteinen und Perlen besetzt; 10) das Pluviale oder Pallium, der große rothseidene Mantel mit arabischer Inschrift am untern Rande, der wohl auch durch Friedrich II. zu den Reichsinsignien kam; 11) die Handschuhe, purpurfarben, mit Perlen und Edelsteinen gestickt; 12) die Strümpfe, von rother Seide; 13) die Schuhe, von Carmoisin-Atlas mit Gold und Perlen gestickt; 14) die Niederschuhe oder Socken; 15) zwei Gürtel und ein dritter, der nicht gebraucht wurde; 16) der Ring Karls des Großen war nicht mehr vorhanden; 17) die Sporen von vergoldetem Silber; 18) zwei Armspangen, bloß von Kupfer, und endlich 19) das Sudarium oder Schweißtuch von Carmoisin mit Fransen von grüner, rother und weißer Seide, in der Mitte ein Christuskopf eingestickt.*)

*) Auch zu Aachen befanden sich und befinden sich wohl noch zwei Stücke, welche ebenfalls zu den Reichs-

Gesehen habe ich die Reichsinsignien nicht; wenn aber dem bekannten Ritter Lang zu trauen ist, der sie bei der letzten Kaiserkrönung zu Frankfurt sah, so soll ihr Aussehen im Ganzen nichts weniger als ein brillantes, vielmehr ein ziemlich schäbiges gewesen sein, was bei ihrem Alter keineswegs zu verwundern ist. Die einzelnen Stücke hat Fernkorn an seiner Statue Rudolf von Habsburg in der Kaiserhalle zu Speyer den Originalien getreulich nachgebildet.

Miscelle.

*Annweiler, 17. Sept. Heute Nachmittag fand die Feier des durch freiwillige Beiträge ermöglichten Thurmbaues auf dem Rehberge statt. Bereits Vormittags waren in die Stadt viele Gäste eingezogen, deren Zahl sich Mittags durch Zuzug zu Wagen und zu Fuß noch bedeutend steigerte. Um 2 Uhr setzte sich der Zug vom Gasthofe zum Trifels und dem gegenüberliegenden Biergarten aus mit Musikbegleitung in Bewegung und erreichte nach anderthalb Stunden auf den ebenfalls neu angelegten Wegen den Gipfel des Rehbergs. Nachdem die nöthige Stille eingetreten war, hielt Herr Zöppritz, dem wir, wie auch eine Gedenktafel über dem Eingange des Thurmes besagt, die Erbauung desselben eigentlich zu verdanken haben, von einer Eiche herab einen Vortrag, in welchem Ernst mit Humor auf eine sehr sinnreiche Weise gemischt war. Er entrollte uns zuerst ein Gesammtbild der herrlichen, im Pfälzerlande unvergleichlichen Rundsicht, die sich von den Zinnen des Thurmes darbietet, verglich dann die Zeit, an welche uns die so ernst herniederblickenden, die umliegenden Berggipfel krönenden Burgtrümmer erinnern, mit der jetzigen; die Zeit, wo der Bürger hinter seinen Mauern Schutz suchen mußte vor der Gewalt des Faustrechtes, mit unserer Zeit, wo der Geist der Humanität herrscht; er sprach ferner von den Wirkungen einer erhabenen Aussicht auf das Gemüth des Menschen, die in dem Hymnus Schillers an die Freude ihren Ausdruck finden; er schloß den Vortrag mit verschiedenen Toasten auf Se. Maj. den König, auf das gesammte deutsche Vaterland, auf alle Unterstützer des Baues, sowie alle Freunde und Freundinnen der Natur, welche sämmtlich einen begeisterten Wiederhall fanden. Darauf zogen die Anwesenden, nachdem man der herrlichen Aussicht gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, an die einige hundert Schritte unter dem Gipfel befindliche Quelle, wo im Waldesschatten unter Gesang und Musik die Zeit rasch dahinschwand. Abends war dann Ball. Die Zahl der Festtheilnehmer mag gegen 4—500 betragen haben.

Der Thurm selbst ist sechseckig, ungefähr 15 Meter hoch und 3 Meter breit. Erst durch seine Erbauung ist es möglich geworden, über einige davorliegende hohe Berggipfel hinweg in die Ebene hinauszuschauen, wodurch die Aussicht bedeutend vervollständigt wird. An ihm befinden sich zwei Inschriften, die eine in der halben Höhe des Thurmes widmet denselben den Fremden der Natur, die andere, über dem Eingange, besagt, daß er durch freiwillige Beiträge auf Anregung des Herrn Zöppritz erbaut wurde.

Räthsel.

Immer ist es nah,
Niemals ist es da;
Wenn du denkst, du seist daran,
Nimmt's einen andern Namen an.

Auflösung der Charade in № 89:
Briefstasche.

insignien gezählt werden, nämlich 1) das Evangelienbuch, auf welches der König beim Krönungseide zwei Finger legte; 2) der Säbel Karls des Großen, welchen die Kurfürsten von Trier und Köln entblößten und dem Könige in die Hand gaben. Es ist dies ein kurzer arabischer goldener Säbel, der nach von den Geschenken Harun al Raschids herrühren soll. Außerdem findet sich zu Aachen noch eine Reliquie, die auch bei der Krönung figurirte, nämlich eine Kapsel voll der Erde, auf welche St. Stephans Blut geflossen sein soll. — Im vorigen Jahrhunderte wollte die Stadt Aachen das Recht, die Reichskleinodien zu verwahren, für sich in Anspruch nehmen, die Nürnberger aber wehrten sich siegreich dagegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 91. Speyer, Donnerstag, 25. September 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Was wird das werden? sagten die Bauern. Der kopfhängerische Anselm, so hieß der Sohn, und seine leidende arme Mutter werden wohl die Mühle mit dem Rücken ansehen müssen, und wir sehen's voraus, daß sie der Gemeinde als Armenlast und Kostgänger zufallen. — Der arme Anselm, der das auch aus der Ferne murmeln hörte, sagte leise in sich hinein: die machen die Rechnung ohne den Wirth! Vierzehn Tage war der Müller begraben, da kamen vor Amt die Gläubiger zusammen, um zu berathen, wie sie ihren Sack anhingen und zu ihrem ehrlich geliehenen Gelde kämen. Da trat fest, aufgerichteten Hauptes der Anselm herein. Das war nicht mehr der tiefsinnige, theilnahmlose, fast für einen Simpel zu haltende Anselm! Alle sahen ihn erstaunt an, und als die Verhandlung geschlossen war und sich die Schuldenmasse auf viertausend Gulden festgestellt hatte, da nahm Anselm das Wort; mit Klarheit, Ruhe und Festigkeit sagte er ihnen, das Unglück komme nicht von ungefähr. Ihm, als dem Sohne, zieme es nicht, einen Stein auf seinen Vater zu werfen, der seine Mutter und ihn, trotz ihrer Bitten und ihres Flehens, in's Elend gestürzt, ob er gleich auch darüber nicht ganz schweigen dürfe. Sie hinauszustoßen aus der Mühle, sei den Gläubigern ein leichtes. Bezahlt machte die Mühle ihre Forderungen, und es bliebe ihnen, der Mutter und dem Sohne, wohl noch etwas übrig; aber ihm, dem Sohne, sei dann jeder Lebensweg verschlossen, und sie würden doch der Noth später anheimfallen. Christlicher wäre es, ihnen die Mühle zu lassen, da ja nichts verloren werden könne. Er fühle die Kraft in sich, der Mühle das verlorene Vertrauen, die entlaufene Kundschaft wieder zu erwerben. Er wolle mit Gottes Hülfe die Mühle übernehmen und die Schulden bezahlen, die er bis zur Löschung und Tilgung rechtlich verzinsen wolle. So bliebe seine arme, gute Mutter in ihren Räumen und ihm seien Mittel und Wege geboten, den Ruin der Familie fern zu halten und ihren ehrlichen Namen zu retten.

Die Männer sahen sich einander an und waren theils verblüfft, theils erstaunt über das, was sie gehört. Der Beamte war ein Ehrenmann und lobte das männliche, ehrliche Wort des jungen Menschen, der sich selbst ermannt hatte. Er redete den Gläubigern zu, auf den Vorschlag einzugehen, und Alle waren geneigt, bis auf den reichen Klosterhofmann — der die Mühle gerne geschlaucht hätte, wie man sagt, wenn man etwas Gutes um ein Lumpengeld an sich bringt. Der wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen — denn er war der bedeutendste Gläubiger und von je dem Müller nicht gut gewesen.

Es entstand eine Todtenstille.

Da erhob der reiche Müller von Meindorf seine Stimme und sagte: Hofmann, bin ich Euch gut genug für Eure tausend Gulden?

Der Hofmann biß sich in die Lippen und meinte: Ihr werdet wohl nicht der Narr sein, für diesen Menschen gut zu sprechen, der kein Vertrauen verdient! — Dazu machte er ein höhnisch Gesicht.

Es gibt allerlei Narren in der Welt, sagte ruhig der Müller, und ich bin auch einer. Wenn ich Euch als Bürge für den Anselm nicht genug bin, so zahl' ich Euch hier vor dem Herrn Notarius morgen die

tausend Gulden baar. Ich denke, dagegen läßt sich nichts einwenden? —

Der Klosterhofmann wurde bleich vor Zorn, daß er sich seine Beute entschlüpfen sah, zuckte die Achseln und sagte: Meinetwegen! Ihr mögt zusehen!

Das will ich auch! war des Müllers Antwort.

Also wurde der Akt geschrieben. Dem Anselm blieb die Mühle und der Hofmann erhielt sein Geld. Ihr möget Euch denken, was dieser Ausgang der Sache für ein Aufsehen machte, und wie verschieden die Menschen, die so leicht nichts Gutes glauben, sie beurtheilten. Darin aber stimmten sie alle überein, der Müller Bruckner von Meindorf habe die Absicht, die Mühle an sich zu bringen — so oder so.

Der Erfolg aber machte sie alle zu Schanden. Dennoch waren, das muß ich sagen, die Leute gegen den Klosterhofmann so erbittert, daß Niemand mehr etwas von dem herzlosen Geldsack wissen wollte. Mit dem Anselm war eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Mit einer Schnellkraft des Willens hatte er sich aufgerafft und aufgerichtet, daß ihn Niemand mehr kannte. Er stieg, da nur die kindliche Liebe zu seiner Mutter ihn zu solchem neuen Leben und Wesen erweckt hatte, in der Achtung ungemein, und er wußte sich die wiedergewonnene gute Meinung zu erhalten. Er entfaltete eine Rührigkeit und Thätigkeit, die ihm kein Mensch zugetraut. Er mahlte prächtig, nahm nie mehr als sechszehn Pfund Molter und nicht, wie andere Müller, vom Vorschuß. Er nahm nicht das beste Mehl weg und suchte nicht durch Näffen des Mehls das Gewicht betrügerisch herzustellen; in Summa, es kam so, daß die Mühle, trotz ihrer vielen Gänge, Tag und Nacht arbeitete, und bald seine und seiner Mutter Kraft nicht mehr ausreichten und er einen tüchtigen Mahlburschen, ja, ehe ein Jahr verging, noch einen zweiten annehmen mußte.

Als er sich einmal regen und bewegen konnte, begann er einen lebhaften und einträglichen Mehlhandel nach der Mosel. Seine Oelmühle arbeitete nicht blos für die Bauern weit und breit, sondern auch für die Kaufleute in der Stadt. Mit Grütze und Graupen und dergleichen, die er ganz vorzüglich machte, trieb er ein tüchtiges Geschäft, und — der Müller von Meindorf war sein Rathgeber in allen Stücken. Als er ihm die ersten fünfhundert Gulden abzahlen wollte, sagte der ehrliche Mann lächelnd: Anselm, ich will der Letzte sein. Zahle erst den Anderen ihr Geld! Das geschah denn auch, und nach drei Jahren oder nicht einmal so lange, war er dem Müller von Meindorf allein noch fünfzehnhundert Gulden schuldig. Alles andere war bezahlt, und mittlerweile hatte er bereits hier und dort wieder eine Wiese an sich gebracht oder einen Acker, den sein Vater verschleudert hatte. Es ruhte ein wunderbarer Segen Gottes auf seinem Thun und Lassen, und seine brave Mutter war neu aufgelebt. Seine Gottesfurcht, seine strenge Rechtlichkeit, sein Fleiß und seine musterhafte Ordnung erwarb ihm die Liebe und Achtung aller Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

* Kusel und die Steinalb.

Zu den schönsten und interessanten Gegenden der Pfalz gehört ohne Zweifel auch Kusel und seine Umgegend, da hier herrliche Naturschönheiten mit vielen historischen Erinnerungen sich vereinigen. Kusel selbst ist ja eine der ältesten Städte der Pfalz, obwohl seine jetzige Physiognomie meist den modernen Charakter trägt, den die Alles beherrschende Industrie in keck aufsteigenden Rauchfängen und kühn aufwirbelnden Rauchsäulen inmitten freundlicher, die Gegenwart verschönernden Anlagen unsern Städten und Städtchen aufprägt. Wer sieht es diesem wohlhabenden, gewerbsthätigen Kusel an, daß es eine der ältesten Missionsstationen des Christenthums in der Mitte des „vastum regnum“, des Westrichs, des waldigen Wasgau*), daß es dreimal (im

*) Chlodwig, König der in Gallien eingedrungenen Franken, empfing nach der siegreichen Schlacht gegen die Allemannen (496 bei Tolbiacum), während welcher er in großer Bedrängniß zum Gott seiner Burgundischen Gemahlin Chlotilde, zum Gott der Christen,

30jährigen Krieg durch die Kroaten 1635, unter dem Räuberkönig Ludwig XIV. 1677 und endlich in den blutigen Revolutionsflammen 1794) in Schutt und Asche gelegt war? — Ein schöneres, idyllisch-romantischeres Panorama mag es kaum geben, als das Kuseler Thal, von der zwischen dem Remigiusberg und Kusel sich erhebenden Anhöhe aus betrachtet: ringsum fruchtbare, segensreiche Fluren, unten in dem sich weitenden Thale Kusel in einem Walde von Obstbäumen, von freundlichen, wohlcultivirten Gärten umrahmt — und als Prospect die hochragende waldige Höhe des Baumholder Lochs, und auf einem weiter vorstehenden, steil abfallenden und das Thal scheinbar schließenden Bergrücken die imposante Ruine der Veldenzisch-Zweibrückischen Burg Lichtenberg (im Jahr 1214, wahrscheinlich auf dem Grund eines römischen Castells erbaut), wo auch eine artige Humoreske der lieben Kuseler, „der Glockenraub", den wir vielleicht später zum Besten geben, spielt. An der Westseite des Städtchens ragt über der ehemaligen Stadtmauer der ehrwürdige, epheuumrankte spitze Rathenthurm aus der alten trüben Zeit in die freundliche Gegenwart herein, wie ein ernstfreundlicher Greis, der den Enkeln und Urenkeln erzählt von der Väter Leid und Streit und von der Treue des Gottes, der auch in dunkeln Wettern segnend vorüberzieht und dessen Gnade bleibet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so Ihn fürchten, bis auf Kindes Kind.

Hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Presbyterium endlich in neuester Zeit den die Stadt wie ein verdächtiges Emblem oder Symbol überragenden, aber im tiefsten

---

um Hilfe gefleht hatte, aus der Hand des hl. Remigius, Erzbischofs von Rheims, die hl. Taufe, worauf der König aus Dankbarkeit demselben die 2 kleinen Dörfer Cosla und Gleni (Kusel und Altenglan — nebst Perne, jetzt Bischofsheim an der Saar) schenkte. (Cf. Froduards hist. Rhem. L. I. Cap. XVIII. Das Testament des hl. Remigius p. 48 u. Kap. XX. p. 108. Bei Johannes und Crollius.) Im Dörflein Cosla nun entstand eine Zelle, die anfänglich die Abtei Cusel, später aber die Probstei Remigiusberg (wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Otto I. gegründet) genannt wurde. Nach andern Berichten hat der hl. Remigius einen Wald im Wasgau angekauft, in welchem er erst die Höfe Cosla und Gleni mit einer Zelle gründete. — Aus der ältern Geschichte ist Folgendes in Urkunden zu finden: Werinher, der Graf des Worms- u. Nahegau's, nahm dieses alte Rheinische Stiftsgut widerrechtlich in Besitz und vertheilte es unter seine Vasallen; der Erzbischof Herigarius aber (901—922) erhielt es auf's Neue von König Conrad I. Nachdem der Erzbischof Artold von Rheims dies Stiftsland wieder Werinher's Sohn, Conrad, Grafen im Wormsgau, übergeben hatte, aber einer seiner Vasallen, Reginbald, die Bewohner schlecht behandelte, so gab Kaiser Otto I. die Abtei Cosla dem Erzstift zurück, worauf der Erzbischof Artold sie der Abtei des hl. Remigius zu Rheims vermachte. Außerdem kommt Cosla noch in einer Urkunde des Kaisers Conrad III. (1138) als mit seinen Dörfern im Wasgau gelegen, vor. — Daß auch die Römer in der Kuseler Gegend Niederlassungen hatten, beweisen nicht bloß römische Denkmäler (namentlich in Schwarzerden, Frohnbach u. s. w.), sondern auch römisch klingende Namen, z. B. Konken (Conchis), Hermannsberg (Hermesberg) ꝛc. Wird doch auch der Nahefluß, in dessen gleichnamigem Gau Kusel lag, schon bei römischen Schriftstellern erwähnt, Tac. 4. cap. 70 und in dem Gedicht „Mosella" von Ausonius: transieram celerem nebulo lumine Nauam. Wahrscheinlich ist auch der Name des Flüßchens Glenus römischen Ursprungs, jedenfalls aber Gleni (Altenglan) eine römische Niederlassung gewesen. — Interessant ist auch die Notiz, daß im Jahre 918 ein Edler, Namens Ruothard, der einer der ersten Räthe des Kaisers Arnulf gewesen sein soll, auf Bitte seiner Gemahlin Siba seinen Hof zu Osterna (jetzt Niederkirchen im Osterthal — Margareha-Ostern) dem Erz-Stift Rheims vermachte, ebenso den Hof Gangovel (Gangloff). Leider sind in Kusel selbst alte Urkunden nicht mehr aufzufinden. Die Kirchenbücher, zum Theil die Spuren der Brände an sich tragend, reichen bis zum 15. Jahrhundert.

Grunde doch nur den Planmacher würdig krönenden Schmuck auf dem Dache des hohen protestantischen Kirchthurmes, der wie vier Eselsohren aussah, beseitigt und mit einer angemessenen Erhöhung, resp Ueberdachung, vertauscht hat, so daß also das kunstsinnige Auge des poetisch-humoristischen Verfassers der „Träume und Schäume“ vom Rhein, wenn ihn sein Pilgerzug noch einmal nach Kusel führen sollte, durch diesen schrecklichen Anblick nicht mehr verletzt und in dem Genusse der lieblichen Idylle dieses Thales nicht mehr gestört wird. — Gewiß, wäre die Gegend und Umgegend Kusels und dies selbst mit seinen freundlichen geselligen Verhältnissen, nach Außen hin bekannter, als es ist, es würden manche Touristen die Fußwanderung durch das schöne Glanthal oder über den Potzberg und Remigiusberg nach Kusel hin mancher andern, weniger genußreichen, vorziehen. Möchte der Eine oder Andere durch diese Zeilen dazu ermuntert werden! Deshalb machen wir auch noch ganz besonders aufmerksam auf eine der anziehendsten Parthien der Umgegend Kusels, auf die Steinalb.*)

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

△ (Zwei Billionen Häringe.) Mit Zahlen nehmen's viele Leute nichts weniger als genau; auf eine oder zwei Nullen mehr oder weniger kommt's ihnen nicht an. Selbst Gelehrte sind nicht selten zu träge, sich die Zahlen klar zu machen, die sie in den Mund oder in die Feder nehmen. So Herr J. Rodenberg, der in seiner Schilderung des enormen Verbrauchs an Lebensmitteln, der in der Riesenstadt London vorkommt, die Behauptung aufstellt, dort würden jährlich mehr als 2 Billionen Häringe verzehrt. Wenn es Bruder Jonathan sagte, so hätte die Sache nichts Auffallendes und würde im Lande der Barnums viele Gläubige finden. Aber daß es ein Deutscher sagt, von dem man anzunehmen pflegt, daß er wisse, was er sagt, und daß er Barnum zu sein verschmähe, muß auffallen. Oder sollte es vielleicht doch wahr sein, daß die Londoner Lords und Ladies, Millionäre und Bettler, so gewaltige, leidenschaftliche Häringsesser wären, daß sie das Sümmchen, diese Kleinigkeit von 2 Billionen Häringe alljährlich zerkauen und verdauen könnten. Wir wollen sehen, wie viel Stück des appetitreizenden Fisches nach Rodenberg auf den Kopf, Mann oder Weib, Greis oder Kind in London kommen? Das Exempel macht uns die Größe der nullenreichen Zahl Billion oder 1,000,000,000,000 recht anschaulich. Also Achtung! Nehmen wir die Bevölkerung Londons zu 2 Millionen an, die alle, Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, nichts zu thun haben, als Häringe zu essen, so ist jedenfalls die Zahl der Esser nicht zu gering gegriffen. Bei diesen Datis entziffert sich, daß ein Londoner Bewohner 2740 Stück täglich, 114 St. stündlich und 2 Stück in jeder Minute verzehren muß. Macht ein Londoner einen Spaziergang nach dem Ausstellungsgebäude, der etwa 6 Stunden in Anspruch nimmt, so ist er genöthigt, eine Tonne Häringe, etwa 3 Centner wiegend, mit sich zu führen, damit er nicht in die unangenehme Verlegenheit kommt, nach der Heimkehr, statt der Ruhe zu pflegen, d. i. nur 2 Häringe per Minute zu verzehren, das in 6 Stunden Versäumte nachzuholen. Das den Kinnbacken und dem Magen eines Menschen zuzumuthen, wäre gewiß eine Grausamkeit. Wie es in Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg und allerwärts, wo die Seebeherrscher die Sommersaison zuzubringen pflegen, mit dem Comfort aussehen würde, wenn Jeder seine ihm von Hrn. Rodenberg zugemessene Ration Häringe mitbrächte, überlassen wir der Phantasie unserer Leser.

*) Gütige Mittheilung hierzu verdanken wir Hrn. J. Fritz in Kusel, der in der Erforschung der Heimathgeschichte sehr strebsam ist und schon manchem Geschichtsforscher mit wichtigen Actenstücken ausgeholfen hat. Freundlichen Dank und Gruß!

Auflösung des Räthsels in № 90:

Morgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Montag, 29. September 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Jetzt kratzte sich der Klosterhofmann hinter den Ohren und ärgerte sich. Er hätte unbedenklich dem Anselm seine Tochter zur Frau gegeben, aber der betrat niemals den Hof, und ob er gleich dem alten Knicker niemals Haß oder Feindschaft bewies, so mied er ihn doch, wo er konnte, und der Klosterhofmann war der Einzige, der nicht bei ihm mahlen ließ.

Nun hatte der Müller in Meindorf einen Sohn und eine sehr hübsche, brave Tochter, und der Anselm war ein schöner junger Mann geworden, von festem ernstem Wesen. Wer nicht blind war, sah, daß die schöne Müllerstochter den Anselm lieb hatte, und daß er schier alle Sonntagnachmittag nach der Mühle zu Meindorf ging, war auch nicht allein die Liebe zu dem alten biederen Müller, sondern das hübsche Annchen hatte einen großen Einfluß darauf. Anselm sah an Allem, daß er keine Fehlbitte thun würde, wenn er um sie würbe, weder bei dem Vater, noch bei der Tochter; aber er hielt strenge an sich — bis er die fünfzehnhundert Gulden in Einem Haufen dem Müller auf den Tisch zahlen konnte mit den Zinsen.

Der Müller stand dabei, sah ihm zu und lächelte. Als ihm Anselm das Geld hingezählt und der Müller die Richtigkeit der Zahlung anerkannt hatte, faßte Anselm seine Hand und sagte mit tiefem Gefühl und feuchtem Auge: Euch dank' ich mein Glück, Euch allein! Ihr habt an mir gethan, nicht, wie ein Fremder thut, sondern wie ein Vater. Wenn ich je die Dankbarkeit für solche Wohlthat vergesse, soll der Herr meiner vergessen in Ewigkeit! — Der brave Müller war bewegt, das gab das leise Zittern der Hand kund, die Anselm hielt. Der alte Mann konnte lange nicht reden, und Anselm hatte noch etwas auf dem Herzen. Er hob endlich stotternd und stockend an: Jetzt ist die Klostermühle mein freies Eigenthum. Gott sei Preis und Dank und Euch, denn Ihr waret das Werkzeug der Erbarmung Gottes, denn, als Alles mein Verderben zu wollen schien, da tratet Ihr für mich ein; aber noch Eins liegt mir auf dem Herzen. Meine liebe Mutter ist alt und schwach. Sie — bedarf einer pflegenden Tochter und ich — kann ledig nicht bleiben. —

Still! rief lachend der Müller, der sich ermannt hatte. Ich weiß, was du willst. Meinst du, ich wäre blind? Pack' deine fünfzehnhundert Gulden wieder ein. Sie sollen Annchens Morgengabe sein und sie dein Weib, wenn — und mit den Worten wandte er sich zu dem Mädchen, das sein glühendes Erröthen hinter der Schürze barg — wenn das Mädel nicht etwa anderer Meinung ist?

Kurz und gut, es stellte sich blitzschnell heraus, daß bei dem schönen Annchen keine entgegengesetzte Meinung obwaltete, und noch an dem Abende war in der Meindorfer Mühle Verlobung und sechs Wochen später führte Anselm sein bildhübsches Frauchen in die Klostermühle ein, und der Klosterhofmann ärgerte sich nicht wenig, daß er den dummen Streich gemacht.

Ein Jahr später wurde Anselms Mutter von dankbaren Kindern beweint und der filzige Klosterhofmann wurde zu Grabe getragen, aber an Thränen war kein Ueberfluß.

II.

Schier zwanzig Jahre waren unterdessen verstrichen. — Des Klosterhofmanns Tochter

hatte weit weg geheirathet und sein Andres erhielt den Hof. Er heirathete eine reiche Frau und lebte friedlich mit ihr; aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wenn Kinder von Morgens bis Abends nichts anderes hören, als Geldsammeln, Geldsparen und Reich- und Reicherwerden, dann geht's ihnen am Ende in die Seele und setzt sich darin fest. So ging's dem Andres auch. Der wurde noch filziger, als der Alte gewesen war, und noch begieriger nach dem Ansammeln des ungerechten Mammons, der bei ihm ein erst recht ungerechter war, denn der hatte ein Gewissen, so weit wie ein Wollsack, und die Ehrlichkeit drückte ihn nicht im Geringsten. Seine Frau war von besserer Art, aber der Geiz steckt an, wie eine herrschende Krankheit, und sie wurde um kein Haarbreit besser, wie er. Das Gesinde und die Taglöhner konnten nicht genug arbeiten und bekamen die jämmerlichste Kost, und wenn eine Magd eine irdene Schüssel zerbrach, zog er sie ihr am Lohne ab. Er traute keinem Menschen weiter, als er ihn sah, und witterte überall das Schlimmste, wenn auch kein Mensch daran dachte. Die Armen erhielten nichts an seiner Thüre, ja er drohte, seinen Hund auf sie zu hetzen, wenn sie mit Bitten anhielten. Da droben war Alles verhaßt, und Niemand im Dorfe wollte mit dem Andres etwas zu thun haben. Sie hatten nur ein Kind, einen Buben, der aber ein wilder Geselle war, ohne Rand und Band, seinem Vater nicht gehorchte und seiner Mutter noch weniger, und als seine Mutter gestorben war und der alte Andres vor lauter Zinsenberechnen und Mahnbriefeschreiben keine Zeit hatte, auch oft umherging, um seine Zinsen selbst einzutreiben oder vor Gericht zu stehen, da wurde er noch roher und unbändiger und trieb allerlei Malefiz auf eigene Faust, daß ihn die Leute im Dorfe haßten, wie den bösen Feind, während auf dem Hofe das Gesinde sich gütlich that für langes Entbehren. Der Junge hieß auch Andres, wie sein Vater, aber er war ein anderer. Darbte der Alte im Ueberfluß, so lebte der Junge im Saus und Braus, stieg Nachts zum Fenster hinaus und durchtobte ganze Nächte mit seinen Gesellen im Wirthshause. Der Wirth mußte Alles ankreiden und noch Geld dazu leihen, denn der Alte war zähe wie Juchtenleder und gab ihm so wenig Geld, daß er in einer Nacht durchbrachte, was für acht Tage ausreichen sollte. Dabei predigte er ihm und nergelte von Morgens bis Abends — wenn er ihm Stich hielt, über Sparsamkeit. — Niemand befand sich dabei besser, als der Wirth, denn da kam hinter manche Eins eine Null, daß es zehn gab, und Andres sah nicht nach, fragte auch nicht, und der Wirth rechnete und schrieb an — Alles auf Hoffnung nämlich auf des Alten Tod. Der hatte Herzleid genug mit seinem leichtsinnigen Strick, der, je älter er wurde, je toller es trieb. Was sollte das werden? — Mit dem Pfarrer berieth er sich, der rieb ihm aber den Kümmel, daß es eine Art hatte; doch stimmte er am Ende in des Alten Meinung ein, er müsse ihm eine tüchtige Frau geben, die Haare auf den Zähnen habe. So Eine könne und werde ihn am Ende zähmen und kirre machen. Mittlerweile aber nahm ihn der Pfarrer vor und schärfte ihm das Gewissen. — Acht Tage hielt's wider, dann aber schlug er wieder hinten aus, wie ein junges Fohlen, das zum ersten Male auf die Weide kommt. Wenn auf dem Klosterhofe Unfriede und Herzeleid bei dem vielen Geld wohnte, so stand es in der Klostermühle anders.

Zehn glückliche Jahre hatte Anselm mit Annchen verlebt. Sein Geschäft, sein Handel, sein Ackerbau blühte. Er war ein reicher Mann geworden, und das Erbe war sehr ansehnlich, als sein Schwiegervater das Zeitliche segnete. Längst war das einst verschleuderte Gut, das zur Mühle gehört hatte, wieder angeschafft und noch mehr dazu Aber mit dem Reichthume schwoll dem Anselm der Kamm. Er wurde ein hochmüthiger und selbstherrlicher Mann, der es machte, wie er wollte, und seinen Kopf überall durchsetzte, wo es nur irgend ging. Es war ein Glück, daß seine streng rechtlichen Grundsätze felsenfest standen. Alles mußte nach der Schnur gehen, und diese hielt er mit fester Hand. Er war gut, aber man durfte seine Pläne nicht durchkreuzen, sonst — war es aus! —

Der Tod seiner Frau beugte ihn tief.

Drei Kinder hinterließ sie ihm, aber schon wenige Jahre darauf hatte er nur mehr eins, sein Glück, seine Freude — aber ein Kind der Angst und der Sorge; es war ein Mädchen und der schönen Mutter Ebenbild.

(Fortsetzung folgt.)

* Kusel und die Steinalb.

(Fortsetzung.)

Die Steinalb, 2 Stunden nördlich von Kusel, ist ein Zweig der Winterhauch, die sich zwischen der Nahe und dem Glan bis zu deren Zusammenfluß am Dissibodenberg hinzieht, und diese selbst wieder ein Ausläufer des großen Wasgaugebirgs, das seine Aeste und Zweige bis zur Saar, über die Nahe hinaus und über den ganzen Westrich ausstreckt. Wie oft in den geringsten Kleinigkeiten die Art und der Charakter des Menschen, zumal des bedeutenden, sich darstellt, so wiederholt sich oft nach langen Unterbrechungen die eigenthümliche Formation und das charakteristische Gepräge eines Gebirges in dem einen oder dem andern seiner Ausläufer. Die Steinalb ist das Duodezbild des gewaltigen Vogesus, ein Kind, das die scharf markirten Züge des Vaters trägt. In einem Umkreis von 4 Stunden erheben sich die kegelförmigen, bewaldeten, mit grotesken Felsen romantisch geschmückten Bergkuppen von einer Höhe und Größe einsam und an Gestalt ganz verschieden von ihrer Umgebung. In den verborgenen Schluchten des Gebirgsstockes sammeln sich Bächlein, die plätschernd über Steine und Felsenstücke rieseln und dann mit vereinter Kraft, als reißender Waldbach, den Namen des Gebirges tragend, durch ein enges Bergthal rauschen und bei Niederalben sich in den Glan stürzen, um in der Gemeinschaft dieses ruhig Bedächtigen den wildromantischen Uebermuth abzulegen. Köstliche Schätze trägt indessen die Steinalb, diese wilde Gebirgstochter, in ihrem Schooß — die schönsten Forellen, die als liebliche Zierden und Leckerbissen auf der Tafel der Grafen v. Veldenz und der Herzoge von Zweibrücken prangten, wenn diese auf der Burg Lichtenberg Hoflager hielten. Manchmal lassen sich auch in den Schluchten der Steinalb wilde Gäste sehen, die vor Zeiten hier eine Heimath hatten, Wildschweine und Wölfe, die aus dem Hochwalde und Hundsrück vor der Verfolgung der Jäger fliehen und hier ein verborgenes Asyl suchen. Auch verschüttete Schätze harren in der Steinalb ihrer Hebung und Erlösung. Vor dem 30jährigen Kriege bestanden in der Nähe der Dörfer Oberalben und Dennweiler sehr ergiebige Erzgruben, worunter sogar ein Silberbergwerk, die in den Stürmen des 30jährigen Krieges wahrscheinlich vergessen wurden und seitdem verschüttet sind. Nach einer Sage hat ein Oberamtmann auf Burg Lichtenberg, einer der letzten der daselbst residirenden Herren von St. Gallen, der am Ende des vorigen Jahrhunderts starb und dessen kunstloses Grabmal noch heute auf dem einsamen Kirchhofe der Gemeinde Körborn ragt, das Geheimniß, wo das Silberbergwerk gewesen, mit in's Grab genommen, weil Herzog Christian IV. von Zweibrücken bei seiner Anwesenheit auf Burg Lichtenberg auf die von demselben gestellten Bedingungen, auf alle Ansprüche zu verzichten und ihm allein den Betrieb des Bergwerkes zu überlassen, nicht eingegangen sei. Vergebens forschten dann die Herren von Günderode, von Fürstenwärthern und andere Herren von Burg Lichtenberg nach der verschütteten Silbergrube; vergebens wurden die umliegenden Gemeinden zum Graben und Schürfen aufgeboten — bis heute ist ihre Stätte unbekannt. — Reiche Schätze sollen nach der Volkssage in dem verschütteten Schacht begraben sein. Einer der höchsten und schönsten Punkte des Gebirgs ist der Berg, welcher den Namen „die hohen Buchen“ führt. Hier war die erhabene Grenzmarke des St. Remigiuslandes; hier bietet sich dem Auge eine eben so schöne Rund- als großartige Fernsicht. Ehe wir indessen umherschauen, sehen wir uns den interessanten Standpunkt etwas an. Die Höhe hat ihren Namen von den gewaltigen Buchenriesen, welche hier, als gewaltige Zeugen aus grauer Zeit, noch vor 50–60 Jahren in einer dreißigfachen Gruppe sich in die Lüfte erhoben, und theils von Hirten umgehauen, theils durch Blitze vernichtet worden sind. Nur zwei ragen noch

einsam auf der kahlen Höhe, von welchen der eine nur noch als colossale Ruine, als ein Trümmerhaufen erscheint, der andere aber noch mächtig und trotzig seine gewaltigen Arme dem Sturm entgegenstreckt. Drei Männer, die sich die Hände reichen, können den Stamm am dicksten Theile nicht umspannen. Und weit und breit hat er seines Gleichen nicht — wie ein einsamer Riese schaut er auf das Epigonengeschlecht ringsum. Und da droben in den weiten Aesten und Zweigen der erhabenen Krone hört der Wanderer ein ewiges Rauschen und Flüstern — und wär' es unten noch so windstill — wie von Geisterstimmen aus alten Heldenzeiten, oder wie vom Hauche des Ewigen, der allein im Wechsel bleibt und über den Trümmern des vergänglichen des Geistes ewige Heimath ist. —

Lassen wir nun noch das Auge ringsum in die Nähe und Ferne schweifen — und wer, was Viele thun, die Krone der Buche erklettern will, wird seinen Gesichtskreis bedeutend erweitern. In der Nähe erblicken wir den Höhenzug der Winterhauch, wo die Grafen des Nahegau's unter freiem Himmel Gericht hielten; die Wälder des Baumholder Lochs mit der Hochebene, wo der französische Revolutionsgeneral Hoche lagerte und der berüchtigte Schinderhannes — vor fünfzig Jahren oft seine Schlupfwinkel hatte; den hohen kegelförmigen Weißenberg mit den Zeichen seiner längst verblichenen vulkanischen Herrlichkeit und Schwarzenacker mit interessanten Sculpturen aus der Römerzeit. In südlicher Richtung schauen wir in das St. Remigiusland mit der Burg Lichtenberg, über deren Bergrücken sich die Römerstraße zog, den Remigiusberg mit den Ruinen des Klosters und der Michelsburg, über welchen der bewaldete Potzberg mit seinem Thurm ragt (der indessen wohl eines Rehberg-Thurms würdig wäre), und zu seiner Linken endlich den schön geformten Hermannsberg und Königsberg. — Blicken wir in dieser Richtung in die weitere Ferne, so schweift das Auge über den Reichswald hinweg nach der Sickinger Höhe mit der Burg Landstuhl, östlich nach dem Donnersberg, bis hinüber nach dem Kaiserstuhl bei Heidelberg; in entgegengesetzter Richtung erreicht das Auge die blauen und dunkelblauen Höhen der Eifel, des Hochwalds und des Hundsrücks. Gewiß ein mannigfaltiges und erhebendes Panorama mit unzähligen lieblichen Einzelbildern — das vor dem Auge des sinnenden Betrachters mit tausend Bildern aus der geschichtlichen Vergangenheit sich belebt.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Durch mehrere Blätter geht die Nachricht, die Damen der hohen Wiener Aristokratie hätten sich verschworen, beim Beginn der Wintersaison an einem bestimmten Tage ohne Crinolinen zu erscheinen und diese Ausgeburt des bonapartischen Paris in Verruf zu erklären. Dieser nicht zu unterschätzende Streich gegen das Empire dürfte aber kaum gelingen. Denn wenn die Crinoline in Wien abgeschafft wird, so ist zu fürchten, daß man sie in Berlin noch vergrößert, besonders unter einem Ministerium Bismark. (P.)

* Charade.

Wenn die erste deinen Frieden störet,
Deines Glückes Wankelmuth dir zeigt,
Wenn sie gar wohl Manchem Böses lehret,
Und den herben Becher dar dir reicht:

Wird sie dir die letzten nicht versagen,
Deren Werth du früher nicht erkannt,
Die du oft sonst in den schön'ren Tagen
Nicht geachtet, ja wohl kaum gekannt.

Lerne früh genießen und entbehren,
Spare weislich dir das Ganze auf,
Wisse auch das Wenige zu ehren,
Richte stets dich nach der Dinge Lauf:

Dann wird freundlich dir die erste schwinden;
Meine letzten werden bei dir sein,
Und im Ganzen wirst du Hilfe finden,
Um noch Andern Blumen auszustreuen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 93. Speyer, Dienstag, 30. September 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

War auch Anselm nicht so reich, wie der Klosterhofmann, so stand er ihm doch wenig nach; aber Geiz war ihm fremd. Er hatte sich der Wohlthätigkeit seiner lieben Frau allezeit aus vollem Herzen gefreut, und nun setzte er sie fort und lehrte sein Mariechen, gerade so zu handeln, wie es die Mutter gethan, und das sanfte, weiche Kind that's mit seliger Freude, weil die Mutter so gethan, und es so seinem eigenen Herzen genügen konnte. Das Leben in der Mühle war strenge geordnet. Mit dem grauenden Tage begann die Arbeit und der Müller arbeitete mit. Um sechs fand sich das Gesinde zum Frühstücke ein sammt den Taglöhnern, und der Müller und sein Kind saßen mit zu Tische, aber vorher las er einen Psalm oder ein Kapitel aus der hl. Schrift und ein Morgengebet. Er theilte sein Brod mit ihnen. Stille wurde die Arbeit verrichtet. Zum Mittage betete das zehnjährige Mariechen: Komm' Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns beschereet hast! Und am Abend sprach der Müller den Abendsegen. Ein Tag glich dem anderen. Nur der Sonntag war der Tag heiliger Ruhe und Friedens, geweiht der Andacht und dem Gebete. Jedermann war gern in der Mühle; arbeitete gern für den Müller, dem man sein selbstherrliches Wesen gerne nachsah, um des vielen Guten willen, das er an sich hatte, und das er Jedem so freudig erwies. Noch einmal zu heirathen, kam ihm nicht in den Sinn. Mein Kind soll keine Stiefmutter kriegen, unter denen eine Gute auf zwanzig — Stiefmütter kommt. Das war sein Wort, wenn man ihm eine zweite Heirath anrieth. Ueberdies konnte er sein vortreffliches Weib nicht vergessen, und der starke, entschiedene, felsenfeste Mann weinte ihr viele Thränen nach, wenn er alleine war und Niemand seine Thränen sah. — Seiner Haushaltung stand eine treue Magd vor, die eine Wittwe war und einen Sohn hatte, etwas älter als Mariechen. Sie hatte das ganze Vertrauen seiner Frau besessen und verdient. Ihr Mann war frühe gestorben, und die Müllerin hatte die blutarme Frau noch zu ihren Lebzeiten mit ihrem Knaben in die Mühle genommen, und schon das allein würde für ihr Bleiben in der Mühle gesprochen haben, wenn sie auch nicht so brav und treu gewesen wäre, wie sie es in der That war.

Ihr Sohn, er hieß Georg, war ein stiller, gut gearteter Knabe und spielte mit Mariechen friedlich und einträchtig, und das sah der Müller um seines Kindes willen gerne. Als die Kinder schulpflichtig wurden, war der Knabe des zarten Mariechens Schützer auf dem Wege zur Schule und wieder heim, und der Müller, der sie oft beobachtete, hatte auf der einen Seite seine Freude darau, und auf der andern gewährte es ihm eine Beruhigung, daß Georg so umsichtig für Mariechen besorgt war.

Die Kinder waren wie Bruder und Schwester. Das konnte auch nicht anders sein. Sie waren sich selbst genug; auch das sah der Müller gerne, und bei der vielen Wassersgefahr um die Mühle herum gewährte ihm des Knaben sorgliche Aufsicht und Vorsicht die Sicherheit, deren sein Vaterherz bedurfte, wenn er seinen zahlreichen Geschäften nachging. Befürchtungen wegen der Zukunft hegte er nicht. Sein Stolz ließ den Gedanken gar nicht zu, daß je aus dem Verhältnisse der sich liebenden Kinder ein anderes, bedeutsameres sich entwickeln könnte, wenn einmal das Herz seine eigene

Digitized by Google

Sprache zu reden beginnen sollte. War ja doch die Kluft unübersteiglich zwischen dem armen Sohne der Magd und der reichen Tochter des Herrn. —

In der Mühle ging's wie anderwärts. Die Kinder wuchsen und die Liebe wuchs mit, und die Menschen ahneten nicht, wie tief sie im Herzen saß. Die heilige Zeit der Confirmation und ersten Feier des heiligen Abendmahls kam heran und stimmte die Herzen der beiden Kinder ernst und heilig. Sie veranlaßte den Müller zu einer, auf reifliche Erwägung gegründeten Besprechung mit des Knaben Mutter, die, von Freude und Dankbarkeit strahlend, in des Müllers Ansichten einging. Diese traten einige Tage nach der heiligen Handlung zu Tage.

Georg, sagte er eines Abends in der Dämmerstunde, in der der Klostermüller gern ernste Dinge besprach, Georg, hob er an, die Zeit ist nun gekommen, wo du die Schule verlassen hast, und von denen, die für dein Bestes, deine Zukunft zu sorgen haben, muß festgestellt werden, was du für eine Laufbahn einschlagen sollst. Dein Leben lang Mahlbursche oder Taglöhner zu bleiben, wäre schlimm für dich gesorgt. Ich habe mit deiner Mutter gesprochen, und wir haben etwas für dich gewählt, was dich zum tüchtigen Manne machen kann, der für seine Mutter im Alter zu sorgen im Stande ist. Sieh', auf unserm Bache stehen auf seinem ganzen Laufe etwa zwanzig Mühlen. Wenn irgend ein Gebrechen eintritt, so müssen wir einen Mühlarzt aus der Stadt holen, die weit entfernt ist, und was ist das, Ein Mühlarzt für so Viele? Dies Geschäft nährt seinen Mann herrlich. Da sind wir denn eins geworden, daß du Mühlarzt werden sollst. Ich habe mit dem alten Meister in der Stadt gesprochen. Er nimmt dich in die Lehre und ich bezahle das Lehrgeld. Der Contract auf drei Jahre Lehrzeit ist abgeschlossen. Deine Mutter hat im Stillen Alles besorgt. Morgen früh fährt uns der Peter mit dem Müllerwagen dahin und du bleibst dort.

Alles schwieg voll Erstaunen.

Muß er denn dort drei Jahre bleiben und darf nicht mehr herkommen? fragte Mariechen endlich, und man hörte ihrer Stimme an, daß des Vaters Wort sie schwer getroffen.

Wer sagt denn das? erwiederte der Müller, den die Frage dennoch betroffen machte, nach einigem Schweigen. Wenn es ihm sein Meister erlaubt, darf er kommen, und der wird's ihm nicht versagen. Freilich alle acht Tage geht das nicht; setzte er hinzu. Hier aber kann er ja doch nicht bleiben.

Auch die Mutter Georgs nahm nun das Wort und sprach ihre Dankbarkeit für des Müllers Wohlwollen und ihre Zufriedenheit mit der Wahl des Berufs aus.

Nach längerem sinnenden Schweigen fragte Georg, was denn das eigentlich sei? Und der Müller setzte ihm klar auseinander, was alles zu dem Handwerk gehöre. Die Mutter war unterdessen hinausgegangen und kam nach kurzer Zeit mit dem Lichte herein. Sie bat Mariechen, den Tisch zu decken zum Abendbrode.

Das Mädchen that's, aber sie wußte sich immer so zu stellen, daß der Vater die Thränen nicht sehen konnte, die aus ihren großen blauen Augen perlten. Als sie ihr Geschäft vollendet, ging sie hinaus, um sich die Augen zu waschen.

Der Klostermüller hatte es dennoch bemerkt. Er that, als beachtete er es nicht; aber ihre Frage und diese Thränen brachten ihn doch zu der Ueberzeugung, wie gut es sei, wenn er seinen Plan rasch ausführe.

Früh zu Bette, früh auf der Stätte, war des Müllers Grundsatz Nachdem er dem Knechte Peter die nöthigen Befehle gegeben, schickte er Alle in's Bett. Nur er blieb noch auf und versank in ein stilles Nachdenken. Es ist gut so! sagte er endlich zu sich selbst und suchte dann auch, nachdem er nach dem Feuer, nach der Mühle und den Thüren gesehen, selbst die Ruhestätte

Im Kämmerlein Mariechens aber hätte er noch bis Mitternacht hin ein leises Schluchzen hören können, denn dem Mädchen war der Gedanke nie gekommen, daß Georg, den sie so lieb hatte, von ihr könne entfernt werden, und nun war diese Gewißheit so erschütternd an sie herangetreten, so erschütternd und so plötzlich, so unvorbereitet! Und in dieser Nacht wurde dem jungen Mädchen manches klar.

Früh schon war Peter bereit mit dem Wagen. Die Mutter, die auch vor leisem Weinen kaum reden konnte, brachte zwei Kopfkissenzüge, in denen Georgs Hemden, Kleidungsstücke und Schuhe steckten, legte sie auf den Wagen und trug dann die kräftige Zwiebelsuppe auf, die des Müllers Lieblingsfrühsuppe war. Traurig saßen die Dreie am Tische. Keinem von ihnen wollte es schmecken, und Mariechens Augen waren roth — verweint, wie die der Mutter Georgs. Man sah, wie weh es dem Knaben um's Herz war, aber er hielt sich wacker, und eine Viertelstunde später rollte der Wagen zum Hofthor hinaus, nachdem Georg der Mutter und Mariechen warm die Hand gedrückt. Und drinnen in der Mühle lag Mariechens schönes Köpfchen auf dem Arme und der Arm auf dem Tischrande und die Thränen perlten auf den Boden, während die arme Mutter, die ihr Letztes und Liebstes fortziehen sah, droben in ihrer Kammer auf den Knieen lag und in heißem Gebetsringen des Herrn Gnade und Segen auf ihren Liebling herabflehte.

Der Wagen aber rollte lustig in den frischen, schönen Frühlingsmorgen hinaus, und die Beiden, die darauf saßen, waren schweigend in ihre Gedanken versunken, die — weit auseinander gingen.

Was Niemand beachtet hatte, war dennoch geschehen. Georg und Mariechen hatten sich einige Augenblicke allein gesehen und gesprochen, und das waren Augenblicke, die eine reiche Saat der Zukunft in sich schlossen — ob zu Glück und Freude oder zu Unglück und Trübsal? Aber sie hatten sich in's feuchte Auge gesehen und einander gelobt, sich nicht zu vergessen. Das war Alles und doch lag so viel darin, mehr noch, als sie sich klar bewußt waren. —

Der Vater kam zurück und sagte nichts weiter, als der alte, sehr geschickte Meister habe Georg mit Freuden aufgenommen und habe Gefallen an ihm und seiner Anstelligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

* Kusel und die Steinalb.

(Schluß.)

Aber während wir sinnend in die Ferne und wieder in die Nähe schauen und der Blick hinabfällt in die Ruppertsweiler Brühl, wo einst alte Frauen als Hexen auf Scheiterhaufen verbrannt wurden, und das Rauschen und Säuseln des Windes in der hohen Buche uns in bunte Träume von alten vergangenen Zeiten und Geschlechtern wiegt, tönt zu unsern Füßen aus der Tiefe des Kaiserslach- und Seckerwaldes mit der Wildfrauenhöhle das ferne hohle Rauschen der wilden Wasser, begleitet von dem Wehegeschrei des Uhus in den Felsenklüften — und wir befinden uns in der rechten Stimmung, um schließlich aus dem Munde des alten Hirten zu vernehmen:

Die Sage von der wilden Frau.

Der Gaugraf auf der Eberjagd
Dringt tapfer in der Wildniß vor,
Da sieht er eine Höhl' und fragt:
Was soll hier dieses Felsenthor?
Ich sah, wenn sich mein Aug' nicht irrt,
Hierher hat sich ein Mensch verirrt.
Wohl, um bei Wölfen, Füchsen, Schweinen
Die Schuld zu büßen und zu weinen.

Da tritt hervor ein Bäuerlein
Und spricht: Herr Gaugraf mit Verlaub,
Gott will, Ihr sollt uns heut' befrei'n
Von eines Unholds Mord und Raub;
In dieser Höhle wohnt ein Weib,
An dem nichts menschlich, als der Leib —
Sie gehet wie der Wolf nach Beute,
Und ist der Schrecken aller Leute.

Seit Jahr und Tag fehlt manches Kind,
Das sie zerrissen und verzehrt,
Sie kommt und ras't weg wie der Wind —
Und weh' dem, der den Raub ihr wehrt!
In manches Haus, das sicher schien,
Stieg plötzlich Nachts sie durch's Kamin
Und nahm die Kinder aus dem Bette,
Und Küh' und Ochsen von der Kette.

Da fragt der Gaugraf zornburchflammt:
„Woher kam sie? wer sagt mir mehr?"

Digitized by Google

„„Es heißt, daß sie von Hunnen stammt —
Sie blieb zurück vom Heidenheer,
Das nach dem Hundsrück sich gewandt.““ —
„Genug! — sie sei zur Höll' gesandt,
Es fehlt' uns ja die beste Beute,
Entginge dieses Wild uns heute.“

Da rauscht's im Wald und an den Tag
Ein ungeheurer Eber rennt,
Die Wildfrau nach — ein Keulenschlag —
Und seine Laufbahn ist zu End'.
Sie tritt auf ihn mit Hohngeheul',
Dann droht sie mit erhobner Keul
Den Jägern, die betroffen stehen. —
Wer hat noch solches Weib gesehen?

Schwarz starrt das Haar ihr um's Gesicht,
Darin sich mischt Schwarz, Gelb und Braun,
Draus, wie der Blitz aus Wolken bricht,
Die Feueraugen blitzend schau'n.
Ihr Leib ist nackt und riesengroß,
Die rohe Haut des Wolfes bloß
Fällt von dem Nacken ihr, zum Zeichen,
Daß sie ihm voll' an Blutgier gleichen.

Wer bist du? ruft die Donnerstimm'
Des Grafen, Weib, das thierisch scheint?
Sie fletscht die Zähn' und brüllt voll Grimm:
Hu, hu! der Thier' und Menschen Feind.
Mich lechzt nach ihrem Fleisch und Blut!
Ihr Auge sprühet Haß nnd Wuth,
Die Keule saust in ihrer Rechte —
Ein Sprung — zerschmettert sind drei Knechte.

Doch blitzschnell fährt des Grafen Schwert
Der Rasenden tief in den Leib,
Lang hingestreckt auf blut'ger Erd',
Spricht bleich und matt das wilde Weib:
Ich weiß wohl, mir geschieht mein Recht,
Die solcher Gräuel sich erfrecht,
Ach, wär' dies Volk mein Volk gewesen, —
Zum Wohlthun war ich ihm erlesen.

Denn wißt, drei Ding' ich deuten mag,
Die Glück und Leben schließen ein;
Den Hahnenschrei, den Wachtelschlag,
Die schöne Lilie, weiß und rein.
Wer ihre Deutung kennt und nützt,
Der ist vor aller Noth geschützt,
Der führt ein goldnes Schar im Pfluge,
Der ist allein der göttlich Kluge.

Und leis im letzten Hauch verweht
Das Räthselwort, starr ist ihr Mund;
Doch friedlos durch die Wildniß geht
Ihr Geist, als macht' er gern es kund.
Bald irren Flämmchen durch die Nacht,
Bald rast's im Wald wie wilde Jagd,
Bald tönt zur Hexenhochzeit ein Heulen,
Halb Menschenklag', halb Schrei'n von Eulen.

Ch. Böhmer.

Miscelle.

(Ehen zwischen Blutsverwandten.) In Frankreich werden nach Boudin derartige Ehen im Verhältniß von 2 pCt. eingegangen; unter den Taubstummen entstammen solchen Ehen im Pariser Institut 28 pCt., in Lyon 25 pCt., in Bordeaux 3 pCt. Ehen zwischen Tanten und Neffen kommen im Verhältniß von 0,014 pCt. vor; die aus diesen Ehen erzielten Abkömmlinge weisen 2,04 pCt. Taubstumme nach, das Verhältniß ist also 145mal so groß als das gewöhnliche. Ehen zwischen Oheimen und Nichten kommen im Verhältniß von 0,06 pCt. vor, das Verhältniß der Taubstummen bei den Kindern aus diesen Ehen ist 1,16 pCt., also 40mal größer als das durchschnittliche. Ehen zwischen leiblichen Geschwisterkindern werden 0,77 pCt. eingegangen; in solchen Ehen werden 24mal mehr Taubstumme erzeugt, als im Durchschnittsverhältniß. In fast allen Fällen sind die Eltern der aus blutsverwandten Ehen erzeugten Taubstummen gesund und von erblicher Krankheitsanlage frei. Verheirathen sich Taubstumme, die nicht verwandt sind, unter einander, so wird äußerst selten die Taubstummheit auf die Nachkommenschaft übertragen.

Auflösung der Charade in № 92:

Rothpfennig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 94. Speyer, Donnerstag, 2. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

In der Mühle ging Alles seinen geordneten Gang fort, nur stiller noch als zuvor; denn die frohen Kinderstimmen hörte man nicht mehr. Mariechen hatte zwar nie viel gesungen oder jubilirt, und auch Georg war nicht ausgelassen in seinem Wesen; aber seit er fort war, zeigte sich das Mädchen noch stiller als zuvor. Die Mutter Georgs suchte sie zu bewegen, mit ihren Gespielinnen aus dem Dorfe sich mehr einzulassen; allein in ganz Altmünster war keine, die ihr zusagte. Sie griff indessen wacker in die Haushaltungsgeschäfte ein, und die Arbeit ist ja die beste und zuverlässigste Trösterin des Traurigen. Auf diesem Wege gewann das junge Mädchen das Gleichgewicht der Seele wieder. Dennoch aber blieb ihr eine vorherrschend ernste Stimmung, ein leidendes, stilles Wesen, was einen schmerzlich wehmüthigen Ausdruck nicht verkennen ließ. Wie sehr sie auch ihr Vater liebte, er war nicht der Mann, der seine Liebe durch Zärtlichkeit an den Tag legen konnte. Sein Ernst, seine gleichmäßige Haltung, sein nachdenklicher, dem Geschäfte zugewendeter Sinn, und sein schroff herrisches, befehlendes Wesen stieß das weiche Gemüth ab, das sich so gern an die väterliche Brust angeschmiegt hätte, ja es entwickelte sich in des Mädchens Seele mehr eine Scheu, eine gewisse Furcht vor dem Vater, die sie mehr und mehr in sich selbst zurückwarf, und das Bedürfniß liebevollen Anschließens mehr bei Georgs Mutter suchen ließ, die eine so wohlwollende, treue Seele war, und mit ihr konnte sie ja von Georg plaudern, mit dem Vater nicht. —

Es war die heilige Osterzeit, als Georg wegging. Mariechen nährte die geheime Hoffnung, zur Pfingstzeit werde er einmal in die Mühle zurückkehren; aber das war eine Täuschung; denn der Müller hatte zu dem Meister gesagt: Ich halte es nicht für gut, wenn der Junge bald und oft heimkehrt. Er muß sich gewöhnen, draußen zu bleiben und ganz seinem Handwerke zu leben. Das Heimgehen zerstreut die Gedanken.

Darin stimme ich Euch bei, Herr Klostermüller, hatte der alte Meister gesagt, und so hab' ich es auch immer mit meinen Lehrlingen gehalten, und es gut befunden.

So bleibet dabei, Meister, bestärkte ihn der Müller. Das Heimweh wird er ja nicht kriegen, dafür halte ich ihn für zu frisch und innerlich gesund und fest! —

Das war, wie man sagt, dem Meister Wasser auf seine Mühle, und der Klostermüller fuhr heim und schied freundlich von dem Knaben. Im Stillen dachte er über Dinge nach, die ihm früher nicht in den Sinn gekommen waren, und aus einzelnen, halblauten Aeußerungen hätte man abnehmen können, was seine Gedanken beschäftigte. So sagte er: das wär' mir eine schöne Geschichte! — Nein, Gleich zu Gleich, das fugt. — Dann sagte er wieder einmal: Aus den Augen, aus dem Sinn. So ist's gut, und sich selten sehen, ist noch besser. — Will aber, wenn er einmal kommt, meine Augen Wache stehen lassen! — Kommt's einmal zum Heirathen, so bin ich Vater, und mein Wille ist Herr! — Das Kind muß gehorchen.

Das waren so einzelne halblaute Aeußerungen, die aber der Peter nicht verstand, und wenn er sie auch deutlich gehört und verstanden hätte, sich doch nicht würde haben denken können, da er den Zusammenhang nicht ahnete.

Wie es schien, war auch der Müller

zum Abschluß seines Nachdenkens gekommen, denn er hob nun an, mit Peter über die Füchse zu reden, die den Wagen zogen, und die prächtige Thiere waren. Sie waren seine Freude.

Als er wieder in die Mühle kam, und die Mutter nach Georg fragte, war des Müllers Antwort: Er ist seelenvergnügt; sang und pfiff heute früh schon in der Werkstatt! Wird schon gut gehen! Das war Alles; aber ob es die Beiden, denen er es erzählte, so für baare Münze an- und hinnahmen, ist denn doch eine andere Frage und blieb unentschieden.

Georg schickte mit jedem Altmünsterer, den er sah, Grüße, ohne aber Jemanden besonders zu nennen, an den sie gerichtet waren. Die Leute brachten sie der Mutter als derjenigen, die die größte Berechtigung dazu in ihren Augen hatte, und es kostete das frisch und schön aufblühende Mariechen je und dann eine heimliche Thräne, daß er ihrer bei dem Grüßen gar nicht gedachte.

Was aber das Erfreulichste bei den Botschaften war, das war die Mittheilung: er sei sehr groß und stark geworden; er sei fröhlich und wohlgemuth und blühe wie eine Rose und habe rothe Backen wie ein Borsdorfer Apfel! Darin stimmten sie Alle überein.

Aber Pfingsten — kam und Georg nicht. Der Herbst kam, und er ließ sich nicht sehen. Weihnachten, das schöne, heilige Fest, kam, und Georg fehlte.

Der hat uns ganz vergessen! sagte Mariechen zu Georgs Mutter, und die meinte: der Meister müsse ein sehr harter Mann sein. Sie konnte es sich nicht versagen, selbst einmal zu Georg zu gehen und ihm von ihren Ersparnissen eine Weihnachtsgabe zu bringen, zu der denn auch Mariechen einen blanken neuen Thaler legte. Als sie zurückkam, hatte sie Mariechen so viel von Georg zu erzählen, daß sie gar nicht fertig wurde, und die Mutterliebe spielte dabei natürlich in allen Regenbogenfarben. Arglos erschloß sie dem Mädchen das glückliche Mutterherz Nichts aber wirkte mehr, als daß Georg den Thaler geküßt habe und gesagt: den werd' ich nie ausgeben, sondern als ein theures, ja als ein heiliges Gut bewahren. Sie sah in ihrem Eifer gar nicht, wie eine Flammenröthe aus des Mädchens Gesichte schlug. Sie beachtete auch nicht, daß, seit Mariechen durch sie wußte, wie Georg ihrer in warmer Liebe gedenke, tausend Fragen über sie an die Mutter gerichtet habe und sich so lebendig sehne, sie wiederzusehen, besonders, als ihm die Mutter gesagt, wie Mariechen groß und stattlich und so viel schöner geworden sei. — das Mädchen träumerisch umher ging, aber selig lächelnd und fast von nichts sprach, als von Georg, wenn sie mit dessen Mutter allein — und vor dem Vater sicher war.

Der Klostermüller ahnete von dem Allen nichts und freute sich nur, daß seine Voraussetzung eingetroffen und Mariechen alle Tage schöner erblühte und wieder so heiter war, wie sie es in jenen Tagen gewesen, als noch Georg in der Mühle war.

Alles vorbei! rief er aus, schnaizte mit Daumen und Zeigfinger und setzte hinzu: Pure Kinderei! —

Endlich — um Ostern des folgenden Jahres — also gerade ein Jahr nach seinem Weggange — stand eines Abends Mariechen in dem Garten, der zur Mühle gehörte und den ein einfacher Holzzaun von der Straße schied. Da rasselte ein Steinchen durch die knospenreichen Aeste des Kirschbaumes, unter dem sie stand, und fiel zu ihren Füßen nieder. Sie sah sich um.

Wer wirft denn da? fragte sie.

Ich! flüsterte es durch die Zwischenräume der Latten des Zaunes.

Ein freudiger Schrecken durchzitterte das Mädchen, denn das war Georgs Stimme. Sie blieb nicht lange im Zweifel, denn er war's und schwang sich, um den Weg abzukürzen, über den Zaun und stand vor ihr.

Aber das war nicht mehr der kleine Georg, sondern eine kräftige Gestalt an der Schwelle des Jünglingsalters, und — das war ja auch nicht mehr das zarte Mariechen, sondern die volle, schöne Gestalt des Mädchens, das schon fast ein Drittheil ihres sechzehnten Jahres hinter sich hatte. — Das Alles war jedoch nur das Ergebniß eines raschen Blickes aus Beider Augen, der kein Nachdenken aufkommen ließ. Die Freude des so unverhofften Wiedersehens

nahm die Herzen ganz und völlig ein und ließ die Ueberlegung nicht hinzutreten. Mariechen! Georg! tönte es und die Hand Georgs zog und die Mariechens gab nach, und auf den Lippen brannte der erste Kuß. —

(Fortsetzung folgt.)

Lose Blätter von der Londoner Weltausstellung.

(Aus der Wiener „Presse.")

London, 12. Sept. Das erste Ding, welches ich jedesmal ansehe, wenn ich in die Weltausstellung komme, ist die große Uhr über dem westlichen Eingang. Das Zifferblatt derselben ist so groß, wie der Boden des Fasses von Heidelberg, auf welchem in den lustigen Zeiten der Churpfalz zuweilen kleine Hofbälle gegeben wurden; vielleicht ist es (das Zifferblatt) noch größer. Es ist von gemaltem Glase, bunt in allen Farben von Kirchenfenstern schimmernd; die Zahlen darauf sind von Armslänge und die Zeiger sehen aus wie zwei Mastbäume. Vor dieser Uhr kann ich viertelstundenlang sitzen, ganz in Verwunderung versunken, wenn ich sehe, wie die Zeit vergeht. Der große Zeiger marschirt langsam, aber stetig vor meinen Augen dahin, von Sekunde zu Sekunde, von Minute zu Minute, und der kleine Zeiger (der kleine Mastbaum sollte ich sagen) folgt ihm unerbittlich. Eine schreckliche Uhr, wenn man an jedes unnütze Wort denkt, das man gesprochen, an jeden unnützen Buchstaben, den man geschrieben. Dies wäre eine ad oculos demonstratio, besser als jener Sklave im Märchen, welcher seinem Herrn, dem König, alle Tage so und so vielmal zurufen mußte: „Herr! gedenke, daß du sterblich bist!" Die Märchen unserer Vorväter werden ja doch alle zur Wirklichkeit in diesem Zeitalter der Maschinen. Die Maschinen in der Ausstellung sind meine Lieblinge, und ich besuche sie regelmäßig, ob ich gleich wenig von ihnen verstehe. Aber ich liebe den unbändigen Lärm, den sie machen, und diesen sonderbaren Wirrwarr von Rädern, wenn alles in Bewegung ist. Wohin man sieht, überall Räder in Bewegung — in der Luft, unter dem Boden, fahrend wie Riesenwagen, zwickend wie Scheren, alles zerschneidend, was dazwischen kommt, Holz, Eisen, ganze Ballen von Papier; Räder, kraus von Zacken und Zähnen; Räder, so glatt und so blank wie ein Spiegel; Räder so groß wie ein Haus, und Räder so klein wie ein Stecknadelknopf; Räder mit Riemen und Räder mit Armen, mit Eisenarmen, eins in das andere greifend, und alles summend und murrend und keuchend und klirrend und rund und rund gehend ohne Aufhör; Stäbe und Stangen, Kugeln, Riemen, Ringe und Rollen, Mühlsteine und Windmühlenflügel, immer rund und rund, bis Einem der Kopf selbst mit rund geht. Und dazwischen klettern und steigen Menschen zu Tausenden auf und nieder auf eisernen Leitern und Treppen — elegante Damen mit seidenen Sonnenschirmchen, Knaben mit breiten Hemdkragen und Spazierstöckchen — hier sitzt eine Familie frühstückend vor Krupp's großer Gußstahlkanone, und dort steht ein Trupp auf der Maschine von Ihrer Majestät Panzerschiff „Valiant" von 800 Pferdekraft. Hier ist das Modell der Maschine des „Daily-Telegraph", welche in den 6 Stunden von 2 Uhr Nachts bis 8 Uhr Morgens 120,000 Exemplare setzt und druckt, und daneben werden die Typen für die nächste Samstagnummer der „Illustrated London News" gemacht.

Eine sehr geistreich construirte kleine Maschine, um Chokolade-Täfelchen in Papier zu wickeln, erregt großes Interesse. Sie wird unter den französischen Maschinen gezeigt, und sie ist so geschickt in all' ihren Bewegungen, daß sie die Vernunft selber zu sein scheint. Sie faltet die Seiten und Enden des Papiers, gummirt die Ränder mit staunenswürdiger Sauberkeit und Schnelligkeit, und nachdem sie diesen Theil ihrer Arbeit vollendet hat, stapelt sie die fertigen Pakete kreuzweis übereinander in tadelloser Ordnung. Unter den englischen Maschinen ist der Apparat zum Bohren der Löcher in Nähnadeln ein Günstling des Publikums. Das kleine Ding thut seine Arbeit so rasch und gewandt, daß man nicht müde wird, zuzusehen. Die General-Eisengießerei-Compagnie hat einen Kochherd ausgestellt, welcher Diners

à la carte für 500—1000 Personen und sogenannte „plain dinners“ (Suppe und Braten) für 4000 Personen in einem Tage und mit nicht mehr Kohlen als für etwa 12 Silbergroschen fertig schafft.

Die größte Anziehung für die Menge im Maschinenraum besitzt die Diamantenschleiferei von Hunt and Gaskell, einem der Hauptjuweliere in London. Die kleine Bude, in welcher der kluge Mann mit der Brille sitzt, der die Diamanten schleift, ist stets von so viel gierigen Zuschauern belagert, daß das Gitter einbrechen würde, wenn es nicht von Eisen wäre. Dicht nebenan ist ein Apparat zur Erzeugung und Regulirung von elektro-magnetischem Lichte. Dies bringt auf einmal Sonnenschein in den düstern Maschinenraum, blendenden Mittagsglanz. Grüne Fünkchen hüpfen über das sausende Rad der Maschine, als wären's abgesprungene Stückchen Diamant von der Schleiferei nebenan. Alle Gegenstände, die hier stehen — gegenüber die Garnspinnerei mit ihren tausend Spindeln und den blassen Mädchen dahinter — alles, was vorübergeht, Menschen, Gesichter, Hüte, glänzen im freundlichsten Sonnenlicht, ob es draußen auch nebelt und regnet. Aber gleich hinter dieser zauberischen Maschine wird es wieder Nacht, und das dumpfe Brausen der Räder und Wirbel beginnt auf's Neue. Da ist die Locomotive, welche Se. Königl. Hoheit der Pascha von Egypten für seine Eisenbahn gekauft hat, und da ist ein Coupe der Dresden-Leipziger Bahn und ein Panzerschiff der spanischen Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Zweibrücken, 27. Sept. Nach 3tägiger Verhandlung ist nach dem Wahrspruch der Geschwornen der des Mordes der Müllerstochter Elisabetha Emmer auf der Thalmühle angeklagte Joh. Peter Hubertus von Hasel, zuletzt in Kleinrossel in Frankreich wohnhaft, vorgestern zum Tod verurtheilt worden. — Er hat die Bestätigung des Urtheils nicht abgewartet, sondern vorgezogen, sich heute Nacht vor dem höchsten Richter zu sistiren — ein würdiger Schluß seines Lebens, das, reich an Freveltaten, ein fortwährender Kampf mit dem Gesetz gewesen ist. — Hubertus ließ sich in sehr jugendlichem Alter in die Fremdenlegion einreihen und fand seinen Aufenthalt in Algier besonders angenehm wegen der Kabylen-Jagden und wegen der Prämie von 10 Franken, welche von dem Gouvernement per Kapylenkopf bezahlt worden sein soll. Im Jahre 1853 kam er als Einsteher zum 5. Infanterie-Regiment in Augsburg — es gelang nicht, ihn an ein geordnetes Leben zu gewöhnen — er war stets in Strafe, desertirte mehrmals, brach aus den Gefängnissen aus und wußte selbst aus einer Casematte der Festung Neu-Ulm durch eine Schießscharte zu entkommen. Endlich ward er im Jahre 1855 zu einer Festungsstrafe von einem Jahre verurtheilt und wegen Diebstahls aus dem Heere entlassen. Später hat er sich in Frankreich verheirathet und trieb sich dort und in den Grenzorten der Pfalz herum. Sein Benehmen vor dem Schwurgericht war keck und trotzig, und er machte sich lustig über die Aussagen der Zeugen — allein obgleich hartnäckig die That läugnend und stets parat mit einer ausweichenden Antwort, konnte er bei den vorliegenden schlagenden Beweismomenten seinem Schicksal nicht entgehen. Die Würde und der Ernst der Verhandlung hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht — erst beim Ausspruch des Todesurtheils verlor er seine bisherige Haltung und es war eine totale Veränderung seiner Gesichtszüge plötzlich bemerkbar. Einem Mitgefangenen hat er den Mord eingestanden und seine letzte Aeußerung zu dem Gefängnißwärter gestern Abend war: „Ich habe die Nachtruhe nicht mehr!“

Sylbenräthsel.

(Zwei zweisylbige Worte.)

Von 1. 2. wirst umsonst Du aufgenommen,
Ihm ist es lieb, wenn Dir's bei ihm gefällt;
Dagegen heißt 1. 4. Dich nur willkommen,
Wenn Du ihm reichlich zahlst Dein gutes Geld.
3. 4. wird gern sein 3. Dir überlassen,
Gibst Du dafür ihm nur recht hohen Preis;
3. 2. zu haben, will sich oft nicht passen,
Weil Bosheit leicht ihn zu verdächt'gen weiß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 95. Speyer, Samstag, 4. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Doch, als ob sie ein Verbrechen begangen, so zuckte das Mädchen zusammen im jähen Schreck, und der wirkte auch ansteckend auf Georg. Beide fuhren zurück und Mariechen, ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief leise: Georg, es wird uns doch Niemand gesehen haben!

Kleinlaut sagte er: Nein, denn ich habe ja, ehe ich das Steinchen auf den Baum warf, mich überall umgesehen.

Noch eine Weile standen sie so vor einander, mit dem glühenden Zeichen der Scham und des Glücks auf den Wangen, dann sagte das Mädchen: Ach Georg — vergiß, was hier geschehen ist und komm' in's Haus. Ich aber gehe voraus, und du folgst mir nach einigem Zwischenraume nach!

Sie ging, und er stand noch lange wie angewurzelt und rang nach möglichster Unbefangenheit, dann erst trat er in das Haus, als er sie glaubte wiedergewonnen zu haben. —

Es war ein Glück, daß der Klostermüller bei Peter im Pferdestalle war, wo ein Pferd erkrankt war, und daß auf dem Herde, an dem Georgs Mutter handirte, ein flammendes Reisigfeuer brannte, das seine ganze Gluth auf Mariechens Gesicht warf und so die verrätherische Gluth nicht bemerken ließ, die noch immer auf Wangen und Stirne brannte, und — nicht von dem Feuer des Herdes kam. —

Sie zündete eben mit zitternder Hand ein Licht an, als Georg, der seine Ruhe wiedergewonnen hatte, hereintrat und unmittelbar hinter ihm der Klostermüller.

Da war denn die Freude allgemein und Niemand hatte ein Arg. Auch das konnte nicht Wunder nehmen, daß Beide sich mit freundlichen Augen betrachteten. Freilich — es lag ein Geheimniß auf Beider Brust und das machte sie scheu, und das Mädchen schlug fast immer die Augen nieder, wenn sie denen Georgs begegnete.

In dem einen Jahre waren mächtige Veränderungen mit ihnen vorgegangen. Das sah Jeder. Sollten sie es nicht sehen? Und diese Veränderungen waren der Art, daß sie ohne das innigste Wohlgefallen nicht wahrgenommen werden konnten.

Georg war übrigens einige Male einem lauernden Blicke des Klostermüllers begegnet. Dieser Blick sagte ihm viel. Er gab ihm viel zu bedenken, und der junge Mensch war klug genug, um den Grund zu errathen und sich ihn zur Lehre dienen zu lassen. Noch mehr bemerkte er das in dem unverkennbaren Bemühen des Müllers, ihn überall, wohin er ging, mit sich zu nehmen, damit er doch ja keine Gelegenheit habe, mit Mariechen allein zu sein.

Aber — aber —! Da hieß es: List gegen List, und sie sahen sich, sie sprächen sich, und der erste Kuß war nicht der letzte. — Es war gut, daß er Ostermontag Abend wieder in der Stadt sein mußte, — denn — hätte der Müller auch nur das Leiseste geahnet, der Stab Wehe wäre über Beide gekommen mit seinen Schrecken und Leiden.

Und doch hatte der Alte eine gewisse Unruhe und Angst, so lange Georg in der Mühle war, und der Argwohn eines Einverständnisses Beider quälte ihn Tag und Nacht. Erst als Georg wieder fort war, athmete er frei auf, und das nächste Mal, da er wieder in der Stadt war, legte er dem Meister die Verpflichtung auf, Georg vor Ablauf seiner Lehrzeit nicht nach Altmünster kommen zu lassen; und das Wort

des reichen Müllers wog bei dem Meister schwer und er sagte ihm zu.

III.

Mariechen hatte das siebzehnte Jahr bis zu seinem ersten Drittheil vollendet. Ihres Vaters Reichthum war landkundig, ihre Schönheit nicht minder. Da konnte es denn nicht fehlen, daß Freier aus Nah und Fern kamen und ihre Ueberredungsgabe erprobten, theils für Andere, theils für sich selbst; aber das stille, sanfte Mädchen wies sie mit dem Grunde zurück, sie sei noch zu jung, um sich schon zu verheirathen. Mitunter war der alte Klostermüller ganz damit einverstanden, aber es kamen denn doch auch Freier, wo es ihm an's Herz ging, daß sie von Mariechen abgewiesen würden. Freilich! — Er hatte so einen Gedanken in der Seele, den er aber nicht auszusprechen wagte, und es schien, als solle sich die Sache doch nach seinen Wünschen zu entwickeln anfangen; denn — an der letzten „Kerbe" oder auch „Kerb", wie wir statt Kirchweihe zu sagen pflegen, war Etwas vorgekommen, was ihm bedeutsam schien.

Erst hatte das Mädchen nicht zum Tanze gewollt — natürlich! Ohne Georg — was galt ihr da die Lust des Tanzes, — an dem sie übrigens in Summa keine allzugroße Lust hatte. Endlich griff der Müller durch.

Es gibt keine Nonnenklöster mehr! rief er höchst unmuthig, die Franzosen haben sie aufgehoben, sonst — schickt' ich dich in Eins! Was soll die Pimpelei? Mach's kurz! Du gehst mit mir zum Tanze, und du wirst froh werden! — Ab! — Wenn er einen Satz oder irgend welchen Ausspruch mit dem Wörtlein: Ab! schloß, dann war freilich Alles ab und aus. Es konnte nur noch ein Wettersturm des höchsten Zornes folgen, aber unabänderlich stand's, und wenn sich das geliebte Kind zu seinen Füßen gewunden hätte. —

Mariechen ging und kleidete sich an und Georgs Mutter half ihr und sagte: Ich begreife dich nicht! Wo ist denn das Mädchen, das nicht gerne tanzt? dem sich nicht unwillkürlich im Takte die Füßchen heben, wenn es das „dürre Holz" streichen hört? Das „dürre Holz" nennt man ja die Geige. Der Anzug mußte schnell gehen, denn der Müller hatte „Ab" gesagt, und in ganz kurzer Frist trat denn das Mädchen, das die alte Schaffnerin allerliebst herausgeputzt und das wirklich ganz wunderschön war, in die Stube und folgte dem Vater.

Als sie in das Zimmer traten, wo die Musik war, richteten sich Aller Blicke auf Mariechen, die es bemerkte, erröthete und darum noch schöner wurde.

Einer stand aber da, als wär' er verzaubert, und das war Klosterhofmanns Andres. Ihr werdet freilich fragen, sagte Schmiedjakob, ob er denn das Mädchen sonst nicht zu sehen bekam? Darauf antworte ich: So war's auch, denn Mariechen lebte in einer klosterähnlichen Eingezogenheit. Man sah sie im Dorfe kaum anders als auf dem Wege zur Kirche und in derselben und auf dem Rückwege. Sonntags aber schlief Andres den Rausch der Samstagsnacht regelmäßig bis Mittag aus. Außerdem mußte man ihm das nachsagen, nach den Mädchen sah er nicht viel. Die Flasche war sein Schatz und dem wurde er nicht untreu. Das aber hab' ich schon gesagt, daß Andres ein bildhübscher Bursche war, groß, stark und doch gewandt und biegsam, wie ein Aal.

Er hatte wohl von Mariechens Schönheit reden gehört, aber was lag ihm an der „Haushutsch", wie er das Mädchen nannte, weil sie nicht ausging, und der „Dunzel", wie die Dorfmädchen sie nannten, weil sie meinten, sie ginge darum nicht mit ihnen um, weil sie nicht so reich seien, wie die einzige Klostermüllerstochter. Nur Eine, die Käthe, dachte anders über sie, weil sie oft in die Mühle kam.

„Haushutsch" und „Dunzel" blieben dem sonst maulfixen Burschen diesmal im Halse stecken, als er das rosige, blonde, schlank und zierlich gewachsene Mädchen sah, und sein Auge blieb auf ihr haften, wie gebannt.

Der Klostermüller hätte nicht der Klostermüller sein müssen, wenn er das nicht augenblicklich hätte sehen sollen.

Item im südlichen Giebel der Klostermühle war eine Lucke, an der stand der Klostermüller oft stundenlang, wenn die Knechte die Fruchthaufen umschaufelten, welche schier das Gebälke der Speicher

beugten. Aus dieser Lucke sah man den prächtigen Klosterhof von der Vorderseite, wie er sich so wunderschön von dem dunkeln Buchenwalde abhob, der den höheren und schützenden Hintergrund des Hofes bildete. Und zu beiden Seiten, das Viereck des weiten Hofes abschließend, reihten sich die Ställe links, die Scheunen und Schuppen rechts. Es war eine Pracht, und der ehemahlige Herr Reichsgraf, der als Lump gestorben war, hätte hier prächtig residiren können, wenn er noch gelebt, und — der Hof noch sein gewesen wäre; sein Wappen prangte noch über den Thüren — das war Alles, was an den Besitz vergangener Tage erinnerte. Freilich, sagte der Müller zu sich, der Erwerb für die Grafen war justement so ehrlich, wie das Strandrecht an der Meeresküste.

Wenn nämlich ein Sturm auf dem Meere tobt, und ein Schiff zu Grunde geht, und Kisten und Kasten voll Waaren und Gut — an das Land gespühlt werden, so fangen es die Küsten- oder Strandbewohner auf und betrachten es als ihr rechtmäßiges Eigenthum. Das heißt man das Strandrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Lose Blätter von der Londoner Weltausstellung.

(Fortsetzung.)

Hier endlich ist Erlösung. Hier ist Kühlung und Ruhe und Wein! Wir sind im österreichischen Weindepartement. Gesegnet sei der Wein! Wie diese beiden hölzernen Bachusse (wenn solch ein Plural erlaubt ist!) vor dem Fasse mit der goldenen Inschrift „Robert Schlumberger, Veslau near Vienna", uns anlächeln! Der eine hat einen Becher in der Hand, der leider leer ist, und der andere quetscht Trauben, aus denen jedoch kein Saft quillt, weil sie von Holz sind. Aber hier sind wirkliche Flaschen, Flaschen von Glas, und wirklicher Wein darin — Ungarwein von F. Littke aus Fünfkirchen. Vöslauer Ausstich! Aber wir haben kein Urtheil; die Flaschen sind verkorkt und versiegelt. Es kann Wein, es kann Wasser sein, soviel wir davon wissen. Aber wir sind gezwungen, anzunehmen, daß die Preisjury den Inhalt von einer oder mehreren dieser Flaschen gekostet hat, denn sie haben fast alle die Medaille bekommen, diese glücklichen Weinhändler der österreichischen Monarchie. Es ist für den aufmerksamen Besucher der Weltausstellung überhaupt eine wahre Qual, durch die Nahrungsmittel-Abtheilung zu gehen. Abwechselnd, wenn er die köstlichen Birnen von Algier, das Rauchfleisch von Hamburg und all die ausgestellten, aber wohlverwahrten Getränke sieht, bekommt er Hunger und Durst, und er hat Gelegenheit, sich in die Lage des alten Heiden Tantalus zu versetzen, welcher für diesen Theil der Ausstellung der zuverlässigste Reporter gewesen sein würde. Da müssen wir ein gutes Wort sagen für den Aussteller, welcher ein ganzes Fäßchen Schnupf-Tabak pro bono publico geöffnet hat; aber wir können den Franzosen nicht loben, welcher sich gestern ganz ungenirt seine Dose daraus füllte, anstatt mit einer Prise zufrieden zu sein, wie die Andern. Die Eau-de-Cologne-Fontaine, welche noch vor einigen Wochen zur freien Benützung für die Taschentücher sprudelte, hat ihre Thätigkeit eingestellt, weil es bei den Arbeitern des Maschinenraums zu einer Gewohnheit zu werden drohte, sich im Vorübergehen die Gesichter darin zu waschen.

Wenn man uns auch Eis nicht gratis verabreicht, so haben wir doch die Genugthuung, es vor unseren Augen in schönen Blöcken und Cylindern machen zu sehen, und das ist auch schon Etwas werth in einer solch schwülen Atmosphäre, wie sie im Gebäude des Nachmittags zu herrschen pflegt bei einem Gedränge und Gewühl von mehr als 50,000 Schillings-Besuchern. Wenn wir Wasser, anstatt es durch Eis zu kühlen, nur filtriren wollen, so sind da aus Berlin (von Lorenz) eigenthümliche hohle Holzkohlen-Kugeln, welche, wenn man sie in einen Eimer trüben Wassers wirft, dasselbe in einen Strom klaren, reinen Wassers verwandeln, und zwar bei einer Kugel von einem Thaler im Verhältniß von 20 Gallonen per Stunde. — Ein Franzose, Herr Pennant, aber geht noch weiter. Er hat einen musikalischen Kaffeetopf erfunden. Man gießt seinen Kaffee in die eine Hälfte eines

Gefäßes, und kaltes Wasser in die andere; man zündet die Spirituslampe an, und während man den Apparat in Ordnung bringt, zieht man zugleich eine Art von Spieluhr auf, die sofort eine Polka vorträgt und damit fortfährt, gelegentlich in eine Quadrille übergehend, bis der Kaffee fertig ist, worauf derselbe sich in die gehörige Hälfte des Gefäßes ergießt, sein eigenes Licht ausbläst und seine eigene Musik zum Schweigen bringt. Das wär' ein Ding für Junggesellen! Mit lachendem Herzen würde er nach dem Genuß des musikalischen Morgenkaffees an sein Geschäft gehen.

In dem Departement, welches der Erhöhung persönlicher Reize und der Verzierung des menschlichen Körpers gewidmet ist, fehlt es natürlich nicht an Seltsamkeiten. Da ist vornan auf einen Perrückenmacher aufmerksam zu machen, welcher einen Damenscalp ausgestellt hat. Wir sind nicht so ungalant, zu glauben, daß es eine Dame mit kahlem Kopfe jemals gegeben habe oder geben könne. Aber der Fall kann sich ereignen; es kann eine Möglichkeit eintreten, wo auch das Haar einer Dame dünner wird, und vielleicht sogar seine Farbe ändert, und dann liegt die Versuchung einer künstlichen Bedeckung nahe. Unser würdiger Perruquier nun, um zu zeigen, daß er Damenscalpe von jedem gewünschten Grade der Dünnigkeit machen könne, hat ein Uhrwerk erfunden, durch welches sein ausgestelltes Exemplar sich langsam auf einem hölzernen Kopfe auf- und niederbewegt. Der Anblick ist seltsam, und erinnert unwillkürlich an eine nicht gerade sehr angenehme Indianer-Praxis. Ein anderer Perrückenmacher hat eine Probe von Frauenhaar ausgestellt, welches sechs Fuß zwei Zoll mißt, einst das natürliche Eigenthum einer englischen Dame gewesen, und von allen bekannten Beispielen dieser Art das längste sein soll. Der Weg vom Haar zu Bürsten ist weder im Leben, noch in der Ausstellung weit, und der Uebergang gewährt uns Gelegenheit, einen Russen mit unaussprechlichen Namen zu bewundern, welcher einen ganzen Tempel aus Bürsten, Haar-, Kleider-, Hut-, Schuh- und allen anderen Bürstengattungen, aufgebaut hat. Von den Zierrathen, welche hier in unbeschreiblicher Zahl und unberechenbarem Werthe ausgestellt sind, wollen wir nur diese beiden Perlenschnüre im französischen Hofe betrachten. Diese eine Perlenschnur kostet 1100 Pfund Sterling (13,200 fl.), denn sie ist echt; diese andere, dicht daneben, kostet 4 Pfd. St., denn sie ist unecht; aber beide sehen sich in jeder Beziehung so täuschend ähnlich, daß nur ein genauer Kenner sie unterscheiden würde. Eine neue Cleopatra für diese Perlen! Aber sie würden im Weine schlecht schmecken, denn wir bekamen hier auch die Substanzen zu sehen, aus welchen sie fabrizirt werden: Glaskugeln, mit der Flüssigkeit aus irgend einer Fischblase gefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Thoma's Moore.

In glücklichern Zeiten verschwand mir der Tag
Im Kreise der Frohen, beim Tanzesgelag,
Das Leben erschien mir so rosig und klar,
Und der Liebste war mir, wer der Lustigste war.
Doch im Unglück wie scheint mir jetzt Alles so neu!
Der Lust'gen sind Viele, doch Wen'ge sind treu.

Wohl Mancher kommt gern, mit uns fröhlich zu sein.
Doch in Krankheit und Gram sind wir traurig allein;
Ihre Freundschaft und Liebe verweht wie ein Hauch,
Wenn das Glück uns umlächelt, so lächeln sie auch:
Der Blume gleich, die uns am Tage nur blüht,
Und welkend beim Scheiden des Tages verglüht.

Nur Du sprachst im Kummer auch traulich mir zu,
War ich auch verändert — derselbe bliebst Du.
Du findest nicht Lust jetzt noch Freude bei mir,
Doch etwas gleich Freude bleibt stets hinter Dir:
Wie die Cereusblume im Grauen der Nacht
Ihren Blüthenkelch öffnet in duftender Pracht.

F. Bodenstedt.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 94:

Gastfreund. Hauswirth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 96. Speyer, Dienstag, 7. October 1862.

„Verschieb's nicht auf den andern Tag."

Von Dr. Christian Schad.

Willst Du die Hand dem Freunde drücken,
Verschieb's nicht auf den andern Tag!
Die Nacht zerbricht gar leicht die Brücken,
Die keine Hand mehr bauen mag.

Ach, freudenleer steht und verlassen
Gar manch ein Herz auf seiner Bahn —
Zu scheu, um Deine Hand zu fassen,
Schaut es Dich nur von Weitem an.

Es schluchzt allein in seine Kissen,
Ringt ungeseh'n allein die Hand;
Du kannst um seinen Kummer wissen,
Der einsam weint an stummer Wand.

Ein Blick von Dir, ach, brächt' ihm Labe,
Ein Druck der Hand ihm frischen Muth,
Auf seiner Hoffnung frühem Grabe
Ein Wort entzündet Rosengluth.

Du gehst vorbei wie halbverlegen,
Verworren von der Welt Gewühl,
Verschmähst Du echter Liebe Segen
Und hältst Dich fern und hältst Dich kühl.

Doch sinkt die Nacht sternreich hernieder,
So schmilzt um Deine Brust das Eis,
Du findest Thränen, hast Dich wieder
Und möchtest sühnen laut und leis.

Du fühlst: die Welt ist zum Entzücken,
Macht Liebe sie zum Paradies.
Du nimmst Dir vor, nur zu beglücken,
Wen düstrer Gram daraus verwies.

Früh eilst Du nach des Bruders Kammer,
Dem gestern Du den Gruß versagt;
Doch Niemand öffnet Dir die Klammer —
Der Gram hat Nachts sein Herz zernagt.

Manch stiller Vorwurf steigt aus Särgen,
Umflort des Waldes grünen Grund,
Vergellt das süße Lied der Lerchen
Und schlägt das Herz Dir tödtlich wund.

Und manch ein Herz, in Leid gebrochen,
Manch ein in Qual verzogner Mund
Schreckt Nachts Dich auf mit seinem Pochen
Und flüstert unruhvolle Kund'.

Willst Du die Hand dem Freunde drücken,
Verschieb's nicht auf den andern Tag!
Die Nacht zerbricht gar leicht die Brücken,
Die keine Hand mehr bauen mag.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

So etwas von der Art war auch das Wegnehmen des verlassenen Klosters und seiner Güter, sagte Schmiedjakob. Das machte indessen dem Klostermüller kein Bedenken, denn das Alles war ja ehrlich gekauftes, ehrlich bezahltes Gut, wie seine Mühle auch. Wäre nur nicht der Fluch des ungerechten Mammons gewesen, des Wuchers nämlich, der auf dem Hofe lag. — Doch daran dachte er auch nicht, sondern der Gedanke, der heimlich seine Seele umkrallte, war der: Klosterhof und Klostermühle in Einer Hand! — Dann sagte er sich freilich: Das ist ein toller Wunsch! — Dennoch war es, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Was bei dir nicht ist, könnte ja bei deinem Kinde sein! — Ja — wäre nur der Andres kein so lüderlicher Racker! — Hätt' ich ihn in der Mühle, ich wollt' ihn schon kuranzen, daß er ein ordentlicher Mann würde, denn böse ist er im Grunde seiner Seele nicht — das sagen alle Leute. Nun, wer weiß? — schloß er und warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf den Hof, ehe er zu den schaufelnden

Knechten ging. Und solche Auftritte kamen oft. Niemand sah indessen in das Herz des Müllers und wußte, was es in sich bewegte, denn, der reiche Bauer sagt:

Läden an den Fenstern,
Schloß an der Thür',
Schloß vor dem Munde —
Geht Allem für! —

und heimlich setzte er noch hinzu: Die Hand auf dem Geldsack, und mit dem: „Ja" nicht zu voreilig. Das sind so seine Grundsätze, und die hatte der Klostermüller auch insgeheim. Freilich stand ihm entgegen, daß er mit dem Hofmann seit 25 Jahren keinen Verkehr hatte. Kaufte er ihm Frucht ab, um zum Handel Mehl zu mahlen, so sandte er seinen „Hofjuden" Jekuf, der seine rechte Hand war bei Frucht-, Mehl- und Viehhändeln, und dem er vertrauen konnte, weil er ihn seit eben dieser langen Zeit treu, ergeben und thätig erfunden hatte. Das konnte sich aber ändern. —

Und als Andres Mariechen zum Tanz holte und den ganzen Abend mit keiner Andern tanzte, da sagte heimlich und vergnüglich der Müller zu sich: Das kann sich ändern!

Daß zwei reiche Bauern, deren Einer einen heirathsfähigen Sohn, der Andere eine ditto Tochter hat, mit ihren Gedanken zusammentreffen, ist keine verwunderliche Sache, denn ihr Grundsatz ist: Gleich und Gleich gesellt sich gut. Das Volkssprüchwort lautet freilich anders, nämlich: Gleich und Gleich gesellt sich gern — sagte der Teufel zum Kohlenbrenner — da waren sie alle Beide schwarz.

Nun hörte mit schmunzelndem Wohlgefallen der Klosterhofmann, sein Andres habe an der „Kerbe" nur mit Klostermüllers Mariechen getanzt. Das war Etwas, aus dem Etwas werden konnte. Und der, von dem er es hörte, war der Makler Jekuf, der meinte, das sei was werth! Der Alte drückte dem Jekuf einen Sechsbätzner in die Hand und sagte: Jekuf, lunke einmal, wie viel Uhr es in der Mühle ist!

Mai, sagte Jekuf, was ist da zu lunken? So lange der Musje Andres nicht ein besseres Leben anfängt, und seine Schulden bezahlt, wird Nichts draus! —

Schulden! rief der alte Hofmann und fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine giftige Schlange gestochen. Schulden? — Jekuf, rappelt's bei dir? Mein Sohn Schulden?

Mai, Herr Hofmann, erwiederte der ehrliche Jude, meint Ihr denn, der junge Mensch habe an dem Bachinnem genug, Nächte mit seinen Gesellen durchjubeln und karten zu können, was Ihr ihm gabt? Es ist nicht gut, wenn ein Vater einen Lüftling von Sohn zu kurz hält! Hab' einmal Etwas von dem Wirthe brummen gehört. Schofele Masematte, wenn so Einer nur aufschreibt! Da rütscht ein Nullchen hin, wo keins hingehört! Doch — ich hab' Nichts gesagt! Adjes! Er griff nach der Klinke.

Jekuf, bleib', ich bitte dich! rief der Hofmann. Ist Etwas an dem, was du gesagt?

Herr Hofmann, der Jekuf bläst nicht, was ihn nicht brennt; aber er hört mehr als Ihr, denn Ihr kommt das ganze Jahr nur vier Mal, an den hohen Festen nämlich, aus Euern vier Wänden; Unsereiner aber läuft rechts, links, vorwärts und rückwärts, um seine sieben Würmer zu ernähren. Da hört er mehr, als ihm oft lieb ist, aber er weiß, was der weise König Salomo (wir sagen: Schlome) sagt, nämlich: Schweigen und Reden hat seine Zeit, und weil ich's treu mit Euch meine, hab' ich geredet, weil seine Zeit da ist!

Weißt du, wie viel er dem Wirthe schuldet? — fragte fast zitternd der Hofmann.

Wie werd' ich das wissen? entgegnete Jekuf. Legt mir der Wirth sein Buch auf? Nein, Herr Hofmann, der Jekuf bläst nicht, was ihn nicht brennt! —

Jekuf, ich gebe dir einen neuen Thaler, wenn du es mir bei Heller und Pfennig vom Wirthe ausschreiben läßt!

Das läßt sich hören, sagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam, erwiederte Jekuf. Ich geh' gleich — aber vergeßt Eure Red' mit dem neuen Thaler nicht!

Hier hast du ihn im Voraus! rief der Hofmann, und reichte ihm den Kronenthaler.

Der Jude merkte, wie die Nachricht in die Seele hineinbrannte. Er nahm den Thaler und dankte.

Jekuf, sagte tiefaufseufzend der Hofmann,

meinst du, der Klostermüller wisse um die Schuld?

Und wenn er drum wisse, sagte der Jude, so weiß er auch, daß der Klosterhof auf goldenen Fundamenten ruht, und das so viel ist, als wenn mich eine Mücke sticht. Laßt Euch keine grauen Haare wachsen! Adjes! Und er ging.

Auf den Hofmann hatte Jekufs Nachricht einen erschütternden Eindruck gemacht. Ich glaube, wenn sein Andres etwas recht Schlimmes gethan hätte, es wäre ihm so nicht auf's Herz gefallen. Geld! Das war des Alten Alles und Höchstes. Daß es sein Andres so trieb, hatte er doch nicht geglaubt. Vielleicht ist es eine oder zwei Karolin! — Aber ich will es ihm einreiben! Und grade jetzt, jetzt! —

Dieses: Jetzt — jetzt! bezog sich auf zwei Umstände, die ich jetzt erzählen muß:

Die ganze Begebenheit, so weit sie eben jetzt gekommen und gediehen war, fiel in eine Zeit, wo es den Jünglingen an den Kragen ging, wie ich ja aus eigener Erfahrung weiß. Die Kriege und Schlachten Napoleons, dem das linke Rheinufer gehörte, forderten zahlreichen Nachschuß an kriegsfähiger, junger Mannschaft. Es war so um die Zeit von Anno 1807 oder 1808. Dennoch galten Bestimmungen, wie diese: Einer Wittwe einziger Sohn war frei und wenn ein junger Mensch vor dem militärpflichtigen Alter sich verheirathen konnte und seine eigne Wirthschaft hatte, sein Hauswesen und sein Geschäft, so war er auch frei oder konnte doch mit einigen Röllchen gelber Münze in die rechte Hand, frei gemacht werden. Dann hatte er Fehler über Fehler, wenn auch er selbst und sonst kein Christenmensch solche an ihm hätte finden können. Andres war in dem Alter und es brannte an die Sohlen. Da kam denn dem Alten Jekufs erste Nachricht von dem Tanzen mit Klostermüllers Mariechen wie ein Lichtstrahl in die Seele, allein die zweite löschte ihn wieder gründlich aus. Darum war er so freigebig gegen Jekuf.

Unter diesen Umständen konnte sich die Sache noch weit hinausziehen, wenn sie überhaupt gelang.

(Fortsetzung folgt.)

Lose Blätter von der Londoner Weltausstellung.

(Fortsetzung.)

Seltsame Kleidungsstücke fehlen nicht. Ich habe in der österreichischen Abtheilung einen wasserdichten Anzug, „Hose, Rock und Mütze für drei Thaler gesehen! Moses und Sohn sind geschlagen; die berühmte Sydenham-Hose für 17 Schilling ist überwunden. Herodes selber ist zu ewigem Stillschweigen verdammt. Wasserdicht von Kopf bis Fuß für 3 Thaler! — Hier sind Dr. Roth's wunderbare Strümpfe mit 5 Fingern daran, wie bei Handschuhen, und hier ist seine neueste Erfindung, eine philosophische Schnürbrust, deren Anwendung, wie er versichert, den Damen den Gebrauch des Corsetts ersetzen wird. Ein Schweizer hat den jupon-à-ressort erfunden, eine Art von Unterrock mit geheimer Vorrichtung, wodurch die Damen, ohne Crinoline, den Umfang ihrer Kleider vergrößern oder nach Belieben auch verkleinern können. Diese Erfindung wäre eine ganze Brust voll Medaillen werth, da sie uns Männern doch wenigstens bei Tische, im Theater und im Wagen so vielen Raum machen würde, als zum Sitzen nothwendig ist. Aber den Kranz der Unsterblichkeit werden die Damen dem Franzosen votiren, welcher den „fer Janus“ oder das Bügeleisen mit doppelter Platte erfunden hat. Der Erfinder wird ganz sentimental, indem er die Eigenschaften seiner Erfindung beschreibt. Er sagt, daß er ganz „begeistert“ (inspiré) gewesen sei von diesem „neuen System von Bügeleisen“, da er „Kenntniß gehabt habe von den Verlegenheiten, in welche Damen auf Reisen unaufhörlich geriethen, wenn sie ein heißes Eisen zu haben wünschten, um einem Kleid, einem Taschentuch oder einem Stück Spitze einen leichten Strich zu geben“, und er klagt über die Heimsuchungen, welche solch ein Wirthshauseisen, wenn man seiner glücklich habhaft geworden, einer Dame zu bereiten im Stande ist. Daher seine Erfindung. Sie besteht in einer kleinen Spirituslampe mit einem Docht und einer Röhre, welche die erhitzte Luft in das Innere eines doppelplattigen Bügeleisens führt. Beide

Platten können in gleichem oder ungleichem Grade erhitzt werden, und die Dame kann ihrer Wäsche einen „coup de fer“ mit einer oder beiden nach Belieben geben. Und da das Eisen hohl ist, so kann ein Bolzen hineingeschoben und zugleich erhitzt werden. Der Erfinder fügt hinzu, daß Spiritus für einen Penny zwei Stunden lang ausreiche; daß Eisen und Spiritusflasche auf Reisen in einen kleinen Kasten gepackt werden können, und daß der echte Artikel gezeichnet sei mit der Devise zweier Fackeln, eines Sternes und den Worten: „Economie, propreté, salubrité, promptitude.“

Kunststücke des Webstuhls, der Näh- und Sticknadel sind in großer Zahl vorhanden. Strümpfe ohne Saum werden in der preußischen Abtheilung gezeigt und Unterröcke ohne Naht im westlichen Annex. Bänder sind da mit den Porträts von Kaisern, Königen und Fürsten, die sich aber auf die Physiognomie, die sie hier bekommen haben, nichts einbilden werden. Da ist ein elektrischer Webstuhl und ein gesticktes Schachbrett, sehr hübsch, aber wahrscheinlich sehr bald schmutzig, wenn man darauf spielen wollte. Alles wird übertroffen durch die Bettdecke mit einer reichen Stickerei von beinahe 3 Millionen Stichen, zu welchen 5 englische Meilen oder 52,000 Ellen Stickwolle verbraucht worden sind und welche zu ihrer Vollendung 3 Monate lang die zwölfstündige Arbeit dieser geduldigsten aller Stickerinnen erforderte. Das Detail ihrer „Stiche“ würde eine Freude für jeden Statistiker sein. In der Stickerei sind Rosen, welche 2,606,370 Stiche enthalten; Blätter 191,880; Trauben 58,851; Sterne 50,100; Blumen 14,620 und alles dies in 3 Monaten und von einer hiesigen Stickerin vollbracht, deren Name, Jane Borwick, in den Annalen dieser Weltausstellung verewigt sein wird.

In Möbeln scheinen alle Nationen mit einander gewetteifert zu haben, und da ist kein hochgepolstertes, seidenumrauschtes Bett in England, keine schwellende Chaise Longue in Frankreich, die nicht im Zollverein oder Oesterreich ihresgleichen finden. Für ein Brautpaar, das hier eine Aussteuer kaufen sollte, würde die Wahl sehr schwer sein. Da ist ein ganzes Zimmer voll Möbeln aus Dublin: sechs Stühle und ein Divan, alle mit blaugepolsterten Sitzen, Rücken und Lehnen, und alle, wenn man sie auseinandernimmt, so eingerichtet, daß sie sich in ein plattes Kistchen von nicht mehr als einer Elle Länge und sechs Zoll Tiefe packen lassen. Solche Möbel würden den Umzug sehr erleichtern und die Möbelwagen außer Curs setzen; man würde auf diese Weise das ganze Haus in eine Droschke packen. Und in der That kommt ein Holländer diesem Problem schon ziemlich nahe, indem er zwölf Stühle eingesendet hat, die sich in einem Kasten unterbringen lassen, den man allenfalls bequem unter den Arm nehmen könnte! — Aus Stuttgart, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, sind ein paar klimperkleine Klavierchen da, welche der Erfinder „Pianino paidoterpe“ nennt, zum ersten Unterricht für Kinder. Sie haben kleine Glasdrähte, anstatt der Saiten, und sie sind so handlich und leicht, daß „die kleinen Engel“ (wie der Verfasser die „Kinder“ umschreibt) sie bequem auf Tisch oder Stuhl setzen können, wenn sie Musik machen wollen. — Für die Erfindung der elektrischen Glockenzüge sind wir den Franzosen verbunden. Wenn wir in die Küche, in die Bedientenstube oder den Pferdestall telegraphiren wollen, so brauchen wir nur auf den einen oder anderen der Knöpfe zu drücken, welche den Namen „Johann“, „Karl“, „Friedrich“, „Peter“ tragen, um diese treuen Diener sofort zur Stelle zu bringen.

(Schluß folgt.)

* Charade.

Aus Lumpen läßt sich Alles machen,
Das sieht man an den ersten Zwei;
Es führt die meisten Lumpensachen,
Die Dritte in der Welt herbei.

Wär' nicht die Welt bedeckt mit Schulden,
Die oft der Lumperei sie dankt:
So würd' Niemand das Ganze dulden,
So sehr man auch nach ihm verlangt.

Freisbach. Gutermann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 97. Speyer, Donnerstag, 9. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Etliche Tage später, und noch ehe Jekuf in der Klostermühle gelunkt und des Dorfwirths Rechnung gebracht, schickte der Syndik, wie damals die Dorfschulzen oder Vorstände hießen, dem Hofmann ein Brieflein von einem befreundeten — das heißt — einem Manne, der dem Hofmann ein rundes Capital von Tausend Gulden schuldete, und der an der Unterpräfectur in der Stadt angestellt war, und das Brieflein lautete so:

Mein lieber Hofmann!

„Ich eile Ihnen zu sagen, daß es mit Ihrem Andres sehr schlimm aussieht. Die Aushebung wird stark, ja, wir greifen um drei Jahre zurück und nehmen Alles, was die Muskete tragen kann. Nur die Söhne, das heißt, die sie ernährenden Söhne, die die einzigen einer Wittwe sind, werden frei gelassen. Es wird gut sein, wenn Sie sich um einen Einsteher umsehen, der gesetzlich frei ist. Wäre er jetzt verheirathet, es würde ihm Nichts helfen. Mein Rath ist der eines guten Freundes.

Gruß und Achtung!"

Dann folgte das Datum und der Name des Mannes.

Als der Hofmann den Brief gelesen, entfiel er seinen zitternden Händen. Er raufte sich in seinen grauen Haaren und rief wie ein Verzweifelnder: Kommt denn Ein Unglück über das andre? Ich bin ein ruinirter Mann, wenn das so fortgeht! —

Er konnte sich gar nicht fassen. Keine Ruhe hatte er am Tage, keinen Schlaf in der Nacht. Und keine vertraute treue Seele stand dem armen, reichen Manne zur Seite. Selbst seinem Andres wollte er noch Nichts sagen, bis die Sache mit dem Dorfwirthe klar sein würde.

Endlich kam Jekuf; aber sein Gesicht sah nicht anders aus, als nach einer Hiobspost.

Nun, Jekuf, du machst ja ein Gesicht, als brächtest du einen Sack voll Verderben in's Haus? rief er ihm mit geheimem Beben entgegen.

Viel besser ist's auch nicht, Herr Hofmann. Es ist ein Aderlaß und der Wirth hat nicht einmal nach dem Aderlaßmännlein auf der letzten Blattseite des Kalenders gesehen, ob's gut Aderlassen heute sei! Fasset Euch in Geduld.

Jugend hat nicht Tugend, aber der Wirth ein dick Stück Kreide!

Jekuf legte einen Papierpack auf den Tisch, der aus zwei und einem halben Bogen bestand.

Der alte Hofmann zitterte wie Espenlaub, ließ aber die Papiere liegen.

Jekuf, sagte er, das Unglück kommt haufenweise über mich. Wie viel ist's.

Nu, sehe selbst, sagte Jekuf.

Ich kann nicht! rief der Hofmann. Meine Hände zittern? Es wird mir schwarz und gelb und blau vor den Augen.

Sag's, lieber Jekuf. Du bist allein mein vertrauter Freund!

Nu, wie viel wird's sein, sagte Jekuf, der mit dem bleichen Alten Mitleid hatte. Tausend Gulden! —

Tausend — Gulden! ächzte der Hofmann und hielt sich an der Tischecke, daß er nicht umfiel, dennoch brach er zusammen, und Jekuf fing den Bewußtlosen auf.

Jekuf rief verzweifelnd nach Hülfe und Andres stürzte herein.

Dein Vater ist todt, mausetodt! rief der Jude. Jag' den Martin mit dem Pferde in die Stadt und laß den Doctor holen! —

Doch wart', er ist hier. Ich sah ihn in die Klostermühle gehen. Laß ihn schnell holen!

Das geschah, und beide kleideten den Alten aus und legten ihn in sein Bett, das in einer Wandvertiefung der Stube sich befand, die man mit zwei Thüren schließen konnte, daß man meinte, es sei ein Schrank.

Was ist's? fragte Andres den Jekuf. Was ist ihm passirt? — Der Wirth hat ihm deine Rechnung geschickt, die tausend Gulden beträgt, sagte Jekuf. Ein hübsch Artikelchen von sieben Jahren, macht mit den Zinsen schier zwölf Hundert und siebenzig zusammen! Andres, Andres! Das ist arg! Wo will das hinaus? — Sieh' deinen Vater an und gehe in dich!

Zu einer anderen Zeit würde ohne Zweifel Andres den Juden, der es sich beigehen ließ, ihm so eine Art von Sittenpredigt zu halten, mit einer Maulschelle belohnt und kurzweg zur Thüre hinausgeworfen haben; heute war es anders. Um ihn aber doch nicht zu solchen Beweisen von Liebe und Dankbarkeit zu reizen, ließ es Jekuf bei dieser kurzen, aber eindringlichen Ansprache bewenden. Das war gut so, denn seine Worte trafen ihn schwer. Er warf einen Blick auf seinen Vater, der, wie eine Leiche, ohne alle Zeichen des Lebens dalag, rang die Hände und fing laut und heftig an zu weinen. —

Herr, Gott Zebaoth, gib, daß es keine Krokodilsthränen seien! betete leise der ehrliche Jude.

Gleich drauf kam der Arzt.

Als er den Leblosen erblickte, sagte er: Der alte Mann muß eine gewaltige Gemüthsbewegung gehabt haben! Der Schlag hat ihn gerührt!

Der geschickte Mann wendete nun Alles an, was die Kunst für solche Fälle hat. Der Aderlaß wirkte, und der Doctor sagte: Er wird bald wieder die Augen aufschlagen! Dir, Andres, aber sage ich, bewahre deinen Vater vor Aergerniß, Schrecken oder dergleichen, sonst reißt der ohnehin dünn gewordene Lebensfaden einmal plötzlich! Den Bemühungen des Doctors gelang es wirklich, den alten Mann wieder in's Leben zu rufen und ihn wieder so herzustellen, daß er nach sechs Wochen wieder war, wie vorher. Ohne Weiteres bezahlte er nun den Wirth und that es gerne, denn in des Andres innerem und äußerem Leben war ein Wendepunkt eingetreten, von dem ab sein Leben eine völlige andre Richtung nahm und bleibend zu nehmen verhieß. Umsonst erwartete ihn der Wirth und seine Gesellen jeden Abend. Er kam nicht. Wie er während der Zeit der Krankheit seines Vaters Tag und Nacht nicht von seinem Bette gekommen war und ihn mit kindlicher Liebe und völliger Hingebung gepflegt hatte, so war er plötzlich der Eingezogenste, Häuslichste und Gesittetste geworden.

Daß auch die plötzlich erwachte Liebe zu dem schönen Mariechen aus der Klostermühle dabei ihren großen Antheil hatte, war gar nicht zu bezweifeln; aber, wie dem mag gewesen sein, die Umwandlung war gründlich und auffallend.

Der Jude sagte zum Alten: Herr Hofmann, ich mein', der Wolf ändert die Haare, aber die Naupen nicht, und möcht' Euch rathen, thuet, was Ihr könnet, daß er so bleibt! Ich schätze, daß, wenn Ihr ihn unter die Haube bringen, das heißt, verheirathen könntet, es das Beste wäre, denn in solcher Stimmung, wie er sie jetzt hat, bringt ihn eine Frau leicht unter den Pantoffel. Er schlägt jetzt nicht leicht hinten aus. —

Du hast Recht, Jekuf; aber hab' ich dir nicht gesagt, du solltest nur einmal lunken in der Klostermühle, beim Alten?

Nu, entgegnete Jekuf, lunken? Ich hab' gelunkt, und was ich Euch sagen will, der Müller weiß von seiner Besserung und ist nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß der Hof des Andres alleiniges Eigenthum ist, und —

Freilich ist er das, sagte freudig bewegt der Hofmann. Meinem Sohn ist der Hof, und nur meine Kapitalien hab' ich mir behalten als Ausenthalt. Aber was willst du mit dem: Und —?

Nu, sagte Jekuf, er meinte, es sei doch eine kitzliche Sache, dem Jungen sein Kind zu geben, der von dem Heerdienst noch nicht frei sei. Sollte er sein Jawort geben, so müsse zuvor von Euch dem Andres ein Mann gestellt werden. — Das sagte er mir im Vertrauen, schloß Jekuf, denn ich gelte grausam viel bei dem Klostermüller und wollt' schon die Freierei fix und fertig kriegen, wenn

Digitized by Google

Ihr mir ein ordentlich Zasseras zu verdienen gäbet.

Der Hofmann dachte: Warum nicht gar? Das Zasseras verdien' ich selbst und spare das Ausbezahlen! —

(Fortsetzung folgt.)

Lose Blätter von der Londoner Weltausstellung.

(Schluß.)

Ein wenig zu genial, um für den Alltagsgebrauch praktisch zu sein, ist das wundervolle Schloß mit den sieben concentrischen Buchstabenreihen und seinen zweihundert Millionen Arten, dieselben zu combiniren. Dieses Schloß hat die Schattenseite, daß es die Thüre nicht bloß gegen die Diebe, sondern auch gegen den rechtmäßigen Eigenthümer sichert. Wenn er die Ziffer vergessen hat, mit welcher er es verschloß, so hilft ihm kein Schlüssel. Es ist zu und bleibt zu und kein Mensch in der Welt wird es jemals wieder öffnen. Denkt euch ein solches Schloß an eurer Hausthüre und euch in der Nacht davor, so habt ihr ein Lustspiel fertig — mag sein, auch ein Trauerspiel. — Hier begegnen wir dem verstorbenen Sultan der Türkei, Abdul Medschid, nicht seinem Schatten, aber seinem Stereoscop. Es ist von Elfenbein und ganz mit Topasen, Türkisen und Diamanten besetzt. Noch luxuriöser ist eine Gardine aus seinem weiland Harem, eine Gardine von Glas, aus 1500 versilberten Prismen, welche einen brillanten Reflex geben, sobald das Licht darauf fällt. — Hier ist die neuerfundene Uhr. Sie sieht aus wie ein Thermometer und kostete einen Schilling, zehn Silbergroschen. Die Schillings-Uhr erfreut sich einer immensen Popularität, es gibt bereits ein Haus in Oxfordstreet, welches nichts verkauft, vom Giebel bis Erdgeschoß, als Schillings-Uhren. Sie bestehen aus einer Glasröhre mit einem Quecksilbersäulchen, im Verlaufe von zwölf Stunden an einem Holze niedergleitend, welches auf beiden Seiten Zahlen hat von 1 bis 12. Wenn das Quecksilber abgelaufen ist, so muß man das Ding herumdrehen, und der Zauber beginnt auf's Neue. Der Fehler dieser Uhren ist, daß sie nicht gehen. Aber sie kosten auch nur einen Schilling, und als ein Spielzeug für große Kinder sind sie gut genug.

Das schönste Spielzeug in der Ausstellung war der kleine Buchfink im Schweizerhofe. War — denn er ist nicht mehr! Die Commissäre in ihrer strengen Weisheit haben es für gut erachtet, die liebliche und — man sollte denken — harmlose Kehle dieses kleinsten aller Singvögel zum Schweigen zu bringen. Eines Tages schlüpfte der kleine Sänger, nachdem er sein helles Lied gezwitschert, in seiner gewöhnlichen abgebrochenen Weise unter die emaillirte Decke, welche ihn in seinen Mußestunden verbarg, und — ward nicht mehr gesehen! Seine eigene Popularität war es, die ihm — wie schon manchem Märtyrer vor ihm — das Leben gekostet. So anziehend für die Menge war er geworden, daß, sobald seine kleine durchdringende Stimme sich nur hören ließ, augenblicklich ein Gedränge von allen Seiten anfing, und in wenigen Sekunden sich ein Auditorium um ihn versammelt hatte, welches viel zu groß für den Raum war, in welchem der kleine Automat sich hören ließ, und so begierig waren die Leute, dies singende Wunder zu sehen, daß sie auf Alles kletterten, was in der Nähe war, und einmal sogar den fein ausgelegten Deckel eines großen Pianos mit Füßen traten. — Hinc illae lacrimae! — „Er selber ging, doch blieben uns des Edlen Hintersassen!" — Seit einigen Tagen drängt sich die schaulustige Menge aufs Neue um ein Ding im österreichischen Hof, welches der offizielle Katalog „die österreichische Sing-Maschine" (the Austrian singing machine) nennt. Man würde jedoch der österreichischen Gesangskunst Unrecht thun, wollte man sie nach diesem Spezimen beurtheilen. Das Ding in Frage ist nichts weiter als ein Harmonium mit einer verbesserten „vox humana"-Pfeife. Der Ton derselben ist eigenthümlich und angenehm, hat aber — Gott sei Dank! — gar keine Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme.

Um einige Curiositäten hat uns die Vorsicht der hohen Commission gebracht. Ob-

gleich sie „ein ganzes Schwein" in Spiritus zugelassen hat, so ist doch die „einbalsamirte Julia Pastrana" abgewiesen worden, und die Fremden müssen nun nach Piccadilly gehen, wenn sie dies Scheusal in Spiritus sehen wollen. Gleichfalls abgewiesen wurde ein Mann, welcher Vorstellungen auf einer Flugmaschine geben wollte. Was wir aber herzlich bedauern, ist die Abwesenheit des „Patent-Schnurrbart-Bewahrers", welcher Suppenesser in den Stand setzen sollte, ohne Gefahr zu diniren, und des poetischen Katalogs, in welchem ein ingeniöser Franzose die Ausstellung und die Aussteller nebst allen Berichten, Beschlüssen und Bemerkungen der Commission als episches Gedicht zu behandeln beabsichtigte.

Aber da stehen wir wieder vor der gewaltigen Uhr des westlichen Eingangs! Zu unserem Schrecken bemerken wir, daß der große Zeiger derselben viermal die Runde um sich selbst gemacht, seitdem wir die unsere heut begannen, der schreckliche Zeiger, vor welchem wir jedesmal bei unserm Eintritt so zittern; und beschämt vor diesem ernsten Wächter der Zeit brechen wir unser Geplauder ab und schließen unsere „Losen Blätter von der Weltausstellung."

Julius Rodenberg.

Miscelle.

Dresden, 30. Sept. Ein schweres Verbrechen ist in unserer Stadt geschehen und fast mit Bestimmtheit anzunehmen ein Mord, der sich um so grauenvoller gestaltet, da man dem Opfer desselben den Verdacht einer Selbstentleibung aufdringen wollte. Am Sonnabend Nachmittag halb 3 Uhr schickte der Herr Kaufmann Stiehler, Ammonstraßenecke, seinen Lehrling, Namens Blechschmidt, mit einer Summe von 150 Thlr. in Zehnthalerscheinen nach dem Feldschlößchen und zwar im Auftrage eines Bauunternehmers, welcher zur Auszahlung seiner Arbeitsleute kleineres Geld brauchte und Umwechslnng auf diese Art von Herrn Stiehler bereits dort und an andern Orten in gleicher Weise und in größeren Summen geschehen war. Die Austragung und Umwechslung geschah durch den jungen Lehrling Blechschmidt, der sich seit Ostern in der Lehre befindet und von seinem Prinzipal als ein äußerst braver, ehrlicher und fleißiger junger Mensch geschildert wird. Vergeblich sieht man der Wiederkunft Blechschmidt's entgegen. Es naht der Abend, es bricht die Nacht herein und bange Besorgniß steigt auf über das Ausbleiben des sonst so treuen und willfährigen Burschen; denn an ein Entfliehen, an eine Unterschlagung des Geldes durch solchen ist nicht zu denken. Der Sonntag bricht an, noch immer kein Licht, keine Aufklärung. Da kommt die Schreckensnachricht: Blechschmidt ist erhängt aufgefunden worden, an der Chemnitzer Straße, dicht an Dawison's Villa, unten an der Böschung der Eisenbahn und zwar an einem Kirschbaum. Sofort geschieht die gerichtliche Aufhebung, wobei sich sogar der Staatsanwalt betheiligte. Man untersucht die Taschen des Entseelten, da findet man in einer derselben eine Weintraube, aber nicht die Brieftasche, worin das Geld gelegen. Auffällig ist die Lage des Erhängten, eine halbstehende Stellung, und nach angestelltem Suchen findet man auch etwas entfernt davon die Brieftasche, aber — ohne Geld, entleert. Jetzt entstand die Frage: ist dies Selbstmord oder ist hier eine ruchlose Hand im Spiele? Man forschte nach und da war es auffällig, daß der ganz in der Nähe wohnende Gärtner einer Herrschaft am Sonntag mehr als gewöhnliche Ausgaben gemacht, auch mehrere Zehnthalerscheine habe wechseln lassen. Man besah die Schnur, durch welche der Entseelte erdrosselt worden war, und sowohl der Herr des Gärtners, wie der Kutscher, wollten in derselben das abgeschnittene Stück einer Schnur erkennen, die Eigenthum des Hauses und dem Gärtner zum Gebrauch übergeben worden sei. Bei solchen nicht schwachen Verdachtsgründen wurde natürlich der Gärtner gerichtlich eingezogen, der aber von jener That nichts wissen will, obgleich sein Benehmen zaghafter Natur ist. Der Schleier, welcher hier noch auf dem Ganzen liegt, wird sich lüften. (Dr. R.)

Auflösung der Charade in № 96:
Papiergeld.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 98. Speyer, Samstag, 11. October 1862.

* Auf dem Uehberg bei Annweiler.

In sich gehüllt, mit seiner Anmuth Fülle,
Gleich einer schönen friedlichen Idylle,
Ruht dort das Thal in stiller Dämmerung.
Ein kühler Luftstrom wallt mir sanft entgegen
Und der Begeist'rung süße Schauer regen
Des Herzens Saitenspiel mit leisem Schwung.

Hier lege, was ihm Menschen aufgedrungen,
Des Vorurtheils erträumte Forderungen,
Der frohe Wand'rer ehrerbietig ab,
Und geh' allein, sich selbst zurückgegeben,
Der Wahrheit nur und der Natur zu leben,
Ein freier Mensch mit seinem Pilgerstab.

O du Natur! wie strebt in deinem Reiche
Voll ew'ger Harmonie, der Grashalm und die Eiche
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor,
Und Alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freiheit Götterschaale rinnen
Glückseligkeit und Ruhe mild hervor.

Und nur der Mensch, von außen und von innen
Bestürmt, beengt, wünscht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
Und gibt des Herzens süße Trunkenheiten,
Des Selbstgefühls, der Freiheit Seligkeiten,
Für ein erkünstelt' Glück, das bald ihn flieht.

Wie schwebt der Blick die Höhen auf und nieder
Und kehrt, getränkt mit süßen Bildern, wieder,
Und neue Ahnung schwellt das trunkne Herz!
Es fühlt den hohen Reiz mit leisem Beben
So still, so groß, so voll von Gluth und Leben,
Und ringt mit Lust und wunderbarem Schmerz.

Was für ein süßer, weicher Wohllaut säußelt
Zu mir empor! Sieh', über Kiesel kräuselt
Ein Bach sich hin mit sanfter Melodie;
Bald rauscht er fort, gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald geküßt von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnsucht leise Harmonie.

Wie ist mit einem Mal von einem rauhen
Gebirg, das sich vermessen in die blauen
Gewölbe drängt, der Eingang mir entrückt!
Und durch die grünen waldigen Colossen
Scheint, wie durch Feenhand, der Pfad verschlossen,
Der heimlich sich um einen Felsen drückt.

Dicht nebenan, gehüllt in finst're Trauer,
Stürzt, leis durchweht vom kühlen Abendschauer,
Ein Fichtenwald den steilen Berg hinab,
Und seitwärts blickt, umrauscht von Ulm' und Flieder,
Ein Trümmerschloß aus jäher Höh' hernieder,
Bedeutungsvoll und schweigend wie das Grab.

Bald wo der Blick an hohen Wänden scheitert,
Von keiner Blume, keinem Baum erheitert,
Drängt Klipp' an Klippe jetzt den Pfad hinweg.
Ich klimme fort an schroffen Bergeswänden:
Der Abendsonne letzte Strahlen senden
Noch mildes Licht auf den zerriss'nen Steg.

Und immer tiefer taucht in graue Düfte
Der Himmel sich, und über Fels und Klüfte
Webt leise sich der Dämm'rung trüber Flor.
Verworren schweben jetzt Erinnerungen
Der Seele vor aus Zeiten, die verklungen,
Und Bilder steigen wunderbar empor.

Der Schimmer stiebt, die Sterne blinken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigem Gefieder
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhain,
Und mählig quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondesschein.

Und immer leiser schwebt in lusterfüllten Räumen
Die Phantasie, und unter leichten Träumen
Verweht die kurze mondbeglänzte Nacht.
Schon schauert durch den Hain ein neues Feuer,
Schon spielt die Luft im dichten Laube freier,
Schon ist mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf, hinauf! Dort, wo der Sonne Strahlen
Des Thurmes Kranz mit Himmelsglanz bemalen,
Erwacht die Phantasie mit neuem Schwung.

Und fröhlich stieg ich durch bethaute Matten
Den Buchenwald hinan, wo Licht und Schatten
Zusammenschmilzt in süße Dämmerung.

Wie schwimmt in seinem lichten Farbenkranze,
Von Sonnenschein umspielt, im Aetherglanze
Der schöne Grund vor meinem trunk'nen Blick!
Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
Das rege Herz, von neuer Lust durchwühlet,
Und ahnet der Begeist'rung nahes Glück.

Die reinste Luft, geschöpft aus Aetherquellen,
Umsäußelt mich, auf ihren leichten Wellen
Wallt die entzückte Seele himmelan.
Wie wogt im Glanz der jungen Morgensonne
Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne
Durch meine Brust — ein Freudenocean.

Hinab! ich will mir selbst die Banden kürzen.
In diesen Himmel mich hinabzustürzen,
In dieser Gluth zu sterben, Götterglück!
Ich seh' die leichten Schranken niederfallen,
Mich aufgelöst im reinen Aether wallen,
Und Gottheit liegt in diesem Augenblick.

Waldfischbach, im September. A.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Eine Weile schwieg er und that, als hätte er die letzte Nutzanwendung in des Jekufs Rede nicht gehört, dann aber sagte er laut: Der Klostermüller hat Recht. Ich thät's auch anders nicht, und ich sehe, daß ich in einen sauern Apfel beißen muß. — Jekuf, fuhr er dann fort, du kommst viel in der Nähe und Ferne herum, wenn du Viehhandel treibst. Ich kann dir einen großen Vortheil thun, und will es. Wenn du mir einen Einsteher verschaffst, so quittire ich dir die zweijährigen, noch rückständigen Zinsen von deinem Kapital! —

Jekuf zuckte die Achseln und sagte: Was wär's? Sieben Gulden dreißig! Der Lichtenberger von der Obermühle gab mir fünfzig Gulden, als ich ihm den Einsteher verschaffte, und damals fand man sie noch überall für 800 bis 900 Gulden, wie einen Weck auf dem Laden. Heute kostet Einer achtzehnhundert Gulden. Das beweist, daß sie selten sind; daß man viel zu thun, weit herumlaufen muß, bis man einen findet, und Sieben Gulden Dreißig? Nein, Herr Hofmann, wenn Ihr nicht zu den Zinsen noch die fünfzig Gulden in hartem Gelde fügt, so seid so gut und sucht Euch einen Andern! Adjes!

Jekuf war schon vor der Thür, als der Hofmann, der wohl erkannt, was auf dem Spiele stand, ihn eiligst zurückrief.

Setz' dich, sagte er, nahm sein Schuldbuch, quittirte die sieben Gulden dreißig Kreuzer Zinsen und sagte, ich habe dir das gethan, um dir Eifer zu machen. Du kriegst fünf Carolin, wenn du in drei Wochen Einen auftreibst!

IV.

Ich habe gesagt, der Doctor sei in der Klostermühle gewesen, hob nach einer Weile des Ausruhens und Pfeifenstopfens Schmiedjakob wieder an, da werdet Ihr wissen wollen, wer dort krank gewesen? Die Mutter Georgs ist es gewesen.

Die treue Seele kränkelte schon seit einem halben Jahre und magerte sichtbarlich ab. Das hätte den Müller weniger ängstlich gemacht, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihre Mutter und ihre Schwester an einer ebenso anfangenden, verheerend schnell um sich greifenden, sogenannten galoppirenden Auszehrung gestorben seien. Es ist erst in neuerer Zeit auch den Aerzten klar geworden, daß es leider gewisse, in der Familie leicht forterbende Krankheiten gibt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sie jedes Familienglied kriegen muß, aber so viel bedauerlich gewiß, daß sie unter begünstigenden Umständen leicht bei ihnen hervortreten kann. So hat mir unser Doctor einmal gesagt, und so viel glaub' ich aus seinem reichen Kram fremdartiger Worte, die ich nicht verstand, und vielleicht er selber nicht, herausgefunden zu haben.

Dem Müller schwante so etwas, und der Gedanke betrübte ihn um so mehr, als, wenn Mariechen sich etwa verheirathete, er wirklich in eine höchst unangenehme Lage kommen mußte. Er dachte daher, er müsse so viel als möglich zur Zeit einem Uebel begegnen, das leicht über ihn schwere Sorgen bringen könne. Der Doctor wurde berufen

und kam gerade an jenem Tage, als der Klosterhofmann vom Schlage getroffen wurde.

Leider fand der Arzt das Uebel bei Georgs Mutter schon so tief eingewurzelt und so weit vorgeschritten, daß er geradezu dem Müller sagte, das Ziel ihrer Tage sei nicht ferne und seine Kunst vermöge nicht den Gang einer Krankheit aufzuhalten, der eben unaufhaltsam sei. Das war von dem Manne ehrlich; und der Müller trug ihm auf, dem Sohne zu sagen, daß er, da seine Lehrzeit aus sei, baldmöglichst heimkommen wolle.

Das geschah denn auch, und Georg, den es ohnehin mit unwiderstehlicher Gewalt nach Altmünster zog, kam schon am nächsten Tage zur großen Freude seiner Mutter, die schon nicht mehr das Bett verlassen konnte. Ihm war das Herz ohnehin zum Zerspringen schwer, denn Jekuf, der einen Einsteher für Andres suchte, war ihm unterwegs begegnet und hatte ihm, zwar nicht von des Klostermüllers Geneigtheit, doch aber von des Hofmanns Absichten erzählt.

Wie war die gute Mutter selig in ihrer Freude, endlich den lieben Sohn wiederzusehen, der so groß und stark und ein so blühender Jüngling geworden, und nun so nahe am Ziele stand, daß er nach dreien Jahren der Wanderung schon sich als Meister setzen und seines reichlichen Auskommens gewiß sein konnte. Nach so langer Trennung welche Freude des Wiedersehens! Und doch, wie lag ein Schleier tiefer Wehmuth über diesem Wiedersehen. Sie ahnete, daß der Mutter und Schwester Krankheit auch sie bald von hinnen rufen würde; er hatte aus des Arztes Miene mehr herausgelesen, als aus seinen Worten

Des Müllers tiefer Ernst war ihm ja auch ein Zeugniß für den Grund seiner Besorgnisse gewesen, und wenn das Alles nichts ihm gesagt, Mariechens düstere Stimmung, ihre unterdrückten Thränen, die sie so sorgfältig der Kranken zu verbergen suchte, und der Kranken eigenthümlich verklärter Ausdruck — er hätte daran allein schon abnehmen können, seinem kindlichen Gemüthe und Herzen drohe der schwerste, der unersetzliche Verlust, der der Mutter.

Es war Samstag, als er kam, und hoher Sommer.

Den Sonntag wich er nicht von ihrem Lager. Er las ihr die Geschichten vom Kranken am Teiche Bethesda, von Lazarus von Bethanien aus dem heiligen Evangelio vor; er betete mit ihr, wie sie es einst an den heiligen Tagen mit ihm gethan, als er noch um sie war.

Mariechen trug die ganze Bürde der großen Haushaltung. Damit war ihre Abwesenheit vom Bette der Kranken, die sie wie ihre zweite Mutter liebte, entschuldigt. Der Klostermüller war nach der Morgenkirche bei ihr und ihm gewesen und hatte das Gespräch absichtlich auf Georgs Wanderjahre geleitet. Dabei sagte er: Georg, du sollst nicht als fechtender Handwerksbursche durch die Welt wandern. Ich werde dich versorgen, und du schreibst mir, wenn du Geld brauchst, wie ein Sohn an seinen Vater schreibt, offen und ehrlich, und ich gelobe dir vor Gott und deiner Mutter, daß ich wie ein Vater an dir thun werde; und wenn du einst wiederkehrest, und ich lebe noch, dann soll dir's, wenn du dich als Meister setzen willst, nicht an den nöthigen Mitteln fehlen, ich trete an deines Vaters Stelle dafür ein. Damit ab!

Die Mutter weinte leise und reckte ihre magere Hand aus, um die des Müllers zu fassen. Gott segne Euch und Euer gutes Kind für all das Gute, das Ihr an mir und meinem Sohne thut! sagte sie leise, und Georg küßte des Müllers Hand. Das überwältigte den festen Mann. Er drückte stumm ihre Hände, wischte sich eine Thräne vom Auge und ging hinaus. Es war ein wunderbares Gemisch in des Müllers Wesen: Weich bis zu einem gewissen Punkte und doch wieder so herrisch, hart und rücksichtslos, wenn es sich darum handelte, Pläne auszuführen, die er für gut erkannt zu haben glaubte.

Mariechen hatte der Kranken ihr Süpplein gebracht und war dann, da Georg ihre Stelle vertrat, in den Nachmittagsgottesdienst gegangen.

Bet' auch für mich, hatte die Kranke gesagt, als sie ihr liebevoll die Hand zum Abschiede gereicht. Nach dem Gottesdienst

hatte sie am Bette eine Weile gesessen und Georg zugehört, als er der Mutter den Trost der Schrift vorlas. Sie war dann an's Fenster getreten.

Plötzlich fuhr sie, wie von jähem Schreck durchzuckt, zusammen, wurde bleich wie eine Lilie und wankte hinaus.

Niemand hatte das im Kämmerlein der Kranken beachtet. Und sie kam erst wieder, als die Dämmerung des Sommerabends sich niederzusenken begann, daß in der thauigen Kühle des Abends und der Nacht die vom Sonnenbrand durchglühte Erde wieder aufathme und erfricht werde für den kommenden heißen Tag. Sie hatte viel geweint, sie war ungewöhnlich ergriffen und gebeugt. Sie konnte kein Wort sprechen, damit nicht wieder der kaum gehemmte Strom hervorbreche. Georg sah es wohl, aber er kannte ja die Deutung oder glaubte sie zu kennen. Sie lag für ihn so nahe, daß er gar nicht fragen mochte. Und doch war es etwas ganz Anderes, das mit jenem heftigen Erschrecken zusammenhing — denn während Georg am Bette der Mutter betend aus dem Gotteswort lesend saß, — war unten in der Wohnstube vom berechnenden Verstande des reichen Bauern sein und ihr Lebensglück geknickt, zertreten worden! —

Georg, sagte die Mutter, ich möchte ein wenig stille ruhen, vielleicht schlummern. Mariechen ist ja bei mir. Gehe du ein wenig in die kühle Abendluft, dich zu erfrischen. Du hast ja auch deine treuen Kameraden noch nicht begrüßt, die du so lange nicht gesehen und die sich freuen werden, dich wiederzusehen. Geh', thue es doch!

Er sah Mariechen fragend an, und sie nickte ihm in ihrer wehmüthigen Freundlichkeit zustimmend zu. Da nahm er seine Mütze und ging.

Es ist überall in unsern Dörfern die Sitte, daß die, welche mit einander confirmirt wurden, durch's ganze Leben zusammenhalten. So lange Mädchen und Bursche unverheirathet sind, gehen sie, da man auf dem Lande besonders an den Sonntagen frühe das Abendbrod ißt, um das Licht zu sparen, bei hellem Tage noch, nachher mit einander spazieren. Oft aber, und namentlich, wenn die Schaar eine zu große ist, gehen Bursche und Mädchen gesondert. So war es auch an diesem Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Transport eines Berliners im Oetzthale in Tyrol.) Leute, welche vor einiger Zeit thaleinwärts nach Fend gingen, sahen sich auf einmal durch einen merkwürdigen Transport aufgehalten. Ein Bauer, welcher als Transportführer vorausging, rief den entgegenkommenden Leuten schon von weitem zu: „ausgestellt". Wenige Schritte hinter dem Bauer keuchte ein auffallend im Angstschweiß gebadeter Herr einher. Dieser Herr wurde von einem zweiten Bauer, welcher über dem schmalen Thalwege dem Berge entlang ging, an einem langen, am Leibe des Fremdlings befestigten Stricke festgehalten und geführt. Knapp hinter dem festgebundenen Herrn aber schritt ein dritter Bauer als Arriergarde einher. Verdutzt blieben die thaleinwärts kommenden Leute stehen und schauten sich mit großen Augen diesen merkwürdigen Transport an, denn auf diese Weise pflegt man bei uns sonst nur ein gewisses gehörntes Thier weiter zu führen. Wer war nun dieser Gefangene? Der demselben vorausgegangene Bauer lispelte zwar geheimnißvoll den Leuten in's Ohr: „der Garibaldi", allein Das fand keinen Glauben. Man erfuhr auch bald, daß es ein „janz jewöhnlicher" Berliner war, welcher sich zwar auch hat fangen lassen, aber freiwillig und gegen billige Entschädigung unserer bäuerlichen drei Pallavicini. Da nämlich der Weg von Fend nach hl. Kreuz nicht die Breite einer gefahrlosen Etappenstraße besitzt, so hatte sich der um seinen Leib besorgte Mann auf obige Weise begleiten lassen und gleichzeitig den strengsten Auftrag ertheilt, daß auf seinen ersten Hilfruf der eine Bauer das Seil fest anziehen, die anderen aber unverzüglich auf ihn losgehen und ihn halten sollten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Dienstag, 14. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Als Georg aus dem Wege, der von der hier vorüberführenden Landstraße zur Mühle hinabbog, auf die Straße kam, sah er seine alten Kameraden aus dem Dorfe kommen, um ihren abendlichen Spaziergang zu machen. Als sie ihn erblickten, beschleunigten sie ihre Schritte und streckten schon von ferne ihm die treuen Hände entgegen. Voll Freudigkeit und Herzlichkeit war die Begrüßung und die Frage nach dem Befinden seiner Mutter.

Darauf zog man denn langsam weiter und dem Gefühle Georgs trug man Rechnung, sonst würde das Echo der nahen Höhen einen fröhlichen Gesang zurückgeworfen haben. Das Gespräch aber verbreitete sich bald über die neuesten Ereignisse im Dorfe.

Habt Ihr auch schon gehört, daß heute ein Wunder geschehen ist? hob Einer an, und daß, fuhr er fort, das Wetter noch lange so trocken und heiß bleibt, wie es ist?

Warum denn, und was ist denn das Wunder? fragte ein Zweiter.

Ei, erwiederte der Erste, es ist ein alter Fuchs aus seinem Bau gegangen, den er lange nicht mehr verlassen hat, das ist die Wetteranzeige. —

Man kannte den, der das gesagt, als einen humoristischen, lustigen Schalk. Wer ist denn der Fuchs? fragten Viele zugleich.

Seid Ihr denn alle mit Blindheit geschlagen? fragte der Erste. Habt Ihr den alten Klosterhofmann nicht durch's Dorf gehen sehen. Es ist das erste Mal, seit ihn der Schlag gerührt hat.

Alle lachten laut auf.

Ist denn der junge Fuchs, der auf einmal keine Hühner mehr stiehlt und mild, fromm und zahm geworden ist, nicht mit ihm gewesen? fragte ein Dritter.

Nein, sagte der Erste, der liegt an einer silbernen Kette, seit der Alte dem Wirth die dickgekreidete Rechnung bezahlt hat. Gebt Acht, wenn der Alte todt ist, wird er entweder schlimmer, als er war, oder ein ärgerer Geldmops und Knicker, als der Alte.

Dann schlüge er auch nicht aus der Art, denn die Klosterhofleute sind Wucherer gewesen und Knicker seit Menschengedenken. Darum ist auch ihr Reichthum so groß, sprach ein Vierter.

Aber das Wunder bist du uns noch schuldig, Jost; rücke heraus damit!

Das will ich, entgegnete der Erste, der den Namen Justus oder Jost trug. Ihr wisset doch alle, daß, seit der Anselm in der Klostermühle diese übernahm, eine alte Liebe zwischen ihm und dem Klosterhofmann besteht. —

Ja, wie zwischen Hund und Katze! rief Einer dazwischen.

Nun, fuhr Jost fort, der Müller ist ein ehrlicher Mann, das bezeugt alle Welt, und er ist reich geworden ohne den alten Fuchs auf dem Klosterhofe, der nie bei ihm mahlen ließ. So weit trieb er seinen Haß. Heute aber ist das Wunder geschehen, denn als ich den alten Knicker durch's Dorf gehen sah, so um 2 Uhr herum, dacht' ich: Wohin mag der, den Dreimaster auf dem Kopfe und das Meerrohr in der Hand, steuern? — Weit nicht, denn die Beine schlockern ihm noch, ob sie gleich nichts weiter zu tragen haben, als die Handvoll dürrer Knochen und das braungegerbte Fell, das sie umschließt.

Hast doch ein bitterböses Maul! sagte Einer.

Jost blieb stehen. Ich frage Euch, ob es unwahr ist? Sieht der alte Hofmann nicht aus, als hätte er drei Jahre im Schorn-

steine gehangen und sei ausgetrocknet und durchgeräuchert, wie ein vergessenes Rippenstück vom vorigen Jahre? —

Er hat wahrlich Recht! riefen etliche Stimmen. Aber, wo bleibt das Wunder?

Ihr laßt mich ja gar nicht dazu kommen, sagte Jost, und der Jockel, der den Alten so lieb hat, daß man meinen sollte, er hätte noch eine Tochter, die er gerne freien möchte, wirft mir immer mein böses Maul vor.

Ja, sagte Jockel, unser Nachbar sagte gestern, wenn der Jost einmal stirbt, muß man hintennach sein Maul extra todtschlagen, sonst raisonnirt es im Grabe noch!

Wieder entstand ein Gelächter, während sich Georgs Brust zu verengern begann, daß ihm schier der Athem fehlte, denn ihm dämmerte eine Vermuthung auf, die auf Mariechens Stimmung ein scharfes Licht fallen ließ.

Nun, sei dem, wie ihm wolle, und mag Euer Nachbar Recht haben oder nicht — ich ging dem alten Fuchs nach, und — was sagt Ihr? — er ging in die Klostermühle!

Ein Ach der lebhaftesten Verwunderung wurde laut.

Aber, was soll das bedeuten? Will der Alte Buße thun? Stirbt er bald und will sich vorher versöhnen? fragten Zweie zugleich.

Fehlgeschossen! sagte Jost. Er will weder Buße thun, noch sterben; sondern sein Andreschen thut Buße seit des Wirths Rechnung, über die den Alten der Schlag rührte, und da es ihm damit ein rechter Ernst ist, so will der Alte die gute Laune seines Söhnchens befestigen. Nun erinnert Ihr Euch alle der letzten „Kerbe". Da hat dem Andres die Krone und Perle der Mädchen von Altmünster, des Klostermüllers Mariechen, über die Maßen gefallen, und er hat nur und allein, ohne daß es der Vater verhinderte, mit ihr getanzt. Das war Nr. 1, des Andres Aenderung ist Nr. 2, und des Alten Gang in die Klostermühle ist Nr. 3, und Nr. 4 wird nothwendig die Heirath sein.

Armes Mariechen! da habt Ihr das Wunder! —

Jetzt entstand eine allgemeine Stille. Jeder schien sich die Sache zu überlegen. Endlich sagte Einer: Was du, Jost, mit Nr. 4 andeuten willst, ist doch noch nicht so sicher, wie du meinst!

He! rief Jost, ich müßte nicht wissen, wie ein reicher Bauer denkt! Reich zu Reich, Gleich zu Gleich! Und wenn auch das arme Mädchen zu Grunde geht. Sei nur stille! In wenigen Tagen ist's klar. Hätt' ich den Alten sehen können, als er heim schlockerte, so wollt' ich's jetzt schon wissen.

Ich bin ihm begegnet, sagte einer der Burschen, der bis jetzt kein Wort geredet hatte.

Nun, Anton, rief Jost, wie sah er drein?

Fröhlich und wohlgemuth, entgegnete Anton.

Da haben wir's! rief wieder Jost. Es ist kein Zweifel, der Klostermüller hat Ja gesagt. Der Handel ist fertig!

Ohne das Mädchen zu fragen? äußerte verwundert ein Anderer.

O du heilige Unschuld! spottete Jost. Wer den herrischen Klostermüller kennt, muß über so eine Frage laut auflachen! — Ich hab' drin einige Jahre schon getaglöhnert, fuhr Jost fort, und muß sagen, man hat's gut in der Klostermühle, gute Kost, ehrlichen Lohn und mäßige Arbeit. Man wird nicht todtgemacht wie auf dem Klosterhof, wo der Alte Lust hätte, Laternen auf's Feld zu schicken, wenn's dunkelt, wenn ihm das Oel nicht zu theuer wäre. Wie die Feierabendglocke läutet, sagt der Müller: Ab! Und mit dem Worte läßt er die Hand sinken, und die Arbeit ist alle; aber ich wollte einmal sehen, wenn Einer es nicht auf's Haar so macht, wie er's befiehlt! dann gäb's Donner und Blitz. Sein Kopf muß durchgehen. Es ist ein Glück, daß sein Kopf klar ist. So Einem soll das Mädchen ein Nein entgegensetzen? — Hi — das möcht' ich nicht wagen. Und Mariechen ist ein weiches, duldendes Gemüth. Das läßt sich, auch wenn sein Herz verblutet, an den Andres schmieden, weil es sich beugt unter des Vaters eisernen Willen.

Es war Nacht geworden. Der aus etwa zwanzig jungen Leuten bestehende Zug kehrte um, und so sehr waren Alle mit der Sache beschäftigt, daß Keiner es beachtet hatte, wie Georg heimlich zurückblieb und eiligen Schrittes zur Mühle zurückkehrte.

Digitized by Google

Leider fand er seine Mutter sehr zurückgefallen. Sie war so matt, daß sie ihm kaum ihre Hand reichen konnte. Es mußte im Innern ein Gefäß geplatzt sein, denn ein Blutsturz war erfolgt, dem um Mitternacht ein zweiter folgte. Er endete ihr Leben.

Furchtbar traf der neue Schlag den armen Georg. Er war starr und wie völlig gefühllos in seinem Schmerze, der das arme Herz bis zum Zerspringen preßte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsversprechen.

Julie hat sich verheirathen wollen und dabei ihre Garderobe verloren; Margot ist gegen Julieus Zukünftigen spröde gewesen und hat dadurch ein Kleid gewonnen. Der Zukünftige endlich hat zu Allem diesem den Vortheil viermonatlicher Kost und Wohnung, freilich hinter Schloß und Riegel, errungen. Lassen wir nun ein Jedes seinen Antheil an dieser Geschichte vor Gericht erzählen:

Julie: Ich bin 21 Jahre alt und als Kammerjungfer in der Rue Mont martre placirt. Durch eine Landsmännin wurde ich mit Herrn Jean bekannt. Dieser frug mich gleich am ersten Tag, ob ich mich nicht verheirathen wolle, ich sei ganz nach seinem Geschmack. Ich gab ihm zur Antwort, ich sei in meiner Stelle so schlecht und enge logirt, daß ich nicht einmal wisse, wohin ich mit meinem Koffer solle, und schon aus diesem Grunde sei ich nicht abgeneigt, mich mit einem guten Jungen zu verheirathen; worauf er erwiederte, da sei ich just am rechten Ort, ich könne gar keine bessere Wahl treffen als ihn, namentlich was den Platz betreffe, sein Zimmer sei nämlich außerordentlich groß, so daß ich, ohne ihn zu belästigen, bis zu erfolgtem Aufgebot meinen Koffer hineinstellen könne. Ich gab meine Zustimmung und trug meinen Koffer zu Herrn Jean. Darauf schickte ich mich an, nach Hause zu reisen, um meine Papiere zu holen. Ich nahm also einen Platz auf der Eisenbahn, dritter Classe...

Präsident: Ihre Reisebeschreibung können Sie anderswo erzählen; sagen Sie uns lieber, in welchem Zustand Sie bei Ihrer Rückkehr nach Paris Ihren Koffer gefunden haben.

Julie: Mein Koffer selbst war im besten Zustand von der Welt, man hatte ihm nichts zu Leide gethan.

Präsident: Fehlte denn auch nichts daraus?

Julie: Ei du mein Gott, freilich! Sonst wäre ich ja nicht hier. Es fehlte mir ein prächtiges Kleid, drei Unterröcke und ein rother Crinolinrock, endlich 19 Franken an Geld, die ich ganz unten in einem alten Strumpf verwahrt hatte.

Präsident: War das Kofferschloß erbrochen worden?

Julie: Aber das hatte Herr Jean ja gar nicht nöthig; ich hatte ihm ja den Schlüssel zurückgelassen!

Nun tritt Margot, eine hübsche Blondine, vor die Schranken und sagte aus:

Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Jean auf dem Ball. Beim ersten Contretanz fragte er mich, ob wir nicht der Ersparniß halber zusammenziehen wollten. Ich erwiederte, ehe ich auf so etwas eingehen könnte, müßte ich es erst überlegen. Beim zweiten Contretanz erzählte er mir, er sei Wittwer und besitze noch sämmtliche Effecten seiner seligen Frau. Zugleich versprach er mir ein Kleid. Nun war meine Ueberlegung gemacht, ich nahm seinen Vorschlag an und erhielt das Kleid.

Präsident: Haben Sie in dem Koffer weiße Unterröcke und eine rothe Crinoline gesehen?

Margot: Er ließ mich ja nie in den Koffer hineinsehen, sonst wäre mir die rothe Crinoline sicher nicht entgangen, ich sehne mich schon lange genug darnach!

Präsident: Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?

Jean: Schuldig? Hören Sie gefälligst erst, in welchem Verhältniß ich mit Fräulein Julie stand. Fragen Sie sie, mit wessen Geld sie die Reise nach Haus gemacht hat! Mit keinem anderen als dem meinigen: ich hatte ihr fünf Franken geliehen. Noch mehr: ich hatte ihr 8tägigen Urlaub für ihre Reise bewilligt; das Fräulein ist aber 14 Tage

ausgeblieben; da ich daher denken mußte, sie ziehe ihr Versprechen wegen der Heirath zurück, so habe ich inzwischen meine kleinen Forderungen liquidirt.

Präsident: Das heißt für 5 Franken, welche Sie ihr geliehen haben wollen, nahmen Sie Kleidungsstücke dieses Mädchens im abgeschätzten Werthe von 77 Franken, und 19 Franken an baarem Gelde; dies beweist nebenbei, daß Sie das arme Mädchen lediglich hinter's Licht führen wollten und so wenig vor wie nachher daran dachten, sie zu heirathen.

Jean: Nur aus Rücksicht für sie selbst, Herr Präsident, entsage ich der Heirath: während ihrer Abwesenheit sagte mir nämlich ihre Freundin, Julie sei brustleidend, und wenn sie heirathe, sei sie beim ersten Kinde so gut wie verloren.

Bei dieser Erklärung bricht Julie in ein herzliches Gelächter aus, daß alle Besorgnisse des theilnehmenden Auditoriums für ihre Gesundheit vollständig verscheucht werden, worauf Herr Jean die im Eingang erwähnte Belehrung verdientermaßen davonträgt.

Miscelle.

(Abbé Richard, der Wasserfinder.) Ein in Pesth erscheinendes Blatt erzählt über den bekannten Wasserfinder Abbé Richard Folgendes: „Die Hortobagy, die große Niederung an der Theiß, bekannt durch ihre Luftspiegelungen (Delibab), früher ein reiches Weideland für zahllose Heerden, ist heute eine dürre versengte Wüste; die bisher vorhandenen Brunnen sind beinahe sämmtlich versiegt, und die Heerden dem Verdursten nahe. Abbé Richard hat diese 5 Quadratmeilen große Fläche nach allen Richtungen durchwandert, um Quellen zu entdecken. Er raucht keinen Tabak, trinkt kein Wasser, und wenn er auch irgend ein Wasser kosten will, so taucht er höchstens seinen Finger in dasselbe. Bei seinen Forschungen nach verborgenen Quellen benutzt er kein anderes Hülfsmittel als einen Compaß und eine Wasserwage; um Landkarten kümmert er sich nicht, und bei großer Hitze, so äußert er sich, ist es ihm leichter, die unterirdischen Quellen aufzufinden. Er sagte, daß ein nicht zu beschreibendes, mit einer gewissen Erregung verbundenes Gefühl seinen Körper durchzittert, wenn er zu Fuß oder zu Wagen in die Nähe einer unterirdischen Quelle gelangt, doch beobachtete er mit seinem durchdringenden Blick fortwährend die Terrainverhältnisse der Umgegend. Fühlte er, in die Nähe einer unterirdischen Quelle gekommen zu sein, so ließ er den Wagen halten, stieg ab und ging eine Zeit lang hin und her, bis er mit seinem Stocke den Punkt bezeichnete, wo der Signalpflock einzuschlagen sei, wobei er nicht einmal eine zufällige Abweichung von 10 bis 12 Zoll duldete. Abbé Richard hat auf der Hortohagy 22 Punkte bezeichnet, an denen man reiche und gesunde Quellen finden werde. Auf dem mit Nr. 19 bezeichneten Punkt ließ demnach die Debrecziner städtische Behörde am 7. Juli das Graben eines Brunnens beginnen, dessen Durchmesser 12 Fuß beträgt. Die oberste Schicht, welche man zu durchgraben hatte, bestand aus schwarzer Erde, aber schon in einer Tiefe von 2 Fuß stieß man auf eine Schicht gelben Lehms, auf welche in einer Tiefe von 2 Klaftern und 5 Fuß eine Schicht Flugsand folgte, die ein Klafter mächtig war. Unter diesem Flugsand fand man harten blauen Letten, aus welchem am 17. Juli plötzlich eine so reiche Quelle hervorbrach, daß es nicht möglich war, den Brunnen tiefer als vier Klafter zu graben, obgleich abwechselnd 28 Männer durch 24 Stunden hindurch mit 5 großen Eimern das Wasser auszuschöpfen bemüht waren. Man gab daher das weitere Graben auf und richtete den Brunnen gehörig ein. Das Wasser dieses Brunnens ist rein, wohlschmeckend und sehr kalt. Es bricht aus drei Richtungen hervor, in Strahlen, die 7 bis 10 Zoll Durchmesser haben, und wenn das Wasser bis auf die Tiefe eines Klafters ausgeschöpft wird, so sprudelt es noch um einige Zoll über dem Wasserspiegel empor. Am 19. Juli warf das Wasser ein Stück einer Baumwurzel aus, an welcher sich Spuren von Braunkohlenbildung zeigen. Gegenwärtig wird auf dem vom Abbé Richard mit Nr. 7 bezeichneten Punkte gegraben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Donnerstag, 16. October 1862.

* Die Aussicht bei Nacht.

Keinen Laut der Freude, keine Klage
Hör' ich hier auf meiner Felsenbank.
Ruhig, wie am dritten Schöpfungstage,
Trinkt die Pflanze ihren Lebenstrank.

Leise haucht es aus den braunen Zweigen;
Schüchtern lauscht der halbe Mond hervor.
Grauenvolle Wolkenschatten steigen
Still an meines Hügels Fuß empor.

Wie so manche leichenkalte Wangen
Netzten heute Thränen, brennend heiß!
Wie so Manche, die nach Freude rangen,
Wanden zuckend sich im Todesschweiß!

Wie so Mancher rieb, sich zu erheitern,
Heut' umsonst die wüste Stirne roth!
Tausend sah'n ihr letztes Schiffchen scheitern;
Tausend wünschten betend sich den Tod.

Aber Träume flattern her und flüstern
Kranken Seelen Balsamworte zu.
Wunsch und Wahrheit müssen sich verschwistern,
Und der Kranke sinkt in sanfte Ruh'.

Was ist unser Wachen? was ist Träumen?
Weißt du's, Prüfer, der die Wahrheit sucht?
Auf der Täuschung Wunder-Blüthenbäumen
Wächst des Menschenslebens schönste Frucht.

Sanft von Truggeweben übersponnen,
Schafft der Geist sich selbst ein Paradies.
Raubt ein Morgen, was die Nacht gewonnen,
Dennoch war die Nacht nicht minder süß.

Pflückt die Balsamblume der Bethörung!
Laßt der Weisheit ihren Dornenkranz!
Keinem, keinem ward noch je Belehrung
Von des Erdenlebens Dissonanz.

Hasch' im Fliehen, hasche, guter Träumer,
Deiner Freude tanzendes Phantom!
Mit der Danaiden leckem Eimer
Schöpfst du sonst nach Trost im Lethestrom.

Löse sanft das Veilchen aus dem Moose!
Denn ein Grab, mit Blumen überstreut,
Ist für aufgeklärte Hoffnungslose
Diese ganze Erdenherrlichkeit.

Waldfischbach, im October.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

V.

In der Klostermühle war es still, wie im Grabe. Mariechen schlich umher, wie ein Schatten. Der Müller war, das sah man ihm an, durch den Tod der treuen Schaffnerin gebeugt. Georg war und blieb erschreckend theilnahmlos. Weinen konnte er nicht, bis er am Grabe der Mutter stand, da brach der tiefverhaltene Schmerz mit einer Macht hervor, die erschreckend war. Der Müller hielt ihn am Arme, daß er nicht in der Mutter Grab sprang, denn er rief verzweifelnd: Begrabt mich mit ihr! Was thue ich auf der Welt? —

Milder wurde dennoch dieser Schmerz wieder und sanfter, seitdem er weinen konnte. Als er am Abend einen Augenblick Mariechen alleine fand, faßte er ihre Hand und sagte: Ist es wahr? Hat er dem Andres das Jawort gegeben? Sie sagte, aufgelöst in Schmerz: Es ist wahr! — Da umfaßte er sie, drückte sie mit wilder Gewalt an seine Brust und eilte hinaus.

Er kam nicht zum Essen. Wo ist Georg? fragte der Müller.

Er ist in's Dorf gegangen, erwiederte

Peter. Er läßt Euch ein Lebewohl sagen, weil er nicht wiederkehren werde.

Der Müller schwieg und legte seinen Löffel weg. Weißt du nicht, wo er hin ist? fragte er den Knecht.

Nein, antwortete dieser. Er wollte mir's nicht sagen! —

Mariechen stand auch vom Tische auf und wankte auf ihre Kammer.

Am entgegengesetzten Ende des Dorfes, im letzten Häuschen, wohnte der Jude Jekuf. Es war vielleicht zehn Uhr des Abends, als es am Fenster klopfte. Jekuf war von einer weiten Wanderung todtmüde heimgekommen.

Wer klopft? fragte er.

Jekuf, sagte die Stimme draußen, habt Ihr zu Nacht gegessen?

Ja, war des Juden Antwort.

So kommt einmal heraus!

Was willst du denn mit mir? Ich kenne dich nicht, entgegnete innen der ängstliche Jude.

Ich weiß einen Einsteher! antwortete die Stimme.

Gleich! gleich! rief der Jude, drückte seine Mütze auf den Kopf und kam heraus.

Da stand Georg vor ihm. Du? fragte der Jude erstaunt.

Ich bin's selbst. Ich will für den Andres Einsteher werden, aber nur unter einer Bedingung: Heute Abend muß noch Alles fertig gemacht werden und Niemand darf's erfahren.

Komm, rief freudig Jekuf, und zog ihn fort auf den Weg zum Klosterhofe.

Als sie dort ankamen, erstaunte der Hofmann und sein Sohn, daß Georg sich als Einsteher anbot, aber sie ergriffen gerne die Gelegenheit. Der Handel wurde fertig gemacht. Andres schrieb den Contract, den der alte Hofmann und der Jude mit unterzeichneten. Georg erhielt achtzehnhundert Gulden und vierhundert sogleich. Dann brach er noch diesen Abend auf, um sich auf der Oberpräfectur zu melden, wohin ihn Andres begleiten mußte. Das Geld wurde ausbezahlt und die beiden jungen Männer, zur Sicherheit von einem Knechte gefahren, brachen auf. Sie fuhren die ganze laue Nacht durch und erreichten gegen Mittag die Stadt, wo die Oberpräfectur sich befand. Georg wurde gemessen, besichtigt und angenommen. Der Präfect entsprach seinem Wunsche gern, sogleich mit einem Transporte Rekruten, die bereits eingestellt waren, nach dem Depot gebracht zu werden, das in Metz sich befand.

Andres erhielt die nöthigen Urkunden und kehrte, sobald die Pferde ausgeruht hatten, nach dem Hof zurück. Sein Vater ging am andern Tage wieder in die Klostermühle und sagte dem Müller, daß sie noch gestern Abend einen Einsteher gefunden hätten, der mit dem Andres bereits nach der Oberpräfectur in der Nacht abgereist sei.

Wer ist's? fragte, seine innere Bewegung bemeisternd, der Müller, denn er ahnte, daß es Georg sei.

Nun, dir Anselm, darf ich es sagen: es ist Georg, entgegnete der Hofmann.

Der Klostermüller zuckte zusammen. Ich hab' mir's gedacht, sagte er, denn aus dem Hause hier schlich er sich im Dunkel weg. Er ließ Alles, Kleidungsstücke, Hemden, zurück, um uns glauben zu machen, er käme wieder. Ich hatte es doch so gut mit ihm vor und wollte für ihn sorgen, wie ein Vater. Und nun macht er diesen unverantwortlichen Streich!

Undank ist der Welt Lohn! sprach salbungsvoll der Hofmann.

Von Undank ist keine Rede, erwiederte der Müller ärgerlich. Es thut mir um des braven Jungen willen leid; aber es ist nicht mehr zu ändern! Möge Gott ihn schützen!

Der Hofmann ging wieder, denn mit dem Müller war heute über die Ehepakten, die sie aufstellen wollten, nichts mehr zu reden. Er war zerstreut und redete fast nur, was er mußte.

Als der Hofmann fort war, saß der Müller lange in seinem Sorgsessel, der heute wohl ein Sessel der Sorgen war. Er überlegte, ob er es Mariechen sagen sollte, und wußte nicht, wie er es anzufangen habe. Sie trat endlich in das Zimmer, fast wankenden Schrittes. Ihr Blick war matt; ihre Augen geröthet; ihre Gesichtsfarbe schneeweiß.

Ist Nachricht von Georg da? fragte sie.

Ja, Kind, war des Müllers Antwort. Er ist gestern Abend auf den Klosterhof mit

dem Juden Jekuf gekommen, der für Andres einen Einsteher suchen sollte. Dort hat er sogleich den Accord gemacht und ist diese Nacht schon fort, um in das Heer einzutreten.

Das Mädchen stand mit gefalteten Händen vor ihrem Vater, ein Bild des Jammers. Ihr mattes Auge blickte starr in das Seine, daß er es niederschlagen mußte. Endlich sagte sie: Es ist gut so. Er findet vielleicht eine Kugel, die barmherziger ist, als die Menschen, und mir verblutet das Herz nur langsamer!

Sie ging hinaus und der harte herrische Mann blieb in der Stube zurück; aber die Brust schnürte es ihm zusammen, daß er fast nicht athmen konnte. —

Morgens war Alles vorüber. Er hatte seinen Gleichmuth wieder gewonnen, und Mariechen schlich umher wie ein Schatten. Das rührte ihn nicht. Ein Menschenherz ist zäher Stoff, sagte er, es bricht nicht so leicht und der Vater muß verständiger sein, wie ein unmündiges Kind, das nicht weiß, was ihm frommet; aber es ist und bleibt ein Unglück, wenn ein reicher Mann, der ein kleines Mädchen hat, einen gleichalterigen, armen Buben in's Haus nimmt. Ich bin an dem Kreuze selber schuld. Ich hätte es wissen können!

Da die Hochzeit nicht eilig betrieben zu werden brauchte, so suchte der Müller, der auf die Heilkraft der Zeit rechnete, sie in die Weite zu ziehen. Wirklich hatte er die Genugthung, daß Mariechen ruhiger, ergebener wurde, und auch weniger abstoßend sich gegen Andres benahm. Das arme Schlachtopfer sah ja ein, daß Alles nichts half; daß sie sich ergeben mußte und so ergab sie sich in ihr hartes Geschick, eine Hoffnung im Herzen nährend, die, daß ein baldiger Tod sie ihrem Elende enthebe, und darum flehte sie alle Tage.

Das bewirkte sie bei Andres, daß er von einer großen Hochzeit abstand, nämlich von einer, die in Saus und Braus drei bis vier Tage zu dauern pflegt, und daß die Kosten, die ihr Vater, nach landesüblichem Brauche, zu bestreiten gehabt hätte, an die Armen gegeben würden.

Vier Wochen später war sie des Andres Frau. Der Klostermüller hatte darauf gedrungen, daß die jungen Leute in der Klostermühle wohnen sollten, allein das ging doch nicht an, da der alte Hofmann unmöglich den Geschäften des Hofes mehr vorstehen konnte. So entschloß er sich denn, eine alte Person in's Haus zu nehmen, die Mariechen auf einem nahen Dorfe kannte, und das junge Paar zog auf den Hof.

Kummervoll zog das arme junge Weib aus der väterlichen Mühle, kummervoll zog sie in den schönen Hof ein. Man sah kein Lächeln mehr in ihrem schönen, bleichen Gesichte. Sie stand ihrem Hauswesen wohl vor und ließ sich, wie auch der alte Hofmann scheel dazu sah, in ihrer Wohlthätigkeit nicht hemmen. Sie pflegte den alten Mann mit Gewissenhaftigkeit und Treue. Es war ihr Nichts zu schwer, Nichts zu viel, Tag und Nacht, was sie ihm zur Erleichterung leisten konnte. Der Alte sagte, sie ist ein Engel! Das sagte das Gesinde, das sagten die Taglöhner, die Armen. Andres trug sie auf den Händen, wie man so sagt, um die höchsten Erweisungen der Freundlichkeit, des Wohlwollens und der Liebe zu bezeichnen; sie vergalt es ihm durch Freundlichkeit und Dankbarkeit, aber der warme Lebenshauch der Liebe wehte ihn nicht an. Es war ihm, als stehe eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihren Herzen. Es war und blieb etwas Stilles, Zurückgezogenes, Ernstes, Kaltes in ihrem Wesen. Beobachtete er sie ungesehen, so stand sie oft Minuten lang mit gefalteten Händen da und die Thränen rieselten über die bleichen Wangen und die Lippen bewegten sich leise. Dann fuhr plötzlich ihr Kopf in die Höhe. Sie sank auf ihre Kniee, hob die gefalteten Hände empor und betete mit einer unaussprechlichen Inbrunst. Dann sprang sie auf und eilte an ihre Geschäfte, um das Versäumte einzuholen.

Allmählig dämmerte bei ihm der Gedanke, als ob eine geheim genährte Liebe die Scheidewand zwischen ihm und Mariechen sei. Er forschte, wo er hoffen konnte, Etwas zu erfahren, aber nirgends war eine Spur zu entdecken. Er dachte manchmal an Georg, aber der war ja als Knabe weggekommen, dann in drei Jahren nur zweimal

Digitized by Google

ganz kurz in der Mühle geweſen. — Nein, damit war es Nichts, und ſo lag dann wieder Alles im tiefſten Dunkel, das auch kein Lichtſtrahl erhellte oder einen Ausweg zeigte.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

△ (Lob des Münchener Bock aus engliſchem Munde) Das Londoner „Parthenon" läßt ſich einen enthuſiaſtiſch gehaltenen Bericht über den berühmten Münchener „Bock" ſenden. Darin wird zunächſt das Publikum des Bockkellers geſchildert. „Der da", ſchreibt er, „mit dem glatten, röthlichen, wohlgelaunten Angeſicht iſt ein Gelehrter, deſſen Forſchungen über den animaliſchen Organismus ſeinen Namen verherrlicht haben; Forſchungen ſo minutiöſer Art, daß, wenn die Fliegen Hühneraugen an den Füßen hätten, er ſie gewiß nicht blos entdeckt, ſondern gewiß auch operirt hätte. Und dort ſitzt ein Maler, deſſen anmuthige Bilder aus der Sagen- und Feenwelt nicht ihres Gleichen haben. Dennoch liebt er das Bier, und das Bier, nach ſeinem Ausſehen zu ſchließen, zeigt ſich dankbar und findet Wohlgefallen an ihm. Neben ihm erſcheint der treffliche Kenner des Shakespeare's und unſerer anderen altengliſchen Dramatiker, und der, mit dem er ſpricht, der lange, hagere Mann, welchen ſelbſt der Bock nicht fett macht, iſt ein Künſtler, deſſen humoriſtiſche Phantaſie, wie ſie ſich in zahlloſen Illuſtrationen zeigt, ſchlechterdings unerſchöpflich ſcheint. Ein Anderer kommt dazu, um ſich nach gethaner Arbeit an einem oder auch an zwei Gläſern zu erquicken; er wandelt leicht dahin, wiewohl ſein graues buſchiges Haar ſchon von manchem Winterfroſt erzählt. Seht, wie ſein Auge blinkt in Erwartung des „köſtlichen Stoffes"! Das iſt der Mann, der das Lob des Bieres ſingt, und Barry Cornwall würde genug haben, ſich gegen ihn zu behaupten; denn manches Lied wird von ihm in Bayern geſungen und kein anderer Liederdichter iſt populärer. Gleichwohl iſt er ein Profeſſor, der die Geheimniſſe der Natur ebenſo gut wie die ſchäumenden Humpen in ihrer Tiefe zu ergründen vermag...." Viele Münchner brauchen den Bock als eine Art Maikur, weßhalb auch viele Aerzte anweſend ſind. Das Hopfenbitter im ächten Pale Ale iſt als ein Stomachale bekannt, und die Fülle des Malzes im Bock wirkt ebenfalls heilkräftig, wiewohl in anderer Art." Am Schluß wird der engliſche Bockberichter poetiſch und beſingt das herrliche Gebräu.

Logogryph.

Vier Zeichen ſtell' ich Dir zu Gebot;
Du mögeſt Dich nun beſtreben,
Die Zeichen, die ohne Kopf doch todt,
Durch beliebigen Kopf zu beleben;
D'rum ſuche denn aus dem Alphabet,
Was dieſen vier Zeichen als Kopf wohl ſteht,
Du wirſt nicht die rechten verfehlen,
Nur achtmal haſt Du zu wählen.

1. Sie geben aus längſt vergangener Zeit,
Vom grauen Alterthum Kunde,
Doch ſelten tönet Wahrhaftigkeit
Aus ihrem redſeligen Munde.
2. Wir ſtehen gekrönten Häuptern nah',
Und wer uns als ihre Diener einſt ſah,
Hat oft, wenn die Jahre entſchwunden,
Als Gebieter uns wiedergefunden.

3. Der Muthige ſchrecket vor mir nicht zurück,
Und muß er auch Schweres vollbringen,
Er ſiehet Gefahren mit furchtloſem Blick,
Ihn lohnt oft das ſchönſte Gelingen.
4. Doch wer mich im bangen Herzen hat,
Der iſt nicht fähig zu kühner That.
5. Verſäume nicht, liebſt Du Dein Leben,
Sein tägliches Brod ihm zu geben.

6. Wer wandelt im ſchaurigen Dunkel der Nacht,
Den wird es mit Freude erfüllen,
Wenn in dieſem ihm freundliches Licht erwacht,
Seine Furcht, ſeine Sorgen zu ſtillen.
7. Bei mir iſt Tödten ſelbſt Dem eine Luſt,
Der ſonſt auch das friedlichſte Herz in der Bruſt.
8. Der Gram wird's am leidenden Herzen,
Vergrößernd des Kummers Schmerzen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 101. Speyer, Samstag, 18. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Durch seine Nachforschungen, die er mit der größten Vorsicht betrieb, war er öfter in das altbekannte Wirthshaus gekommen. Der Wirth wußte freilich, daß das Ankreiden, das er so meisterlich verstand, nun nicht mehr ging, seit Andres Besitzer des Hofes war; aber Andres blieb doch derjenige Fisch, den wieder zu fangen, jeglicher Köder angewendet wurde.

Bedenkt man freilich die Lage des armen Andres, so wird man milder urtheilen müssen, wenn er wieder allmälig ein Wirthshausgänger, Säufer und Spieler wurde, der zuletzt allem Bitten und Flehen Mariechens unzugänglich, sogar roh, sie zu mißhandeln begann, wenn sie auf die Erhebung seines sittlichen Gefühls zu wirken suchte. Es war die stets sich Eine aus der Andern entwickelnde Folge eines Lebens ohne Liebe, eines kalten, oft abstoßenden Wesens, das er in seinem Hause fand. Seine Ehe war kinderlos; er hatte, in Summa, Nichts, was ihn an sein Haus hätte fesseln können und auch seine Liebe zu Mariechen schwand und gab einer wachsenden Unzufriedenheit und Bitterkeit Raum.

So wurde die Kluft zwischen den Ehegatten immer weiter, immer unausfüllbarer. Der Müller, der endlich von der Lage der Dinge Kenntniß erhielt, obgleich sein hingeopfertes Kind nie ihm klagte, kam auf den Hof, gab erst lange Zeit gute Worte; allein die blieben völlig erfolglos.

Eines Tags — nachdem Jost, der das Elend nicht mehr ansehen konnte, zu dem Müller getreten war und sprach: Wollt Ihr Euer Kind todtschlagen lassen? — eilte der Müller in höchster Aufregung auf den Hof. Er fand Mariechen wirklich blutrünstig geschlagen. Jetzt endete seine Geduld und er trat mit der ganzen Wucht seiner Vorwürfe vor den Schwiegersohn, und bald waren die Wüthenden handgemein. Mariechen und der alte Hofmann warfen sich dazwischen, und nicht ihrer leiblichen Stärke, wohl aber ihren Thränen gelang es, sie zu trennen.

Schnaubend im bodenlosesten Zorne rief der Müller: Mariechen, du gehst mit mir in dein väterlich Haus! Hier dich mißhandeln lassen, das duld' ich nicht! Ihr müsset geschieden werden und sollt' ich drüber ein Bettler werden. Komm', mein Kind!

Er streckte die Hand nach ihr aus, aber Mariechen trat zurück. Sie sah ihren Vater starr an und sagte: Ich bin vor Gott sein Weib! Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Ich harre duldend aus, wie ich das Joch duldend übernahm, das mir eure Hand, euer Stolz und eure Habsucht auferlegte, mein Vater! Ich bleibe hier. Mag es Gott fügen, wie Er will. Ich habe Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein! Dies sprach sie feierlich, ergreifend für Alle.

Sie verhüllte ihr Gesicht und eilte weinend in's Haus. Hätte Andres das gehört, wer weiß, was in seiner Seele vorgegangen wäre; aber er war zum Hofe hinausgestürzt in wüthendem Zorne und hinab in das Dorf geeilt, wo er im Wirthshause Besänftigung im Weine für seine Aufregung suchte.

Der alte Hofmann lehnte stumm wider dem Pfosten der Hausthüre. Der Müller aber stand starr über die Worte, die ihm sein Kind gesagt, wahr und unwiderleglich gesagt. — In ihm sprach's: So ist's! Du, du trägst die Schuld dieses Elendes. Du hast zwei Herzen auseinander gerissen, die in Liebe verbunden waren, und das Eine in

den Abgrund des Elends und Unglücks, das Andere in den Tod gejagt. Müller, es kommt die Stunde, wo es heißt: Gib Rechenschaft von deinem Haushalte! — Diese Gedankenreihe ergriff ihn mit so furchtbarer Gewalt, daß er fortstürzte, hinab, auf Umwegen, zur Mühle, auf weiten Umwegen, wo er Niemanden begegnen konnte.

Ach, warum bin ich nicht gestorben, ehe ich das unglückliche Haus betrat? seufzte das arme, junge Weib. Ihr Kopf brannte, ihre zerschlagenen Glieder schmerzten sie, daß sie sich nicht auf den Beinen halten konnte.

Josts Frau, eine Jugendgespielin Mariechens, ihr treu ergeben, eilte ihr zu Hülfe, da sie als Taglöhnerin grade auf dem Hofe war. Sie saß an ihrem Bette und hielt ihre fieberisch brennende Hand in der Ihrigen und ihre Thränen flossen stille. Dies tiefinnige Mitleid, das schweigend, und doch so beredt tröstete, that Mariechen wohl. Sie bat die junge Frau, bei ihr zu bleiben, wenn sie, wie sie fürchtete, schwer krank würde, um sie zu pflegen; aber — doch ja zu schweigen über Alles, von dem sie Zeuge gewesen und wohl auch noch werden würde.

So lag eine Ahnung dessen, was kommen sollte, in ihrem Herzen. Und wie konnte die furchtbare Aufregung und Erschütterung bei einem schon so lange tief innerlich leidenden Wesen ohne Folgen bleiben? Schon in der Nacht stieg das Fieber zu einer beängstigenden Höhe. Sie redete irre. Sie sah Nichts, als den Kampf ihres Vaters und Gatten. Sie wollte heraus, um sie auseinanderzureißen, und wenn Jost's Frau, ein starkes, junges Weib, sie zurückhielt, so schrie sie um Hülfe und Beistand, daß kein Unglück geschehe! —

Es war eine gräßliche Nacht! Und draußen brüllte ein furchtbarer Sturm, so mächtig in seinen Athemstößen, als wolle er Alles von der Erde hinwegfegen, was es wagte, sich ihm entgegenzustellen. Die Blitze zuckten in einer Lichthelle, daß die Wächterin trotz des Lichtes allemal empor fuhr. Der ganze vom Hofe zu überblickende Umkreis des Himmels schien in lichten Flammen zu stehen; der Donner aber rollte, krachte, dröhnte, daß die Erde bebte und die Geräthe wankten. Endlich stürzte, nachdem das Gewitter seine ganze Macht entladen zu haben schien, ein Regen herab, der gleich zu sein schien jenem, da sich alle Fenster des Himmels aufthaten und die Wasser über der Veste herabstürzten und die Brunnen der Tiefe sich aufthaten und ihre Wasser hervorwarfen. Man hörte Bäche rauschen, wo nie solche waren, und unten der Bach, in den sie sich ergossen, schwoll zum mächtigen Strome an, der Alles mit sich fortriß, auch jene altersschwache, wetterzerfressene Brücke, die einige hundert Schritte hinter dem Dorfe über den Bach nach dem Klosterhofe führte, und die noch aus den Zeiten des Klosters stammte und längst den Einsturz gedroht.

Weit nach Mitternacht erst wurde der Regen, oder besser der Wolkenbruch, denn es war ein solcher, sanfter und hörte endlich gegen Tag völlig auf, aber es herrschte eine furchtbare Dunkelheit, da es im Neumond war.

(Fortsetzung folgt.)

Panegyrikus auf die Schneider.

Ueber die Verhandlungen des Schneidercongresses oder richtiger der vierten Generalversammlung der „deutschen Bekleidungs-, nunmehr europäischen Moden-Academie", welche am 6. und 7. August l. J. zu Heidelberg abgehalten wurde, ist von dem „Directorium" ein sehr ausführlicher Bericht in Broschürenform veröffentlicht worden, der des Interessanten viel enthält. Wir entnehmen demselben folgenden Toast auf die Bekleidungskunst, welchen der Hofschneider Kohn aus Berlin bei dem gemeinschaftlichen Mahle ausbrachte. Der Toast lautet:

Meine Herren!

Wenn wir das gesammte Handwerk im Großen und Ganzen als einen Baum betrachten, dessen Schatten und Früchte dem Menschengeschlecht zu Gute kommen, so ist einer der edelsten Zweige dieses Stammes unbestritten das — Schneiderhandwerk.

Es ist das Loos alles Großen auf Erden, der Schmähung, dem Spotte Preis gegeben zu sein. Auch der Schneider ist diesem Schicksal nicht entgangen. Man hat ihm den Ueberfluß an fehlendem Muth zum Vor-

wurf gemacht und ihn gebrandmarkt in Wort und Bild, z. B.:

Es waren einmal die Schneider,
Sie hatten guten Muth;
Es tranken neun und neunzig
Aus einem Fingerhut ꝛc.

Man hat ihn als Modell einer frostigen Seele hingestellt, ohne daß es dem Spott gelungen wäre, eine solche Behauptung zu begründen; man hat vergessen, daß General-Feldmarschall Derfflinger auch ein Schneider gewesen, und die Statistik ist den Beweis schuldig geblieben, daß es auf den unzähligen Schlachtfeldern der Weltgeschichte an frostigem Schneiderblut gefehlt habe.

Der Wahrheit die Ehre: Natur und Beruf haben dem Schneider eine achtbare Stellung in der menschlichen Gesellschaft angewiesen.

Dem Schuhmacher gehört der Fuß, dem Hutmacher der Kopf, dem Handschuhmacher die Hand, dem Schneider der ganze übrige Körper. Welch' großes Terrain für seine humane, Blößen deckende Thätigkeit, welch' weites Feld für seinen neu fabrizirenden und flickschneiderischen Beruf! Hose und Weste und Mantel und Unterjacke und Paletot und Atlaskleid und Mantille und Unterrock und Schlafrock und Hausrock und Gartenrock und Reiserock und Schnürrock und Turnrock und Regenrock und Leibrock und Jagdrock und Staatsrock: eine große gesegnete Aufgabe, auf Taille!

Der Stammbaum des Schneiders hat in den Urwäldern der grauen Vorzeit gestanden. Als Eva den giftigen Apfel der Schlange verzehrt hatte, erwachte unmittelbar darauf in ihr die Schneidersehnsucht. Gegen das Paradies tauschte sie den Schneider ein, und unzählige Frauen hat es gegeben und gibt es noch heute, die bei ihrer ungeheuchelten Zuneigung zur Schneiderzunft, der Meinung sind, Eva habe ein ganz gutes Geschäft gemacht.

Dem Schneider ist die ganze Welt vernünftiger Säugethiere unterthänig oder doch steuerpflichtig. Kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, kein Beruf, der ihm nicht in die Hände fiele. Seine Wirksamkeit reicht vom Taglöhner im leinenen Kittel bis hinauf zum purpurnen Manteltäger. Er hat die Macht, den gewiegtesten Diplomaten unter die Arme zu greifen, den wirklichen und nicht wirklichen Geheimeräthen etwas am Zeuge zu flicken; er legt den rechten Maßstab an die Person eines constitutionellen Ministers und hat bei seinen Maßnahmen die beste Gelegenheit, seiner politischen Ueberzeugung durch diverse leichte Rippenstöße und obligate Kneifer den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Was wäre die Welt ohne Haute volée, und was wäre die Haute volée ohne Schneider? Der Schneider ist der Vater der Mode, der Großvater des herrschenden Geschmacks, der Fabrikant der Schönheit und der Geburtshelfer der Grazie. Er ist der Staatsanwalt für das schöne Geschlecht. Das Kleid macht nicht den Mann, aber — die Frau. In dankbarem Hinblick auf ihren Schneider darf die Frau mit Ludwig XIV. sagen: Der Staat bin ich! Die Triumphe, die Eroberungen der Damenwelt sind nicht selten dem Schneider auf die Rechnung zu stellen, und gar häufig wird ein leichtes dünnes Kleid zum Kuppelpelz, zur Ehre und zum Verdienste des Schneiders.

Der Schneider hat wie der Doctor seine Specialitäten. Wie es Frauen- und Kinderärzte, Aerzte für den Kopf, für Brust und Unterleib gibt, so gibt es auch Frauenschneider, Kinderschneider, Westenschneider, Hosen- u. Schlafrockschneider. Viele Schneider aber sind, wie es Aerzte und Mädchen für Alles gibt, auch Schneider für Alles; sie schaffen Negligée und Galla, sie arbeiten für Civil und Militär, für Salon und Kammer und Kabinet, sie fabriziren Mäntel wie Westen, Jacke wie Hose.

Der Schneider ist selbst der tüchtigste Doctor des Menschengeschlechts, wenn er auch täglich neue Staatsprüfungen durchzumachen hat. Er ist es, der vor Erkältung schützt, vor Katarrh und Gicht, und der ein Universalmittel hat gegen das Reißen. Er versteht es, das schwache Geschlecht stark zu machen und die Schwindsucht gewisser Theile zu beseitigen (eine Kunst, die hinreichend Anerkennung gefunden in beiden Hemisphären). Er weiß durch einen kühnen Schnitt auch ohne Chloroform

überaus glücklich zu operiren, das Ueberflüssige am Körper fortzunehmen und das Fehlende plastisch zu ersetzen. Wo einzelne Partieen durch Brand zerstört sind oder an Schnittwunden leiden, da ist schnell etwas Neues eingesetzt und die Vereinigung ohne Wundfieber bewirkt. Ja, bei extremen pathologischen Zuständen führt die Schneidermedizin oder die medizinische Schneiderei eine Wendung, eine Umkrempelung aus, eine Operation, auf welche die wirkliche Medizin wohl Ursache hat, eifersüchtig zu sein."

(Schluß folgt.)

Miscelle.

(Versteinerter Wald bei Chemnitz.) Das massenhafte Vorkommen verkieselter Bäume in der Nähe des Chemnitzer Bahnhofs hat gegenwärtig in allen Schichten der Bevölkerung des sächsischen Manchester die allgemeinste Theilnahme erregt. Alt und Jung strömt nach dem Sonnenberge, um einen Baumstamm zu bewundern, welcher bei einer Schleußenanlage in den thonsteinreichen Schichten des Rothliegenden bloßgelegt worden ist. Derselbe ist gegen 12 Ellen lang und zeigt an dem einen Ende 1½ Elle, am andern gegen 1¾ Elle Durchmesser. Er ist nicht mehr in aufrechter Stellung, sondern, wahrscheinlich schon im verkieselten Zustande, abgebrochen und umgestürzt. Unzählige Stücke, theilweise von vielen Zentnern Gewicht, welche ähnlichen Stämmen angehört haben, findet mnn in der nähern Umgebung zerstreut. Wiewohl schon Tausende dieser Stücke von den Bewohnern der Stadt aufgelesen worden sind, so ist doch immer noch Material genug vorhanden, um alle naturhistorischen Museen der Erde damit reichlich versorgen zu können. So weit man schon jetzt auch ohne genauere mikroskopische Untersuchung urtheilen kann, gehören sämmtliche bis jetzt gefundene Stammstücke einer Arancarienform der Vorwelt an, welche von dem bei Chemnitz am häufigsten vorkommenden Araucarites Saxonicus (früher Megadendron Saxonicum Reichenbach) kaum verschieden sein dürfte. Der größte Stamm dieses Nadelholzes, welches den in den südlichen Staaten Nordamerika's lebenden Araucarien am Nächsten verwandt ist, wurde bis zum Jahre 1849 unter dem Namen der „versteinerten Eiche von Chemnitz" in dem mineralogischen Museum zu Dresden bewahrt, wohin er von Hilbersdorf aus im Jahre 1752 auf Walzen transportirt worden war. Hilbersdorf bei Chemnitz ist durch das häufige Vorkommen von riesigen Baumfarren, den sogenannten Staarsteinen, neben Araucarites in wissenschaftlicher Beziehung schon längst ein klassischer Ort geworden. In den „Dendrolithen von Bernhard Cotta" und andern Schriften sind diese ausführlich beschrieben worden. Sie können nur mit Formen verglichen werden, welche Neu-Granada, Caracas, Brasilien und andern Ländern mit ähnlichen klimatischen Verhältnissen angehören. Einen ähnlichen Reichthum an verkieselten Hölzern im Rothliegenden, wie bei Chemnitz, kennt man zur Zeit nur bei Radowenz in der Nähe von Weckelsdorf und Adersbach im nördlichen Böhmen, unter welchen eine ähnliche Araucarienform, Araucarites Schrollianus Göppert, bei Weitem vorwaltet. Der versteinerte Wald bei Kairo, dessen Hauptpflanze nach Unger's Untersuchung Nicolia Aegyptiaca Unger ist, hat ein weit jüngeres Alter, als das des Rothliegenden ist. Zur Bestimmung des relativen Alters für den bei Chemnitz versteinerten Wald darf nur daran erinnert werden, daß der Ablagerung des Rothliegenden, welches denselben umschließt, die Entstehung des obern Jochsteines, die ganzen Epochen der Trias, der Juraformation, des Quaders, und der Kreidezeit, der Braunkohlenformation, des Diluviums und des Alluviums gefolgt sind, so daß zwischen die Entstehung jenes Waldes und der gegenwärtigen alluvialen oder historischen, durch das Auftreten des Menschen charakterisirten Zeit mindestens fünf allgemeine Schöpfungsepochen oder Hauptentwicklungsstufen in der Geschichte der Erdrinde zu liegen kommen. (D. J.)

Auflösung des Logogryphs in № 100:

Sagen. Pagen. Wagen. Zagen.
Magen. Tagen. Jagen. Nagen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Dienstag, 21. October 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Die Kranke hörte und sah nichts von dem furchtbaren Aufruhr in der Natur, welcher der Wächterin so unendliches Grauen verursachte, daß sie auf ihren Knieen flehte, Gott wolle sich in Gnaden erbarmen.

Im Wirthshause saß Niemand mehr als Andres, der völlig trunken war und kaum sich aufrecht halten konnte.

Plötzlich erschallte draußen der Ruf: der Klostermühle zur Hülfe, das Wasser reißt sie fort!

Mag es thun, was es nicht lassen kann! lallte Andres; aber der Wirth mit seinem Sohne stürzte hinaus, dem bedrängten Müller zur Hülfe.

Die Bewohner der Mühle hatte das sündfluthartige Gewässer schlafend überrascht oder doch sorglos. Als es aber plötzlich so gewaltig kam und über alle Wehre und Dämme stieg, als die Balken krachten und die Räder der sechs Mahlgänge im Rasen waren und fortwirbelten, ohne daß man sie stille stellen konnte; als das Vieh in den Ställen furchtbar zu brüllen anfing in seiner Todesnoth, da stürzten der Müller und die Knechte und Mägde heraus, wateten schon durch das Wasser und lösten die armen Thiere von ihren Ketten und ließen sie laufen, selbst das jenseitige höhere Ufer suchend zum Schutze vor dem Tode in den Fluthen. Haus, Mühle und Scheunen und Ställe mußte man ihrem Schicksale überlassen.

Andres saß mutterseelenalleine im Wirthszimmer. Er hörte die entfesselten Kräfte der Natur in ihrem wilden Kampfe, und es fiel ihm, zumnal das Oel in der Lampe fehlte und sie trübe brannte, ein, er wolle einmal nachsehen, wie es auf seinem Hofe stehe; ob nicht etwa der Wolkenbruch und der entsetzliche Sturm Schaden gethan. Er stand auf und trat heraus. Es regnete noch, aber es waren doch keine Ströme mehr, die vom Himmel fielen. Die Dunkelheit war undurchdringlich, das Wasser im Bache war ein Strom geworden und weit übergetreten; indessen war das Bett breit und sehr tief an der Stelle, wo die alte, morsche, baufällige Brücke gestanden. Das Wasser, das sich anfangs tiefer unten gestaut hatte und dann mächtig losbrach und die alte Brücke mitnahm, hatte mehr Raum gewonnen.

Der Trunkene watete die schmale Gasse hinauf, die zur Brücke gegen den Klosterhof führte. Hier war ihm jeder Schritt und Tritt bekannt, daß ihn die Dunkelheit nicht im Mindesten stören konnte. Er schritt, für seinen Zustand vorsichtig, weiter. Jetzt mußte er an der Brücke sein. Er that einen kräftigen Schritt, aber der Fuß traf keinen Boden mehr — der Körper verlor das ohnehin fehlende Gleichgewicht, und — er stürzte hinab in die wild fortrollende Fluth, die sich über ihm schloß und in ihrem furchtbaren Falle den Unglücklichen forttrug, an der Mühle vorbei, weit hinaus in die Landschaft, wo das Gewässer ein breiteres Bett fand, sich ausdehnen konnte und seichter wurde. Dort blieb er in den tiefausgewühlten Wurzeln einer alten Weide hängen. — Er war eine Leiche.

Der alte Hofmann wunderte sich nicht, daß sein Sohn bei solchem schlechten Wetter nicht heimkam, ja er dankte es diesmal dem Wirthe, daß er ihn drunten zurückhielt. Es war nach einem schrecklichen Tage eine — schreckliche Nacht, und es schien, als thue der Herr droben seinen Zorn kund über die Greuel, die heute auf dem Klosterhofe sich zugetragen. —

Als endlich gegen Tag auch der Müller in seine Mühle zurückgehen konnte, verloren sich die Leute, die zur Hülfe des bedrohten Müllers herbeigeeilt waren, und unter diesen auch der Wirth und sein Sohn. Der Wirth sagte im Heimgehen zu diesem: Wird denn der Saufaus noch daheim sitzen und mit dem Kopfe auf dem Tische liegen und schlafen?

Wie denn anders? erwiederte der Sohn.

Als sie aber dem Hause näher kamen, war die Ampel erloschen. Der Wirth ging in die Küche, um ein anderes Licht anzuzünden, was ihm gar nicht sonderlich gelingen wollte. Endlich traf er's, und als sie in die Stube traten, war sie leer.

Er ist fort! rief voll Schrecken der Wirth. Allmächtiger Gott, wenn er nur nicht verunglückt ist!

Da mach' ich mir keine Grillen und Sorgen, sagte der Sohn, denn er kennt ja jede Handbreit Weges von unserem Hause bis zum Hofe und ist diesen Weg schon in ähnlichem Zustande, wenn auch nicht schlimmerem Wetter nach Hause gegangen. Denkt nur an die Wetternacht im Juni dieses Jahres.

Das ist richtig, sagte der Wirth, der seine innere Angst nicht beschwichtigen konnte; aber jene Wetternacht war denn doch ein Kinderspiel gegen diese! —

Aber wisset Ihr denn nicht, daß Kinder und Trunkene, auch wenn sie fallen, keinen Schaden nehmen? — sprach lachend der Sohn. Ich sehe nicht ab, warum Ihr Euch ängstiget? Seid Ihr ihm zum Wächter gesetzt? Ihr seid dem Hülferuf gefolgt und ich auch. Der Trunkene saß stille am Tische und war dem Einschlafen nahe. Sollte einer von uns zurückbleiben, wo vielleicht dort unten Hülfe noth that? Laßt Euch keine grauen Haare wachsen! Der ist ganz prächtig heimgekommen!

Damit beruhigten sie sich denn und gingen zu Bette, um noch einige Stunden zu ruhen, denn das wußten sie wohl, morgen gingen die Frohndarbeiten für die Gemeinde an Wegen, Stegen, Dämmen und Brücken an, zu denen der Syndik frühe genug die Glocke würde ziehen lassen.

Als am folgenden Morgen der Jost, der auch durch das Wetter diese Nacht auf dem Hofe geblieben war, den Bergabhang das Pferd führte, um in fliegender Hast nach dem Doctor zu eilen, sowohl für die arme, allgemein geliebte junge Frau, als für den alten Hofmann, den ein entsetzlicher Schwindel und eine den Athem stocken machende Beklommenheit überfallen hatte, da war die Brücke fortgerissen, und wenn auch das Gewässer sich verlaufen hatte, so konnte er doch nicht herüber. Er mußte in dem völlig aufgelockerten Boden weiter nach der Klostermühle hinab, wo eine neue und feste, von dem Müller erbaute Brücke über den Bach führte. Die hatte widerstanden und hier konnte er herüber.

Wohin so frühe? fragte ihn der Müller, der mit seinen Knechten und Taglöhnern schon am Hinwegbringen des Schlammes war.

Jost erzählte ihm, wie es um sein unglückliches Kind stehe, wie um den alten Mann, und — — plötzlich überfiel den ehrlichen Jost ein Todesschrecken. Ach, rief er aus, die Brücke droben ist weggerissen! Wenn der Andres besoffen diese Nacht heimging — dann ist er verunglückt!

Das ist genug des Elendes für einmal! rief voll Schrecken der Müller, dem sein Scheidenwollen jetzt centnerschwer auf die Seele fiel. Er ließ seine Schippe fallen und lief in's Dorf; dem Jost aber rief er noch zu: Eile dich, daß der Doctor kommt!

Der Wirth war frühe aufgestanden, weil ihm auch die Angst keine Ruhe ließ. Er war an den Bach geeilt, und dort stand er händeringend, weil er nicht wußte, ob der Andres auf dem Hofe angekommen sei oder nicht. War das Letztere — dann — war er ertrunken, wenn er nicht in einem anderen Hause des Dorfes Zuflucht gesucht.

Er wollte eben umkehren, um im Dorfe nachzuhören, als der Müller gelaufen kam.

Was ist aus dem Andres geworden? rief er dem Wirthe zu. Er ist nicht auf den Hof gekommen! Da rang der Wirth die Hände und sagte: dann ist er ertrunken! Er erzählte nun die Hergänge wahrheitsgemäß. Seine Frau und Tochter schliefen fest, als er und sein Sohn auf den Hülferuf fortgeeilt. Da sei Andres allein sitzen geblieben, und — wenn er nicht in einem

anderen Hause des Dorfes sich eine Zufluchtstätte gesucht, — so sei zu befürchten, daß er, die Brücke suchend, in den tobenden Wildbach gestürzt und ertrunken sei.

Komm schnell, rief voll Entsetzen der Müller, laß uns durch's Dorf eilen.

Das thaten sie und mit ihnen viele Andere, aber er war nirgends gesehen worden.

Jetzt ordnete der Syndik Leute ab, die am Bache hin nach ihm suchen mußten.

Das geschah mit aller Sorgfalt und weit hinab vom Dorfe, allein sie fanden Nichts Im Begriffe, zurückzukehren, sahen sie noch tiefer abwärts des Müllers Hühnerhund, der dem Müller gefolgt war, gegen eine alte Weide stehen und hörten ihn in ganz ungewöhnlicher Weise Standlaut geben.

Dort ist's nicht richtig, sagte der Müller. Sie eilten zur Stelle und — in den bloßgewühlten Wurzeln der uralten Weide hing — Andres' Leichnam.

(Fortsetzung folgt.)

Panegyrikus auf die Schneider.

(Schluß.)

Die Schneiderei, meine Herren, ist kein gewöhnliches Handwerk, die Schneiderei ist eine K u n s t. Wie ihre Schwesterkünste strebt sie nach Schönheit, ringt sie nach Idealen. Lyoner Seidenzeug, Niederländer Tuch, das ist ihr Marmor, die feine Nadel ihr Meißel. „Ein schönes Kleid macht Schönes schöner noch!" das ist der Wahlspruch der Schneiderkunst. Sie belauscht die Natur und ahmt sie nach, aber sie verbessert sie, wo sie sich geirrt, sie regulirt und läutert sie, wo sie des Guten zu viel oder zu wenig gethan. Ja, das Kleid soll die schöne Form nicht nur erkennen lassen, es soll sie schaffen, es soll der saumseligen stiefmütterlichen Natur nachhelfen, das Ueberflüssige beseitigen, das Fehlende und Mangelhafte ergänzen, das Flache abrunden, das Eckige abschleifen, das Rohe glätten, das Plumpe veredeln. Das thut die Schneiderkunst.

Freilich Schneider und Schneider ist ein Unterschied. Aber wer will es der S c h n e i d e r e i zur Last legen, was der S c h n e i d e r verschuldet? Es gibt Menschen, die zum Schneider geboren sind. Ein talentvoller, genialer Schneider ist groß in der günstigen Auffassung, wie in der praktischen Ausführung; was er schafft, ist ein Kunstwerk. Da ist Geschmack, da ist Figur, da ist Idee darin, sagt die Kritik. Er sieht sich einen Augenblick seinen Clienten an vom Scheitel bis zur Sohle, und — der ganze Anzug liegt fertig in seinem Gehirnkasten. Er kennt seine Leute, er versteht zu individualisiren. Beim Messen der mathematischen Weite und Länge mißt er gleichzeitig Temperament und Charakter, Geschmack und Gewohnheit, eng und nett, kurz und bequem, luftig und fest, breit und auffallend, — je nach dem. Ein echter Schneider kennt im Augenblick die Neigungen und Intentionen seines schneiderischen Pflegbefohlenen, und nach allen Richtungen hin bewährt er seine in der Wolle gefärbten Anschauungen. Er arbeitet anders für den Prahlhans, den Eiteln, als für den Schlichten und Bescheidenen, anders für den Mann der Gesellschaft und anders für den Mann der Wissenschaft, anders für das koquette Femininum und anders für jenes, dem es nur darum zu thun, m o r a l i s c h e Eroberungen zu machen. Er arbeitet, daß es paßt und wie es paßt. An dem Rock für Rothschild bringt er möglichst feste Taschen und möglichst viel Knöpfe an; er gibt dem Paletot für den Rittergutsbesitzer, der über so und so viel Morgen und so und so viel Ahnen verfügt, einen patriarchalischen Zuschnitt; er fertigt die Staatslivrée für einen Handelsminister so dauerhaft als möglich und hat beim Schullehrer vorzugsweise das im Auge, daß es an F u t t e r nicht fehle. Er macht die braune Priesterkutte, wie es das P a r i s e r Journal verlangt, um ein gutes Stück kürzer; er arbeitet weit und bequem für den Nationalvereinler, der mehr Sympathie hat für das Weitere als für das Engere.

Wollt Ihr den geborenen Maître tailleur erkennen? Seht, dort steht er am Schaufenster, wo eine elegante Weste Fensterparade macht Er schaut sie an und schaut sie wieder an mit ihrem herrlichen Schnitt, und er ist elektrisirt. Es geht ihm wie Pygmaleon; es wird lebendig vor seinen Augen; an die Weste schließt sich das Beinkleid, der

Rock, die Cravatte baut ſich auf, der Lackſtiefel tritt hinzu, und der ganze Mann der Mode ſteht vor ihm, wie er leibt und lebt. Das iſt geniale Schneiderphantaſie.

Wer von Ihnen, meine Herren, hat nicht ſchon öfter ein Ballet geſehen? Nun ſagen Sie ſelbſt, was wäre die Tanzkunſt ohne die Schneiderkunſt? Die luftigen, faltenreichen, flatternden und rauſchenden Kleider, wie adeln ſie die Geſtalt, wie fördern ſie die Gruppenbildung, wie heben ſie, gleich einem kunſtvollen Rahmen das hohe ſchwebende Luftbild! Wenn nach Talleyrand die Sprache nur dazu da iſt, um die Gedanken zu verhüllen, ſo ſcheinen hier die verhüllenden Kleider nur da zu ſein, um die nackte Wahrheit ans Licht treten zu laſſen. Gewiß, das Ballet wäre nur halb ſo ſchön ohne Kleider und ohne Schneider, und es wird ſich daher immer dagegen ſträuben, wenn die ſtaatliche Moralphiloſophie die Hülfe und Bundesgenoſſenſchaft des edlen Schneidergewerks durch verlängernde Regulative zu kürzen und zu ſchmälern bemüht iſt. Und wer wollte es läugnen, daß ſelbſt die Bildhauerkunſt durch die Gewandung und Faltengebung unendlich gewinnt. Möge man auch beiſpielsweiſe in Berlin auf der Schloßbrücke die Kunſt des Meiſels bewundern, es werden doch bei ihrer Bewunderung Tauſende den Schneider vermiſſen. —

Doch nun genug geſtichelt, meine Herren, laſſen Sie uns zu einer anderen Schneiderei übergehen, ich meine zum Aufſchneiden des Brateus; Sie ſehen, unſer liebenswürdiger Wirth mahnt mich, daß ich die Scheere bei Seite legen und er dafür das Meſſer ergreifen wolle. Wenn einige von Ihnen ſich von meinen Worten angezogen fühlen, ſo habe ich meinen beſten Schnitt gemacht und darf wohl auf Ihre werthe Kundſchaft rechnen.

Der Kundſchaft aber, dieſer Conditio sine qua non für den Schneider, der Quelle ſeiner guten und böſen Stunden, ſei von uns in philantropiſcher Herauskehrung nur der guten Seite ein hoffnungsvolles Hoch gebracht!"

Miscelle.

Die Polniſche Culturgeſchichte des 16. Jahrhunderts weiſt ein eigenthümliches Inſtitut auf, durch welches in höchſt origineller Weiſe die Thorheiten der Zeitgenoſſen gegeißelt wurden, das Inſtitut der babiniſchen Republik. Im Jahr 1650 wurde dieſelbe von einem gewiſſen Pſonka, Beſitzer des Gutes Babin in der Nähe von Lublin, einem gebildeten und heiteren, witzigen Manne, geſtiftet. Zum Mitgliede dieſer Republik wurde Jeder im Königreiche ernannt und bekam auch ein Patent darüber zugeſchickt, der ſich durch irgend eine Lächerlichkeit vor der Oeffentlichkeit blamirte. Hatte ein Abgeordneter (nuntius terrestris) auf dem Reichstage eine ſchlechte Rede gehalten, ſo erhielt er das Diplom als Redner der babiniſchen Republik; wer ein Geheimniß ausplauderte, wurde Geheimrath; wer vom Pferde fiel, wurde Rittmeiſter; wer prozeßſüchtig war, wurde Friedensrichter; wer Confuſion in eine Verſammlung brachte, wie das auf dem weiland Polniſchen Reichstage nicht ſelten war, wurde Präſident der Republik Babin; wer als Beamter Kaſſengelder unterſchlug, wurde Schatzmeiſter; wer viel trank, wurde Ober-Kellermeiſter, und wer als Wüſtling bekannt war, bekam einen Poſten bei der Sittenpolizei der Republik Babin. — Dieſe babiniſche Republik, die durch ihren Spott und Sarkasmus einen großen Einfluß auf die damaligen Zeitgenoſſen übte, beſtand bis 1677.

* Charade.

Der erſten Beiden hat Europa
Nur vier in ſeinen Grenzen,
Wenn ich die vier auch noch nicht ſah
In ihren Reſidenzen:
Hab' ich die Erſten doch geſchaut,
Gemacht aus Felſenſteine
Dort, wo die Letzte ſteht gebaut,
In einer Stadt, am Rheine.

Als jüngſt ich in das Ganze ging,
Vernahm ich ein Getümmel,
Daß ich gemeint, ein Wunderding
Führt mich in Gottes Himmel.

Freisbach. Gutermann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

No. 103. Speyer, Donnerstag, 23. October 1862.

* Erdenschöne.

Ob dich, o Erde, küßt der Frühlingsstrahl,
Ob dich auf wildem Roß der Sturm durchreitet,
Ob dich der Tag, ob dich die Nacht beschreitet —
Du bist so schön auf Bergen wie im Thal!

Doch all' dein Schmuck wär' öde nur und kahl,
Wär' über dich der Himmel nicht gebreitet,
Der, endlos wechselnd, hehr ob dir sich weitet,
Mit seinen Lichtgebilden sonder Zahl. —

Schön ist mein Leben, werth, daß ich es liebe,
Doch wär's ein Sein, das öde Qual mir brächte,
Wenn mir der Blick zum Himmel nicht mehr bliebe.

Ja, Blick zu dem, der meine Tage, Nächte
Umfaßt mit endlos gütg'em Vatertriebe,
In dir liegt meines Lebens Schmuck, der ächte!

L. Maurer.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Man trug ihn nach dem Dorfe. Hinter ihm ging der Müller, in dessen Brust die schmerzlichsten Gefühle stritten. In der Mühle legten sie ihn ab, und der Syndik setzte sich sogleich nieder, um seine Anzeige bei dem Friedensrichter und Maire, wie sie den Bürgermeister damals nannten, zu machen.

Ehe jedoch diese kommen konnten, kam der Doctor. Er eilte, als er von dem Unglück hörte, in die Mühle, untersuchte den Leichnam und sagte dann: Er ist ertrunken und keine Lebenshoffnung mehr!

Der Müller eilte mit ihm zum Hofe.

Die junge Frau, sagte der Doctor, hat, was ich aus des Jost's Erzählung entnehmen konnte, ein Nervenfieber, das im Entwickeln ist. Da ist wenigstens im Augenblick keine Gefahr, aber die ist bei dem alten Hofmann, sonst rührt ihn der Schlag, wenn's nicht schon geschehen ist. Weiß er vom Tode seines Sohnes?

Davon kann er noch nichts wissen, sagte der Müller.

So erwarte ich von Eurer Besonnenheit, daß weder der jungen Frau, noch dem Greis etwas davon zu Gehör kommt. Dem Alten werde ich selbst es sagen, wenn ich ihn dazu in der geeigneten Lage halte.

Der Müller bejahte schweigend, und der Doctor eilte zum Klosterhofmanne. Dort wirkte ein Aderlaß schnelle Besserung, und nachdem der Arzt das Nothwendige verordnet, ging er eiligst hinüber zu der jungen Frau, die in der heftigsten Fiebergluth dalag und phantasirte oder fabelte und irre sprach; der Arzt blickte mit Wehmuth und Betrübniß auf das schöne Antlitz, dessen großes blaues Auge gläsern ihn ansah, ohne den Ausdruck des klaren Denkens. Jost hatte ihm Alles auf dem Herwege erzählt, und so bedurfte es keiner erkundigenden Fragen.

VI.

Ich muß über eine Zeit hinwegeilen, sagte Schmiedjakob am andern Abende, als er den Faden seiner Erzählung wieder aufnahm, die nur Trauriges in sich schließt.

Des Arztes rechtzeitiges Eintreffen und geeignetes Einschreiten rettete dem Hofmanne das Leben. Er genas wieder, und schneller, als man es zu erwarten berechtigt zu sein schien. Des Müllers kluge Anordnung hielt die Todeskunde des Andres ferne, der längst im Schooße der Erde ruhte. Als der Alte aber immer beängstigender fragte, warum denn sein Sohn auch nicht ein einziges Mal nach ihm sähe, da übernahm es der Arzt,

Digitized by Google

ihm die Wahrheit zu sagen. Er blieb bei ihm, um, wenn eine Gefahr etwa nahete, gleich bei der Hand zu sein. Ueber Erwarten ging diese gefürchtete Stunde gefahrlos vorüber. Zwar machte der Tod des jungen Mannes, des einzigen Sohnes, einen tiefen Eindruck auf den Greis, und das konnte ja auch nicht anders sein, aber in seinem Schmerze sagte er zum Doctor und zu dem Pfarrer, der auch gekommen war: Es mußte ja leider einmal so kommen, und ich armer, alter Mann mußte das voraussehen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Der Pfarrer betete mit ihm, und nach und nach kam Ruhe wieder in seine Seele.

Anders stand es mit Mariechen. Es war eingetroffen, was der Doctor vorausgesagt. Ein furchtbares Nervenfieber war ausgebrochen. Mehrmals schwebte sie am Rande des Grabes. Wochenlang lag sie bewußtlos da, und man mußte sie schon als eine Halbabgeschiedene ansehen; dennoch widerstand die Jugendkraft der Gewalt der Krankheit und die Entscheidung, auf die der tüchtige Arzt hinarbeitete, die er mehrmals als nahe betrachtete, zu der aber die Natur der Leidenden nicht mehr die hinlängliche Kraft zu haben schien, sie trat dennoch endlich ein, wenn auch schwach — und er nährte wieder Hoffnung — wenn das Fieber nicht einen schleichenden, aufreibenden Gang annahm. Lange dauerte diese Befürchtung, bis sie endlich der Gewißheit Raum gab, daß es nach und nach verschwand. Aber wie war sie so matt und wie lange blieb sie so matt und hinfällig!

Die Zeit, wie lange sie schon litt, war ihr ganz aus dem Gedächtniß geschwunden. Sie meinte, die vier bis fünf Wochen, die hinter ihr lagen, seien nur wenige Tage. Der Doctor verbot ausdrücklich, ihr diesen Irrthum zu benehmen. Ihr Vater kam fast nicht von ihrem Bette und in seinen ernst wehmüthigen Zügen suchte sie oft mit den Augen zu lesen, was der schweigsame Mund des Alten verschwieg. Auch der alte Hofmann kam an ihr Bett. Da fiel es ihr plötzlich eines Tages auf, daß sie von Allen nur Andres nicht sah. Sie fragte. Man antwortete ausweichend. Endlich, als der Doctor, der auch anwesend war, einsah, daß sie, wenn sie nicht noch mehr aufgeregt werden sollte, die Wahrheit ganz erfahren müsse, so fing er von dem unglücklichen Tage an, der alle das Schreckliche veranlaßt, zu erzählen. Sie hörte ihm aufmerksam zu, sah mitunter ihren Vater und Schwiegervater fragend an, und als diese bestätigend nickten, lieh sie ihr Ohr wieder der klug berechneten Erzählung des Doctors.

Plötzlich setzte sie sich auf und blickte den Doctor scharf an. Machen Sie es kurz! rief sie aus. Er ist todt, er ist in dem aufgewühlten Bache ertrunken. Ich weiß es, denn in meiner Krankheit, in meinen Fieberträumen hab' ich ihn hineinstürzen sehen! —

Sie legte sich ruhiger wieder auf ihr Kissen nieder, faltete betend ihre Hände und weinte.

Die Frau des Jost, die in jener Nacht bei ihr gewacht hatte, bestätigte es, daß sie etwa um die Zeit, da sich das Unglück zugetragen, laut ausgerufen: Haltet ihn! — Er stürzt in's Wasser! — Und nach einer Weile hatte sie leise gesagt: Da! nun braucht mein Vater nicht mehr vom Scheiden zu reden! — Darauf war sie in Schluchzen ausgebrochen, und bald waren es wieder andere Fieberträume, welche ihren Geist in irre Bahnen leiteten. Lange Zeit lag sie so stille da; der Arzt beobachtete sie; aber er wurde von Minute zu Minute ruhiger, denn der Pulsschlag zeigte keine stärkere Erregung, als er sie erwartet hatte, erwarten mußte.

Nach etwa einer Stunde, während welcher sie so stille dagelegen, reichte sie ihre Hand dem alten Hofmann, dem die Thränen über die Wangen rannen, und sagte: Wenn Gottes Gnade mich erhält, so will ich mich bemühen, Euch durch Liebe und Treue den Sohn zu ersetzen! —

Gottlob, sagte der Arzt zu dem Pfarrer, mit dem er sehr befreundet war, der Augenblick, den ich befürchtet hatte, ist glücklich vorübergegangen. Nun darf ich auf eine rasch fortschreitende Genesung rechnen!

Und so war es denn auch. Nach und nach erfuhr sie denn auch, wie lange sie schon gelitten. Sie mußte in ihrer Krankheit seltsame Träume gehabt haben, denn sie hatte, wie die Pflegerin ihrem Manne, dem Jost, insgeheim vertraute, von Krieg

und Schlachten geredet. Einen Namen hatte sie nicht ausgesprochen. Aber, Jost, sagte die Frau, mir ist doch etwas klar geworden, was ich mir nie habe erklären können, nämlich, warum Mariechen sich so gegen die Heirath mit Andres gesträubt, und warum der brave Georg gerade an dem Tage, da der alte Hofmann die Freierei mit dem Müller fertig machte, sich als Einsteher meldete und so eifrig darauf drang, sogleich fortzukommen, — die Zweie hatten sich lieb!

Du kannst wahrhaftig Recht haben, sagte Jost. Mir wird es auch nun deutlich, warum der Georg so stille war, als ich in der besten Laune und ohne alle Ahnung, daß es so stand, die Freierei des alten Fuchses erzählte, und warum er so spurlos aus unserer Mitte verschwand im Dunkel des Abends. Armer Georg! Meine übermüthigen Worte müssen in sein Herz wie Messer gefahren sein! — Bedenke ich das, so dauert mich doch auch der arme Andres. Er hatte Mariechen so lieb, aber er fand keine Liebe in ihrem Herzen. Das brachte ihn auf den Abweg, der so verderblich für ihn und sie Alle wurde, und von dem, weil er leider so schnell abwärts in den Abgrund führt, keine rechte, ächte Rückkehr möglich ist!

Aber das ist immer die Folge, sagte die sinnige, junge Frau, wenn der Geldsack eine Ehe zu Wege bringt; wenn reiche Väter ihre Kinder einander verhandeln und nicht fragen, ob sie sich auch lieb haben. Dann kommt das Elend allemal hinterdrein, und es geht ihnen, wie es jetzt dem Müller und dem alten Hofmanne geht, die Reue kommt allemal zu spät, weil sie eben hinterdrein kommt. Das arme Mariechen und der arme Georg sind um ihr Lebensglück betrogen.

Der Müller fühlt's, sagte Jost. Ich seh's ihm an. Könnte er noch einmal ungeschehen machen, was geschehen ist, der würde es thun. Sein Bauernstolz, sein Geldhochmuth sind gebrochen. Die Schule des Elends, die er seit Mariechens Heirath durchgemacht hat, ist nicht umsonst gewesen, und unser Herrgott hat ihn, als rechter Doctor für die Menschenseele, tüchtig angepackt. Seine Arznei wirkt immer am besten und sichersten!

(Fortsetzung folgt.)

Lederherz.

(Aus Berthold Auerbach's Volkskalender für 1863.)

Die Hausirer und Trödler sterben in unsern Tagen aus. Seitdem wir Eisenbahnen haben, holt sich Jeder, was er bedarf, aus den stehenden großen Magazinen. Ehedem aber war solch ein Hausirer, bei dem Alles zu haben und Alles anzubringen war, eine eigenthümliche Figur im Dorfe. Jedermann kannte ihn, und er blieb doch immer ein Fremder. Als ich in Waldhausen Pfarrer war, hatten wir solch einen Hausirer, der fünf Tage in der Woche im Dorfe daheim war, ohne sich je ansässig zu machen. Sein Heimathsort war acht Stunden von uns entfernt, und in der Regel war er schon Sonntag in der Frühe bei uns; er wanderte die Nacht hindurch mit seinem schweren Quersack den weiten Weg. Unser Hausirer war ein Jude mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; Jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. In meinem Dorfe war es nämlich der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benöthigten Falls beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrath, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum; denn die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten. Ich war bald ein Jahr im Dorfe; Lederherz hatte nie versucht, irgend ein Geschäft mit mir zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unsern Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen einen Tauschhandel mit ihm, wobei sie mir oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heirathen versäumt"; denn er mußte für die Andern sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe er's leicht, denn er habe nur noch seine alte, bald 80jährige Mutter zu ernähren. Erst im zweiten Winter wurde ich selbst mit ihm bekannt. Er war

auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte er mir hohe Pelzstiefel, die ich jetzt noch habe. Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter nach meinem Filial oder nach den entfernten Bauernhöfen zu Krankenbesuche fahre. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andere Speise nahm er nicht — und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei sein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kaufpreis für die Stiefel sogleich baar; er sagte, Das habe ja nicht solche Eile, aber ein eigner Glanz trat in sein großes, dunkles Auge, als ich ihm das Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache Vers 14 und 15 aus 5. Buch Moses Kapitel 24 sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in deinen Thoren sind. An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen." Lederherz war eine lange, knochenstarke Gestalt; man sah es ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde, dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete. Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber fast nur in beständigen Neckereien und Religionsstreitigkeiten kundgab. Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zu unserm Glauben zu bekehren, aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand, und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Eines wenigstens könnt ihr uns nicht vorwerfen. Wir suchen nie einen Andersgläubigen zu bekehren." Es war in meinem letzten Winter in Waldhausen, wir hatten fast 3 Monate ohne Unterbrechung steife Kälte, der Lederherz kam seit 2 Wochen nicht in's Dorf, man vermißte ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandre er nach seinem Heimathsdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen. Aber Gottlob, daß ich bei Dir bin, Lipp." Lederherz sah noch abgehärmter aus als sonst, und auf der linken Seite war die Watte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete, daß seine Mutter gestorben und er deßwegen so lange nicht gekommen sei. „Und jetzt bin ich selber schwer krank", klagte er. „Das war mein letzter Gang. Nun denn in Gottes Namen, wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am Liebsten bei Dir. Ich fürchte, ich höre morgen Deinen Hahn nicht mehr krähen. Schick' sogleich einen Boten nach meinem Dorfe; mein Bruder und wer sonst noch will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe."

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Nach dem „Nouvelliste de Perpignan" spielten zwei Tamboure vom 25. Linien-Regiment der Garnison zu Perpignan, welche im Wachtarrest saßen, um sich die Zeit zu vertreiben, um ihr Leben. Der Verlierende machte sich aus den beiderseitigen Taschentüchern einen Strick und erhängte sich daran, denn „eine Spielschuld zu zahlen sei Ehrensache." Der Gewinnende hatte seinen Kameraden an dem Vollzuge des Selbstmords nicht gehindert.

Räthsel.

Zwei Sylben sind's — vereinigt kann es sehr
Durch ungezwung'ne Heiterkeit ergötzen;
Getrennt jedoch kann es recht schwer
Und unerwartet Dich verletzen.

Auflösung der Charade in № 102:
Kaiserdom (in Speyer).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 104. Speyer, Dienstag, 28. October 1862.

Kloſterhof und Kloſtermühle und was ſich in beiden begeben.

(Fortſetzung.)

Was meinſt du denn von dem alten Hofmann? fragte die Frau. Soll denn der Tod des Sohnes, das Elend der Vergangenheit, der zweimal vor ihn hingetretene Tod, dem er in die leeren Augenhöhlen hat blicken müſſen, ihn nicht innerlich zur Umkehr gebracht haben?

Der iſt von zähem Leder, ſagte Joſt. Ich will dir eine Begebenheit erzählen, deren Zeuge ich war, daraus wirſt du abnehmen können, wie es um ſeine Seele ſteht. Als er ſeines Sohnes Tod ſchon wußte nach dem zweiten, glücklich abgewendeten Schlaganfalle, als er noch zu ſchwach war, ſich ſelbſt, ohne fremde Hülfe fortzubewegen, ſaß er einmal am Fenſter, wohin ſie ihm den Lehnſtuhl geſtellt, und wollte, da ihm die Glieder wehe thaten, wieder in's Bette. Ich war gerade im Hofe, und er klopfte mir. Als ich hereinkam, ſagte er: Joſt, hilf mir in mein Bett! Ich nahm ihn unter dem Arme, und als ich ihn auf den Beinen hatte und ihn eben zum Bette führen wollte, blickte er noch einmal in den Hof.

Wer kommt da? fragte er.

Ich blickte hin und ſagte: Es iſt der arme Billmann!

So! iſt's der? ſagte er. So ſetze mich wieder in den Seſſel, ſchiebe mir den Tiſch her und — hier haſt du den Schlüſſel — hole mir aus dem Wandſchränkchen dort das dicke Buch, das Tintenfaß und die Feder!

Ich that's. In dem Schränkchen ſtanden drei Säcke voll Geld. Kind, ſo viel hab' ich noch nicht geſehen! Ich reichte ihm das Geforderte, und es klopfte ſchon an der Thüre. Wie ein zerſchlagener, vom Elende gebeugter Menſch — zitternd und bebend trat der arme Mann herein, der eine kranke Frau und ſieben kleine Kinder hat. Na! ſchnurrt ihn der Alte an: Gelt, wenn der Zwangsbote kommt, dann kriegſt du Beine und haſt Geld, deine fünf Gulden Zinſen, die du mir ſchuldeſt, zu zahlen? —

Ach, Herr Hofmann, ſtottert der Arme und bricht in ein lautes Weinen aus, das mir ſchier das Herz bricht, wenn ich nur Geld hätte, ich wollt' ja gerne bezahlen, aber eine todtkranke Frau und ſieben hungernde Würmlein und ſeit zwei Tagen keinen Biſſen Brodes im Hauſe —

Immer wieder das alte Lied! ruft er da grimmig aus. Immer das alte Lied! Lumpenzeug! Geld könnt Ihr einem abplaudern, aber wenn's an's Zinſenzahlen geht, habt Ihr kein Geld. An der „Kerbe" aber muß Kuchen gebacken werden —

O hätt' ich Brod gehabt! jammerte der Arme. Ach, erbarmt Euch doch!

Ja, erbarmen! Von was ſoll denn unſereiner leben? ruft er zornig aus. Fort mit dir! bringſt du mir nicht heute noch mein Geld, ſo hat der Zwangsbote Befehl zum Pfänden! Ich habe lange genug Geduld gehabt. Fort mit dir!

Ach, Herr Hofmann, ſag' ich da, weil ich mich nicht mehr halten kann, Ihr habt vor wenig Tagen an der Schwelle des Gerichtes Gottes geſtanden! —

Halt's Maul, Eſel! ſchrie er da. Du ſollſt mir in mein Bett helfen, aber keine Predigt halten! Marſch! Ich komme allein in's Bett!

Da ging ich mit dem armen Billmann heraus. Am Hofthor begegnet uns der Müller, der zu ſeiner Tochter will. Was gibt's? fragte er, und ich erzähl' ihm Alles.

Allmächtiger Gott, ruft er aus, und greift ſchnell in ſeinen Säckel. Hier, Billmann,

sagt er, habt Ihr die fünf Gulden, bezahlt sie ihm. Hier ist ein Gulden für den Zwangsboten und hier einer für Brod. Schickt mir Euer ältestes Kind in die Mühle, ich will Euch Mehl geben! — Mit diesen Worten läßt er uns stehen und eilt zu seinem Kinde.

Der Billmann hält das Geld in seinen zitternden Händen und sagt: Gott segne ihn!

Ich aber fasse ihn am Arme und sage: Komm! und ziehe ihn wieder in's Haus.

Als wir gegen die Thüre kommen, hören wir den Alten drinnen laut wehklagen. Ich reiße die Thüre auf und — er liegt am Boden! — Schnell hebe ich ihn auf. Da sieht er Billmann.

Was willst du noch? herrschte er ihm zu.

Euch das Geld geben! sagte der freudig.

Siehst du, Jost, der Spitzbube wollte mich nur weich machen, sagt er zu mir. Da aber erzähle ich ihm, was geschehen war. Er hört zu, rümpft die Nase, macht ein spottend Gesicht und sagt: Nun, der muß mehr Geld haben, als ich. Vielleicht hat's ihm der Wolkenbruch in die Mühle geschwemmt! Gib her!

Der arme Mann zahlt, kriegt seine Quittung und er notirt es in's Buch.

Das war dir gerathen! sagte er, den Finger drohend erhoben. Morgen wärst du gepfändet worden, so wahr, als ich lebe!

Mir rieselte es eiskalt durch die Glieder. — Was meinst du dazu? —

Den muß Gott noch in seine Schule nehmen, sagte die Frau, und ihn gerade an dem strafen, was ihm das Liebste ist! Gott im Himmel, es ist doch ewig wahr, was die Schrift sagt: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels!

Es war sehr bezeichnend für den alten Geizhals, den auch all der Jammer, den er erlebt, nicht gebessert hatte.

Dem wackern Klostermüller mag aber der Jubel beseligend in den Ohren geklungen haben, den der arme Billmann mit so lang entbehrter Labung bei seinen hungernden Kindern hervorgerufen hat.

VII.

Euch Allen, fuhr der alte Erzähler fort, ist theils die Zeit noch erinnerlich, theils habt Ihr von Euren Eltern und Angehörigen davon erzählen gehört, da die Räuberbande des sogenannten Schinderhannes nicht blos den Hunsrücken, sondern einen großen Theil des linken Rheinufers unsicher machte. Damals war die Theilung des Landes in so viele kleine Staatsgebiete so recht geeignet, bei ohnehin höchst mangelhafter Polizeiverwaltung, der Räuberbande Vorschub zu leisten. Wir wissen es Alle, wie die Bande eingefangen und in Mainz gerichtet wurde. Alles athmete frei auf und man sagte, daß ein Aehnliches nicht mehr vorkommen könne, seit jene kleinen Herrschaften eingegangen und das Land eine einheitliche Verwaltung und Ordnung habe; allein es ist ebenso bekannt, daß in der Zeit, in welcher die Begebenheiten im und um das Dorf Altmünster sich zutrugen, die ich erzählt habe, auf's Neue die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet war. Es geschahen bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes Einbrüche und Diebstähle der erheblichsten Art. Kein Schloß war sicher genug, daß es nicht eröffnet wurde. Bald wußte man, daß eine mächtige Bande vorhanden sei, an deren Spitze ein gewisser Damian Hessel stand. Geschah aber im Niederlande ein großer Raub, so verschwand die Bande und im oberen Theile des Landes erfolgte bald gewiß ein ebenso bedeutender. Die Räuber mußten überall Helfershelfer haben und Hehler genug in Nähe und Ferne, aber ebenso gut auch Kundschafter, die in allerlei Formen und Gestalten, unter den verschiedensten Vorwänden die nöthigen Erkundigungen einzogen, wo etwa ein sicherer und tüchtiger Raub auszuführen sein dürfte.

Es war um die Zeit, als Mariechen ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatte und noch blühender und schöner war, als je zuvor, eine kinderlose Wittwe von noch nicht zweiundzwanzig Jahren, als eines Tages der ehrliche Jekuf aus Altmünster müde und matt von einer weiten Wanderung der Heimath zuschritt. Er war noch etwa eine Stunde von der Stadt, von wo aus er noch fast drei Stunden nach Altmünster hatte, und der Sommerabend begann sich rasch auf die blühend schöne Landschaft zu senken. Er dachte mit Schrecken an den weiten Weg, den er noch vor sich hatte, und — am Gelde fehlte es ihm doch, sich

in der Stadt eine Erquickung zu bereiten, deren er so sehr bedurfte, sollte er noch nach Hause kommen diese Nacht.

Als er so, sichtbarlich entkräftet, dahin schlockerte, kam ein leichtes Korbwägelchen hinter ihm her, wie man sie damals häufig im Gebrauche von Reisenden sah. Ein Pferd war davor gespannt, und der Herr, der darinnen saß, kutschirte selbst.

Als er nahe gekommen war, sah sich Jekuf um und erkannte sogleich in dem stattlichen Herrn den Glaubens- und Volksgenossen. Er grüßte freundlich und ebenso freundlich wurde sein Gruß erwiedert.

Bist müde? fragte der Herr.

Komm schon sieben Stunden weit her, antwortete Jekuf.

Der Herr hielt das Pferd an. Steig' herein! sagte er.

Gott behüt', daß ich arme Jüd zu einem so reichen Herrn mich setzen sollte! entgegnete in aufrichtiger Bescheidenheit Jekuf.

Sind wir nicht Glaubensgenossen? fragte der Fremde. Mach' keine Possen und steig' ein! Du kannst mir vielleicht sehr nützlich sein, fuhr er fort, wenn du hier herum zu Hause bist.

Das bin ich, sagte Jekuf. Bin aus Altmünster und wohlbekannt im Lande, weit und breit.

Um so mehr bitt' ich dich, steig ein!

Da ließ der arme Jekuf sich nicht länger bitten und setzte sich mit vielen Entschuldigungen auf den Rücksitz.

Womit könnt' ich denn dem Herrn dienen? fragte er.

Du weißt, hob der Fremde an, daß die Verproviantirung der Festung Mainz insgeheim befohlen ist! denn es steht schlimm mit der Armee und wer weiß, wie es geht. —

Das erste Wort, was ich höre, sagte höchlich erstaunt Jekuf.

Aber dennoch wahr, fuhr Jener fort. Ich vertraue dir Etwas da an, was nicht über deine Lippen kommen darf! Hörst du?

(Fortsetzung folgt.)

Lederherz.

(Schluß.)

Der Schuster Lipp suchte ihm seine Aengstlichkeit auszureden und scherzte darüber, that aber doch schnell Alles, um es dem Gastfreunde so behaglich als möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelbett in der Stube für die Großmutter, wurde ihm eingeräumt und bald schnatterte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise gerade in's Dorf, er besuchte den Kranken, und bei'm Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, that er sorglos und suchte ihn aufzumuntern. „Ich habe heute noch nicht gebetet", klagte der Kranke, „Du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege; hilf mir, ich kann mich nicht regen." Lipp half dem Kranken die Gebetsriemen um die Stirne und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst Du besser kutschiren." Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab. „Mach' jetzt keinen Spaß, thu' Das nicht, Du versündigst Dich. Ich nehme Dir's aber nicht übel. Da, gib mir die Hand, und ich bitte Dich, verzeih' mir auch Alles, was ich Dir je zu Leide gethan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die Andern nicht mehr am Leben treffen, sag' ihnen Allen, daß ich Allen verziehen habe; ... wenn sie mir wissentlich oder unwissentlich etwas Böses gethan ..... sie sollen mir auch verzeihen —". Er murmelte leise Gebete vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gib das Gebetbuch und sag' mir das Schemah! Das Schemah will ich hören! Das Schemah!" Dem Lipp wurde angst und bange, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst Du nichts? Sag das Schemah! Ist denn Keiner, der mir die Liebe anthun will? Seid ihr alle stumm und blind?" Angstvoll kam der Lipp zu mir in's Pfarrhaus und erzählte mir Alles. „Und was will er denn nur mit dem Schemah?" fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß Das die Verse 4 bis 8 im fünften Buch Moses Kapitel 6 bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntniß der Juden, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie gläubig ihren letzten Athem aus. „Was sollen wir thun?" fragte Lipp. „Was wir thun können," antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel,

ſuchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hauſe. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt Ihr? Ich bin bereit!“ Ich begann nun in hebräiſcher Sprache die Worte: „Höre Iſrael, der Herr unſer Gott iſt ein einiger Gott. Und du ſollſt den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft. . . .“ Als ich Dieß in hebräiſcher Sprache laut las, ſah mich Lederherz groß an, mit jenem wunderbar ſtrahlenden Blick, in dem das Menſchenauge nur in der Todesſtunde erglänzt. Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die erſten Worte geſprochen, als er einfiel und mit erſchütternder Stimme die Worte nachſprach, und wenn ich innehielt, winkte er, daß ich fortfahren ſolle, und ich wiederholte es fort und fort. — Mit dem Worte Adonai (Gott) hauchte er ſeinen letzten Athem aus, und ich drückte ihm die Augen zu. . . . Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geiſte der Liebe geweſen bin, als jetzt, da ich, der chriſtliche Geiſtliche, einem Juden ſein Gebet in der letzten Lebensſtunde verrichten half. Spät in der Nacht kamen der Bruder und eine Schweſter des Verſtorbenen und mit ihnen noch zwei Männer aus ſeinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz geſtorben ſei, und ſie kamen zu mir und dankten mir unter heftigem Weinen. Als ſie am Morgen mit der Leiche davon fuhren, gab ich in Gemeinſchaft mit Lipp dem Verſtorbenen das Geleite bis an die Grenze unſerer Gemarkung. Dieß nun iſt eine der Erinnerungen, die mir das Herz am Tiefſten bewegen. Eine beſondere Erhebung iſt es mir, daß das ganze Dorf — nicht ein Einziger ausgenommen — es in Wahrheit erkannte, wie ich an Lederherz im Geiſte der wahren Religion der Liebe gehandelt. Was ich gethan, wurde damit zum innern Segen für Alle.

Miscellen.

(Sind wir denn blind?) So möchte unſereiner fragen, wenn die Nadeln der Aachener Fabriken nach England gehen zu Millionen von Dutzenden und Hunderten, um — dort engliſch verpackt und geſtempelt, als „engliſche Nadeln“ zurückkommen und um doppelten Preis gekauft zu werden — oder wenn die ſogenannten Faber-Bleiſtifte, die der Fabrikant Stein in Nürnberg fabricirte, ohne Namen und Zeichen nach England gehen, dann mit engliſchen Wappen und Namen erpreßt, zurück zu uns kommen, um — ſtatt für 2 Sgr. mindeſtens mit 5 bezahlt zu werden. Aber ſo ſind wir Deutſche; blind für unſer eigenes Gut, gilt uns nur das, was fremd iſt, ſcheint und weit her kommt. Geht's etwa mit den Cigarren anders, die nach Havanna geſchickt werden und von dort zurückkommen, um als ächte Havanna-Cigarren von uns um's Doppelte theuer bezahlt zu werden? — Wann werden uns einmal die Augen geöffnet? — Man erzählt ſich, daß zur Zeit der Weltausſtellung in England, als die Herren Fabrikanten des Ausſchuſſes der Königin vorgeſtellt wurden, dieſe ein wunderſchönes Käſtchen triumphirend einem deutſchen Fabrikanten ähnlicher Arbeitskäſtchen gezeigt und geſagt habe, ſo etwas vollendet Schönes könne doch nur England hervorbringen, der Deutſche es ſich ausgebeten, es geöffnet und auf eine verborgene Feder gedrückt habe. Hierauf ſei ein feiner Deckel in die Höhe geſprungen und — das Zeichen ſeiner eigenen Fabrik ſei zum Vorſchein gekommen; er habe dann lächelnd es der Königin gezeigt.

△ Das Eiſenbahnnetz der Erde beträgt 140,934 Kilometer oder etwa 19,000 deutſche Meilen. Die Herſtellung dieſes Schienenwegs koſtete die Kleinigkeit von 29 Milliarden Franken. 29 Milliarden ſind ein Sümmchen, das in Frank- oder Fünffrankſtücken 145 Mill. Kilogramme oder 290 Mill. Pfd. wiegen würde. Zur Fortſchaffung dieſer Laſt würden, die Pferdelaſt zu 29 Ctr. gerechnet, hunderttauſend Pferde oder 36,250 Eiſenbahnwagen, à 80 Ctr., erfordert. Nimmt man Züge von je 50 Wagen, ſo ſind 725 Züge nöthig, die in 4 bis 5 Monaten befördert werden könnten. Rand an Rand gelegt, würden ſie einen Silbergürtel bilden, der den Umfang der Erde mehrmals umſchließen könnte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Donnerstag, 30. October 1862.

* Der Maler.

Den Maler kennst du, der im Künstlerglücke,
Sein Bild betrachtend, sich so ganz vergaß,
Daß rückwärts schreitend das Gerüst er maß
Und tiefab fiel — beim nächsten Schritt zurücke.

Sein Freund gewahrt's, wirft nach dem Meisterstücke
Den Pinsel, vollgefüllt von schmutz'gem Naß:
Da stürmt der Künstler vor, von Ingrimm blaß
Und — küßt den Freund ob der vermeinten Tücke.—

Wird einem ird'schen Bild dein Herz auch spenden,
Was es nur lieben, hoffen, sehnen kann
Und so im Rückgang bald am Abgrund enden:

Dein bester Freund nimmt dir dein Liebstes dann,
Vom Abgrund weg will er zu sich dich wenden,
Zum Kuß der Hand, die dir so weh gethan. —

L. Maurer.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Ich kann schweigen, wie ein Verstorbener! versicherte Jekuf.

Das ist auch um so nothwendiger, fuhr der Andere fort, da ein großes Fruchtgeschäft damit in Verbindung steht, das auch dir große Vortheile an solidem Zasseras abwerfen kann. Sind reiche Bauern in der Gegend.

Das soll ich meinen! rief Jekuf, tüchtige schwere!

Haben sie noch Fruchtvorräthe? —

Ob sie sie haben? Das mein' ich! Einen kenn' ich gut, der hat zwar kürzlich für achtzehnhundert Gulden verkauft, aber wenn er nicht noch dreihundert Malter Hartfrucht liegen hat, soll mich gleich der Dalles —

Stille! rief der Reisende. Ich kann das Verheißen nicht leiden! Grade Hartfrucht suche ich und so viel könnt' ich grade brauchen. Wo ist der Bauer?

Auf dem Klosterhof in Altmünster oder dabei doch.

Richtig, sagte der Fremde. Von dem hat man mir schon auf der letzten Station gedibbert; aber ich meine gehört zu haben, der Hof gehöre einer blutjungen Wittwe?

Das ist auch wahr; aber ihr alter Schwiegervater besorgt die Verkäufe und bewahrt das Geld.

So ist er wohl reich?

Herr, in seinem Wandschränkchen hab' ich Säcke voll Geld gesehen — Hui! die sind, meiner Treu, schwerer, als dem armen Jekuf sein Beutelchen, das dürft Ihr mir glauben.

Dann ist er auch wohl zähe und bös mit ihm handeln?

Ja, geizig ist er, aber ein Geldnarr. Wenn er Geld sieht, so geht er in's Wasser.

Du meinst also, er habe baar Geld?

Ob er hat? Ich glaub', daß er wenigstens sechstausend Gulden baar hat.

Der Fremde schwieg eine Weile, dann sagte er: Wir wollen morgen ganz frühe hinfahren. Du bleibst bei mir diese Nacht auf meine Kosten. Wird der Handel zwischen uns fertig, so kriegst du vom Malter sechs Kreuzer Zasseras von mir, und der Klosterhofmann muß dir auch noch ein Zasseras geben. Ist dir's Recht? —

Jekufs Auge leuchtete vor Freude. Er pries die Freigebigkeit des Herrn, und fröhlichen Herzens fuhr er mit ihm bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt ein und stieg mit ihm bei dem jüdischen Metzger Liebmann ab, der auch eine Art Gasthaus für seine strengen Glaubensgenossen hielt, die nicht in christlichen Gasthäusern einkehrten. Vorher aber legte er ihm das strengste

Stillschweigen auf über das, was sie Beide besprochen und verabredet und gestattete ihm nur, zu sagen, der Herr habe ihn, den Todtmüden, zu sich aufgenommen aus Barmherzigkeit.

So kamen sie denn an, aßen dort und legten sich früh zu Bett, und Jekuf dankte Gott, daß er einmal kräftig sich genährt und in einem guten Bett ausruhen und schlafen konnte. Er hatte ja auch eine schöne Einnahme in Aussicht, und so schlief er ein so glücklich und zufrieden, als er es seit langer Zeit gewesen. Am anderen Morgen fuhren sie nach einem guten Frühstück, das der Fremde bezahlte, nach Altmünster, und, zu nicht geringem Erstaunen der Bauern, Jekuf in dem schönen Wägelchen nach dem Klosterhofe hinauf.

Als sie durch das Hofthor fuhren, stand Mariechen in der Thüre, die zu dem Garten führte.

Ist das schöne Mädchen des Alten Tochter? fragte der Fremde.

Gott behüte, flüsterte ihm Jekuf zu, das ist die Wittwe.

So jung und schön! verwunderte sich der Fremde, aber Jekuf war schon heraus, gesprungen und hielt das Pferd.

Des Fremden scharfes Auge musterte das Wohnhaus schnell; dann stieg er ab, sah sich noch einmal überall genau um und trat dann mit Jekuf in des Alten Stube, der im Sessel am Tische saß und sein Schuldbuch vor sich liegen hatte. Er stand auf und grüßte höflich den Fremden, indem er sagte: Was führt den Herrn zu mir?

Jekuf leitete, nachdem der Fremde sich gesetzt und sich in der Stube umgesehen hatte, den Handel ein, der, da wirklich so viel Hartfrucht vorhanden war, als Jekuf angegeben, schnell zum Abschluß kam. Die Frist der Lieferung und Zahlung wurde festgestellt.

Herr, hob jetzt auf einen Wink, den der Alte Jekuf gegeben, dieser an, es ist hierlands Sitte, daß ein Angeld auf solch einen Handel gezahlt werde, das zurückfällt, wenn der Handel nicht ausgeführt wird.

Was denkst du? fragte gewissermaßen entrüstet der Fremde; aber wenn es so ist, so will ich mich dem nicht entziehen. Sind fünfzig Kronenthaler genug? fragte er.

Gewiß! entgegnete der Klosterhofmann, und der Fremde löste einen gespickten Gurt von seinen Hüften und zählte die Thaler auf den Tisch, die der Alte gierig zusammenscharrte und in das Wandschränkchen schloß. Der Fremde saß so, daß er in das Schränkchen sehen konnte und die Säcklein sah, worin des alten Mannes Mammon aufgeschichtet war.

Ein Lächeln glitt unbemerkt über seine Züge und bald darauf rollte das Wägelchen wieder fort.

Der Fremde sagte zu Jekuf, er würde in der Stadt noch einige Tage bleiben. Wenn er es für nöthig hielte, ihn zu sprechen, solle er ihn in dem Wirthshause, in das er ihn geführt, aufsuchen. Der Fremde schien seelenvergnügt, denn die Frucht war im Anziehen und der Kauf außerordentlich billig.

Wenige Stunden später kam der Klostermüller auf den Hof. Als er von dem Verkaufe hörte, tadelte er den Alten, denn, sagte er, morgen kommt der Fruchthändler Briedel, der Euere Frucht kaufen wollte, und der gibt mehr.

Mariechen meinte, der Kauf sei ja gemacht, und so sei's gut, aber ihr Vater ging schnell in's Dorf und traf den Jekuf. Er bot ihm das Doppelte des eingezahlten Angeldes, wenn der Kauf zurückginge und auch das ihm versprochene Zasseras. Jekuf wollte versuchen, dem Fremden den Kauf zu verleiden. Er machte sich auf die Lappen und erreichte ihn in der Stadt. Der Fremde schien gleich bereit, nahm das Reugeld an, sagte aber dem Jekuf ein tüchtiges Trinkgeld zu, wenn er ihm mittheile, wann der neue Käufer die Frucht hole.

So ging der Handel zurück, freilich des Reugeldes wegen nicht zur Zufriedenheit des Alten. Indessen kam der Fruchthändler Briedel und kaufte die Frucht zu einem Preise, der jenen ersten so weit überstieg, daß weit mehr herauskam, als das Reugeld betragen. Schon in der folgenden Woche wurde das Geld dafür bezahlt, und Jekuf, der den Makler gemacht, bekam sein Zasseras, wie es üblich war, und die Frucht wurde geholt. Versprochener Maßen berichtete er das dem Fremden, der noch in der Stadt war, und erhielt dafür das versprochene Trinkgeld.

In der darauf folgenden Woche trat die Altmünsterer Kerbe ein.

Diesmal war dies Volksfest ein trauriges in der Klostermühle, denn der Klostermüller war schwer erkrankt. Mariechen war deswegen schon seit drei Tagen nicht auf dem Hofe, sondern am Krankenbette ihres Vaters und mußte auch bleiben über die Kirchweihe oder Kerbe, da die Krankheit sich noch nicht gewendet hatte.

Am Abend vor der Kerbe war sie auf einige Augenblicke oben; Alles stand gut; der Alte war munter. Nur wollte er, daß die Knechte im Hofe blieben, weil er das viele Geld im Hause habe. Das war natürlich, und Mariechen machte es ihnen zur Pflicht.

Als sie jedoch weg war, sagte Einer zum Anderen: des Alten lüderlicher Sohn hat uns den Weg gewiesen. Wenn der Alte schläft, steigen wir zum Fenster hinaus und gehen tanzen, wie andere junge Leute auch. Unsereins will doch auch einmal im Jahr seine Plâsir haben; die reichen Leute haben sie alle Tage! Und heute Abend thun wir's auch, halten Vorkerbe und probiren den Wein.

Das hörte eine fremde Bettelfrau mit an und sagte: da habt Ihr Recht. Wie ich jung war und diente, habe ich's auch so gemacht. Darauf ging sie lachend zum Hofe hinaus, und die beiden Knechte riefen ihr nach, sie solle zur Musik kommen, dann wollten sie Einen mit ihr tanzen! — Die Alte lachte und die beiden Knechte auch; einer aber sagte: Jakob, sieh mal, wie die Alte zuschreitet! die könnte wohl noch einen Walzer riskiren! — Wahrlich, die schreitet aus, wie ein Mann!

Sie hat auch so eine harte Stimme! sagte der Andere. Den Gedanken an die Bettlerin verdrängte das Kommen der beiden Mägde, junger, heiterer Mädchen, die sogleich unterrichtet wurden, wie es solle gehalten werden, und in jugendlichem Leichtsinn und Pflichtvergessenheit leichtlich einstimmten. —

Während das sich in dem Hofe zutrug, war die Bettlerin, die eben erst den Hof verlassen hatte, statt den Weg nach dem Dorfe einzuschlagen, nach vorherigem, vorsichtigem Umschauen, vor dem Hofthore links umgebogen, und war an der Hofmauer außenher mit gebücktem Rücken hergeschlichen. Da, wo statt des Hofes und seiner Düngerstätten der Garten von der Mauer umschlossen wurde, war an der Mauer, aber innen, eine Erderhöhung, darauf eine Bank stand. Hier war es ein leichtes, hinabzukommen, und die Gartenthüre, die in den Hof ging, schloß eben nur ein kleiner Riegel, der von innen ebenso gut, wie von außen zu öffnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Friedrichshafen, 22. Octbr. Die Unglücksstätte, wo das Dampfboot „Ludwig" in der Tiefe des Sees liegt, wird seit einigen Tagen durch zwei Segelschiffe bezeichnet, auf welchen der Ingenieur Bauer sein Hebungsverfahren auf's Neue in Gang gesetzt hat. Dasselbe ist im Ganzen das Gleiche wie das erstemal, nur wird mit tüchtigeren Apparaten gearbeitet. Statt der unzuverlässigen Tonnen, sehen wir jetzt 6 wasserdichte Ballons, je 20' hoch und 10' im Durchmesser, von russischem Segeltuch mit dreifacher Kautschuklage, sodann 2 lange Schläuche von demselben Stoff, sogen. Kamele, dazu bestimmt, an den beiden Längenseiten des Schiffs angebracht zu werden. Endlich arbeiten statt der früheren erbärmlichen Feuerspritzen 2 neue Luftpumpen mit je 15 Atmosphären Druck. Diese ausgezeichneten Pumpen sind, wie ihre Inschrift besagt, Geschenke der Bürger von Bremen an Bauer, ausdrücklich zu dessen Taucherwerk erbaut. Mit einer derselben wird die Luft aus den Ballons gepumpt, während die andere den Tauchern die nöthige Luft zuführt. Letzteren liegt, wie früher, das Geschäft ob, die Ballons in den Lucken des versunkenen Schiffes zu befestigen. Leider ist die Witterung dem Unternehmen bis jetzt nicht günstig, indem in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag der 4 Wochen hindurch glatte Seespiegel durch einen starken Weststurm in ein tobendes Gewell verwandelt wurde und aus gleichen Ursachen auch in den ersten zwei Tagen der laufenden Woche die Arbeit eingestellt werden mußte, zumal die bisher verwendeten Segelschiffe etwas leicht sind. Diesem

Abmangel wird demnächst abgeholfen durch Benützung von bayerischen Schleppschiffen, welche die Lindauer Dampfschiffverwaltung gestern dem Ingenieur Bauer anbot.

(Umschwung im Festungskrieg.) Wien, 18. Oct. Es scheint, daß das berühmte Seegefecht auf der Rhede von Norfolk vom 8. und 9. März den Anfang eines vollständigen Umschwungs nicht blos für die Seetaktik, sondern auch für den Festungskrieg zu Lande bezeichnet. Das wesentlich Neue für die Feuerwirkung bei diesem Gefecht war der bei dem „Monitor" mit so glänzendem Erfolg verwirklichte geniale Gedanke, die Geschütze in eisernen Drehthürmen aufzustellen; denn es ergab sich dadurch eine Vervielfältigung ihrer Wirkung und zugleich ein Schutz für dieselben, wovon man bis daher keine Ahnung hatte. Die Uebertragung dieses Gedankens auf Landbefestigungen lag um so näher, als seit den letzten Jahrzehnten schon die gemauerten Thürme eine bedeutende Rolle darin zu spielen begannen, wobei nur die nöthige verhältnißmäßig große Geschützzahl, sowie der Mangel an Schutz für die zur Action besonders wichtigen Geschütze auf dem Verdeck den Grund zu berechtigten Einwürfen abgaben. Gerade diese beiden Nachtheile können nunmehr durch die Anwendung jenes von dem „Monitor" zu übertragenden Prinzips vollständig beseitigt werden. Der Gedanke ist unseres Wissens auch anderwärts praktisch verfolgt worden; in Oesterreich aber scheint er bereits zu einem erwünschten praktischen Ergebniß durchgeführt zu sein, und es verdient ein Aufsatz, den der Genie-Oberst Möring im 15. Heft der Österreichischen Militärischen Zeitschrift von Streffleur darüber veröffentlicht, der allgemeinen Aufmerksamkeit besonders empfohlen zu werden. Es ist hier eine solche Dreheinrichtung, welche auf genauer Prüfung der Sache unter Zuziehung des Mechanikers Siegfried Markus in Wien beruht, unter beigefügter Zeichnung ausführlich dargestellt, und es scheint hiernach, daß der mechanische Theil der Frage damit, Verbesserungen natürlich vorbehalten, in der Hauptsache gelöst ist, wobei wir namentlich darauf aufmerksam machen, daß hier zur Bewegung des Drehapparats 8—16 Mann vorgesehen sind, eine Dampfmaschine also nicht nothwendig erscheint. Der Erfinder berechnet die Gesammtkosten eines solchen Thurms auf 300,000 Gulden österreichisch, während eine Panzerfregatte 2 Millionen, ein „Monitor" 600,000 Gulden koste. Die Anwendung dieser Landmonitore wird wahrscheinlich weit vielseitiger sein, als sich für jetzt übersehen läßt; sie werden mit verhältnißmäßig geringen Kosten die Verstärkung älterer Festungen möglich machen, bei neueren dagegen voraussichtlich bedeutenden Einfluß auf das ganze System gewinnen. Zunächst aber möchten wir sie mit dem Verfasser zur Gebirgsvertheidigung und namentlich zum Küstenschutz, für den sie sich ohne allen Zweifel vortrefflich eignen, empfehlen. Die deutschen Regierungen können hier nachholen, was sie so lange versäumt haben; dieselbe Erfindung, welche die Ueberlegenheit der Küstenbatterien in Frage stellte, scheint berufen, sie neu zu befestigen.

---

* Charade.

(Zweisylbig.)

Du hielt'st so gern mein Erstes ferne,
Das oftmals trifft dich, ohne Schuld. —
Doch, daß der Mensch sich fügen lerne:
Soll er es tragen mit Geduld.

Dazu ward ihm in meinem Zweiten
Ein starker Stab — er ziemt dem Mann —
An dem er durch die Fährlichkeiten
Des Lebens lange schreiten kann.

Doch wenn die Erst' zu arg dich quälet,
Du nirgends Trost und Hoffnung sieh'st;
Wenn's Schicksal dich zur Scheib' erwählet,
Nach der es seine Pfeile schießt:

Ach! dann zerbricht auch meine Zweite,
Wenn nirgends sich mehr Rettung zeigt;
Es wird dein Herz des Ganzen Beute,
Das es mit Macht dann überschleicht.

A. Kurz.

Auflösung des Räthsels in № 103:
Einfall. Ein Fall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. Speyer, Dienstag, 4. November 1862.

Kloſterhof und Kloſtermühle und was ſich in beiden begeben.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Bettlerin dies genau erkundet hatte, ſchlug ſie den Weg nach dem Walde ein, in dem ſie verſchwand. Beobachtet hatte ſie keine Menſchenſeele, denn heute war „Kuchenbackenſamſtag", wie wir den Samſtag vor der „Kerbe" zu nennen pflegen. In jedem Hauſe war für alle Hände Arbeit, und auf dem Felde hatte man ſich beeilt, das Feld zur Saat bereit zu ſtellen, die nach der „Kerbe" beſtellt zu werden pflegte. So war das Feld leer, und ſelbſt die beiden Flurſchützen ſaßen im Wirthshauſe. Sie wollten ja doch auch den Wein verſuchen — den ſie morgen trinken wollten! —

Auf dem Hofe ging Alles ſeinen geordneten Gang. Es wurde geſcheuert, gefegt, geordnet, wie es an jedem Samſtage in einem geordneten Hausweſen geſchieht. Der Alte, der heute überall die Aufſicht führen wollte, da ſeine Schwiegertochter am Krankenbette ihres Vaters ihre Kindespflicht erfüllte, kroch überall herum. Er ſah in jeder Ecke nach; knörpelte hier und nörgelte dort, wo es ihm nicht ſauber genug war, und als zuletzt die beiden Mädchen Hand anlegten, den Hof zu kehren, und er von dem „Herumkriechen", wie das Geſinde ſeinen ſchleichenden Gang bezeichnete, ſo müde war, daß er ſich ſchier nicht mehr auf den Beinen halten konnte, da legte er ſich in das Fenſter, um ſie zu beaufſichtigen. Trotz ſeines hohen Alters war er auf Alles ſehr aufmerkſam und bemerkte Dinge, die dem jungen Volke entgingen. So war es ihm aufgefallen, daß die beiden Hofhunde, böſe, wilde Thiere, die raſeten, wenn eine fremde Seele in den Hof kam, ſeit die alte Bettlerin dageweſen war, in ihren Hütten lagen und keinen Menſchen anbellten, nicht einmal den Metzger, der das Fleiſch für morgen gebracht, und den ſie doch in den Tod haßten.

Als der Alte das den beiden Mägden ſagte, die nichts der Art bemerkt hatten, ging die eine gegen die beiden Hundehütten und ſagte: die ſind beide ſo geſund und blicken ſo fröhlich um ſich, als wüßten ſie, daß morgen „Kerbe" wäre. Darauf lachten beide Mädchen, und der Alte dachte nicht weiter über die Sache nach. Hätte er geſehen, daß die Bettlerin heimlich in jede Hundehütte etwas geworfen hatte, er würde in Unruhe gerathen ſein und vielleicht den wahren Grund gefunden haben, warum die böſen Hunde gar keine Aufmerkſamkeit für das hatten, was um ſie vorging.

Endlich kam der Abend. Die Glocken läuteten die „Kerbe" ein. In den Backhäuſern drängten ſich die Frauen; ganze Batterien runder und viereckiger Kuchen ſah man aufgeſchichtet. Ueberall außergewöhnliche Thätigkeit und Fröhlichkeit bei Jung und Alt.

Der alte Hofmann aß ſein Zwiebelſüpplein und legte ſich zu Bett. Die kleinen roth und weiß gewürfelten Vorhänglein an den Fenſtern zog er dicht zu und ſtellte das Oellicht auf den Tiſch, um dem Geſinde, dem er nicht recht traute, weis zu machen, er ſei noch auf.

Die lachten über die „Kriegsliſt", wie ſie ſagten, und die luſtigen Mädchen meinten, das Licht werde wohl bald erlöſchen, denn der Geiz laſſe es dem Alten doch nicht zu, daß er viel Oel verbrenne! —

Sie hatten die Kuchen eingemehrt und trugen nach dem Abendbrode den Teig in Körben in's Dorf hinab. Und als es zehn Uhr ſchlug, ſtiegen die Knechte zum Küchen

fenſter hinaus, um doch auch des Wirthes „Kerbewein“ zu verſuchen.

Jetzt hob ſich da, wo die Gartenbank ſtand, eine Geſtalt empor und horchte hinab in den Hof. Wer ſie genauer beobachtet hätte, müßte die Züge der alten Bettlerin wieder erkannt haben, die aber jetzt Männerkleidung trug.

Das Licht in des alten Hofmanns Stube brannte noch, aber ſonſt regte ſich nichts.

Vorſichtig ließ ſich die Geſtalt auf die Gartenbank hinunter, öffnete die Gartenthüre und trat leiſe in den Hof. Kein Hund regte ſich.

Der Kerl lächelte. Die haben ihr Theil! ſagte er leiſe in ſich hinein. Er trat unter das Fenſter des Alten, und als er ihn laut ſchnarchen hörte, eilte er zurück an die Gartenmauer, ließ halblaut das Geſchrei des Steinkäuzleins hören, und bald erſchienen drei andere, kräftige Geſtalten und eine kleine, ſchwächliche, welcher aber die Anderen gehorchten.

Alles ſicher? fragte der Kleine.

Alles, Damian! war die Antwort.

Sie ſtiegen herab, gingen zum Küchenfenſter, drückten das blos angelehnte auf und ſtiegen hinein, während auf den Befehl deſſen, den man Damian genannt, einer vor dem Hofthore und einer im Hofe als Wache ſtehen mußte.

Der Hofmann hatte ſeine Stubenthüre nicht einmal zugeſchloſſen. Die Drei traten in die Stube und einer wollte eben das Licht ausblaſen, als der Alte emporfuhr mit einem Schrei des Entſetzens.

Stille, Alter, ſagte der, welcher als Bettlerin verkleidet auf dem Hofe war, es ſoll dir nichts geſchehen. Wir machen dir nur dein Geſchäft um etwas leichter. Jetzt erſt wurde es dem Alten klar, wie es ſtand. Er wollte aus dem Bette ſpringen und Hülfe rufen, aber der Räuber gab ihm einen Stoß, daß der kraftloſe Greis athemlos auf das Bett zurückfiel. Der Räuber zog nun Stricke heraus und mit Hülfe eines anderen feſſelten ſie den Alten an Händen und Füßen und warfen ihn auf das Bett, wo er ſtille liegen blieb, ohne daß die Räuber wahrnahmen, daß der ſchwache Lebensfunke durch die Heftigkeit des Erſchreckens und eine Wiederholung des Schlages bereits erloſchen war.

Während deſſen öffnete der Kleine mit großer Geſchicklichkeit das Schränkchen, nahm die beträchtliche Summe, die in einzelnen Säckchen nach den Münzſorten geordnet war, heraus und dann befahl er, das Licht zu löſchen. Bei dem Scheine einer Blendlaterne löſten ſie des Alten Stricke.

Er iſt todt! rief der, der ihn gebunden hatte.

Der Kleine erſchrack heftig. Er trat herzu, als er aber das blaue Geſicht des Alten ſah, ſagte er: der Schlag hat ihn getroffen. Leget ihn wieder in's Bett, als ob nichts vorgefallen ſei. Er ſchloß das Schränkchen wieder.

Einige Minuten ſpäter waren ſie verſchwunden, und der Hof lag ſo ſtille da, als waltete über ihm der tiefſte Friede — oder der Tod. —

Gegen zwölf Uhr brachten die Mägde die Körbe voll Kuchen, und die Knechte folgten ihnen in der heiterſten Laune, und wieder nach kurzer Friſt lagen alle ahnungslos in ihren Betten.

Als aber am Morgen die älteſte der Mägde aufſtand, fielen ihr die vielen Männertritte auf, die ſie auf dem friſch geſcheuerten Boden bemerkte. Sie folgte der Spur bis zur Thüre des Alten. Sie klopfte — aber es blieb ſtille. Sie rief. Niemand antwortete. Jetzt faßte ſie ſich ein Herz und trat in die Stube. Alles war hier in vollſter Ordnung, aber als ſie auf das Bett blickte, fuhr ſie mit Entſetzen zurück. Sie ſah — eine Leiche!

Schnell waren die Anderen auf den Beinen. Todesſchrecken lag auf allen Geſichtern, auf denen der Knechte prägte ſich das böſe Gewiſſen aus. Alle eilten zum Bett des Alten. Er war todt.

Jetzt erſt ſagte die Magd von den vielen Fußtritten, die nun Alle auch ſahen. Man ging außen an das Fenſter. Auch hier waren ſie bemerklich und wieſen in den Garten, deſſen Thüre aufſtand. Man ſah, daß eine Anzahl Männer über die Mauer eingeſtiegen war. Das Räthſelhafteſte blieb aber, daß nichts geſtohlen ſchien. — Als einer der Knechte die Hofhunde nicht ſah, die ihn ſonſt jeden Morgen wedelnd begrüßt, ging er

gegen die beiden Hütten. Beide Hunde waren todt. —

Da ist's nicht richtig! sagte angstvoll der Knecht. Einer muß hinab in die Klostermühle und zum Syndik!

Ach, Jakob, bleib' du bei uns, riefen die zitternden Mägde, wir gehen nicht mehr in das Haus!

Und so blieben sie im Hofe, bis Mariechen todtenbleich ankam und mit ihr der Syndik und noch andere Leute. Mariechen hatte Mühe und Sorge gehabt, daß Alles ihrem kranken Vater verborgen bliebe.

Der ganze Vorgang hatte etwas Unerklärliches, bis der Syndik an das Geld dachte. In der Lederhose des Todten steckte der Schlüssel zum Schränkchen — und das war leer — die ganze Summe entwendet. Jetzt war das Räthsel gelöst. Es war ein wohlangelegter Diebstahl und Raubmord.

Mariechen war tief erschüttert, mehr aber von dem Tode des Alten, als von dem Diebstahl. Ihr Herz hing nicht am Mammon; was sie aber noch tiefer berührte, war das, wie sie ihrem Vater das Ereigniß verberge, das, wenn er es erführe, jedenfalls verderblich für ihn werden mußte. Der Syndik befahl, Alles unverändert so zu lassen, wie sie es gefunden und sandte sogleich einen der Knechte mit dem Pferde nach der Stadt. Schon gegen Abend kamen das Gericht und der Arzt. Die erhobenen Zeugnisse wiesen darauf hin, daß der Diebstahl vor Mitternacht vollbracht worden sein mußte, und daß — kein Zeichen von Gewaltthat war erkennbar — der Schrecken der entdeckten Diebe dem Alten den tödtlichen Schlaganfall zugezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* (Das Denkmal von Franz von Sickingen.) Nach der Enthüllungsfeierlichkeit des Grünewald-Denkmals besuchte ich das nahe gelegene Landstuhl. Wie erstaunte ich über die jetzt beinahe von ihrem Schutt befreite Burg, welche vor etwa 12 Jahren nur einem Trümmerhaufen glich. Alle Räume sind beinahe blos gelegt und manche Funde architektonischer Stylarten, als: Säulen, Capitäl, Gesimsstücke, ja selbst ein großes Brunnenbecken, mit Wappen verziert, sind dem Auge des Beschauers nahe gebracht. In der höhern Sculptur fand ich leider nur ein sehr verwittertes Basrelief, römischen Ursprungs, in der Wand eingemauert. Diese Restauration ist einigen kunstliebenden Notabeln daselbst zu verdanken, unter denen ich namentlich Herrn Joseph Benzino erwähnen muß, welcher einer von den wenigen Pfälzern, der eine reichhaltige Sammlung moderner Gemälde besitzt, und darunter mancher Name seiner Landsleute. Mein Weg führte mich zu dem Hauptzweck meines Besuches, nämlich in die katholische Kirche. Hier im Glockenthurm, einer Art Rumpelkammer, steht nun das Denkmal von Franz von Sickingen, in einzelnen Scherben nothdürftig an der Wand aufgethürmt. Die fehlenden Stücke, als: Kopf, Beine und Arme, sind wahrscheinlich noch unter dem alten Gerümpel zu finden, das zerstreut umher liegt. Da in unserer Zeit für Erhaltung von Denkmalen so viel gethan wird, so wäre es wohl an der Zeit, das Denkmal eines Mannes, welcher der Geschichte angehört, wieder zu restauriren und an einen würdigen Platz zu stellen. Sollte dieses Denkmal in der kathol. Kirche, weil es einem Protestanten gewidmet, Anstoß erregen, so wäre für die Erhaltung am Besten gesorgt, wenn man es der jetzt neu erbauten evangelischen Kirche übergeben würde, an der sohnehies ein altes Sickingisches Wappen angebracht wird. Die Kosten der Restauration würde die Kirchenbaubehörde gewiß gerne übernehmen.

Hornberger.

Man schreibt aus Amiens: Die benachbarte Gemeinde Mareſt war seit den letzten drei Monaten der furchtbaren Geißel fortgesetzter Brandstiftungen preisgegeben. Zur Zeit steht nur noch ein einziges Haus: alle übrigen sind ganz oder theilweise von den Flammen zerstört und niemals war es gelungen, die leiseste Spur des Thäters zu entdecken. Was den abergläubigen Schrecken der Dorfbewohner zum Aeußersten trieb, war die wahrhaft infernalische Bosheit, womit bei den drei letzten Brandstiftungen Tags zuvor jedesmal die Fenster der auserlorenen Hütten mit Steinen eingeworfen worden, und zwar am hellen Tage, in Gegenwart des Maire und mehrerer Passanten, ohne daß man entdecken konnte, wo die Steine herkamen. Seit drei Tagen ist die

Justiz endlich des Thäters habhaft geworden, und zwar in der Gestalt eines 13jährigen Mädchens, Namens Celine Warnier. Das kleine Ungeheuer hatte Anfangs aus Rachsucht wegen Kleinigkeiten, später aber ohne alles Motiv, aus bloßem Vergnügen, Brand gelegt; die Steine hatte sie aus einem sichern Versteck geworfen und nachher ihre besondere Freude an den übernatürlichen Erklärungen ihrer armen Landsleute gehabt. Uebrigens ist sie rückhaltslos geständig.

Am Abend des 12. October langten im Bahnhofe zu Lille zwei Wägen an, beladen mit 21 Ulmenstämmen von je 15 Schuh Länge. Der Moment war, nach Ansicht der anonymen Absender, günstig gewählt, um der Douane einen Streich zu spielen. Es war Sonntag, sehr schlechtes Wetter, Nacht, und überdies, wer sollte den unschuldigen Stämmen etwas ansehen? Trotzdem hatte man die Rechnung ohne den Controlleur Clazer gemacht. Diesem intelligenten Beamten fiel es ein, an einem der Stämme zu klopfen, und siehe da, es klang ganz anders wie auf solidem Holze. Man ließ also sämmtliche Stämme einstellen und andern Morgens ergab sich in der That, daß sie durchgehends mit belgischem Tabak gefüllt waren. Die Stämme waren sämmtlich ausgehöhlt und so künstlich wieder zugemacht, daß auf dem Querdurchschnitt nicht die leiseste Spur einer Fuge zu sehen war. Ein jeder Stamm enthielt 450 Päckchen zu je 250 Gramm.

Ein Konstantinopeler Blatt meldet: Am 17. September haben Tscherkessen das neuerlich von den Russen erbeutete Fort Naberdscha nach vierstündigem Kampfe genommen. Während die Tscherkessen nach den vergrabenen Pulvervorräthen suchten, rückten russische Truppen zum Entsatz herbei. Im Handgemenge fing die Pulverkammer Feuer und das Fort ging in die Luft. Der Verlust der Tscherkessen beträgt 10 Todte und 92 Verwundete. Die Russen sollen sämmtlich den Tod gefunden haben.

(Eine amerikanische Scene.) Der Telegraph meldete neulich, daß der in Louisville (Kentucky) befehligende Unionsgeneral Nelson von seinem Untergebenen, dem Brigadegeneral Jefferson C. Davis, erschossen worden sei. Die amerikanischen Blätter bringen jetzt Näheres über den Vorfall. Wenn auch ihre Darstellung nicht in allen Punkten übereinstimmt, so scheint der Hergang der Hauptsache nach doch ungefähr folgender zu sein: Als eines Tages Davis über den Stärkebestand der bei den Schanzarbeiten beschäftigten Mannschaften Meldung erstattete, machte ihm Nelson in barscher Weise Vorwürfe darüber, daß er nicht eine größere Anzahl von Leuten herbeigeschafft habe. Davis beschwerte sich über den Ton, in welchem ihm diese Rüge ertheilt wurde, worauf Nelson ihm entgegnete, er möge sich zum Teufel scheren, und hinzufügte, er werde dem Profoß den Befehl ertheilen, ihn aus der Stadt zu jagen. Später kam es im „Hotel Gölt House" abermals zu einer Begegnung zwischen den Beiden. Davis wollte mit Nelson sprechen; dieser wollte ihn nicht anhören, nannte Jenen, als er dringender wurde, einen feigen Gecken und schlug ihm in's Gesicht. Davis ließ sich hierauf von einem gerade anwesenden Freunde ein Pistol geben und feuerte dasselbe auf den die Treppe hinaufsteigenden Beleidiger ab. Eine halbe Stunde nachher war Nelson todt.

Aus Passau vernehmen wir nachstehende Jeremiade:

O liebe, werthe Brauer,
Nehmt's mit dem Bier genauer!
Seht, alles ist ja sauer,
Was trinken wir Passauer;
In jeder Schenk' herrscht Trauer.
Es wird uns täglich lauer
Bei dem Getränk und flauer;
Nicht geht's mehr auf die Dauer.
Die Nasen färbt es blauer,
Die Wangen macht's uns grauer,
Und selbst die Stimm' wird rauher.
Dies Bier verträgt kein Bauer,
Es frißt die stärkste Mauer!
Die Mägen packt ein Schauer
Vor Euch, Ihr Essigbrauer!

Der zerbissene Dalberg Nr. XIV.

Auflösung der Charade in № 105:

Wehmuth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Donnerstag, 6. November 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Jekuf ahnete nun erst den Zusammenhang des Fruchtkäufers mit dem Diebstahle, aber er schwieg darüber, um nicht in eine so schlimme Sache unschuldig verwickelt zu werden. Die beiden Knechte kamen mit der Angst davon, denn daran dachte Niemand, daß sie sich vom Hofe fast drei Stunden lang entfernt hatten, während welcher Zeit die Frevelthat offenbar verübt worden war. Daß aber das Gesinde nicht erwacht sei, das kam einerseits auf das Schweigen der vergifteten Hunde und auf die Schlauheit der Diebe — die — darin stimmten Alle überein — der Bande Damian Hessel's angehört hatten. Die Polizei des ganzen Landes war in Thätigkeit, aber das Fahnden war fruchtlos. Die Nähe des Rheines war ein zu sicheres Mittel für sie gewesen, als daß man sie hätte fangen können. Nach des Alten Begräbniß wurde sein Nachlaß getheilt, und es zeigte sich, daß, obgleich ein ganz bedeutender Baarbestand mit dem Fruchtgelde, das Mariechen gehörte, gestohlen worden war, doch noch ein sehr ansehnliches Vermögen zwischen des Alten Tochter und Mariechen getheilt werden konnte.

Der Müller erfuhr erst, als er wieder genesen war, den Verfall, der des Klosterhofmanns plötzlichen Tod herbeigeführt. Sein Schmerz war nicht groß, wie denn nicht viel Segenswünsche des Alten Hintritt begleitet hatten.

Wie aber Mariechen es nun machen sollte? das war die wichtigste Frage. Sich wieder verheirathen! meinten die Leute, meinte auch der Müller, und an Freiern fehlte es wahrlich nicht. Aber der Müller hütete sich, ihr zuzureden. Sie erklärte, daß sie sich nicht mehr verheirathen werde, und so blieben die Freier weg, ohne daß die Frage gelöst gewesen wäre. Endlich wurden Mariechen und ihr Vater dahin einig, daß der ehrliche Jost und seine Frau als Verwalter des Hofes unter Mariechens und ihres Vaters Aufsicht auf dem Hofe wohnen und die nöthigen Dienstboten ihnen untergeordnet würden, Mariechen aber um des alternden Vaters willen in der Klostermühle wohnen sollte. Und so geschah es, und unter Jost's treuer Leitung ging Alles nach Wunsch.

VIII.

So vergingen Jahre, Jahre, in denen der Klostermüller die Gebrechlichkeit des Menschenleibes stark zu fühlen begonnen hatte, Mariechen, die junge schöne Wittwe, hatte auf's Bestimmteste jeden Heirathsantrag nach ihren bitteren Erfahrungen zurückgewiesen, und bei ihrer selbstständigen Stellung in der Welt — und — weil ihn sein Gewissen über die einst „gemachte" Heirath schlug, hatte der Müller auf das Bemühen verzichtet, sie auf's Neue zu drängen oder zu bestimmen.

Jost stand seiner Stellung als Oberknecht auf dem Hofe treu und gewissenhaft vor und nahm die Vortheile der jungen Wittwe mit einer Sorgfalt und Ehrlichkeit wahr, die ihm ihr vollstes Vertrauen erwarben. Auch der Klostermüller, der je und dann den Berg herauf kam und mit Jost in Berathung trat, ließ ihm alle Gerechtigkeit widerfahren und segnete Mariechens glückliche Wahl. Dem armen Jost war es ein Glück, daß er auf den Hof kam. Er konnte seinen Jahreslohn sparen und sein Häuschen im Dorfe vermiethen, das seitdem von Jekuf bewohnt wurde, der als ehrlicher Hofjude seine Maklergeschäfte auf dem Hofe

in allen Frucht- und Viehhändeln machte und Aller volles Vertrauen besaß. Niemand ahnete, daß er das unglückliche Werkzeug in der Hand eines Spitzbuben gewesen war, obgleich ihn selbst dies Bewußtsein der schweren Folgen wegen drückte.

Im Laufe der dazwischen liegenden Jahre war denn auch die Räuberbande Damian Hessel's eingefangen und in Mainz abgeurtheilt worden. Mariechen, der Klostermüller, die beiden Knechte und Mägde, sowie der Doctor hatten als Zeugen vor Gericht gestanden. Sie hätten freilich nicht viel bezeugen können, wenn nicht Damian Hessel jenen Diebstahl auf dem Klosterhofe bekannt hätte, bei welcher Gelegenheit die Lumpenstreiche der beiden Knechte an den Tag kamen, ohne daß Jekuf genannt worden wäre.

Damian Hessel wurde bekanntlich zum Tode verurtheilt.

Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Hanau, als Napoleons Armee aufgelöst in einzelnen Trupps dem Rheine zueilte, um in Mainz eine Zufluchtsstätte zu finden. Dort aber hatte alle Ordnung aufgehört und die Stadt war so angefüllt, daß man sich wieder zu den entgegengesetzten Thoren hinausdrängte, um Obdach und Brod zu finden. Damals machten sich Hunderte derer, welche auf dem linken Rheinufer zu Hause waren, der Heimath zu, weil sie die Sache für verloren hielten, der sie bis jetzt gedient.

In Haufen oder alleine suchten sie in den Wäldern Zuflucht und Nachts in den Dörfern Nahrungsmittel für Geld, dessen sie nicht ermangelten.

In den Dörfern, die nahe an den waldbedeckten Höhen des Hunsrückens lagen, waren die Leute in großer Angst, weil sie Ueberfälle fürchteten. Kein Beispiel eines solchen ist indessen in jenen Tagen kund geworden. Die Behörden wußten von dem Vorhandensein der Ueberläufer und Deserteure, aber keine Hand regte sich, sie zu beunruhigen, ja, selbst als von Mainz aus hin und wieder französische Soldaten in Städtchen und Dörfern lagen, kamen sie Nachts und flehten um Brod, das sie willig bezahlten und schnell sich zurückzogen. Auf einzeln liegenden Mühlen und Höfen, wo keine Einquartierung lag, ließen sie sich Nachts kochen, um einmal warmer Speise theilhaftig zu werden. Der Winter war mild. Das war ein Glück für die Armen, die weit zur Heimath hatten, aber auch gar mancher ehrliche Müller, Hofmann und Bauer nahm den Einzelnen auf und verbarg ihn, bis der Uebergang der Deutschen über den Rhein ihm gestattete, furchtlos die Heimath zu suchen. Jedermann, welcher die Armee Napoleons kannte, weiß, daß die sogenannten Sappeurs, meist Zimmerleute und ähnliche Handwerker von Haus aus, die kräftigsten und schönsten Leute waren, deren jede Compagnie zwei hatte. Sie trugen Aexte, Schaufeln und sogenannte Messer an der Seite, lederne Schürzen, sogenannte Schurzfelle, und hohe Bärenmützen. Zur Auszeichnung trugen sie überdies den Bart, so lang er wuchs.

Es war etwa um den 8. oder 10. December Anno 1813, als eines Tages Jost mit dem Pferdewagen in den nahen Wald gefahren war, um eine Klafter Holz zu holen.

Zu seinem nicht geringen Schrecken lag hinter dem Holzstoße ein solcher Sappeur, der sich krank und matt erhob und ihn deutsch anredete. Er sagte ihm, er sei ein Flüchtling, der in die Heimath zurückzukehren nicht den Muth habe, weil dort noch Franzosen lägen. Er sei krank geworden und das Fieber rüttle und schüttle seine Glieder. Er flehte ihn an, sich seiner zu erbarmen, weil er zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht Obdach und Pflege finde. Er könne und wolle gerne Kost, Obdach und Pflege reichlich bezahlen.

Jost erholte sich schnell von seinem Schrecken, als er den elenden Zustand des armen, noch jugendlichen Menschen sah, der noch seine ganze militärische Bekleidung und Bewaffnung hatte. Indessen war Josts Lage bedenklich. Noch bis gestern hatte französische Einquartierung auf dem Hofe gelegen und in Altmünster lag deren noch. Bei einer Umquartierung konnte er leicht wieder Leute in's Haus bekommen, und wie wollte er dann den armen Flüchtling verbergen. Er sagte ihm das; aber der Sappeur meinte, jeder Winkel sei ihm recht, wenn er nur ein Bett und ein Obdach habe. Da regte sich in dem ehrlichen Jost das Erbarmen, und

er ſagte ihm ſeinen Beiſtand zu. Er lud nun den Holzwagen ſo, daß in der Mitte eine Mulde blieb. Aus Heidekraut machte er ihm ein Lager und half ihm da hinein.

Seine Frau machte große Augen, als er ihr heimlich ſagte, ſie ſolle die Mägde entfernen. Die Knechte waren mit Arbeiten auf dem Felde beſchäftigt. Als dies geſchehen war, lud er, zu nicht geringem Schrecken der Frau, den kranken Sappeur ab und ſchaffte ihn in's Haus. Dort erſt erzählte er ſeiner Frau den Hergang und dieſe milde Seele hörte, mit Thränen in den Augen, wie er ihn gefunden.

Nun wurde ſchnell Feuer in den Ofen eines Kämmerleins im oberen Theile des Hauſes gemacht und dorthin führte Joſt den Sappeur, der ſelbſt auf eine merkwürdige Weiſe ergriffen war, und faſt in lautes Weinen ausbrach, als er vom Fenſter aus — die Kloſtermühle drunten im Thale liegen ſah.

Joſt half ihm in's Bett. Seine Frau bereitete ihm einen Holunderthee und bald ſtellte ſich ein wohlthätiger Schweiß bei dem Armen ein, der, von Joſt gepflegt, ihm ſehr wohl bekam. Er fiel bald in einen tiefen, geſunden Schlaf und Joſt verließ beruhigt das Gemach.

Nach dem Nachteſſen ſagte Joſt zu den Knechten und Mägden, ſie ſollten noch verweilen, weil er ihnen Etwas zu ſagen habe. Er erzählte ihnen nun die Begebenheit; ſagte ihnen, daß er vor Gott gelobt habe, den Unglücklichen zu retten, und band es ihnen auf die Seele, nur um Gottes willen den Unglücklichen, der ein deutſches Mutterkind ſei, nicht zu verrathen, der ſonſt erſchoſſen werden würde.

Das Letzte wirkte ſo, daß die Mädchen zu weinen anfingen und die Burſche kreidebleich wurden. Alle gelobten heilig und theuer das tiefſte Schweigen. Von Joſts Kindern war nichts zu befürchten, denn beide waren noch ſehr jung. So wurde denn der Fremde gehegt und gepflegt von ächt chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit und er, der ſich ſchon am andern Morgen um Vieles beſſer befand, genas bald völlig. Niemand ahnte ſein Daſein und ſelbſt Mariechen und der Kloſtermüller erfuhren Nichts davon, ja einmal kam ſelbſt noch franzöſiſche Einquartierung auf acht Tage in den Hof, ohne daß ſie eine Spur entdeckt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Die Ulmer Schnellpoſt verbürgt ſich für folgende in voriger Woche paſſirte Geſchichte: Eine Frau aus Ulm, aus den unterſten Schichten der Geſellſchaft, hatte in Neu-Ulm mehr getrunken, als ſie hätte ſollen. In ihrer Trunkenheit kletterte ſie in einen Wagen, der vor dem Wirthshauſe ſtand. Dieſer Wagen aber war die Wohnung für den Bären, der längere Zeit in Ulm und Neu-Ulm ſeine Gaſſenkunſtſtücke hatte machen müſſen. Zufällig ſollte gerade auch jener Tag der letzte ſeines hieſigen Aufenthalts ſein. Der Bärenführer ſperrte ſein Thier in den Wagen und machte ſich auf den Weg nach Weißenhorn. Nach mehrſtündiger Fahrt bringt ein entſetzliches Geſchrei, vermiſcht mit einigem Brummen, aus dem Wagen. Man ſpringt herbei. Siehe da! Der Bär hatte auf ziemlich täppiſche Weiſe Kammerjungferdienſte gethan. Das Weib war faſt entkleidet; der Bär hatte ihr die Kleider vom Leib geriſſen, ſie ſelbſt jedoch nur wenig verletzt. Auf Nachricht von Weißenhorn mußte ein Civilconducteur von Ulm, mit anderer Garderobe verſehen, nach Weißenhorn aufbrechen, um die Geſellſchafterin des Bären abzuholen.

In dem fürſtlich Eſterhazy'ſchen Wildpark zu Eiſenſtadt (Ungarn) wurde ſchon ſeit längerer Zeit ein vollkommen gezähmter Hirſch — ein Geſchenk eines Prälaten an den Fürſten — gehalten. Durch raſcheres Herumſtreifen und Einbrechen in das Dickicht hatten ſich allmälig bei dem Thiere Symptome einer Wildheit gezeigt, die zu einem ſchrecklichen Ereigniß führte. Am 8. d. Mts. geſchah es, daß der Hirſch das Thor des Wildgartens, welches mit dem Förſterhauſe communicirt, nachdem er die Erde unter demſelben ausgeſcharrt hatte, mit dem Geweih zur Hälfte aus den Angeln hob und die Förſterin, welche auf das Geſchrei ihrer Kinder: ‚der Hirſch iſt los!‘ herausgeeilt war, angriff, mit dem Geweih im Geſichte verletzte, ihr den linken Arm zerbrach und die Wade vom Knöchel bis zum

Knie aufriß, und ſie gewiß getödtet hätte, wenn es ihr nicht gelungen wäre, ſich in den Stall, deſſen Thüre ſie hinter ſich zuſchlug, zu retten. Auf den Lärm, der in dem neben der Parkmauer befindlichen Weingarten, wo eben geleſen wurde, von den Leuten geſchlagen wurde, als der Hirſch die im Freien weidenden Kühe des Förſters zu jagen anfing, erſchien auch der Förſter, und weil die vom Hirſch verfolgten Kühe direct auf das Haus zugerannt kamen, warf er die Hofthüre hinter ſich zu und ging, vertrauend auf die Zahmheit des Thieres, das ſo oft Haſer aus ſeiner Hand gefreſſen und ſelbſt aus der Hand der Kinder Salz geleckt hatte, mit einer Peitſche dem Hirſch entgegen, um ihn nach der Parkthüre zu treiben, während die im Stall eingeſchloſſene Frau im Tone der Verzweiflung ihm zurief, er möchte ſich flüchten, wie ſie und die Kinder gethan, ſonſt ſei er ein Kind des Todes. Der muthige Mann (er war früher Grenadier bei der fürſtlichen Schloßgarde), der ein Doppelgewehr um die Schulter geworfen hatte, glaubte die Gefahr nicht ſo nahe, als der Hirſch auf ihn losſtürzte, ihm mit einem Stoß die Bruſt durchbohrte und ihn dann noch mit vierundſechzig Stößen zerfleiſchte, vor den Augen ſeiner unglücklichen Gattin, welche, ſelbſt im Blute ſchwimmend, keine Hilfe bringen konnte. Endlich kam die verſpätete Hilfe, ein zweiter Förſter, den der Hirſch gleichfalls attaquirte und einige Mal um den im Hofe ſtehenden dicken Baum herumtrieb, bis es ihm gelang, dem wüthenden Thiere eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auf die erhaltene Kunde ſandte der menſchenfreundliche Fürſt ſogleich einen Beauftragten mit tröſtenden Worten, Geld und einem Arzte, um zu helfen, wo noch zu helfen war, und mit der ſchriftlichen Zuſicherung, daß er für die Wittwe und ihre Waiſen zeitlebens ſorgen werde. (H. P.)

Zu der uralten Behauptung, daß „Frauen keine Logik beſitzen“, liefert Paul Janet in ſeinem preisgekrönten Buch „La famille“ eine neue ergötzliche Illuſtration aus dem Leben der berühmten Madame de Longueville. „Nicole“, erzählt er, „ſuchte ihr eines Tages klar zu machen, daß es in Paris wenigſtens zwei Menſchen mit der nämlichen Anzahl von Haaren gäbe. „Ich nehme an“, ſagte er, „daß das am reichlichſten ausgeſtattete Haupt nicht über 200,000 Haare und das am kärglichſten bedachte wenigſtens ein einziges Haar trägt. Stellen Sie ſich nun vor, daß von 200,000 Einwohnern der Stadt Paris jeder eine verſchiedene Anzahl von Haaren beſitze, ſo müſſen es die Zahlen zwiſchen 1 und 200,000 ſein. Ich habe demnach die Wette gewonnen, denn wenn wir auch nur einen einzigen Einwohner über 200,000 hätten, ſo müßte ſich ſeine Anzahl von Haaren, da ſie 200,000 nicht überſteigt, doch wiederum zwiſchen 1 und 200,000 befinden, und ſomit der Anzahl von Haaren irgend eines jener erſten 200,000 Menſchen gleichkommen. Da wir nun aber in Paris nicht nur einen einzigen über 200,000, ſondern in Wahrheit 800,000 Einwohner haben, ſo iſt es klar, daß es ſogar mehrere Menſchen mit derſelben Anzahl von Haaren geben muß, auch wenn wir ſie nicht gezählt haben.“ — Madame de Longueville war nicht dahin zu bringen, dieſen Beweis gelten zu laſſen, ſondern kam ſtets darauf zurück, daß der einzige Weg zur Löſung dieſes Problems darin beſtehe, die Haare zu zählen.

Räthſel.

Wir ſind vier ganz gleiche Brüder,
Gleich an Größe und Geſtalt
Haben einig wir zuſammen
Stets denſelben Aufenthalt;

Haben ſtets nur einen Willen,
Denn, was Einer von uns thut,
Heißen immer die drei Andern
Ohne Widerſtreben gut.

Täglich auf demſelben Wege
Trifft man uns in Eintracht an,
Wo kein Hinderniß uns treffen,
Doch ein Sturm uns ſchaden kann.

Müſſen, auf- und niederſteigend,
Wir auch tagelang oft geh'n,
Sind wir doch nie weit gekommen,
Wenn wir endlich ſtille ſteh'n.

Denn wir müſſen raſch umkreiſen
Immer unſern Ausgangsort,
Und ſo geht's bei Nacht, bei Tage,
Heut wie geſtern, immerfort.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 108. Speyer, Samstag, 8. November 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

Eines Tags sagte Josts Frau zu ihrem Manne: Es ist doch kurios, je länger ich den Fremden sehe, desto bekannter kommt er mir vor!

Närrchen, sagte Jost, das ist ja doch begreiflich!

Nein, erwiederte die Frau, so mein' ich's ja nicht, sondern es ist mir so, als hätte ich ihn schon gekannt und auch die Stimme ist mir so bekannt. Ich glaube, wenn er den abscheulichen Bart abnachte —

Nun? fragte Jost, nicht wahr, dann gefiele er dir noch besser? Gib acht, daß ich am Ende noch eifersüchtig werde!

Geh', sagte sie ärgerlich, man kann doch kein vernünftig Wort mit dir reden, ohne daß du tolle Späße machst!

So rede denn, ich will keine mehr machen, versicherte Jost.

Ich weiß nicht, fuhr die Frau fort, wie es ist, aber wenn ich ihn so ansehe, so mein ich, er gliche — dem Georg!

Hm! brummte Jost. Da hast du wahrhaftig nicht Unrecht. Er hat auch Aehnlichkeit mit ihm. — Aber das kommt ja oft in der Welt vor, daß sich zwei Menschen ähnlich sehen. Meinst du denn, wenn der Georg käme — der fiele mir, seinem alten, guten Kameraden, der ihn so lieb hatte, nicht gleich um den Hals? Liebe Frau, diesmal hast du dich wieder einmal arg verraucht!

Nun hör' einmal weiter! fuhr die Frau fort. Als ich ihm am Sonntag Mittag den Kaffee brachte und, da du in die Mittagskirche gegangen warst, so setzte ich mich zu ihm an den Tisch, weil er mich dauerte, daß er immer so ganz allein sein muß. Da fragte er, ob der Hof unser sei oder ob wir ihn gepachtet hätten? Da hab' ich ihm von dem alten Klosterhofmann, von dem Andres und seinem Ende erzählt. Da hättest du sehen sollen, wie er spannte.

War denn der Andres verheirathet? fragte er, und mir kam es vor, als habe ihm dabei die Stimme gezittert.

Wie doch so eine vorgefaßte Meinung einen Menschen kapitaltoll machen kann, lachte Jost.

So will ich still sein! schmollte die Frau.

Nun, nun, fahr' nur fort, versetzte begütigend Jost, der aber eine neckische, spottende Miene nicht unterdrücken konnte.

Ich fange also an und erzähle ihm, wie der Klostermüller sein schönes Kind gezwungen habe, den Andres zu heirathen, und wie sie unglücklich gewesen sei. Ich war dabei bis zu Thränen gerührt —

Und er auch! sagte Jost. Natürlich, er ist noch reizbar von seiner Krankheit her.

Freilich er auch, sagte die Frau, aber du brauchst nicht zu spotten!

Wer spottet denn? erwiederte Jost. Fahr' nur fort.

Gut, denke ich, erzählte sie weiter, nun mußt du einmal von dem Georg anfangen — dem Jost, das hab' ich der Hoffrau, dem Mariechen, schon lange abgemerkt, daß sie und der Georg sich lieb hatten, und daß er aus purer Verzweiflung Einsteher für den Andres geworden ist! —

Da kannst du Recht haben, versetzte Jost ernst. Nun weiter.

Ich hebe dann an und rede von dieser meiner Vermuthung, als von einer ausgemachten Sache, und erzähle ihm die ganze Geschichte. Da hättest du ihn sehen sollen! Weiß wurde er, wie Kreide und bald wieder roth, wie mit Blut übergossen, und einmal mußte er sich abwenden, weil ihm die hellen

Thränen aus den Augen schossen. Mir selbst war es weich um's Herz. Nun aber fuhr ich fort und sagte, wie das Mariechen, trotz aller Freier, ledig geblieben, und wie sie so gut, so mild und so schön sei, ja noch schöner, denn als Mädchen, da ging er an, wie ein Licht, dem man Oel zugießt und seine Augen strahlten dabei, wie ich es nie an ihm gesehen.

Es ist seltsam, wie so ein wildfremder Mensch an so einer Geschichte solchen Antheil nehmen kann; aber das muß ich dir sagen, Käthe, wenn du erzählst und die Geschichte ist irgend ergreifend, so weiß der Kuckuk, mir wird's auch allemal weich um's Herz, denn du hast ein Plappermaul, wie ich meiner Lebtage keins gehört und erzählst wie ein Buch. So wird's ihm auch gegangen sein. Genug aber, er heißt Wilhelm Wildrupp und ist aus einem Dorfe drunten bei Cleve, das ist genug. Er hat mir ein Papier gezeigt, darin steht's geschrieben. Nun magst du ihn in deinen Gedanken zum Georg machen. Ich sage dir, du hast da deinen Pfannkuchen neben die Pfanne geworfen. Bleib mir mit dem Gefasel vom Leibe.

Käthe warf ihren schönen Mund schnippisch auf und sagte, als eben Jost hinausging: Ja, Ihr Mannsleute seid und bleibt überall die Klugen!

Aber was sie gesagt, war dem Jost dennoch in die Seele gefahren und er wollte einmal seine Augen aufthun und den Wildrupp auf die Probe stellen.

An einem der nächsten Tage, es fiel eben Schnee und man konnte im Felde nichts arbeiten, ging er hinauf zu ihm und rauchte mit ihm eine Pfeife. Plötzlich hörte man Mariechens Stimme im Hofe. Aha, sagte Jost, unsre Hoffrau! Kommt 'mal her, Wildrupp, wenn Ihr einmal eine schöne Frau sehen wollt! Sie könnte mich erblicken! sagte er ängstlich. Sie weiß ja doch Nichts von mir! Nun, sagte Jost, Ihr könnt's schon wagen! Aber er blieb sitzen am Ofen und dampfte seine Pfeife fort, als wär's nichts von Bedeutung.

Käthe ist ein Narr! dachte Jost. Nach einer Weile hob er an: Ich begreife aber nicht, daß Ihr Euern Sappeurbart nicht abmacht. Sähe Euch ein Franzose, er würde Euch ja gleich erkennen!

Ich bin so dran gewöhnt, erwiederte Wildrupp, und will damit warten, bis die Franzosen fort sind; dann lasse ich mir den Schneider aus dem Dorfe kommen und mir auch bürgerliche Kleidung machen, um nach meiner Heimath aufzubrechen. Meine Mutter weiß zwar, wo ich bin, denn ich habe ihr von hier aus geschrieben und Eure Frau hat den Brief besorgt. Sie darf mir aber nicht schreiben, weil ich sonst entdeckt werden könnte.

Käthe ist nun erst recht ein Narr, dachte Jost, und sagte dann laut: da habt Ihr Recht. Und er ging hinab und sagte heimlich zu Käthen: du bist zweimal ein Narr! Erstlich hat er Mariechen heute gar nicht sehen wollen, und zweitens hast du ja einen Brief an seine Mutter selbst besorgt!

Käthe wurde schamroth bis in die weiße Stirne hinauf, und sagte kleinlaut: Ja, das ist wahr! Das hatte ich ganz vergessen. Wie doch so eine entfernte Aehnlichkeit täuschen kann!

Jost aber lachte laut auf und — Käthe ärgerte sich baß.

(Fortsetzung folgt.)

Politik des Sprichworts.

Ein Vademecum für christliche Regenten und Staatsmänner.*)

Politik, Staatsweisheit — darüber haben die gelehrtesten, gescheidtesten und oft verschmitztesten Leute dicke Folianten geschrieben, aber es dürfte die wahre politische Weisheit bei ihnen oft vergeblich gesucht werden. Sie ist nicht eine Frucht des Studiums, sondern der Erfahrung. Gerade in dieser Hinsicht aber sind die Grundsätze und Urtheile, welche der deutsche Volksmund als Resultat vieljähriger Beobachtung ausspricht, an Werth unvergleichlich. Schon im Jahre 1630 hat ein gewisser Christoph Lehmann in seinem Florilegium politicum

*) Aus Weber's „Protestantische Monatsblätter", Januar 1852.

welches nacheinander in fünf Auflagen erschienen ist*), eine reiche Sammlung politischer Sentenzen des deutschen Sprichworts zusammengestellt. Lessing, ein warmer Freund volksthümlichen Witzes und Verstandes, wollte diesen Blumengarten frisch ausjäten, aufharken und umzäunen und dann beetweise im Drucke ausstellen, leider ist er nicht dazu gekommen.

Freilich jene Politik im gewöhnlichen Sinne, jene Kunst des blauen Dunstes, des diplomatischen Beschwatzens und Ueberlistens, wird in unserem deutschen Sprichworte nicht nur nicht gelehrt, sondern geradezu bekämpft; das Sprichwort hält durchaus nichts von der Staatsklugheit, welche nicht auf Recht und Sittlichkeit beruht. Doch ist ihm keineswegs die Schlangenklugheit fremd, aber eben nur wider die falschen Schlangen selbst, weil Böses oft nur mit Bösem abzuwehren werden mag.

So sehr das Sprichwort die Freiheit rühmt und über Alles hochhält, also daß es lieber „Kraut essen will als Freier, denn als Knecht an des Königs Tafel sitzen", so ist es doch im Ganzen vorwiegend monarchisch gesinnt. Nach seiner Meinung ist's „nicht gut, wenn Viel' regieren, das Steuer soll nur Einer führen", denn „viel Köpfe, viel Sinne", und "viele Köche versalzen den Brei." Aber freilich desto verantwortungsvoller ist des Königs Regiment. Denn „wie der Fürst, so das Volk", „das Wasser schmeckt nach dem Brunnen, die Unterthanen nach der Obrigkeit", und „wer einen Fürsten verführt, ist schädlicher, als wer einen Brunnen vergiftet." „Es sind freilich nicht Alle Fürsten, die Fürstenkleider tragen", und „es wachsen nicht alle Tage Leute, die wohl regieren", sondern auch hier gilt, daß „viele Stierbuben gehen auf einen guten Ackersmann." Wenn es auch in gewissem Sinne Wahrheit hat: „Erst Regement lehret regieren", so ist es doch noch viel wahrer, daß auch das Regieren ein Metier ist, welches bei Zeiten gelernt sein will. „Der ist der beste Regent, der sich selbst zu regieren weiß", und „Der niemals keinen Regenten hat geduld't, der gibt nimmer ein'n guten Regent". Zwar „so lange es wohl geht, sind Alle gute Regenten." Da gilt oft das Wort: „Wer Glück hat und eine Nußschal' voll Witz, der kann wohl die halbe Welt regieren". „Mancher hat kaum so viel Verstand, als er für sich und sein Haus bedarf, und regieret wohl ein Königreich", und „Die Glocken haben kein Hirn und stehen doch zu öberst und regieren weise Leut'."

Aber es kommen Zeiten, wo „das Schiff nicht alleweg' gehet, wie der Schiffsmann will", ein Wind fähret drein, da geht's überzwerg. Das sind Zeiten, „wo der Fuhrmann oft mehr den Pferden folgen muß, als sie ihm", und wo es ein groß Unglück vermeiden heißt, wenn er mit Vernunft ihnen folgt. Denn wenn dann ein Thor zu Rosse sitzt und den Zügel zerrauft, bald dahin, bald dorthin, so wird das Roß stetig und wild. „Recht Vernunft und Willfahren hat einen großen Gehorsam", „Regieren freundlich mit gutem Willen Thut viel Haß und Hader stillen", und „Wer immer mit dem Kopf will oben hinaus, Der thut viel Schaden und richt't nichts aus." „Wer Alles nach seinem Kopf will regieren, der setzt sich neben Gottes Stuhl." „Gestrenge Herren regieren nicht lange", denn „Gar zu scharf macht Scharten" und „hart Schnäuzen blutige Nasen." Dagegen „freundliche Sonne zwinget der Menschen mehr als der stärkste Wind." „Scharf und Gelind bedürfen beide der Discretion." „Freundlich regieren und gebührlich gehorsamen erhalten das Regiment." „Mit guten Worten und harten Strafen hält man den Pöbel im Zaum." „Anders muß man das Schiff lenken, wenn's gut Wetter ist, anders, wenn's bös und ungestüm ist."

Ein Hauptverderben des Staates sind die schlechten Rathgeber, denn leider „Jeder Fürst findet seinen Rath Ahitophel", und seltsam: „Keiner meint, daß dies ihm passiren könnte." Der Volksmund erachtet so-

*) Der Titel dieses Buches lautet vollständig: „Florilegium politicum, d. i. politischer Blumengarten, darin auserlesene politische Sentenzen, Lehren und Sprichwörter zu sonderm Nutzen vom Hohen und Niedern, das Gute zu brauchen und das Böse zu meiden, zusammengetragen. Durch Christophorum Lehmann. Gedruckt zu Frankfurt impensis autoris anno 1630".

gar: „Es ist besser, der Fürst sei bös, als die Räth.“ Denn man kann besser einen bösen Menschen dulden als viele. Weise Räthe können einen Herrn wohl im Zaume halten, aber ein guter Herr kann seine arglistigen Räthe nicht allezeit meistern, er wird auf allen Seiten betrogen. Das Sprichwort gibt treffliche Winke zu richtiger Auswahl. Da heißt es: „Ein Fürst soll dessen Rath hören, der ihn lieb hat, und nicht dessen, den er lieb hat.“ „Spitzgeschliffene Räthe sind nicht die besten.“ „Eigennützige Leut' im Rath machen alles Unglück in dem Staat“, und „Wer zu Rathe geht, der soll seine Person daheim lassen.“ „Junge Leut' im Rath machen Unruh' in dem Staat.“ „Der Alten Rath, der Jungen That Macht Krummes grad'.“ Aber auch „Das Alter macht zwar weiß, doch nicht immer weise“, und oft gibt „der Schlimmste (den man für den Schlimmsten hält) den besten Rath.“ „Aus dem, was zuvor geschehen, schöpft man Rath von dem, was geschehen wird“, „aber gleichwohl ist der Gelehrten Rath oft verkehrter Rath“, und wenn man bei ihnen rathfragt, ist es, als wenn man ein Bein unter Hunde wirft, daß sie einander anbeißen. „Ausländischer Rath ist ein Schalk“, und auch da ist ein bös Regiment, wo der Herr mit der Frauen Rock geputzt ist. „Wo die Weiber haben das Regiment, da hat's selten ein gutes End'.“ „Den ersten Rath mag man vom Weib hören und nicht den zweiten.“ Wie ein westphälisches Sprichwort meint: „Irnenslüde Rath un Rowesaat (Rübesaat) geräth alle sieben Jahr.“

Das Sprichwort hält nichts von den Fürsten, die keinen Rath annehmen, denn „wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.“ Es meint echt constitutionell: „Gemeine Sach' soll man mit gemeinem Rathe handeln“ und „Ohnrath frißt Sack und Staat.“ „Was ohne Rath beginnt, nimmt selten ein gut Ende.“ Das Sprichwort klagt über den Eigensinn derer, die „lieber purzeln über Stock und Stein, als daß sie sich ein Licht vortragen ließen“, und mahnt: „Thue nichts ohne Rath, So reut dich nichts nach der That.“ Ein Fürst soll auch Opposition vertragen können, „er soll nicht Mißfallen haben an dem Rath, der ihm nicht zustimmt, sonst verdirbt er allen Rath.“ „Vieler (einstimmiger) Rath gibt den besten Ausschlag“, wiewohl das Sprichwort so vernünftig ist, nicht immer ein blinder Anhänger aller bloßen Kopfzahlmajoritäten zu sein, hinsichtlich der Ausführbarkeit, von deren Beschlüssen es oft genug heißt: „Mit Vielen ist gut rathen, aber bös zuschließen“, „Mit Wenigen in den Rath, mit Vielen in den Krieg“, „Vom Rath zur That ist ein weiter Weg.“ „Im Rathen soll man mehr auf den Schwanz, als auf den Schnabel sehen.“ „Jäher Rath kommt zu früh“, aber auch der „Mittelrath ist nicht alleweg der beste Rath“, sondern in der Gefahr ist der Extremisten Rath oft der zuträglichste. Wie oft aber heißt es von hoch- und weitaussehenden Kammerbeschlüssen: „Viel Rath, wenig Geld“, und erfüllt sich durch so manche langathmige, aber sterile und doch kostspielige Kammersession der Wahrspruch, daß „guter Rath theuer ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In einem Passauer Blatt finden wir folgendes Inserat: „Gestohlener Bauer. Heute den 30. Oct., um halb 8 Uhr Abends, wurde bei dem Unterzeichneten ein Einbruch verübt und der Bauer von Kleinholzesberg, Joseph Träxler, gestohlen. Der redliche Finder wird unter Versprechung guter Belohnung gebeten, mir entweder den Bauern oder die Verpflegungskosten im Betrag zu 301 fl. zurückzubringen. Andr. Baumgartner, Wein- und Gastgeber in Ilz.“ Der genannte Bauer war nämlich, wie die Don. Ztg. bemerkt, bei Gastgeber Baumgartner längere Zeit krank und in Verpflegung gelegen. Da nun der Verpfleger ohne vorgängige Bezahlung genannter Summe den Patienten nicht herausgeben wollte, so haben Leute, welche an der Nichtbezahlung ein Interesse zu haben scheinen, es vorgezogen, nächtlicher Weile den kranken Bauer zu stehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Dienstag, 11. November 1862.

Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben.

(Fortsetzung.)

So waren denn die letzten Decembertage hingeflogen. Der heilige Christabend nahte mit all seiner seligen Kinderlust und Herrlichkeit und all seiner Elternfreude.

Weit und breit waren keine Franzosen mehr. Sie hatten sich immer näher zu den Grenzen des alten Frankreichs zurückgezogen, wo die Festungen Straßburg, Saarlouis und Luxemburg einen Halt gewährten. Man wußte auch bestimmt, daß der Blücher, der gefeierte Held des Volkes, in der Neujahrsnacht über den Rhein gehen würde.

Wildrupp war in einer ungemeinen, inneren Aufregung, das sah ihm Käthe und Jost an, fanden es aber natürlich, da ja seine Rückkehr in die liebe Heimath mit jeder Minute näher rückte.

Als Käthe am Tage vor Weihnachten das Frühstück brachte und ihr hübsches Gesichtchen vor Freude strahlte, sagte Wildrupp: Wie glücklich macht doch der Weihnachtsabend!

Schon die Vorbereitung und die Erwartung thut's, sagte sie. Ich darf nun gar Nichts machen, fuhr sie fort, denn unsere liebe Hoffrau läßt sich's gar nicht nehmen. Sie will unsern Kindern bescheren, und da sie selbst kinderlos ist, macht ihr das eine große Freude.

Wildrupp seufzte tief und sagte: Könnt' ich doch wieder einmal so einer Christbescherung beiwohnen!

Das könnt Ihr, und sollt Ihr! rief freudig die junge Frau.

Ach, Ihr vergeßt, daß ich ja ein Verborgener bin! entgegnete Wildrupp.

Nun muß ich Euch aber auch Etwas vertrauen, nahm in einiger Verlegenheit Käthe das Wort und erzählte ihm, daß es Jost auf dem Gewissen gedrückt, daß er vor der Frau, der er sein ganzes Glück verdankt und in dem Hause, das ihr gehört, Etwas hinter ihrem Rücken und ohne ihr Wissen thue. Daß sie es nicht mißbilligen würde, das wußte er, und so hat er es ihr denn erzählt. Ihr könnet Euch denken, daß das, da Ihr ja durch mich von dem Georg wisset, sie tief ergriff und sie Thränen in den Augen hatte, als Jost es ihr so beweglich erzählte, wie er Euch hinter dem Holzstoße gefunden. Daß sie dabei an ihren Georg dachte, das hab' ich gewußt und Jost auch. Sie weiß also von Euch. Knechte und Mägde wissen's auch und ich müßte mich doch sehr irren, wenn Mariechen es nicht dem alten Klostermüller erzählt haben sollte. Der kommt auch heute Abend, da es Mondschein und trocken kalt ist, mit herauf. Wollt Ihr denn da nicht unsere Freude theilen? Ich hab' einen frischen Kuchen und die Zweie trinken mit uns nachher, statt des Abendessens, Kaffee.

Will sehen! erwiderte Wildrupp; aber ich möchte doch nicht in dem Soldatenrock kommen. Könntet Ihr mir von Eurem Manne nicht ein Wamms leihen?

Ei gewiß, rief die Frau; aber — gelt, Ihr thut mir auch einen Gefallen? — Und dabei wurde sie roth, wie Purpur.

Gewiß, sagte Wildrupp, von Herzen gerne!

Ach, so macht Euch den abscheulichen Bart ab! platzte sie heraus. Man sieht ja Nichts von Eurem Gesichte, als die Nase, die Augen und die Stirne! — Und — Herr Wildrupp — ne — wenn Ihr esset — Ihr seid ein sauberer Mensch — aber — da bleibt immer ein Drittheil in dem

Schnauzbarte hängen — das — ist nicht appetitlich, nicht schön! —

Wildrupp lachte aus Herzensgrunde, wie Käthe ihn noch gar nicht lachen gehört — und aus dem Lachen klang wieder so Etwas, was sie an Georg, an ihre gemeinsamen Kinderspiele erinnerte, daß sie ihn scharf ansah. —

Ihr seid doch nicht böse? fragte sie.

Wildrupp lachte noch einmal und Käthe stimmte endlich — doch etwas beschämt, ein, lief fort, holte des Jost's Wamms, das er Sonntagsnachmittags trug, und da es prächtig paßte, räumte sie ab und ging wieder zu ihren Geschäften zurück.

Der kurze Wintertag flog den glücklichen Müttern zu schnell, den hoffenden Kindern unendlich langsam herum.

Endlich! — Es dunkelte rasch. Unten im Hause entstand eine Bewegung —; dann strahlte es durch die Fenster bis in den halben Hof. — Die selige Stunde des schönsten Kinderfestes war da.

Jost trat in die Stube Wildrupp's — aber starr blieb er in der Thüre stehen. Seine Arme glitten herab. Seine Seele trat in das Auge. Ist das ein Blendwerk? rief er endlich aus; denn vor ihm, in einem bürgerlichen Wamms, das große Schurzfell vorgeknöpft und geschnallt, rasirt und nun erst vollkommen kenntlich stand — Georg!

Ja, der Wildrupp ist durchgegangen mit dem Barte, mein lieber, treuer Jost, mein bester Kamerad aus der Jugendzeit, und hat den Georg zurückgelassen.

So sprach Georg und Jost lag an seiner Brust und Beide, die sich so treu geliebt, weinten Thränen des glücklichen Wiedersehens. —

(Schluß folgt.)

Politik des Sprichworts.

(Fortsetzung.)

Es kommt überhaupt nicht bloß auf den Rath, sondern auch auf die Weisheit und Kraft der Ausführung an. „Rathen und Reiten thut's"*); „Im Rathen eine Schneck', im Thaten ein Vogel"; „Rath, Kraft und Held gehören zusammen"; „Gott hilft dem Stärksten" und „Wer in einer Löwenhaut sein' Sach' kann verrichten, der bedarf des Fuchsbalges nicht." Von so manchem höchst weisen, aber durch die Ausführung absichtlich verpfuschten Kammerbeschluß heißt es: „Gaukler machen ein Betbuch zum Kartenspiel, also vergaukelt ein Spitzkopf manchmal einen guten und nützlichen Rath zum Puppenwerk."

Wer wohl will regieren, der muß nach dem Sprichworte Vieles nicht wissen wollen; er muß zwar Alles erfahren, aber nicht zu Bolzen drehen. „Wer nicht überhören kann, taugt nicht zum Regieren." Das Sprichwort ist für leichte Zugänglichkeit und Umgänglichkeit des Fürsten: „Regenten müssen geduldige Ohren haben, sonst erfriert der Leute Lieb' vor der Thüre." Er soll unter das Volk und im Lande herum kommen, denn „Regenten, die nur mit fremden Ohren hören, sind leicht zu betrügen." Doch von dem zu häufigen Redehalten der Fürsten unterwegs ist das Sprichwort kein Freund: „Ein Regent soll mehr die Ohren als die Zunge brauchen"; „Durch Schweigen sich Niemand verred't" und „Schweigen zu rechter Zeit übertrifft Beredtsamkeit." Von so manchem eingelernten Staatsacte aber urtheilt das Sprichwort: „Fürsten sind oft wie in Komödien stumme Personen, die auf- und abgehen und nichts reden, denn was ihnen eingeblasen oder eingedrückt worden."

Das Sprichwort ist gegen das ewige Verfassungs- und Gesetzemachen, da man das Recht am Ende vor lauter Gesetzen nicht mehr sieht. Es ist gegen die zu häufigen neuen Aeras und meint: „Der gibt einen bösen Regenten, der nur reformiren will." Es klagt: „Neuer König, neu Gesetz", und es hat sich ihm schon seit Jahrtausenden bewährt: „Je mehr Gesetz', je mehr Sünde", und „Gute Sitte ist besser, denn gut Gesetz." Zwar ist es nicht reactionär, sondern hält dafür: „Es geht, wie es mag, wenn Krebse den Schlitten ziehen",

*) Wahlspruch Wilhelm's I. von Nassau, des Gründers der niederländischen Freiheit.

im Uebrigen aber gibt es den gewiß vernünftigen Rath: „Das Neue, schon's, das Alte, flick's, Sonst kommt's zu nix." Es weiß aus Erfahrung: „Neuerung macht oft Theuerung", „Neue Weine sind süß und gebären viele Krankheiten." „Man soll keine alten Schuhe verkaufen, ehe man neue hat", und „wer nicht einen neuen Rock machen kann, soll den alten flicken." „Immer was Neues, selten was Gutes." Aber freilich, wenn man alle Neuerung sollte vermeiden, dann stände es noch wie zu Zeiten Noä. Das Alte ist nicht alles gut und löblich, das Neue nicht alles bös und unnütz, das Alte hat auch seinen Anfang gehabt und ist neu gewesen, also muß das Alte dem Neuen weichen und das Neue mit der Zeit alt werden. Es kommt nur auf die Art der besten und zweckmäßigsten Einführung an, und „ein Regent soll lernen, wie er faule und böse Zähne ohne Zwang könne ausreißen."

Ungehöriger Einfluß der Geistlichkeit im Regimente, Frömmelei und Pfaffenherrschaft ist dem Sprichwort verhaßt: „Regierung wird nicht durch pater noster bestellt"; „Pfaffen beten für ihre Feinde, aber Fürsten tödten sie." „Der Tyrann freilich muß einen Pfaffen haben und der Pfaffe einen Tyrannen, sonst kommen beide nicht weit."

Die Hauptforderung an einen Regenten ist Gerechtigkeitsgefühl. „Recht und Gerechtigkeit sitzet zu Häupten der Könige und nicht unter ihren Füßen" und „Hundert Jahre Unrecht wird darum noch keinen Tag Recht." „Billigkeit ist die Seele des Rechts." „Wo Recht und Gerechtigkeit mangelt, da liegt der Friede krank." „Der thut recht, der Jedem thut, was ihm gebührt." „Gut Recht aber bedarf guter Hülfe." „Einen Fürsten erkennt man an dreierlei Dingen: an Haltung seiner Zusage (denn „Untreue schlägt den eigenen Herrn"), an reiner Straße und guter Münze." Das Sprichwort verlangt, daß der Fürst sich nicht auf Unkosten seines Landes bereichere. „Schäfer sind nichts werth, die ihre Schafe zu oft scheeren", und „Eines Fürsten Schatz liegt am besten in Volkes Händen." „Wenn ein Herr nicht zwei Sommer und zwei Ernten machen kann, soll er seinem Volke auch nicht in einem Jahre zwei Schatzungen auflegen." Denn „der Obrigkeiten Kammer ist wie der Leib des Wassersüchtigen, wenn der zunimmt, so nehmen die Glieder ab." „Man muß den Unterthanen die Adern also sprengen, daß sie über der Läß nicht in Ohnmacht fallen." Umgekehrt aber sollen die Unterthanen auch loyal genug sein, zu bedenken: „Wenn ein Herr zum Bettelvogt wird, so ziehen die Unterthanen Läuf'." Von diesem Standpunkte vernünftiger Gegenseitigkeit aus ist das Sprichwort gegen jene böse ministerielle Angewöhnung, welche die Aufgabe der Stände gern nur faßt nach dem Uhlandischen Sprüchlein: „Euer Amt sich fasset in den kurzen Reim: Versammlet euch, schafft Geld und trollt euch wieder heim"*)

„Verkauft ein Fürst das Amt, so halten die Amtleut' offenen Markt" (die Regierung des französischen Bürgerkönigs hat es bewiesen). „Zu Aemtern braucht man nicht Landskinder, sondern Männer", und wenn auch die Landeskinder alle Berücksichtigung verdienen, so ist es doch nicht gerathen, immer nur „mit eigenen Ochsen zu pflügen."**)

Pünktlichkeit und Raschheit ist ein Hauptkennzeichen einer guten und wohlgeordneten Regierung. „Langsame Pferd' verderben den Reiter, also machen die fahrlässigen Räth' einen schläfrigen Herrn." „Regenten und Wächter dürfen wenig schlafen." „Ein Regent, ein Rath und ein' Wacht Sollen nicht schlafen die ganze Nacht." Die „Wartburg ist keine gute Amtskanzlei."

„Zu viel regieren bringt Gefahr, wenig regieren macht guten Frieden." Damit spricht der Volksmund sich gegen ewige bureaukratische Bemaßregelung und polizeiliche Chicane aus. Bezeichnend ist es übrigens, daß das aus älterer Zeit datirende deutsche Sprichwort energischer und beißender Wahrsprüche gegen beengende Polizeiwirthschaft ganz entbehrt, ein Beweis, daß dieselbe überhaupt erst neueren Datums war. Sonst

*) Daher das Sprichwort: „Neuer Landtag, gewisse Steuer."

**) Die ostfriesischen Landstände baten einst ihren Landesherrn, er möge nicht so viele Ausländer anstellen und lieber nach dem Sprichworte „mit eigenen Ochsen pflügen". Sie erhielten zur Antwort: „Ochsen kann ich eben nicht brauchen."

fehlt es dem Volksmund an Bemerkungen über die „Amtleute" im Allgemeinen nicht. Da heißt es: „Etliche kommen zum Amt per nominativum, durch großen Namen; per genitivum, durch Geburt; per dativum, durch Schmieralien (wer gut schmiert, fährt gut); per accusativum, durch Verleumdung, indem sie Andern die Schuhe austreten, und Etliche per vocativum, durch Beruf, weil man ihrer benöthigt ist." „Oft sitzt im Staat Einer in hohem Amt, den die Bauern auf dem Dorfe nicht zum Schulzen werth hielten" „Aemter seind Gottes, aber die Amtleute des Teufels." „Es ist kein Aemtchen so klein, es ist Heukens werth." „Kein Aemtle, es hat sein Schlämple." „Das Amtskleid ist der Deckschalk." „Jedermann will den Amtsschimmel reiten." „Kein Gimpel so simpel, er sucht ein Amt." „Die Amtleute haben die Schlüssel zu der Bauern Geld", und „Was die Amtleute thun, das wird dem Herrn zugemessen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Speyer, im Nov. Mögen die Ansichten und Urtheile über den Werth eines Theaters noch so weit auseinandergehen, darin stimmen wohl Alle überein, daß dasselbe auf das ästhetische und sittliche Bewußtsein des Volkes, ja — im weitesten Sinne des Wortes — auf seine Sitten selbst einen großen Einfluß zu üben im Stande ist, der, je nach der Verschiedenheit des Standpunktes, entweder positiver oder negativer Natur sein muß. Wo nun ein Theater besteht, da muß man seinen Einfluß auf die Volksbildung für einen positiven halten; andernfalls wäre dessen Beseitigung dringende Pflicht der zuständigen Behörde. Auch Einsender hält das Theater für ein nützliches Bildungsinstitut, allein nur in dem Falle, wenn nicht nur die Darstellung, sondern auch die Auswahl der zu gebenden Stücke eine glückliche ist und den Anforderungen eines gereinigten Geschmackes entspricht; mit einem Worte: wenn die Gesellschaft und ihre Direction eine tüchtige und solide ist. Soll aber eine solche, deren Zahl ohnehin nicht sehr groß ist, gewonnen und erhalten werden, so müssen derselben zu ihren Productionen solche Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, die einen guten Theaterbesuch nicht nur ermöglichen, sondern auch dazu einladen. Niemand wird behaupten wollen, daß die Theaterlocalitäten unserer Kreishauptstadt diesen Anforderungen auch nur einigermaßen entsprechen. Dürfte es daher nicht an der Zeit sein, unsern „Thaliatempel" wenigstens so weit auszustatten, daß der Besuch und der Anblick desselben — namentlich seines Innern — nicht mehr die Lachmuskeln der unsere Kreishauptstadt besuchenden Fremden in unwillkührliche Bewegung setzt und ihnen eine nicht sehr schmeichelhafte Ansicht von dem Kunstsinne ihrer Bewohner nahe legt? Vertröste man uns doch ja nicht mit dem künftigen „Saalbau". Bis zu seiner Verwirklichung dürfte noch manches Jahr vergehen, um so mehr, als sich in neuerer Zeit weit dringendere und sehr kostspielige Anforderungen an die Stadtkasse herangedrängt haben, so daß Einsender gerne zugesteht, daß eine weise Sparsamkeit der städtischen Verwaltung durchaus gerechtfertigt erscheint. Wo es sich aber, wie hier, um ein wichtiges geistiges Interesse, ja, man darf wohl sagen, um eine Ehrensache handelt, da sollte mit den nöthigen Ausgaben nicht länger gezögert werden, um so weniger, als sich die vorhandenen Bedürfnisse — Beschaffung neuer Decorationen, Herstellung ordentlicher Sitze auf dem ersten Platze, Erweiterung des Theaterraums durch Einverleibung des Erdgeschosses vom angrenzenden städtischen Hause — mit verhältnißmäßig geringen Kosten bestreiten lassen. Es gibt in vorliegender Sache nur zwei Wege: Entweder gänzliche Schließung des Theaterlocals, um jede mittelmäßige oder geringe Bande fern zu halten, und einer guten Gesellschaft den finanziellen Ruin zu ersparen, oder aber geeignete Herstellung und Ausstattung des Locals, so daß eine gute und tüchtige Gesellschaft, wie wir sie für den bevorstehenden Winter sicherem Vernehmen nach unter der Direction unseres Mitbürgers, Herrn Stefan Miller, zu erwarten haben, eine anständige Existenz finden kann.

Auflösung des Räthsels in № 107:
Die vier Flügel einer Windmühle.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 110. Speyer, Donnerstag, 13. November 1862.

Klosterhof und Klostermühle, und was sich in beiden begeben.

(Schluß.)

Ja, Weiberaugen! rief Jost. Weißt du, daß dich meine Frau gleich erkannt hat und ich, ich Esel, erkannte dich nicht! — Die Antwort Georgs wartete er aber nicht ab, sondern rannte an die Thüre und rief: Käthe! Käthe! —

An dem Tone der Stimme hörte die Frau, daß Etwas geschehen sein müsse, was außerhalb des Gewöhnlichen lag. Sie bat Mariechen, Alles zu ordnen, und eilte herauf, und als sie in das Zimmer trat, schrie sie laut auf und schlug die Hände in freudigem Schrecken zusammen!

Georg! rief sie aus und streckte ihm beide Hände entgegen. Dann aber, als sie Georg ergriffen und warm und innig gedrückt, sagte sie, zu Jost gewendet, mit hellglänzenden Thränen in den schönen, braunen Augen: Nun, Jost, wer hat Recht?

Jost legte seinen Arm um ihren Hals und küßte sie auf die frischen Lippen und sagte: Du, wie immer! —

Das Schalkige in diesen Worten hörte sie gar nicht. Ihre Seele war zu voll.

Jost, sagte sie, was wird das unten geben? Darf Georg hineintreten, ohne daß sie ein wenig vorbereitet ist?

Ach, Käthe, sagte Georg — glaubst du — daß —

Sie dich noch lieb hat? fragte Käthe lachend. Hast du sie nur noch halb so lieb, wie sie dich, so ist Alles gut! Doch bleibt hier. Ich gehe hinab, und wenn ich: Jost! rufe, dann kommt Ihr.

Sie eilte zur Thüre hinaus.

Unten angekommen, ließ sie den alten Klostermüller allein in der Stube und zog Mariechen in die Kammer. Mariechen, sagte sie, ihr liebevoll in die Augen sehend, was wünschest du dir denn als liebste Christbescherung? —

Mariechen erröthete und sagte endlich: Nichts, liebe Käthe. Meine Wünsche deckt die Erde! —

Wer weiß das? fragte die junge Frau bedeutungsvoll. Darf ich dir's sagen, was dir das Liebste wäre?

Mariechen fiel ihr weinend um den Hals. Schweig', rief sie, schweig' um Gotteswillen!

Und wenn er nun hereinträte, fuhr Käthe fort, gesund und blühend und sagte: Mariechen, hast du mich noch lieb?

Käthe! Käthe! hab' Erbarmen mit mir! Warum quälst du mich so?

Weil mir der Gedanke durch die Seele geht, daß du allein leer ausgehen solltest, wenn alle vom Herrn gesegnet werden.

Ach Käthe, seufzte sie tief auf, hab' ich's denn anders gehabt, seit —

Nun leider ja — sagte Käthe wehmüthig; aber das Blättlein könnte sich wenden! Hoffe zu Gott! — Dann zog sie sie hinüber in das Bescherzimmer, wo sich Mariechen setzen mußte.

Käthe nahm ein Glas und ein Messer und klingelte, und drüben in der Schlafkammer entstand ein Jubel, Knechte und Mägde drängten sich herein um den leuchtenden Baum und unbemerkt schlich die glückliche Mutter hinaus und rief: Jost! Und die beiden traten herein, und Niemand sah sie.

Als der erste Sturm der Kinderlust vorüber war, theilte Käthe Jedem seine Gabe zu. Niemand war vergessen, selbst der alte Klostermüller nicht, der eine neue Pfeife bekam. Nur Mariechen ging leer aus. —

Da aber trat Käthe hinter ihren Mann, ergriff Georgs Hand und zog ihn zu Marie-

chen hin, die mit weit geöffneten Augen ihn anstarrte und einen Schrei ausstieß, in dem Schrecken und Freude sich mischte.

Das ist deine Christgabe, flüsterte sie ihr in's Ohr; der alte Müller fuhr bei dem Schrei seiner Tochter herum und wurde leichenblaß, als er Georg erblickte; aber sogleich ermannte er sich, faßte ihn bei den Schultern, drehte ihn gegen die Lichter des Christbaums und rief freudig: Wahrhaftig, er ist's! Gottlob! Gottlob!

Und Jost trat vor, nahm seine Mütze ab, faltete seine Hände, und Alle thaten gleich also, und er sprach feierlich und tief bewegt:

Ehre sei Gott in der Höhe!
Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Und Amen! hallte es durch das gedrängt volle Zimmer.

Und als die Gaben vertheilt und die Lichter des Christbaums gelöscht waren, räumte die überglückliche Käthe ab, brachte Kaffee und frischen Kuchen und Alle setzten sich an den Tisch, der Müller oben an, rechts von ihm Mariechen und links Georg, und nun mußte er seine Geschicke erzählen. Sie waren wechselvoll in Spanien und Deutschland und auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands. Oft hörten sie erbleichend den Schilderungen zu, und die weiblichen Glieder der Gesellschaft konnten ihrer Thränen Lauf nicht hemmen. Als er geendet hatte, war es schon erster Weihnachtstag. Jost und Georg begleiteten den Müller und Mariechen bis zur Klostermühle. Dort sagte der Müller: Morgen gehen wir zum Tische des Herrn; aber Mittags seid Ihr alle Drei bei uns. Das versteht sich von selbst.

Als Mariechen der Käthe gute Nacht gesagt, flüsterte sie ihr in's Ohr: Wirst du d e n Freier auch wegweisen und Wittwe bleiben? —

O du Plappermäulchen! hatte sie erröthend geantwortet und ihr leise auf den Mund geklopft. —

Ich will nun ganz kurz enden, sagte Schmiedjakob. Nach sechs Wochen war in der Klostermühle Hochzeit, und der alte Klostermüller sagte freudig zur Käthe: Du Hexe bist Zeu der ganzen Geschichte schuldig, und schickte es sich, daß man tanzte, wenn eine Wittwe Hochzeit hält, dann müßtest du zur Strafe mit mir altem Gesellen einen Hopser tanzen!

Das sollte mir nicht schwer fallen! antwortete lachend Käthe.

Politik des Sprichworts.

(Fortsetzung.)

Auswärtige, sogenannte große Politik treiben und daheim den alten Schlendrian gehen, davon ist das Sprichwort kein Freund. Das ist ihm fremde Aecker pflügen und die seinen brach liegen lassen, fremde Splitter richten und den eigenen Balken übersehen. Da räth es, lieber vor der eigenen Thür zu kehren, denn wer Andere jagen will, muß erst selber laufen.

Für die Kleinstaaterei ist das Sprichwort nicht; zwar gegen eine uniformirende Centralisirung meint es „Groß und dick hat kein Geschick" und hält's lieber mit dem „Klein und rein", auch spricht sich das Bewußtsein von der Eigenthümlichkeit der deutschen Stämme bei ihm deutlich genug in Scherz und Ernst bedeutsam aus, aber Alles mit Maß und Ziel, und über so manches Duodezstätchen würde das Sprichwort, befragt, jedenfalls das Urtheil fällen: „Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aber auch aus." Es weiß: „Verknüpfte Hände sind nicht stark", da geht es, wie Landgraf Philipp von Hessen zu Schmalkalden klagte: „Jeder Fuchs hütet seines Balgs, jeder vor sich, Gott mit allen, den letzten fressen die Hunde." „Ein Herr, der Gewalt hat, ist den Bundesgenossen weitaus gewachsen, da einer dahin, der andere dorthin zielt, der dritt' rechts und links schießt." „Bunds- und Hundsketten reißen endlich mit Bellen und Beißen." Daher ist das Sprichwort mehr für Einigkeit des Reichsregiments, hält's mit e i n e m Gott, e i n e m Kaiser und e i n e m Gebot und will lieber, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, als daß ein jeder Fürst Kaiser sei in seinem Lande. Dabei kommt's

ihm freilich weniger darauf an, ob man gerade unter dieſer Form einig werde, als vielmehr darauf, daß man eben überhaupt nur unter allen Umſtänden einig werde. „Einigkeit allein macht ſtark“ und „nur wo Einigkeit wohnt, wohnt Gott.“

„Hätten wir Alle einen Glauben,
Gott und den gemeinen Nutz vor Augen
Guten Frieden und recht Gericht,
Einerlei Elle, Maß und Gewicht,
Eine Münz' und gutes Geld,
So ſtünd' es wohl in aller Welt!“

Manches in dieſem Reimſpruch Gewünſchte kommt ſeiner Verwirklichung näher, und ſo darf man ſich ja wohl hinſichtlich der ſprichwörtlichen „deutſchen Einigkeit“, wie einſt Moritz Arndt trotz der Enttäuſchungen der vierziger Jahre, ebenfalls mit dem zuverſichtlichen ſchönen Sprichworte tröſten: „Gott verläßt ſeine Deutſchen nicht.“ Und „thun wir, was wir ſollten, dann thut Gott, was wir wollten.“

Das Sprichwort iſt ſeinem ganzen Charakter nach mehr für den Frieden als für den Krieg. Es weiß: „Wenn es Krieg gibt, macht der Teufel die Hölle weiter“, „Krieg iſt leichter angefangen als geendigt“, „Der Krieg läßt einen langen Schwanz hinter ſich“, und „wenn ſich die Fürſten raufen, müſſen die Bauern Haare laſſen.“ Darum ſind ihm die „Soldaten des Teufels Spielkameraden“, von denen es wünſcht, daß ſie den Fürſten immer nur ſo viel werth ſeien, wie die Oefen in den Hundstagen. Gegen jeden Eroberungskrieg iſt es unbedingt, das verlockende Wort „gloire“, „Ruhm“, hat für den Deutſchen wenig Zugkraft; „Beſſer“, meint er, „ein klein Land behalten, als ein großes dazu erobern“, und bemerkt ſehr phlegmatiſch: „Draußen Ruhm erlaufen, verlangt Schnaufen.“

Aber das Sprichwort weiß auch: „Es kann der Frömmſte nicht im Frieden leben, wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt“, „Böſer Nachbar, täglich Unglück“, und „Dem Kriege muß man mit Krieg wehren.“ So unempfindlich es für den Ruhm an und für ſich iſt, ſo empfindlich iſt es für die Freiheit. Geht's daran, ſo iſt's ihm, wie wenn man ihm in's Auge gegriffen. Da heißt's gleich: „Wer ſeine Freiheit nicht werth hält, der iſt ſein eigener Feind“, und „Zur Knechtſchaft wird Keiner gezogen, der zu ſterben bereit iſt.“ „Für Gottes Wort und Vaterland ergreift man gern das Schwert zur Hand.“ Da muß der Feind die zuverſichtliche Drohung hören: „Wer im Kriege will Unglück han, der fange nur mit den Deutſchen an“, „Die Deutſchen ſind ſchwer in Harniſch zu bringen, aber auch ſchwer wieder heraus.“ „Es iſt kein ſchärfer Schwert, als das für die Freiheit ſtreitet“, ja „ein Mann, der um ſeine Freiheit ſtreit't, hat zwanzig Herzen und noch ſo viel Hände.“ Da heißt's: „Lieber Krieg als den Hals gebrochen“, „Beſſer redlicher Krieg als elender Friede“, „Beſſer offener Krieg als vermummter Friede“, und „Je heißer der Krieg, deſto ſchneller Friede“.

Dem ſogenannten Neutralitätsprincipe kann das Sprichwort trotz ſeiner Friedensliebe nicht immer Geſchmack abgewinnen. „Neutral iſt weder Fleiſch noch Fiſch.“ Es hat wohl ſchon häufig genug die Erfahrung gemacht: „Wer neutral iſt, der wird von oben begoſſen und von unten beräuchert“, und „Wer es mit keinem Theil hält, der wird hernach jedem Theil zur Beute.“ Andererſeits muß es aber doch auch Grund haben anzuerkennen: „Der thut bisweilen ſehr viel, der nichts thut zwiſchen Kriegenden.“

Das Sprichwort iſt billig genug, einzuräumen, daß auch der beſte Regent es nicht Allen recht machen kann, denn „Die an den Weg bauen, haben viele Meiſter.“ „Menſchen regieren iſt das ſchwerſte Regiment, denn alle zahmen Thiere ſind leichter zu regieren.“ „Wer dem Spiele zuſieht, der kann's immer am beſten oder wollt' anders geſpielt haben“, ja „Keiner iſt ſo ungeſchickt, er meint, ſo er am Regiment wäre, er wollt's gar gut machen.“ Das Sprichwort ſtellt keine ungemeſſenen Forderungen, ſondern geſteht zu: „In jedem Menſchenregimente iſt Sünde, da iſt's gut, wo am wenigſten iſt.“ „Im Regimente iſt es nicht möglich, Alles gut zu machen, es müſſen Mängel bleiben und Regenten Undank leiden.“ „Niemand immer ſo gar recht thut, Daß es Jedermann hielt' werth und gut; Genug

ist, wenn man nur kann spüren, Daß man begehrt, wohl zu regieren." Das Sprichwort urtheilt nicht bloß nach dem Erfolge, es weiß: „Es ist nicht allezeit des Schiffsmannes Schuld, wenn das Schiff anstößt, sondern auch Gottes Verhängniß", und „Was die Alten sündigen, büßen oft die Jungen." „Regenten bleiben stecken, wenn ihnen die Zeit und die Gelegenheit nicht Beistand thun"[a]; „Ein Fuhrmann, ob er schon gut ist, kann er doch nicht anders fahren, als nachdem er Pferde hat", und „Man mache es im Regimente, wie man will, so gehet es oft doch nicht anders, als es gehen soll." Denn „Gott regieret das Gegenwärtige und das Zukünftige" und „Niemand steigt in Gottes Kanzlei." „Wenn der Schafhund alt wird, so reiten ihn die Aßeln, also müssen namentlich alte Regenten böse Reden leiden."

Das Sprichwort ist auch bei schlechter Regierung doch ein Feind aller gewaltsamen revolutionären Mittel. Es folgt hierin der Mahnung des Apostels. Unbedingt verdammt es alle Aufwiegelei; und Empörung und Aufruhr ist ihm fast ebenso verhaßt und verächtlich als selbst der Sklavensinn. „Böser Vater ist doch ein Vater, also auch ein Fürst"; „Besser Unrecht leiden als Unrecht thun"; „Es ist besser, der Gewalt mit Recht zu widerstehen, als mit Eisen"; „Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt"; „Gewaltblumen riechen nicht", denn, wie der Dichter sagt, „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, Da kann sich kein Gebild gestalten." „Thut die Obrigkeit Unrecht, so sollen die Unterthanen nicht wieder Unrecht thun", und „Wer recht thut, wird Recht finden." „Unterthanen sollen die Obrigkeit bitten, nicht zwingen." „Der Pöbel aber", meint das Sprichwort, „ist der Teufel", und „wer ihm dient, hat einen schlimmen Herrn."

(Schluß folgt.)

[a]) Magna culpa saepe est temporum, non dominorum. (Cicero.)

Miscelle.

Der Précurseur bringt einen ausführlichen Bericht über die treffliche Haltung des Hamburger Raddampfers Germania, Capitän Dierks, der nach achttägiger Fahrt in Vliessingen vor Anker gegangen ist. Der Dampfer hat den Sturm ausgehalten, welcher vom 20. bis zum 27. Oct. die Nordsee segte, und sein Kohlenvorrath war trotz der größten Oekonomie so erschöpft, daß der Dampfer nur noch für zwei bis drei Stunden hätte Dampf führen können. Dazu kam, daß die Tanks auf Deck gleich im Anfang der Reise von den Wellen zerschlagen worden waren, und so die 20 Mann starke Mannschaft kein anderes Süßwasser besaß als das, welches sie mühsam durch Niederschlagung des Dampfes gewann. Wenige Stunden Aufenthalt hätten also dem Dampfer, der des Capitän Dierks persönliches Eigenthum war, verderblich werden können, denn der Raddampfer konnte des Dampfes nicht entbehren, und ohne Kohlen und Wasser war so sein Verderben fast gewiß. Trotzdem hat Capitän Dierks nicht angestanden, mitten in der Fahrt einem Boot zu Hilfe zu kommen, in welches sich der 60jährige Capitän Watt mit der aus fünf Mann bestehenden Mannschaft der englischen Brigg Olive, als diese sank, gerettet hatten; im Augenblick, wo diese in der größten Gefahr schwebten und fast erschöpft waren, wurden sie im stärksten Sturm von der Hamburger Germania zu luvert bemerkt, die sofort mit dem Kopf in den Wind ging. Nach einer Stunde der „äußersten Anspannung der Maschine" gelang es Capitän Dierks, das Boot zu erreichen und die Schiffbrüchigen zu retten. Diese konnten nur noch mühsam unter Deck gelangen, so erschöpft waren sie, und sie spenden das höchste Lob dem Muth des deutschen Schiffes, wie der Pflege und Sorge, welche ihnen an Bord desselben zu Theil geworden. Es ist dies wieder ein Beweis für die Tüchtigkeit und die noble Denkungsweise der deutschen Handelsmarine, welche die Ehre des deutschen Namens allezeit vertritt.

Homonyme.

Hast Du — ist Etwas von Dir entfernt,
Bist Du — so hast Du Etwas gelernt,
Wirst Du — so ist es noch die Frage,
Ob man: Du bist — auch von Dir sage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelk.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 111. Speyer, Samstag, 15. November 1862.

Politik des Sprichworts.

(Schluß.)

Andererseits aber versäumt das Sprichwort auch nicht, zu ermahnen: „Obrigkeit, bedenk' das Recht, Gott ist dein Herr und du sein Knecht"; „Wenn die Unterthanen bellen, soll der Fürst die Ohren spitzen", und „man soll den Unterthanen den Prügel nicht in die Hand geben." „Ist der Herr gerecht, werden die Unterthanen nicht schlecht", denn „ein Schaf folgt dem Hirten gern, aber vor dem Metzger fürchtet es sich." Wo dieser Rath nicht befolgt wird, da, weiß das Sprichwort, ist es der Gang der Geschichte, daß Gott oft Böses mit Bösem arzneien läßt, schlimme Obrigkeit durch aufrühreriſches Volk, da erfüllt sich oft zu spät und nach schmerzlichen Erfahrungen das Wort: „Der Pöbel macht die Herren weise", „Die Bauern lehren die Fürsten mores", wie ein böses Kind oft den Vater fromm macht. Was der Adel und die hohen Schichten der Gesellschaft in unserer Zeit vor denen des vorigen Jahrhunderts an sittlichen Elementen voraushaben, ist Folge jenes schmerzlichen, aber ungemein wirksamen Heilmittels.

Das Sprichwort kennt die persönlichen Gefahren auch der guten und begabten Regenten genau. Welch' gefährliche und versuchungsreiche Atmosphäre, in der sie zu leben pflegen! Die „Hofluft", von der es nicht umsonst heißt: „Lange zu Hofe, lange zur Hölle!",*) „Das Hofleben ist gleich den Tragödienbüchern, die sind schön eingebunden und innwendig voll Jammers." „Wer lange will zu Hofe reiten, Muß den Mantel tragen auf beiden Seiten." „Viele Sprachen reden können ist eines Hofmanns Zier, Doch was der Esel spricht, geht allem Andern für: Ja! Ja!" „Zu Hofe ist Jedermann vermummt", und „Wer zu Hofe tüchtig ist, den treibt man zu Tode." „Ein Fürst hat zehn Teufel um sich her, da ein Anderer nur einen hat"; „Große Herren haben viele Egeln, die ihnen anhangen und sie aussaugen." Da sind vor Allem die Schmeichler. Sie wissen gleich den Hunden nichts weiter als nachlaufen. Und ob sie sich auch zuweilen mit echten Kennzeichen der Freundschaft schmücken, mit dem Hauptstücke, der Freimüthigkeit, will es ihnen nicht gelingen. Wie Patroclus die Waffen Achill's anlegte, den auf dem Pelion gewachsenen Speer, groß, schwer und gewaltig, aber stehen lassen mußte, so kann auch der Schmeichler sich nicht mit dem Freimuth befassen und höchstens nur die hohle Keule des Theaterherkules schwingen. Des Schmeichlers Freimuth und Aufrichtigkeit gleicht nur den Bettkissen, die zwar dem Haupte zu widerstehen und dessen Schwere zu tragen scheinen, aber nachgebend nur desto mehr sich zusammendrücken. „Sind die Fürsten trunken, so heißen ihre Hofschwarzen sie munter, sind sie schwarz, so heißt man sie braun, und sind sie albern, so nennt man sie redlich und fromm." Kein Wunder, daß das Sprichwort klagt: „Fromme Fürsten und Herren findet man an den Wänden", d. i. in den Ahnensälen gemalt, und der Ueberzeugung lebt: „Ein Fürst ist so selten im Himmel als ein Hirsch in eines armen Mannes Küche." „Die Fürsten in Himmel kommen — so sie in der Wiege sterben." Wie Geiler von Kaisersberg bemerkt: „Die weltlichen Fürsten sind Affen, und nicht schlechte Affen, sondern Rohraffen" (die in den Rohren des Glückes sitzen). „Es sind mancherlei Affen, die der Teufel

*) Doch wärmte sich dort auch manch' guter Geselle.

gerne iſſet, aber unter allen ißt er keine lieber denn Rohraffen." Da iſt die Gefahr der Wolluſt: „Es ſind nicht Alle Prinzen, die Fürſtenkinder waren"; die Gefahr launiſcher Willkür: „Zu Hofe donnert's oft und ſchlägt ein bei hellem Himmel, da doch kein Blitz vorhergegangen"; die Gefahr der Undankbarkeit: „Fürſten lohnen ihren Arbeitern wie im Evangelium, daher heißt man ſie gnädige Herren." „Zu Hofe gilt ein Quentlein Gunſt mehr als zwanzig Jahre große Arbeit." „Mit großer Mühe erlangt man des Fürſten Gunſt, aber mit viel größerer wird ſie erhalten"; „Fürſtengunſt, Aprilenwetter, Frauenlieb' und Roſenblätter, Würfelſpiel und Kartenglück Verändern ſich all' Augenblick'." „Zu Hofe fällt Keiner härter, als der in der Herren Ungnade fällt, da will Jedermann Holz auf ihm hauen." Da iſt die Gefahr der Habſucht: „Fürſten haben lange Hände", der Verſtellung: „Bei Hof iſt Gunſt im Maul und Mißtrauen im Herzen", da gilt häufig das Wort: „Verſprechen iſt adelig, aber halten bäueriſch." „Zu Hof gibt man Antwort wie die Oracula, und der Delphiſche Apoll hat jetzt ſeine Reſidenz zu Hof." Darum „ſoll man Fürſtenbriefe dreimal leſen."

Freilich auch „Fürſten, die Niemand über ſich erkennen als Gott, müſſen ſich von dem gemeinen Manne urtheilen laſſen." In dieſer Beziehung iſt des Volkes Stimme oft genug Gottes Stimme. Und „Was die Unterthanen nicht dürfen ſagen, das leſen die Herren in den Büchern gedruckt."

Das Sprichwort gibt übrigens zu, daß ein perſönlich Manches zu wünſchen übrig laſſender Fürſt unter Umſtänden auch ein guter Regent ſein könne: „Es iſt oft Einer ein böſer Menſch und doch ein guter Fuhrmann, alſo iſt oftmals Einer ein böſer Menſch und guter Regent." Ja, das Sprichwort iſt geneigt, Privatfehler bei ſonſtiger Weisheit zu vergeben: „Ein Fürſt, der wohl regiert, bedeckt damit alle ſeine Gebrechen." Auch in dieſer Beziehung hat das Sprichwort die geſchichtliche Erfahrung für ſich. Aber freilich, „vor Gott ſind wir Alle Knechte." Sein „Urtheil iſt anders als der Menſchen Urtheil", er weiß nichts von beſonderer Fürſtenmoral, ſondern „wem viel gegeben iſt, von dem wird er viel fordern." „Gott richt't, Auch wo Niemand ſpricht", „Ob Einer gilt für groß und gut, Wer weiß, was unſer Herrgott thut!" Darum iſt „Gottesfurcht auch die wahre Regentenweisheit", und über der Krone pranget das Kreuz zum Zeichen, daß aller Kronen Herrſchaft nur ſein ſolle eine Dienſtſchaft Gottes, und daß allein die Gottſeligkeit habe die Verheißung nicht nur dieſes, ſondern auch des zukünftigen Lebens.

So ſchließt die Politik des Sprichworts mit religiöſem Vollgehalte ebenſo freiſinnig als hochgeſinnt in würdiger Weiſe ab.

* Die Straßen-Locomotiven.

Aus Anlaß des Projectes, die Straße von Pirmaſens nach Winden und nach Zweibrücken mit Dampfwägen zu befahren, hat Herr Profeſſor Beylich in Kaiſerslautern auf Grund ſeiner Wahrnehmungen auf der Londoner Induſtrie-Ausſtellung ein Gutachten über jenes Beförderungsmittel abgegeben, aus dem wir in Nachfolgendem das Weſentlichſte mittheilen wollen.

Schon bei den erſten ſeiner Zeit in England gemachten Verſuchen, die Dampfkraft zur Bewegung von Wägen zu benützen, diente die gewöhnliche Landſtraße als Bahn. Die ſich dabei ergebenden Schwierigkeiten fanden nur dadurch ihre Beſeitigung, daß man ſich auf die Eiſenſchienenbahn beſchränkte, welche einige Zeit zuvor ſchon zum Transport mit Pferdekraft gedient hatte. Nach beinahe 40 Jahren, während welcher Zeit die Conſtruction der Eiſenbahn-Locomotive einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, iſt das urſprüngliche Problem von Neuem aufgegriffen und durch gleichzeitige Anſtrengung mehrerer der anerkannt tüchtigſten Kräfte Englands in der That in einer Weiſe gelöst worden, welche wenn auch noch nicht in jeder Beziehung vollkommen befriedigt, ſo doch die praktiſche Einführung der Straßen-Locomotive als ein unumſtößliches Factum und bedeutungsvolles Ereigniß erſcheinen läßt.

Digitized by Google

Wenn die „internationale Ausstellung" von irgend einem Gebiete der Technik eine getreue und vollständige Darstellung des gegenwärtigen Zustandes gewährt, so ist es vorzugsweise von diesem. Nur Britannien hat Straßen-Locomotiven ausgestellt, kein anderes Land hat wohl auch bisher, sowohl in der Erbauung als in der Anwendung dieser Maschinen Bemerkenswerthes geleistet. Die ganze Zahl der zum Transport auf der Straße bestimmten Dampfwägen der britischen Ausstellung beträgt elf. Schon eine oberflächliche Betrachtung derselben läßt aber eine große Verschiedenheit in Betreff der Größe, Form, Construction und Einrichtung erkennen. Hiernach möchte man schließen, daß für die Erbauung dieser Maschine noch wenig positive Grundlage durch die Erfahrung gewonnen sei Es läßt sich nun zwar in der That nicht leugnen, daß über manche Punkte die Ansichten und Meinungen der Constructeurs noch sehr verschieden sind; bedenkt man aber, daß dasselbe heute noch bei nahezu vollkommenen Maschinen, z. B. bei der in vielen tausend Exemplaren bestehenden stationären Dampfmaschine der Fall ist, und daß außerdem die Straßen-Locomotiven zu sehr verschiedenen Zwecken bestimmt sein und doch nur immer einem Zwecke vollkommen entsprechen können, so findet die erwähnte Wahrnehmung ihre genügende Erklärung.

In Hinsicht auf ihren besonderen Zweck müssen vier verschiedene Arten der Straßen-Locomotiven unterschieden werden, welche sich denn auch bei Betrachtung der Exemplare der Ausstellung sehr bald kennzeichnen, nämlich: 1) solche, welche ausschließlich für landwirthschaftliche Zwecke bestimmt sind, und nur zu gewissen Zeiten als Transport-Maschinen dienen, während ihre hauptsächlichste Leistung die Lieferung der Betriebskraft für landwirthschaftliche Hülfsmaschinen ist, als namentlich für Dresch-Maschinen, Mehl- u. Schrot-Mühlen, Dampfpflüge ꝛc. — Diese „Agricultural-Locomotives" finden in Britannien zahlreiche Verwendung, weniger auf einzelnen Gütern, sondern häufiger, einem Unternehmer oder einer Gesellschaft gehörend, und die Farmen eines ganzes Districtes für Taglohn der Reihe nach bedienend. Eben zu diesem Zwecke haben sie von Farm zu Farm die nöthigen Arbeitsmaschinen zu ziehen und vereinigen die Einrichtung der Straßen-Locomotiven und der Locomobile, als welche letztere sie stets vermittelst eines Riemens wirken. 2) Solche Locomotiv-Maschinen, welche vorzugsweise zum Transport schwerer Lasten, d. i. als Fracht-Locomotiven dienen, dieselben sollen nach ihrer Stärke von 200 bis 1000 Ctr. befördern, jedoch stets nur mit geringer Geschwindigkeit bis zu 4 englischen Meilen per Stunde (1 englische Meile ungefähr gleich $\frac{1}{5}$ deutsche Meile.) 3) Straßen-Dampfwägen, welche fast ausschließlich zur Personenbeförderung dienen. 4) Straßen-Locomotiven, welche für Güter- und Personenbeförderung zugleich bestimmt sind, vorzugsweise „Road Locomotives" genannt. Dieselben sind auf mittlere Belastung und mittlere Geschwindigkeit berechnet.

Die Constructionen der Straßen-Locomotiven auf der Ausstellung sind, wie erwähnt, außerordentlich mannichfaltig und nahezu so verschiedenartig, als möglich. — Neun der Maschinen haben liegende, 2 derselben stehende Kessel. Die meisten Maschinen haben 2 Treibräder und 2 lenkbare Laufräder, eine aber, die Aveling'sche, besitzt zur Steuerung noch ein besonderes fünftes Rad, und bei der Tuxford'schen werden die zwei Treibräder durch eine breite Walze ersetzt. Bei der ebengenannten Maschine befindet sich die Feuerstätte am vorderen Ende, bei den übrigen, wie gewöhnlich hinten. Directe Uebertragung der Kolbenbewegung auf die Treibräder findet nur bei den Dampfwägen für Personentransport statt, bei den übrigen sind meist Räderübersetzungen vermittelst an den Treibrädern befestigten Zahnkränzen, theils mit innerer, theils mit äußerer Verzahnung und eingreifenden Getrieben, angebracht. In einem Falle aber, bei einer landwirthschaftlichen Locomotive, sind Kettenräder angewandt.

Fast alle Treibräder sind von beträchtlicher Kranzbreite, die meisten mit vorstehenden Erhöhungen, zur Vermehrung der Reibung und Verhütung des Gleitens, versehen. In einigen sind im Umfange Oeffnungen angebracht, in welche bei besonders

ungünstiger Beschaffenheit des Bodens vorragende eiserne Rampen eingesteckt werden. Die „Traction Engine“ von Bray's Company besitzt eine mechanische Vorrichtung, vermittelst welcher solche Rampen während der Fahrt vor- und zurückgestellt werden können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die mit so großem Geräusch und vielen Kosten ins Werk gesetzte Expedition, welche Herr v. Heuglin nach Wadai führen sollte, um dort sichere Kunde über das Schicksal des Dr. Vogel einzuziehen, ist nun zu Ende. Herr v. Heuglin hatte bekanntlich vorgezogen, mit Dr. Steudner einen Abstecher nach Abyssinien zu machen, so daß Werner Munzinger und Th. Kinzelbach sich von ihm trennten und die Expedition nach Wadai allein antraten. Der Sultan von Darfur hatte aber auf das Gesuch, sein Land zu passiren, eine Antwort gesandt, die unter einer Menge von höflichen Worten die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Todes der Reisenden etwas zu stark in den Vordergrund stellt, und sich dabei noch alle möglichen Anklagen zum Voraus verbeten. Unter diesen Umständen schien es ihnen gerathen, auf die Weiterreise zu verzichten. Die Hoffnung einer Erreichung Wadai's seitens der deutschen Expedition beruht deßhalb, wie die „geographischen Mittheilungen“ bemerken, fortan auf dem von Norden her vordringenden Herrn v. Beurmann (Sohn des Curators der Universität Halle), und wenn man bedenkt, mit welcher Energie, wie auch mit welchem Erfolg derselbe schon in so kurzer Zeit und mit so geringen Mitteln vorgedrungen ist, und Länderstrecken, die von Europäern noch nie betreten waren, durchreist und erforscht hat, so setzt man auf ihn mit Recht die größten Hoffnungen — Hoffnungen, die selbst von den englischen Consularbehörden in Tripoli und von den angesehensten Eingebornen Fessans getheilt werden.

(Eine neue Danae.) Der „Salut Public“ erzählt folgende Geschichte: Als neulich ein Weib, das in der Nähe von Lyon Schafe hütete, von einem heftigen Sturme überrascht wurde, flüchtete es sich unter einen alten Baum. Gleich darauf brach der Sturm einen Ast ab, der in Begleitung zahlreicher Goldstücke dem Weibe zu Füßen fiel. Als die erstaunte Schäferin emporblickte, bemerkte sie an der Stelle, von welcher der Ast gerissen ward, ein großes Loch und fand, als sie ihre Hand hineinstreckte, einen weiteren Vorrath von Goldstücken im Betrage von ungefähr 20,000 Francs. Die Nachricht von dem Funde verbreitete sich rasch im Dorfe und jeder verlor sich in Muthmaßungen, woher das Geld gekommen sein mochte. Endlich lösten einige der älteren Einwohner das Räthsel, indem sie sich erinnerten, daß vor ungefähr 30 Jahren in der Nachbarschaft ein reicher Grundbesitzer von seinem Diener ermordet und beraubt worden war. Der Diener wurde vor Gericht gestellt und hingerichtet, aber er hatte nie angeben wollen, wo er das Geld versteckt hatte. Man glaubt nun, daß der Schatz, der als goldener Regen in den Schoß der Schäferin floß, von jenem Morde herrühre.

* Das „Journal des Debats“ berichtet von einem schauderhaften italienischen Spiel, der Cicciata, das eigentlich von Viterbi stammt und in Rom, wo es dieser Tage vorkam, zu einem Todtschlag und mehreren Verwundungen führte. Wenn nämlich die Köpfe durch den Wein erhitzt sind, macht man, wie zu einer Spielpartie, den Vorschlag zu einer „Cicciata“, d. h. zu einem Kampf auf Messer im Dunkeln. Es gelten jedoch dabei gewisse Regeln: es darf nichts gesprochen werden, damit man den, der einen Stoß versetzt, nicht erkenne. Die Stöße müssen nach dem Unterleib und nicht nach Kopf oder Brust geführt werden; man darf die Klinge nicht in der Wunde herumdrehen, keinen auf dem Boden Liegenden verletzen ꝛc. Gewöhnlich macht auch der erste Glockenton der nächstgelegenen Kirche dem Kampfe ein Ende.

Auflösung der Homonyme in № 110:

Gelehrt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 112. Speyer, Dienstag, 18. November 1862.

Das Loos der Wittwe.

Eine Geschichte
von F. W. Hackländer.*)

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor, auf der Straße sah und mit einiger Aufmerksamkeit den Gang und Wandel dieses würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich spazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, stattliche Frau mit rundem, etwas geröthetem Gesicht, ziemlich stark athmend, und sah, an der Seite ihres Gemahls, eines schmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines solchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen schwachen Nachen am Schleppтau hinter sich drein zieht, oder wie eine Sonne von dem dazu gehörigen Trabanten in anständiger Entfernung gefolgt, etwa wie der Mond, der freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an sich, er wechselte nie, hatte auch noch nie in seinem Gesicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, sondern blieb immer im ersten Viertel, auch war seine Physiognomie nicht mürrisch, wie uns das Gesicht des Mondes erscheint, sondern lächelte beständig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung seiner Gattin sah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die Steuerdirektorin fortwährend freundlich und forschend betrachtete, wie unser schönes leuchtendes Gestirn die ernste nächtliche Erde.

Dieses forschende Betrachten und die beständige Aufmerksamkeit auf seine Gattin hatte indessen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zweimal auf etwas aufmerksam zu machen oder auf eine Antwort zu warten. Wenn sie sagte, Scheppeler, sieh' einmal die Kastanienbäume an, so erwartete sie die umgehende Erwiderung: wunderschön, mit prächtigen Blüthen; oder wenn sie bemerkte: hast du wieder gesehen, Scheppeler, wie auffallend gepitzt die Regierungsräthin war? so mußte die blitzschnelle Antwort kommen: unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derselben Art und Weise erfolgt wäre. Vielfach schien Madame Scheppeler eine solche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar schon verschiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beistimmend.

Sagte z. B. der Steuerdirektor, sieh' einmal den schönen Kastanienbaum, so entgegnete sie nach ziemlich langer Zögerung, ich sehe dieses Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich sind die Blüthen nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, so entgegnete sie mit einiger Bitterkeit: natürlicher Weise, wenn sich eine anständige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was sie wollen.

Wer mit diesen „Anderen" eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte seine Gattin sich selbst oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten, geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem

*) Ueber Land und Meer.

Trottoir, dessen größere Hälfte sie einnahm, gerade aus, und überließ ihm, ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden so geschickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was sie augenblicklich bemerkte, da sie das Talent hatte rückwärts zu schauen, auch ohne den Kopf stark zu wenden, so mußte er die genaueste Auskunft geben, mit wem er vielleicht gesprochen, oder nach wem er gesehen: „O, es war Doktor Knauser, du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechseln."

„Und lernt nie, daß es sich nicht schickt, den Mann anzureden, so lange er mit seiner Frau spazieren geht."

„Es ist ein guter Kerl."

„O ja, in eurem Sinn, aber keine passende Bekanntschaft für dich; der Erste im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hause geht; ich sollte seine Frau sein."

„Nun, er ist einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, der Abends zur Erholung seinen Wein trinkt, wenn er sich den ganzen Tag über geplagt hat."

„Das nennst du also eine Erholung, Scheppeler, stundenlang im Wirthshaus sitzen in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das sauer verdiente Geld so mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine schöne Erholung. Da wäre es doch weit erholender, nach Hause zu kommen, Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen und sich mit seinen Kindern zu unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuser."

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht besonders, aber hie und da muß man doch nach seinen Freunden sehen."

Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es ist euch sehr wenig daran gelegen, euch gegenseitig zu sehen, da sind immer ganz andere Ursachen, die euch in dieses oder jenes Wirthshaus hinziehen."

„Nun ja, wo der Wein gut ist, und wo es angenehme Gesellschaft gibt."

„Ja, angenehme Gesellschaft, das ist das Richtige, die findest du auch im Kreuz, wo du so gerne hingehst. Mir hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige, brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachsagt, sie habe ihrem Mann das Kreuz verboten."

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, schwebte dem an sich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, sie hier laut werden zu lassen.

„Das Kreuz," fuhr Madame Scheppeler in sehr strengem Tone und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat sein Renommé nur durch höchst leichtsinnige Kellnerinnen, das wirst du auch wohl wissen."

„Ich?" sagte der Steuerdirektor fast erschrocken, „wie sollte ich das wissen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu sehen."

Wir können hier die bestimmteste Versicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines bösen Gewissens erschrack, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Gesellschaft liebte; er hätte es auch fern von seiner Gattin nicht gewagt, sein Auge zu einer hübschen Kellnerin zu erheben, sondern er erschrack, da er voraussah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen schon so oft sein Weinhaus wechseln müssen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein", sagte Madame Scheppeler mit großer Entschiedenheit, und würde dieses Thema wahrscheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige säbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären, und sie, die Hand an der Mütze, mit zusammengeschlagenen Absätzen, freundlich gegrüßt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Straßen-Locomotiven.

(Schluß.)

Nach allen Wahrnehmungen überwinden die Straßen-Locomotiven der verschiedenen Construction ziemlich beträchtliche Steigungen,

ohne andere Aeußerung als entsprechende Verminderung der Geschwindigkeit; dagegen kann die schlechte Beschaffenheit der Straße, namentlich ein sandiges, morastiges und löcheriges Terrain das Fortkommen gänzlich unmöglich machen. Wendungsfähigkeit zum Fahren in Curven und zum Kehren besitzen alle Straßen-Locomotiven der Ausstellung in genügendem Grade.

Entschiedenere Beschädigungen der Straßen scheinen durch die Straßen-Locomotiven nur dann verursacht zu werden, wenn wegen ohnedies schlechter Beschaffenheit der Straßen die Räder mit hohen Rampen ausgerüstet werden müssen. Besondere Einrichtungen bedürfen die Straßen nicht. Selbstverständlich müssen sie zum Ausweichen und an den Kehrstationen zum Kehren nöthige Breite besitzen. Das Scheuwerden der Pferde beim Begegnen der Straßenlocomotiven ist ein Uebelstand, der sich durch die allmälige Gewöhnung vermindert. Daß die Leitung der Straßenlocomotiven alle Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Führers bedarf, und zwar weit mehr als die Leitung der Eisenbahn-Locomotiven, ist augenfällig.

Die Frage nun, ob die Straßenlocomotiven in der Pfalz, und zunächst auf der Straße von Zweibrücken über Pirmasens nach irgend einer Station der pfälzischen Maxbahn geeignete Verwendung zur Beförderung von Personen und Gütern finden können? — muß Berichterstatter auf Grund der gewonnenen Anschauungen entschieden bejahen. Eine derartige Verwendung derselben findet zwar zur Zeit in Britannien nicht statt, und zwar deßwegen, weil dort bei Ueberfluß an Eisenbahnen das Bedürfniß nicht vorhanden ist; die nützliche Verwendung der Straßenlocomotiven zu anderen und zwar ähnlichen Zwecken läßt indeß das hier bestehende Vorhaben nicht nur als ausführbar, sondern auch als zweckentsprechend erscheinen. — Da aber die in der Londoner Ausstellung repräsentirten Constructionen von Straßenlocomotiven mehr den britischen Verhältnissen angepaßt sind, welche, wie erwähnt, mit den hierländischen nicht ganz übereinstimmen, so kann auch keine dieser Constructionen als den hier bestehenden Verhältnissen und dem nächsten Bedarfe ganz vollkommen entsprechend bezeichnet werden.

Für die zunächst vorzugsweise zu betonende Personalbeförderung ist eine nicht ganz unbedeutende Geschwindigkeit wünschenswerth. Die sub. 1 und 2 angeführten Maschinen können deßwegen vorerst sämmtlich nicht in Betracht kommen, denn 4 englische Meilen per Stunde ist eine für Personalbeförderung unbrauchbare Geschwindigkeit. Von den übrigen Maschinen sind der Personen-Dampfwagen von Yarrow und die Personen- und Güter-Locomotive von Tuxford and sons als die vorzüglichsten ihrer Kategorie zu bezeichnen. Ersterer soll per Stunde bis 15 englische Meilen, 3 deutsche Meilen, letztere 6 bis 8 englische Meilen oder etwa $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen zurücklegen. In der gewöhnlichen Praxis mag sich die erstere Geschwindigkeit auf 2 Meilen, oder 4 Wegstunden, die letztere auf 1 Meile oder 2 Wegstunden, vielleicht sogar auf noch geringeren Betrag reduciren. Hiernach dürfte das Yarrow'sche System für Personenbeförderung vorzugsweise zu empfehlen sein; überdies auch noch seiner Einfachheit wegen, indem die der Abnützung sehr unterworfenen Zahnräder dabei ausgeschlossen sind. Der Dampfwagen auf der Ausstellung, mehr als Privatwagen eingerichtet, hat nur für 11 Passagiere Raum, soll aber eine viel bedeutendere Last transportiren können. In ganz ähnlicher Weise müßten solche Wägen mit Bedeckung und für 20 Passagiere, und zugleich mindestens für 25 Centner Fracht hergestellt werden, was leicht geschehen könnte, und diese, gleichsam Dampf-Omnibuse darstellend, würden dem Zwecke ziemlich vollkommen entsprechen. Ein solcher compacter Wagen ist auch leichter zu führen als mehrere zusammengehängte Wägen, woraus größere Sicherheit entspringt, was die kleine, nur in der Idee beruhende Unannehmlichkeit, nahe bei der Maschine zu sein, mehr als aufwiegt. Sollten sich zur Beförderung von Gütern weitere Bedürfnisse herausstellen, dann dürfte das Locomotivsystem von Tuxford and sons zunächst zu empfehlen sein, dessen Treibwalze und kohlensparende Kesselconstruction sicher zweckmäßige Einrichtungen sind, und welches eine Geschwindigkeit ge-

währt, die allenfalls auch noch für Personenbeförderung brauchbar ist.

Bei der vorzüglichen Beschaffenheit und guten Unterhaltung der pfälzischen Straßen und den verhältnißmäßig geringen Steigungen derselben, bedarf es keiner besonderen Mittel, um die Adhäsion der Treibräder zu vermehren, eine hinlänglich breite Berührungsfläche, wie sie die Walze des Turford'schen Systems darbietet, wird den Zweck am vollkommensten erfüllen, wobei auch Beschädigungen der Straßen nicht zu befürchten sind. Aber auch der Barrow'sche Dampfwagen wird bei seiner nicht sehr bedeutenden aber unmittelbaren Belastung mit seinen glatten etwas breiten Rädern in dieser Beziehung ganz befriedigende Resultate geben.

Miscellen.

(Statistisches.) Unter den 18,491,220 Seelen, welche der preußische Staat nach der letzten Aufnahme von 1861 zählt, gehören, einschließlich der Hausstände, der Militärfamilien, 208,372, also 1,13 pCt. zum Militär. Evangelischer Confession sind unter den 18,491,220 Seelen 11,298,294, darunter zum Militär gehörig 184,698, d. h. 163 auf 10,000. Katholischer Confession sind 6,906,988, und von ihnen gehören zum Militär 82,269, d. i. 119 auf 10,000. Juden wohnen im Staate 253,457, von ihnen gehören zum Militär 1328, d. i. 52 auf 10,000. Der Deutschkatholiken und Freigemeindler werden gezählt 16,170, und unter ihnen zum Militär gehörig 63, d. i. 38 auf 10,000. Von 1196 griechischer Confession dienen 6, von 13,708 Mennoniten dienen 8 im Militär.

Wir übersetzen nachstehend wörtlich eine gastronomische Studie, die wir in dem sehr ernsten Journale des Herrn Vicomte Laguerronnière finden. „Man kennt in Frankreich zu wenig die Meisterwerke der deutschen Gastronomie und insbesondere die Prinzipien der Anfertigung des „Saucissenkartoffelbreisauer Krautkranzwurst." Es wäre schwer, die gastronomische Idee wiederzugeben, die bei Erfindung dieses foemidablen Ausbaues des deutschen Kochkunsttempels vorherrschte. Dieses Gericht wird von einem Kranze von Blut- und Leberwürsten überragt. Ein Gesims von mit eingesalzenen Runkelrüben umschlungenem Sauerkraut bildet einen Ring, der wiederum auf einem schneckenförmigen Aufsatz von gebratenen und geräucherten Würsten ruht. Verzierungen, in schwerfälliger Nachahmung der Goldschmiedekunst, umgeben diesen Aufsatz und bestehen aus sieben Arten von Blutwürsten, für deren Namen wir auf das berühmte „Kochbuch", das Werk eines Heidelberger Professors der Chemie, verweisen. Ein mit Kartoffelklößen eingefaßter Erbsenbrei dehnt sich am Fuße dieses Gerichtes aus, das sich majestätisch auf einer Pastetenkruste erhebt. Es wird von oben bis unten mit Kartoffelbranntwein begossen und mit einer dicken Lage von Johannisbeerensyrup überzogen. Hierauf steckt man es an und trägt es flammend auf den Tisch."

Man kennt die Excentricität des amerikanischen Charakters, die nur durch das Excentrische ihrer Annoncen übertroffen wird. Nachstehende ist eine der bizarrsten, die ich gelesen. Ein geistreicher Yankee von Neuorleans annoncirt nämlich in einer Zeitung: „Eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt findet sich eine sehr dicke Eiche, an deren Hauptast sich schon mehrere achtbare Bürger erhängt haben. Da der Eigenthümer die Absicht hat, den Baum umhauen zu lassen, so bittet er die, welche sich desselben dazu noch bedienen möchten, sich zu beeilen, 14 Tage nach gegenwärtiger Anzeige würde es wahrscheinlich zu spät sein."

Räthsel.

(Dreisylbig.)

Wer von uns hätte nicht in frühen Tagen,
Als noch die letzten Zwei ihm Schutz und Hort,
Sehnsüchtig oft den Wunsch in sich getragen,
Zu sein, was nennt der ersten Silbe Wort?

Und bist Du, was die letzten Zwei bezeichnen,
Vielleicht jetzt selbst, so wird es Dich erfreun,
Du hoffst dann wohl, es könne sich ereignen,
Daß einst Du werdest auch das Ganze sein.

Ist Dich noch Dein und wird's von Dir gehöret
In treuer Liebe, wie es sich gebührt,
Ist Dir doch schwerlich sein Besitz gewähret
Dann, wo Dich selbst des Ganzen Name ziert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Beib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 113. Speyer, Donnerstag, 20. November 1862.

* Gott Bacchus in Dürkheim.

Gott Bacchus, der alte König am Rhein,
Kehrte dieß Jahr wieder in Dürkheim ein.
Der trinkende Gott war lustig und heiter
Und dachte, glaub' ich, sonst nichts weiter,
Er war, wie stets, voll Lust und Scherz;
Da nahm ein Winzer sich das Herz
Und sprach: „Herr Gott, Ihr seid so gut,
„Drum faß' ich mir zur Red' den Muth,
„Ich hab' Euch Vielerlei zu klagen,
„Was wir das Jahr hindurch ertragen!
„Der Rebstock will kein' Wein mehr bringen,
„Kann unsereins ihn nicht mehr düngen;
„Nun wollen die Förster keine Streu mehr geben,
„Ihr seht, Herr Gott, das geht an's Leben!"
Da rief der Gott ganz ärgerlich:
„Ich glaub', der Bursch' belüget mich?
„Die Förster? Ei, das kann nicht sein,
„Die trinken ja den meisten Wein!
„In vino, heißt es, veritas,
„Macht mich nichts weiß und merkt Euch das!"
Da standen dem Winzer Alle bei
Und schwuren bei alter Lieb' und Treu':
Die Förster wären ihnen Feind;
Ein alter Graukopf kommt und meint:
„Ja, früher war es anders hier,
„Jetzt aber trinken die Förster: Bier!
„Es kümmert sie der Winzer nicht,
„Drum klagen wir vor Eurem Gericht,
„Und wenn Ihr uns nicht Hülfe schafft,
„Dann heißt's: Gut Nacht, du Rebensaft!"
Gott Bacchus ist ein guter Mann,
Er hört die Klagen ruhig an
Und sagt': „Ihr dürft das Fest nicht stören,
„Die Förster will ich selbst verhören,
„Und ist's, wie ihr mir heut berichtet,
„Dann werden sie streng von mir gerichtet!
„Weiß Gott, ich thu' sie in den Bann,
„Daß Keiner mehr in ein Weinhaus kann!
„Das wirkt!" Man sieht, der Fall ist schwierig,
Drum ist die ganze Stadt begierig,
Wer diesen Streuprozeß gewinnt:
Ich hoff' zu Gott: das Rebenkind,
Dem Götter und Menschen gnädig sind!

H. G.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübsche Gesellschaften zu geben, wo man gut soupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; sie hatte zwei unverheirathete Schwestern, welche sie auf diese Art in die Welt brachte und präsentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geschlafen", fragte der eine der Offiziere, worauf er süß lächelnd hinzusetzte: „wir haben uns gestern bei Ihnen göttlich amüsirt."

„Famos," sagte der Andere.

Auf die Versicherung der Frau Steuerdirektorin, daß sie nach einem so angenehm verlebten Abend, wie der gestrige, selten schlecht schlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerst gesprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu sehen. „Sie wissen," sagte er, „wir haben ein amüsantes Stück: Der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer, eine gute Komödie."

„Superb," sagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann spielt außerordentlich."

„Immense."

„Auch Herr Kramer ist nicht schlecht."

„Famos," meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im Theater zu sehen, vielleicht auch ihre Fräulein Schwester Klara, es wäre recht liebenswürdig von Ihnen?"

Digitized by Google

„Ganz famos liebenswürdig.“

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben,“ entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick auf den schüchtern dabei stehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wußte sich so gar nicht in die Conversation dieser jungen Welt zu finden; er hatte sich bei ähnlichen Veranlassungen, wenn er so gar nichts mitzureden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder sind es die Andern? und da er zu bescheiden war, diese Frage rasch und richtig zu erledigen, so schwieg er lieber still.

„Mein Mann,“ sagte seine Gattin, „ist ziemlich strenge, meine Herren, und er sieht es nicht gerne, wenn ich zu sehr dem Vergnügen nachgehe.“

Hierauf schenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen kleinen lächelnden Blick, in welchem sich ein gewisses Mitleid zeigte, worauf ihn der erste Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich so grausam sein?“ und der zweite hinzusetzte: „So famos grausam?“

„Meine Herren, Scherz bei Seite,“ schloß Madame Scheppeler das Gespräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater zu besuchen; Haushaltungsgeschäfte, Kindererziehung — wenn Sie einmal älter sind,“ setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „so werden Sie einsehen, daß eine Hausfrau nicht so dem Vergnügen nachgehen darf.“

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da sie hierauf ruhig weiter schritt, so setzte sich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder in Gang.

„Ich dachte,“ sagte dieser nach einer kurzen Weile schüchtern.

„Was dachtest du?“ fragte sie in ernstem Tone.

„Nun ich dachte, du hättest heute Abend deinen Theekranz.“

„Und wenn dem so wäre, was denkst du darüber?“

„Nun, es freut mich recht sehr, ich dachte schon, er wäre ausgesetzt, da du vorhin von Haushaltungsgeschäften sprachst, die dich abhielten, in's Theater zu gehen.“

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiderte, „was braucht man denen da Alles auf die Nase zu binden, und sich so in's Gerede zu bringen, und es ist wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die sich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und schwer herumplagt, sich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, so heißt es gleich, sie sei vergnügungssüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht sagen, denn du lieber Gott, was habe ich auf der Welt, hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Gesellschaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müssen wie die Dienstboten, und wöchentlich je einmal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie einen Platz findet — das ist Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu sehen hat und sich bestrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsräthin!“

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor.“

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabscheute; ihrem Ansehen nach mußte sie auch sonst noch allerlei verabscheuen. Sie sah finster und gallsüchtig aus, als hätte sie etwas Unverdauliches im Magen, ihre spitze, scharf gebogene Nase schien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu versetzen, und ihre grauen, stechenden Augen bohrten sich unheimlich in die erschreckte Seele, ihr Mund, mit scharfen großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte diesem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor“, sagte sie mit essigsaurem Lächeln und einem stechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne spazieren gehen sieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut.“

Die Steuerdirektorin machte unter leichtem Achselzucken ein Gesicht, als wollte sie sagen: wüßtest du, wie es in meinem Innern aussieht, dann sprach sie in Wirklichkeit: „o liebe Rechnungsräthin, was das anbe-

Digitized by Google

langt, so kann ich mit Ihnen das gleiche Lied singen; daß ich und mein Mann spazieren gehen, ist ein seltener Fall, und wenn es einmal vorkommt, so führt er mich gewiß auf die Königsstraße, daß mich alle Welt sieht und ihn so für das Muster aller Ehemänner hält."

„Das kannst du eigentlich nicht sagen," meinte Herr Scheppeler ernsthaft, „gehen wir nicht jeden Tag spazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?"

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war ein furchtbares Lächeln des Einverständnisses und hieß in's Menschliche übersetzt: „wir kennen diese Ausreden", worauf diese armen Schlachtopfer männlicher Grausamkeit die Achseln zuckten und zu einem andern Gesprächsthema übergingen. Da wurden Gefüble ausgetauscht über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wer trug die Schuld dieser Verderbniß? Die Männer, welche in diesem Punkte mit Allem zufrieden sind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wissen.

„Hat doch der Meine," sagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe versalzen sei, die Bemerkung aufgestellt, er finde das durchaus nicht."

„Ich würde nie eine so junge und schöne Köchin bei mir dulden," sagte die Steuerdirektorin mit einem Tone, auf den selbst der Mund ihrer felsenharten Freundin sich empfindlich verzog, doch faßte diese sich gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem sie mit großer Ruhe sagte: „liebe Steuerdirektor, alt oder jung ist in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele war auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, als sie so schnell aus dem Hause mußte, reden wir nicht mehr darüber."

Hätte sie nur diese letzten Worte nicht mit einem so ausdrucksvollen Blicke auf Herrn Scheppeler begleitet, der sich im Interesse der ganzen Männerwelt bei diesem Zungengefechte vorkam, wie ein armes Stück Zeug zwischen der Scheere.

„Es ist überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben," meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man sich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß sich mein Mann darum bekümmert, wenn sie jeden Tag einen reinen Anzug schmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht recht lernen?"

„Da siehst du, Scheppeler," entgegnete die Steuerdirektorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich dir so oft sage, aber ihr bekümmert euch um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre", meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „sieht der Herr Steuerdirektor," setzte sie nach einer Pause boshaft hinzu, „dort auch nach den schönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten seine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr in's Kreuz, die Wirthschaft dort ist ihm zu toll und unsolid."

Armer Steuerdirektor! Dieser Ausspruch, von dem keine Appellation mehr galt, schnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Gesellschaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden so warm beisammen saß. Er hatte sich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm sein Schoppen vom Wirthe selbst oder von der hübschen Pauline gebracht wurde; er sollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun seine felsenfeste Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erschrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, seinen Arm um ihre schlanke Taille zu legen.

„Adieu Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler gesagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu spät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt sind, fliegen so rasch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend also."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und sie sagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne, „ich habe wohl dein Gesicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin sagte, du würdest das Kreuz

nicht mehr besuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, du brauchst nicht gleich finstere Mienen zu ziehen, wenn du deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen sollst. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich dabei heiter sei und lache — natürlich, wir sind zum Dulden auf der Welt, ihr seid die Herren der Schöpfung."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Jefferson Davis, der gegenwärtige Präsident der conföderirten Staaten Nordamerika's und ihr leitender Geist, ist ungefähr 55 Jahre alt und in Kentucky geboren, wenn auch der Staat Mississippi, in dem er lange lebte und bedeutenden Grundbesitz hat, ihn als den Seinigen betrachtet. In der Militär-Akademie von Westpoint erzogen, diente er nach einander im ersten Infanterie- und ersten Dragoner-Regiment, und zog sich im Jahre 1835 ins Privatleben zurück. Beim Ausbruche des mexikanischen Krieges saß er im Congreß, vertauschte jedoch bald seinen Sitz mit dem Commando eines freiwilligen Schützenregiments, an dessen Spitze er ins Feld zog. Als Anerkennung seiner am Rio Grande geleisteten Dienste wurde er vom Congreß zum Brigadegeneral ernannt, doch lehnte er diesen Titel ab, weil er gleichzeitig mit ihm vielen Unwürdigen aus bloßen Parteirücksichten verliehen worden war. Von 1847—1851 finden wir ihn als Senator von Mississippi wieder in den Reihen der Congreßmitglieder, unter denen er eine hervorragende Rolle spielte. Als Kriegsminister, unter General Pierce's Präsidentschaft, erwarb er sich durch seine administrativen Fähigkeiten den Beifall des Landes, durch seine Sorge für das Loos der Soldaten die Sympathieen der Armee. Er ist groß, mager, von dunkler Gesichtsfarbe, wie die meisten Bewohner der Südstaaten, zeigt eine breite Stirn und tiefliegende glänzende Augen. Sein Gesichtsausdruck ist nachdenkend, an's Melancholische streifend, und in Folge einer bei der Schlacht von Buena Vista erhaltenen Wunde hinkt er ein wenig. In dieser Schlacht war es, wo er sich mit seinem Schwiegervater versöhnte. Als sehr junger Mann hatte er sich nämlich in ein reiches Mädchen, die einzige Tochter des Generals Zacharias Taylor, verliebt und war mit ihr geflohen. Der alte General hatte seitdem von dem jungen Ehepaar nichts hören wollen; da fügte es der Zufall, daß sein Schwiegersohn als Commandant der freiwilligen Schützen aus Mississippi in Mexiko unter ihm diente und bei der Schlacht von Buena Vista unter seinen Augen einen Sturmangriff auf den vordringenden Feind ausführte, welcher das Schicksal des Tages entschied. Jefferson Davis lag verwundet im Felde, der alte General ließ sich zu ihm führen, ergriff seine Hand und rief: „Ich verzeihe dir deine rasche Heirath, mein Junge, auf einen solchen Sohn darf jeder Vater stolz sein." Von da an waren die Beide gute Freunde. Jefferson Davis aber sagte dem Heere Lebewohl, so wie der Friede abgeschlossen war.

Im Laufe des September erschien zu Paris ein Prospect der HH. Vigneron und Broglio, wonach zu höchst billigen Preisen ein Vergnügungstrain zur Londoner Weltausstellung arrangirt werden sollte. Für den Pariser, der in der Regel kein Wort Englisch versteht, war dies eine wahre Lockspeise: denn für 125 Frcs. auf der 1. und 100 Frcs. auf der 2. Classe sollte man nicht nur frei hinüber- und zurückfahren, sondern auch gespeist, getränkt, wie ein Kind am Gängelband geführt, und vor allen Dingen beständig von einem Dollmetscher begleitet werden, wie ein siamesischer Gesandter. So konnte es denn nicht anders kommen: man drängte sich nach dem Bureau, nahm eine bedeutende Anzahl Karten und erwartete mit Ungeduld den Tag der Abfahrt. Als er endlich erschien und Hunderte von Passagieren mit Nachtsäcken und Hutschachteln nach dem Bureau kamen, war dasselbe geschlossen; die Herren Vigneron nnd Broglio waren wegen dringender Geschäfte nach London zurücktelegraphirt worden und hatten in der Eile vergessen, das Passagiergeld zurückzugeben. Auch auf die Klage wegen Betrugs erschienen sie vorsichtiger Weise nicht; wahrscheinlich waren sie jenseits gerade beschäftigt, einen Vergnügungszug nach Paris zu organisiren. Das Gericht verurtheilte am 10. Nov. jeden der Herren zu 13 Monaten Gefängniß in contumaciam.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 114. Speyer, Samstag, 22. November 1862.

* Uhland.

Schau' einen König ich hier, von seligem Schlummer befangen,
Dem um den träumenden Geist gaukelt ein liebliches Bild?
Daß er ein König, bezeugt die Stirn', die hehre, auf welcher
Leuchtend der Freimuth thront, Hoheit mit Anmuth sich paart;
Daß er ein König, bezeugt der Hüter gewärtige Ehrfurcht,
Zeuget das Haus, das mild magischer Schimmer durchglänzt.
Um das greise Gelock schlingt schmückend sich heiliger Lorbeer, —
Siegt' er im Schlachtengewühl? Saget, was soll der Triumph?
Uhland ist's! ihm gaben die Götter die Herrschaft der Herzen,
Der Pieriden Chor war ihm mit Liebe geneigt.
Ach! von ewigem Schlaf ist nun sein Auge geschlossen,
Und die Parze gebeut grausam zu schweigen dem Mund.
Jetzo darf in menschlichem Schmerz der Geist sich versenken,
Jetzo entströmet mit Recht klagender Trauergesang,
Wenn das Erhabene selbst zur stygischen Welle hinabsinkt;
Wenn die Götter entzieh'n unseres Glückes Gewähr;
Wenn der Frühling verspricht, uns frische Blumen zu senden,
Aber uns trüglich entzieht Blumen, dem Himmel entstammt! —
Schaue zuletzt nun an dies Antlitz, fasse das Bild auf,
Fest für ewige Zeit wohn' es in liebender Brust.
Hier muß sättigen sich Dein Geist in heftigem Schmerze,
Eile nicht fort von hier, eile nicht hastig dahin!
Auch die Charis vermag sich schwer vom Geliebten zu trennen,
Und die Vernichtung selbst hemmt den zerstörenden Schritt.
Doch bald schließt den Göttlichen ein undankbar die Erde
Und den herrlichen Bau löst die vernichtende Zeit.
Auch die letzte Spur des trefflichen Sängers vertilgt sie,
Nieder wird stürzen sie einst selbst das geweihete Grab.
Aber — was red' ich? wohin riß mich der unendliche Schmerz fort?
Welch' unheiliges Wort sprach mein verwundeter Sinn?
Starb denn Herder? starb Schiller? starb Arndt? und der Dichter des Titan?
Lieget denn schweigende Nacht auf dem Eutinischen Schwan?
Stets wird Uhland erglänzen von neuerstrahlendem Ruhme,
Glänzen so lange noch rein deutsches Wesen besteht,
Deutschem Bemüh'n und Fleiß am Rheinstrom Ernten noch reifen,
Deutsche Sprache noch froh rauschend die Donau vernimmt.
Und wenn endlich das letzte Geschick dem Volk der Germanen
Aufsteigt, wenn es sinkt hin in gewaltigem Sturz:
Wird noch Uhlands Namen und Ruhm unwandelbar leuchten,
Und dem spät'sten Geschlecht wird er ein Vorbild noch sein!

Waldfischbach. A.

Digitized by Google

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

— „Ich will ja nicht sagen, liebes Kind," entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu besuchen; aber was hast du denn eigentlich gegen dieses vollkommen anständige Haus?"

„Anständig? nun du mutheſt mir viel zu, wenn ich das glauben soll; hast du nicht gehört, was die Rechnungsräthin sagte? und die ganze Stadt spricht so, die ganze Stadt — wahrhaftig, es ist eine Schande, und die Polizei sollte sich darein mischen. Weißt du Scheppeler," setzte sie in sehr strengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in solche Häuser gehen, wo sich solche Frauenzimmer aufhalten; ja, wenn man unverheirathet ist, hat man freilich Niemand als sich selbst Rechenschaft abzulegen, aber du bist verheirathet."

„Ja," seufzte Herr Scheppeler.

„Du hast eine brave Frau, die dir große Opfer gebracht hat."

Was diese letztere Redensart anbelangte, so hatte sie der gute Steuerdirektor schon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war so schlecht und undankbar, um es sich selbst nicht einmal eingestehen zu wollen, welch' große Opfer seine Frau gebracht, als sie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteste Tochter eines verarmten Kaufmanns, als sie dazumal den Steuersekretär Scheppeler beirathete; außer ihrer Schönheit brachte sie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen besaß. Daß es den meisten Mitgliedern ihrer Familie schlecht erging, war ein Unglück, für welches sie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widersinnig gewesen wäre. Er war aber auch in dieser Richtung ein Muster des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es sogar geduldig, wenn sich seine Gattin auf den Standpunkt stellte, als hätte ihr Vater, statt Bankerott zu machen, eine hübsche Million erworben, oder als sei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, commandirender General irgend eines Armeecorps geworden. Hatte er sich ja einmal unterstanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, so wurde ihm Herzlosigkeit vorgeworfen, ja man setzte sogar bei ihm ein stilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie so und nicht anders gekommen sei, und doch war er an Allem dem so unschuldig wie ein neugeborenes Kind.

Nach dieser Schilderung der Frau Steuerdirektor Scheppeler könnte man die Vermuthung aufstellen, dieselbe sei eine böse, herzlose Person gewesen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteste Tochter ihres Vaters hatte sie den Wohlstand desselben kennen gelernt, hatte nicht vergessen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreise gemacht, ja sogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, sie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als sie den Kanzleisekretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that sie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weise war Scheppeler einer der tüchtigsten Arbeiter seines Departements, der das vollkommene Vertrauen seines Chefs genoß, und so ziemlich rasch zu der Stellung eines Steuerdirektors emporstieg, dessen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgesprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was sie sich ihrem Stande nach nur wünschen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübsche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz, ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es besitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieser Welt zum unglücklichen Menschen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit sich selbst, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete sie Andere, und dieser Neid erzeugte wieder eine Art von Gehässigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachlässige Gruß eines Bekannten konnte sie verdrießlich machen; sie sah darin, statt eine unschuldige Ursache vorauszusetzen,

eine Mißachtung ihrer Person. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte sie eine Kränkung, und statt im ersten Falle den nachläſſigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte sie einen solchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Gesprächsthema mit Herrn Scheppeler, dessen Refrain gewöhnlich war, „natürlich, Scheppeler, wenn deine guten Freunde sehen, daß du selbst deine Frau nicht achtest, und sie kaum als deine Gattin ansiehst, so kann man es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie es gerade so machen.“ So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen, war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab selten einen aufmerksameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit seiner Familie gemeinschaftlich, und freute sich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches seiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn selbst nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren so manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre böſen Zungen an der Frau viel verschuldet; man beneidete sie um ihren Wohlstand, um ihr behagliches Leben, und statt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu suchen, sagte man achselzuckend, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, nun etwas müssen die Männer uns armen Frauen doch wenigstens gönnen, treiben sie doch außer dem Hause, was sie wollen, und da ein ganz kleiner Rest von Gewissen doch noch bei ihnen übrig geblieben ist, so werfen sie uns armen Weibern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden sein sollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Fluth, wenn solchergestalt einmal die Schleuse aufgezogen war?

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Uhlands Leichenbegängniß.

Tübingen, 16. Nov. Vor dem wohlbekannten Hause, das so freundlich auf die Neckarbrücke herabschaut — berichten die Stuttg. Blätter über Ludwig Uhlands Leichenfeier — vor dem Hause, wo so mancher festliche Zug in frühern Tagen gehalten, um dem Dichter eine Huldigung zu bringen, ordneten sich nun am heutigen Nachmittag bei trübem Novemberhimmel — „es war in traurigen Novembertagen“ — und in wehmüthiger Stimmung die Bewohner der Stadt und die Herbeigekommenen zum großartigen Geleite des Todten. Da lag der Sarg auf dem Todtenwagen, ganz in Kränze gehüllt. Zwölf Lorbeerkränze schmückten den Sarg, zu Häupten rechts und links die beiden reich mit den deutschen Farben decorirten Kränze, welche der deutsche und der schwäbische Sängerbund gebracht hatten, zwischen ihnen der von der akademischen Jugend dargebrachte, zu Füßen der mit Rosen durchwobene Kranz, den der Kirchheimer Liederkranz als letzte Gabe der Liebe und Verehrung am Sarge des Verblichenen niedergelegt hatte, auf dem das vom Stuttgarter Liederkranz gewidmete Palmblatt lag. Am Trauerhaus sangen die akademische Liedertafel und die Mitglieder des Stuttgarter Liederkranzes, während der Sarg auf den Leichenwagen gebracht wurde, den Choral: „Mag auch die Liebe weinen.“ Den von vier Pferden gezogenen Trauerwagen geleiteten zu beiden Seiten je vier Studirende, unmittelbar an denselben schloß sich der Zug.

Einen imposanten Eindruck machte namentlich die große Fahne des schwäbischen Sängerbundes, welche vor 5 Jahren eben hier in Tübingen, und vor dem Hause des Dichters, ihre erste Weihe empfangen hatte; mit Flor verhüllt, und von den Bannern des Stuttgarter Liederkranzes, der Vereine von Tübingen, Reutlingen u. s. w. gefolgt, wurde sie nun vorübergetragen; die Sänger der genannten Orte und zahlreiche Abordnungen aus andern schlossen sich an, dann kamen die Bürger von Tübingen und Stuttgart und die Theilnehmer von überall her. Am Grab angekommen, sang die akademische Liedertafel die erste Strophe des Lieds: „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr Gelauschet hat an andrer Welten Thor,“ worauf Dekan Georgi von Tübingen die Leichenrede hielt. Dankbarkeit, Liebe und Verehrung umwehen dieſes Grab, sagte er unter anderm, das ein Symbol der deutschen Einigkeit sein kann, denn so entgegengesetzt

auch die Ansichten sein mögen, welche Männer von gleich sittlichem Werth und gleich geistiger Kraft hegen, des edlen Todten Liedern huldigten sie alle; in den Palästen und den Hütten, von den Fürsten und den Völkern war er gleich geliebt, so weit die deutsche Zunge klingt. In seiner geistigen Kraft löste sich jeder Mißklang, wenn er uns all die Herrlichkeit der Natur, die hohe Alpenpracht und das stille Wiesenthal schilderte, wenn er die blühende, sehnende Jungfrau und die Kraft des Mannes erklärend an uns vorüberführte, und in seinen Liedern die edelsten Gefühle des Volkes, die Liebe zum Vaterland und das Gefühl für das Recht, erweckte. Den unentweihten Kranz der Dichtung, der seine Stirne umwand, schloß der Redner, habe er geadelt durch hohe sittliche Würde, fleckenlose Reinheit des Lebens, lebendigen Freimuth, unbestechliche Wahrhaftigkeit und kindliche Frömmigkeit; ein wahrer Sohn des Volks, habe er deutscher Sprache, deutscher Sitte und deutschem Recht alle seine Kraft gewidmet, als erster Sohn Schwabens habe er stets für seines Vaterlandes Wohl und Recht gewirkt. Während hierauf der Sarg versenkt wurde, sang die akademische Liedertafel den Choral: „Christus, der ist mein Leben," und nun traten die Träger der Fahnen an die offene Gruft und schwangen sie, während die Tausende in lautloser Stille und tiefer Rührung sie umstanden, über der theuren Leiche, die sie aufgenommen hatte.

Der älteste und vertrauteste Freund Uhlands, sein Genosse in der schwäbischen Dichterschule seit so manchem Jahrzehnt, Karl Mayer, sprach mit von Wehmuth fast erstickter Stimme in rührenden Versen den letzten, innigen Abschied; J. G. Fischer sprach eine markige Ode; und als er mit erhobener Stimme schloß:

„Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!" —

da hallte, von wunderbarem Eindruck, wie wenn der Geist des deutschen Volkes antwortete, deutlich das Echo von den gegenüberliegenden Höhen her den großen Namen nach: Ludwig Uhland! In schwungvollen Versen betrauerte dann Lud. Seeger den starken blüthenschweren Baum, der in dem Todten dahingefallen, jedoch in freudiger Ahnung hinweisend auf ein neues, großes und allgemeines Grünen und Blühen des Volkes, das er in Trauer zurückgelassen, dessen Aufschwung er so muthig, so männlich stolz vorgearbeitet. Zwischen den Dichtern sprach Stadtschultheiß Sick von Stuttgart wenige gehaltvolle Worte Namens der Stadt Stuttgart, welche, ihr Volksvertreter einst und ihr Ehrenbürger, Ludwig Uhland durch sein Angehören geehrt habe. Hunderte drängten sich, als der Zug heimkehrte, herzu, um noch ins offene Grab zu schauen und die Scholle Erde hinabzuwerfen. Als der Abend graute, sammelte sich die Studentenschaft und brachte in einem Fackelzug zur Grabstätte nochmals ihre Huldigung dar. In akademischer Weise schloß sie dann mit einem Trauercommers im großen Museumssaale, zu welchem Rector und Senat der Universität geladen waren. Ernst und Wehmuth im Herzen, aber gehoben durch den Geist des Volkes, wie er an dieses Todten Grabstätte sich kundgegeben, zogen wohl Hunderte wieder in ihre Heimath zurück. „Heilige Stätten," so lautete J. G. Fischers Ode:

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in den Marktstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Namen gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten einer aufsteht.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft sei.

Auflösung des Räthsels in № 112:

Großvater.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 115. Speyer, Dienstag, 25. November 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Die Spaziergänge des Ehepaars, die wir soeben beschrieben, waren in Zeiten der guten Laune oder einer gewissen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirektorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, so wurde entweder gar nicht spazieren gegangen, oder die Conversation in einer Schärfe und Bissigkeit geführt, daß der gute Steuerdirektor häufig in den Fall kam, sich wirklich als ein so vollkommen unwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, wie ihn seine Gattin darstellte.

„Ich weiß wohl," konnte sie alsdann sagen, „daß es dir ein Gräuel ist, mit deiner armen Frau spazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern schuldig, zu verhüten, daß unser unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire dich gar nicht, seufze nur unter der Qual, mit mir gehen zu müssen, schau' nur auf deine Uhr, ob diese furchtbare Zeit bald abgelaufen ist, oder blicke dein armes Weib nur so finster an, daß mein Unglück zum Skandal der Stadt von Jedermann gesehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein so weit, mich freundlich anzulächeln."

Bleiben wir aber bei der rosenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenschein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geschildert, glücklicher Weise noch durch allerlei Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementschef Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirektors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Broich-Broz-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, hiedurch freundlich bewegt, sich die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden."

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen: „lieber Schatz, ich will deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert."

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken," setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus einem guten Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von dir ungefähr denken, der Mann

muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen; so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte dich sehen mögen bei jeder Andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn du auch in deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt dir doch sonst in vielen Dingen ein gewisser Halt, den ein Mann haben soll: das kann man aber nicht lernen, das muß man schon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, solltest du jeden Tag Gott danken, daß du eine Frau bekommen, die einer so würdigen Familie angehört, wie die meinige ist."

Bei solchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie seiner Frau anbelangte, und bei besonders muthiger Laune schwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb sich denn dieses Glück der Geburt bei den übrigen Geschwistern seiner Frau so mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen solche Gedanken stets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortsetzung der freundlichen Reden seiner Gattin gesichert zu sein, indem sie bei einem gar zu hartnäckigen Stillschweigen häufig Gedanken voraussetzte, welche, wir müssen es gestehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei diesen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an sich geringfügige Umstände sich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerksame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame spendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Compliment seiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es sich für einen höflichen Mann schickt, an seinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine absichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verstand sich von selbst, und davon war die Steuerdirektorin so überzeugt, wie von dem hell scheinenden Tage; aber die Ursache, warum man sie so mit Vorbedacht beleidigte, vermochte sie im ersten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die sich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es sich von selbst verstand, daß sie ihren Nebenmenschen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Hast du gesehen, wie der Herr Welzer vorüberrannte, ohne uns nur anzuschauen? Einer von deinen sauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander stehen und drückt sich die Hände und erinnert sich an gestern Abend im Wirthshaus vorgefallene und an andere noch viel schlimmere Geschichten, was weiß ich, oder tauscht Bestellungen aus, oder bespricht, wo man sich heute und morgen wieder findet. Ist aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieselbe eines Grußes zu würdigen. Weißt du, woher das kommt, Scheppeler?"

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe."

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Uhland.

In Nachfolgendem geben wir aus Lorck's „Männern der Zeit" eine kurze Biographie Uhland's, die bis zum Jahr 1858, wo das zweite Heft von Lorck erschienen, führt.

Am 26. April 1787 als Sohn eines Theologen in Tübingen geboren, stand Ludwig Uhland bereits im 76. Jahre. Seine Vaterstadt gab ihm seine Schul- und Universitätsbildung; er studirte seit 1805 die Rechte, ward Doctor derselben und Advokat. Nur selten verließ er sein engeres Vaterland. Eine Reise nach Paris hatte gelehrte Zwecke; er verkehrte viel auf der k. Bibliothek und unter den dort vorhandenen bibliographischen Schätzen. Seine frühesten Gedichte stammen aus dem Jahre 1804; vor die Oeffentlichkeit aber wagte er sich als Poet zuerst 1806 und 1807, indem er sich an Seckendorffs „Musenalmanach", sowie dann auch 1812 am „poetischen Almanach",

1815 am „deutschen Dichterwald" betheiligte. Doch mittlerweile war er schon von seiner Reise in die Heimath zurückgekehrt und betrieb seit dem Ende des Jahres 1812 die juridische Praxis in Stuttgart; daneben betheiligte er sich auch eine Zeitlang an den Arbeiten im Bureau des Justizministeriums, entsagte jedoch dem Staatsdienste bald nachher. Die patriotischen Bewegungen der Jahre 1812—15 griffen tief ein in sein Denken und Thun, wenngleich er nicht in activer Weise daran Theil nahm.

Uhland ist die Perle patriotischer deutscher Dichtung neben Rückert, Arndt, Schenkendorf, Körner. Als 1815 der König von Württemberg mit dem Plane einer Neugestaltung der Verfassungsgesetze umging, da konnte sich Uhland nicht enthalten, mit der Gabe des Gesanges auch für das „alte gute Recht" seines speziellen Vaterlandes einzustehen. So entstanden jene patriotischen Gesänge, die noch jetzt begeisternd wirken, ob sie gleich nur württembergische Interessen verfochten. Im Jahre 1815 war es auch, wo die erste Sammlung der Uhland'schen Gedichte erschien, und schon in dem bald darauf nöthig werdenden zweiten Abdrucke derselben wurde die Ausgabe eben mit jenen vaterländischen Liedern vermehrt. Seit der Zeit sind die Gedichte, so viel wir wissen, siebzehn Mal, zuletzt 1846, neu aufgelegt worden. In den vier Jahren 1815–1819 war Uhland am meisten productiv; von da aber wurde seine poetische Thätigkeit oft unterbrochen, einmal durch die politische Stellung, zu der er nach und nach in seinem engern Vaterlande gelangte, und dann durch die streng-wissenschaftlichen Studien, denen wir vornehmlich zwei treffliche, gelehrte und durch sorgfältige Quellenforschung ausgezeichnete Monographien: „Ueber Walther von der Vogelweide" und „Ueber den Mythus von Thor" (1822 und 1836), sowie eine meisterhafte Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" verdanken (2 Bde. 1844—45).

Was Uhlands politische Thätigkeit näher anlangt, so wurde er schon 1819 von dem Oberamte Tübingen und im folgenden Jahre von seiner Vaterstadt, später auch von Stuttgart in die Ständeversammlung, und von dieser bald darauf zum Beisitzer des weiteren Ausschusses gewählt, nachdem er einem ihm zugedachten Platz im engern Ausschusse abgelehnt hatte. Im Jahre 1830 ernannte man ihn, nachdem er mittlerweile seine juristische Praxis ganz aufgegeben, zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen; doch legte er die Professur bereits drei Jahre nachher wieder nieder, als man ihm beim abermaligen Beginn des Landtages keinen Urlaub ertheilen wollte. In der Kammer gehörte er mit felsenfester Treue und zugleich mit der Hartnäckigkeit, die dem Schwaben eigen ist, zur Partei der „Altrechtler", bis er im Jahre 1839 endlich auf seine Wiedererwählung Verzicht leistete. Seitdem lebte er in gelehrter Muße und stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur noch einmal vorübergehend in die Oeffentlichkeit trat, als ihn 1848 der Wahlbezirk Tübingen zum Parlamente nach Frankfurt entsandte. Hier schloß er, treu seinen alten Grundsätzen, sich der gemäßigten Linken an, doch war diese Stellung immer mehr eine passive; er erhöhte durch seinen Namen und seinen trotz der Jahre noch äußerst regsamen und empfänglichen Geist das Ansehen der großdeutschen Partei, wenn er auch im Reden und Handeln weniger herausfordernd auftrat. Galt es in der Paulskirche ein einiges Deutschland zu schaffen, so mußte ein Uhland, dessen Poesie in den Dramen „Ernst von Schwaben" und „Herzog Ludwig der Bayer" die alte deutsche Rechtlichkeit, Keuschheit, Reinheit und Treue besungen, nicht anders als auch hier gleichsam zu den Altrechtlern gehören, die sich ein modernes Kleindeutschland nicht denken, eine germanische Gemeinsamkeit nicht ohne Oesterreichs Zugehörigkeit denken konnten. Ließ sich der alte Kaiserglanz Germaniens nicht wieder heraufbeschwören, so galt es Grundrechte für das Volk zu finden, zu denen sich alle Stammesbrüder bekennen konnten. An den Beruf der deutschen Nationalversammlung, für Deutschland ein politisches Gesetzbuch aufzustellen, glaubte Uhland so fest, daß er, selbst als die Mission der Versammlung in Frankfurt zu Ende war, mit den Trümmern derselben noch nach Stuttgart

überſiedelte, bis ſie auch dort geſprengt wurde.

Seine Unſterblichkeit hat Uhland in ſeinen Gedichten; ſie gehören zu den beliebteſten der Nation, und die meiſten davon ſind bleibendes Beſitzthum des Volkes geworden. Aeußerlich dem Volksliede mit ſeiner einfachen Weiſe nachgebildet, offenbaren alle ſeine kleineren Poeſien — und dieß iſt ihr charakteriſtiſches Merkmal — eine große und ſtarke, vom Herzen kommende, aber nicht bis zu extremem Ausbruche gelangende, ſondern durch das Maß keuſcher Selbſtbeherrſchung gebändigte und theilweiſe wohl gar verhaltene Empfindung, die dann meiſt die Miene elegiſchen Schmerzes und milder Schwermuth, oder ſogar träumeriſcher Reſignation annimmt. Der Ausdruck überſtrömender Leidenſchaftlichkeit fehlt ihnen; an edler, ſchlichter Kraft und an Zartheit der reinſten Tiefe ſuchen ſie ihresgleichen. In der Ballade hat vor Uhland nur Göthe verſtanden, eine ächt poetiſche Wahl und Anordnung der Stoffe zu treffen und lebensvolle, von dichteriſchem Gehalt durchdrungene Geſtalten zu ſchaffen. Uhland iſt, wie wenige Poeten Deutſchlands, in der Lyrik nicht bloß muſikaliſch, ſondern auch plaſtiſch; deßhalb eben gelingt ſeiner Geſtaltungskraft die Ballade. Auch ſeine beiden Dramen müſſen als Erinnerungsfeſtgedichte der Nation hoch und theuer bleiben, nicht bloß als Erzeugniſſe eines durchaus poetiſch reinen Gemüthes, ſondern auch als Manifeſtationen edler Manneskraft und ächter deutſcher Denkungsart. — Seinen Platz in der Literaturgeſchichte, den er für ſtete Zeiten behaupten wird, kann man am beſten beſtimmen, wenn man in ihm die Spitze jener ſogenannten ſchwäbiſchen Dichterſchule erblickt, die den Uebergang von den Romantikern zu der ſpäteren Periode vermittelt, inſofern ſie mit den Traditionen und Anſchauungen der erſteren noch nicht vollſtändig gebrochen hatte, doch aber auch ſchon neue Tendenzen verfolgte.

Daß Uhland nicht überfloß in Verſen und Rhythmen, iſt eben ſeine gehaltene Kraft, und ſelbſt ſeine Schweigſamkeit iſt edler als der Wortſchwall Vieler. Auch in ſeinem Schweigen liegt ein Groll, der poetiſcher ſpricht als manche redneriſche Lyrik.

Miscelle.

(Bediademt und bediaduſelt.) Von Ludwig Uhland wird die folgende Anekdote erzählt: Auerbach traf Uhland mit andern Freunden verſammelt, während Guſtav Schwab eben den Pilgrim von St. Juſt vorlas. Dieſe ſchöne Platen'ſche Romanze fand vielen Beifall; doch bemerkte Uhland kopfſchüttelnd: „Bediademt!“

Das Haupt, das jetzt der Scheere ſich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.

„Weiſcht, lieber Schwab, das g'fallt mir net. „Bediademt“ iſch a wüſchtes Wort.“ Das Wort „Bediademt“ fand indeß lebhafte Vertheidiger, und Uhland verſank wieder in ſein geliebtes Schweigen, aber unbekehrt, wie ſich bald zeigte. Denn als er mit Auerbach heimging, ging vor ihnen ein Bäuerlein, das zu ſchwer geladen hatte und von der einen Seite des Weges zur anderen torkelte. „Sieh' mal, Auerbach“, ſagte Uhland, auf das Bäuerlein zeigend, „der da ſicht bediaduſelt!“

Räthſel.

Wo mit der beiden Erſten Kraft
Man fleißig wirkt und emſig ſchafft,
Da werden ſie von ſolchem Streben
Laut und vernehmlich Kunde geben;
Oft wird mit ihrer Hilfe leicht
Der Dritten Eigenſchaft erreicht.
Es hat die Dritte zum Begleiter
Bald hohen Ernſt, bald iſt ſie heiter;
Und wer die Luſt, den Frohſinn liebt,
Beweiſet es, wenn er ſie gibt.
Mein Ganzes iſt im hohen Norden
In eis'ger Zon' gegründet worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 116. Speyer, Freitag, 28. November 1862.

* Der 28. November.

Es schwand manch' Jahr in's Meer der Zeiten,
Seit ich mein schlichtes Lied Dir sang,
Und in der tiefen Nacht der Leiden
Die Harfe bessern Tagen klang.
Da schwebte manche Wetterwolke
Gar dräuend noch um Hütt' und Thron;
Und heute noch zu seinem Volke
Spricht laut der Herr im Donnerton.

Wie schön, wenn auf des Friedens Wegen
Vereinigt Fürst und Völker geh'n,
Und warm das Recht, das gute, pflegen
Und Gottes ernsten Ruf versteh'n!
Wie schön, wenn rings in allen Gauen
Einträchtig jede Hand sich regt,
Ein großes Vaterland zu bauen,
Das weit hinaus sein Banner trägt!

Den Ruf hast Du, ein Fürst! verstanden,
Nicht drang vergebens er zu Dir;
Du fesselst mit der Liebe Banden,
Versöhnend folgt die Milde ihr;
Ja, freundlich noch in Trauertagen
Blieb'st Du der Rheinpfalz zugewandt;
Du hast, mit Stolz darf man es sagen,
Ein Herz für's deutsche Vaterland!

Das Land, Dein Volk hat eine Bitte
Und legt sie hoffend Dir an's Herz:
O bleib' noch lang in seiner Mitte,
Ergeben ihm in Freud' und Schmerz!
Und der, im Segnen nimmer müde,
Hoch droben herrscht in Ewigkeit,
Der gnadenreiche Gott behüte
Und schütze Dich in dieser Zeit!

Dir gilt mein Lied und jener Treue,
Die schützend Fürst und Volk umgrünt!
Mich lockt kein Schmeichler-Sold, ich streue
Gerechtes Lob Dem, der's verdient.
Und ob manch' Glück auch fern sich wandte,
Eins raubt kein Mensch auf Erden mir:
Die Liebe, Fürst, zum Vaterlande!
Die Achtung, König Max, vor Dir!

Auerbach.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

„Schön, so will ich es dir sagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch seid, Klagen sind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böse Sieben — o, ich weiß das Alles — so werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, ist euch saubern Herren ein Dorn im Auge; es ist traurig, aber wahr, und wird auch nie besser werden, und dem Welzer da, ein so großer Flegel er auch ist, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böse Sieben, wie du mich ihm geschildert hast, nicht grüßen mag."

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welzer uns gar nicht gesehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße."

„Aha, dorthin, wo du auch so gerne hinschaust, nach dem Laden da, wo eine anständige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre stehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Skandal und eine Schande ist, dort kaufst du auch wohl gerne deine Sachen ein?"

„Ich kaufe dort nie etwas, du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen."

„Damit willst du wohl sagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehst du's wohl, wenn du nur den Mund aufthust, kommt eine Bosheit gegen mich heraus."

„O, liebes Kind, laß das gut sein, ich habe wahrhaftig nicht an dich gedacht."

„Das glaube ich dir auf's Wort, du hast nie etwas Wahreres gesprochen. Was sollst du auch an mich denken, dazu hast du ja keine Zeit. Meinst du, ich sehe es nicht, wie du immer an deiner Uhrkette herumzupfst, nun sei nur zufrieden, die Stunde der Qual ist ja vorüber, es ist 3 Uhr, und da — sieh' nur hin, an der Thüre deiner Kanzlei erwarten dich schon einige deiner guten Freunde; bei denen wirst du sprechen können und erzählen, was sich hier und da begeben, während du bei deiner Frau stumm bist wie ein Fisch. Nun ich muß sehen, wie ich dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens schon so lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," setzte sie tiefaufseufzend hinzu. „Dir ist es ja vollkommen gleichgültig, wie deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr schlecht geht, ob die Welt sie mit Verachtung ansieht; du gehst deinem Vergnügen nach und bekümmerst dich nicht um dein unglückliches Weib, um deine armen Würmer zu Hause, lebe nur so fort und du wirst sehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieser letzten Rede seiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu schütteln und heftig zu schlucken, was ein Zeichen war, daß es mit seiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So sage mir doch aber nur", sprach er, ohne dabei den sanften Ton seiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Lastthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur einmal das, was du alle meine Vergnügungen nennst: den Besuch des Wirthshauses, um auf die solideste Art einen harmlosen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, du mußt nicht übertreiben, ich gönne dir ja auch deine Gesellschaften und Zerstreuungen."

Dieß war der Augenblick, wo sich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbissen wehmüthig, sie preßte ihre Lippen ein paar Sekunden fest aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe, und sagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme, „das muß ich Alles von dir ertragen, diese Vorwürfe, diese Grobheiten, so mißhandelst du mich auf offener Straße; ich gönne dir also nicht das Geringste, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Gesellschaften und Zerstreuungen, thue sonst gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin also eine schlechte Hausfrau, eine elende, verabscheuungswürdige Mutter, und das Alles wirfst du mir auf offener Straße vor, — aber es ist gut, Scheppeler, Gott sei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwidern, namentlich auf offener Straße; schämen solltest du dich, aber es ist gut, geh' du nur deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin dich der deinige führt, ist nicht schwer zu errathen — fühlst du nun mein Unglück, Scheppeler? nein, du fühlst es nicht. Hast du einen Begriff davon, was es mich kostet, daß ich dich, um vor den Vorübergehenden keinen Skandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz fast vor Kummer bricht? O nein, du fühlst das nicht, du denkst nur an dein Amusement, an deine Kanzlei, wo du gute Freunde findest, die dich schon mit allen Neuigkeiten zu trösten wissen werden, dann gehst du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte sagen, traurig zu Hause sitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß sie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb sie sagte, „während ich daheim, um die Ehre des Hauses zu wahren, ein heiteres Gesicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiderte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hause, um nach meinen Kindern zu sehen, und später gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag ist, und weil du doch dein Kränzchen hast, und ich deßhalb zu Hause überflüssig bin — und

damit Gott befohlen, und wenn du mir nichts mehr zu sagen hast, so laß mich meiner Wege gehen."

Sie schüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüberging, und so trennten sich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hause und Herr Scheppeler begab sich nach seiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauses, wo sich diese befand, standen einige Collegen des Steuerdirektors: der Regierungsrath Sperber und der Oberrevisor Schmirgel. Ersterer, der ein Junggeselle war, sagte, „lieber Scheppeler, du bist doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl, so oft ich deine Frau sehe, beneide ich dich; ich weiß nicht, wie sie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübscher."

„Das sind nur die äußeren Eigenschaften", bemerkte der Oberrevisor Schmirgel mit einer etwas heisern Stimme, „aber die Steuerdirektorin ist die gute Stunde selbst, das sieht man an ihrer ewig heiteren Physiognomie, in ihrem Lächeln zeigt sich so etwas Wohlwollendes, so etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich sagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler ist zu beneiden, die Frau ist auch zu Hause von einer musterhaften Liebenswürdigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmetterling.

(Mährchen von Andersen.)

Der Schmetterling wollte sich eine Liebste suchen, und natürlich sollte das so eine recht hübsche Kleine unter den Blumen sein. Er sah sie alle der Reihe nach an; jede saß still und sittig auf ihrem Stengel, wie Jungfrauen sitzen müssen, so lange sie noch nicht verlobt sind; allein es gab da eine solche Unzahl von Schönheiten im allerverschiedensten Geschmacke, daß dem Schmetterlinge die Auswahl zu schwer wurde. Er war es zuletzt müde, die Schönen zu mustern, und flog daher hin zu dem Gänsekraut, um sich Raths von demselben zu erbitten.

Die Franzosen nennen das Gänseblümchen Marguerite, weil sie wohl wissen, daß es prophezeien kann, und es thut's auch wirklich, wenn Verliebte ein Blatt nach dem andern abpflücken und an jedes abgepflückte Blatt eine andere Frage richten, als: „Sie liebt mich von Herzen?" — mit Schmerzen? — ganz heimlich? — fast peinlich? — nur wenig? — verschämig? — nicht viel? — als Spiel? — wohl gar nicht? — Gedicht? — Jeder stellt die Frage nach seinem Geschmack, und auch der Schmetterling kam nun daher geflogen und fragte, pflückte aber die Blätter nicht ab, sondern küßte ein jedes in der Meinung, daß man mit Güte immer am weitesten reicht.

„Süßes Gretchen Gänseblume," sagte er; „Sie sind die klügste Frau von allen Blumen, denn Sie verstehen zu prophezeien. Sagen Sie mir denn gefälligst, werde ich Die oder Die bekommen? Welche Braut werde ich erlangen? Wenn ich das erst weiß, kann ich gerade darauf zufliegen, um zu freien."

Aber die Marguerite gab ihm gar keine Antwort. Sie mochte es nicht haben, daß er sie Frau titulirte, denn sie wäre ja noch eine Jungfrau, und dann sei man doch keine Frau, meinte sie. Der Schmetterling fragte also zum zweiten Mal, und er fragte zum dritten Mal, und als er da noch immer keine Antwort von der Gänseblume bekam, so fragte er gar nicht weiter, sondern flog kühnen Sinnes und auf's Gerathewohl auf die Freite.

Es war eben zu Anfange des Frühlings, und es gab in den Gärten schon die Fülle von Maiglöckchen und Crocus. „Die sehen sämmtlich recht nett aus," sagte der Schmetterling; „es sind niedliche Confirmandinnen, aber noch etwas zu grün." — Er, wie alle jungen Freier, sah thörichterweise lieber nach den älteren Mädchen, anstatt nach dem Anwuchs. Daher flog er denn auch bald wieder fort und zuerst zu den Anemonen, die ihm jedoch zu herbe schienen, dann zu den Veilchen, die ihm zu schwärmerisch, zu den Pfingstlilien, die zu bürgerlich, zu den Lindenblüthen, die zu unbedeutend und von zu zahlreicher Sippschaft waren. Die Apfelblüthen glichen zwar den Rosen, aber sie

florirten heute und wären morgen welk, heute roth, morgen todt, wenn nur ein Lufthauch sie anwehte; das würde ein zu kurzes Eheglück abgeben. — Die Erbsenblüthe gefiel ihm endlich doch noch am Besten, denn sie war weiß und roth, wie Milch und Blut, und frisch und zart daneben: sie gehörte zur Klasse der häuslichen Mädchen, die gut aussehen und doch auch für die Küche taugen. Er stand daher schon im Begriffe, sie anzusprechen, als seine Augen auf eine nebenan hängende Erbsenschote, mit welken Blüthen an den Enden, fielen. „Was ist das?" fragte er ganz erstaunt. „Das ist meine älteste Schwester", sagte die Erbsenblüthe.

„Ach!" seufzte der Schmetterling, „werden Sie so aussehen!" und flog sofort davon.

Caprifolien (Geisblatt) hingen vom Zaun herab; es gab da die Hülle und Fülle von solchen Fräulein mit langen Gesichtern und blassem Teint. Dergleichen Schönheiten waren aber nicht nach dem Geschmacke des heirathslustigen Schmetterlings, mit einem Worte: er mochte sie nicht. Aber welche Art von Damen in der jungen Blumenregion gefiel ihm denn am Ende? — Nun, fragen Sie ihn darum.

Der Frühling schwand, der Sommer ging dahin und der Herbst kam heran, aber noch immer war der Schmetterling mit seiner Freierei nicht weiter gekommen. Die Blumenwelt trat nun in ihrem prachtvollsten Feirrgewande auf, allein was konnte es helfen! Das frische duftende Jugendblut war dahin! Duft bedarf aber eben das Alter und Duft gibt's nicht viel an Georginen und Astern. Daher wandte der Schmetterling sich jetzt mit seinen Bewerbungen an die Krausemünze.

„Die treibt nun zwar keine Blumen," sagte er, „aber sie ist selbst ganz und gar Blume, haucht Einem schon aus der Ferne entgegen, hat Blumenduft in jedem Blatte. Die will ich haben! Die soll's sein!" rief daher der Freier mit großer Entschiedenheit aus.

Und darauf flatterte er sofort hin zu ihr.

Aber die Krausemünze stand stramm und stumm da und sprach erst zuletzt die ernsten Worte zum unerwarteten Freier: „Wohl Freundschaft, aber keine Gemeinschaft! — Ich bin zu vernünftigen Jahren gekommen, und auch Ihre Jugendtage sind dahin. Wir können recht wohl für einander leben, aber uns heirathen — o nein! Machen wir uns nicht zum Gelächter in unsern alten Tagen!"

Und also bekam der Schmetterling gar keine Frau. Er hatte zu lange gesucht, war zu wählerisch gewesen, und das darf man ja nicht sein, wenn man auf die Freite nach einer jungen Lebensgefährtin geht. Es wurde daher ein alter Junggeselle aus ihm, ein sogenannter Hagestolz, wie die Leute dergleichen Kostverächter auf dem Felde der Liebe spöttisch zu nennen pflegen.

Schon war das Spätjahr da mit Nebeln und Regenschauern, und der Wind blies den Weiden kalt den Rücken hinunter, so daß sie knackten und seufzten. Wer sich nun noch in Sommerkleidern hinauswagte, der bekam's zu fühlen Aber der Schmetterling flog auch nicht mehr hinaus, denn er war zufällig innerhalb vier Wände gerathen, wo das Feuer hell im Ofen loderte und Sommerwärme herrschte, wobei er fortleben konnte. Doch das bloße Leben reichte nicht hin zur Zufriedenheit; Sonnenschein, Freiheit und ein kleines Blümchen muß man haben, um glücklich zu sein.

Und der Schmetterling flog ans Fenster, wurde gesehen, bewundert, auf eine Nadel gesteckt und in den Raritätenkasten gestellt.

„Nun sitze ich, wie die Blumen, auf dem Stengel," sagte der Schmetterling. „Ganz angenehm ist das zwar nicht, aber es wird wohl eben so sein, als wenn man verheirathet wäre: „man sitzt fest!" und damit tröstete er sich.

„Das ist ein schlechter Trost!" sagten die Topfpflanzen.

Aber den Topfpflanzen ist nicht zu trauen. Sie verkehren zu viel mit Menschen.

Auflösung des Räthsels in № 115:

Hammerfest.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 117. Speyer, Samstag, 29. November 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

„Ja — a — a — allerdings," sagte der glückliche Gatte, und griff dabei unwillkürlich an seine Halsbinde, die er mit dem Gefühle lüftete, als wäre es eine schwere eiserne Kette.

„Andere Weiber," sprach der Oberrevisor düster, „schauen auf der Straße auch holdselig aus wie die Engel, aber zu Hause knöchelt sie den Mann, daß es zum Erbarmen ist."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch besser daran gethan nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott", seufzte der Angeredete aus tiefstem Herzen, und Herr Scheppeler seufzte in sich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber so gewaltig, daß es ihm fast die Brust zersprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja gehen wir hinauf."

Nachdem Herr Scheppeler seines Nachmittags Last und Hitze getragen, zog er seinen Kanzleirock aus, seinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl sich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, seinen Untergebenen, welche sehnsüchtig auf das Verschwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerseits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzusteigen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigst seine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand seinen Arm leicht unter den seinigen schob, und als er sich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder seinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechseln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlassen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter schritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten so freundlich, so herablassend, so demüthig, je nach dem Stande des Grüßers; Bekannte und Freunde sagten ihm im Vorübergehen so manches anerkennende und freundliche Wort, freuten sich, ihn zu sehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Wein zu finden, daß er durchaus keine Veranlassung fand, seinen Kopf hängen zu lassen, bis — bis er in die Straße einbog, wo sein Haus stand,

Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte,
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male schien Herr Scheppeler außerordentliches Interesse an seinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müssen, um sein verzeihendes, versöhnendes Herz in's beste Licht zu setzen, hinzufügen, erst nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenster hinaufgeschaut, von dem sie dann plötzlich verschwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirektor auf einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; sein Kopf sank auf seine Brust herab, seine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierstock und er ging langsamer, als bisher — viel langsamer. Endlich erreichte er aber sein Haus, stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwischen klappernden

Tassen und der erregten Stimme seiner Gattin, und begab sich in das Hinterzimmer, wo sich sein Sohn und seine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, spielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher fast sieben zählte, bemühte sich, ein Stück weißes Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchstaben sein sollten. Hier richtete sich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei seinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, sprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es schmatzte, und wo dieser Ton nicht deutlich genug gehört wurde, da wurde ein neuer Versuch gemacht; dann untersuchten sie seine Taschen, ob er etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieses gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheppeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen seien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

Während so Herr Scheppeler mit seinen Kindern spielte und lachte, bereitete man sich im Nebenzimmer zur großen Theeschlacht vor. Tassen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verschiedene Verweise von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schwester der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen aussagte, so mußte diese eine der verworfensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sein. Dabei steigerten sich die Stimmen der beiden Schwestern zu so bedrohlicher Heftigkeit, aus der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend", daß die erschreckten Kinder sich an ihren Vater schmiegten und ihn fragend anschauten, worauf er sie mit der Versicherung beschwichtigte, das sei Alles nur ein Scherz und Mama so vergnügt, wie sie nie gewesen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A., Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz so sehr haßte, die Frau Kanzlei- u. Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anspielung, und wurden genöthigt Platz zu nehmen und sich um den Tisch zu setzen in lustiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Tassen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerschnitten und zerbrochen wurde, so dünn war die Thüre zwischen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit sie hübsch ruhig seien und keinen Lärm machten, und dieß hielt der Steuerdirektor für den geeigneten Augenblick, um sein Haus zu verlassen, nachdem er seine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In seiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht seine Gattin noch zu sehen und ihr ein freundliches Wort des Abschieds zu sagen; auch schien er in dieser Angelegenheit Glück zu haben; denn die Thüre des Salons öffnete sich, als er demüthig davor stand, und es rauschte ein seidenes Kleid, doch war es dießmal nur seine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob, und dem Hausherrn im Vorbeigehen sagte, „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, solche ewige unangenehme Scenen sind wir in unserer Familie nicht gewohnt."

Nach dem ging er fort, aber mit zusammengekniffenen Lippen und finsterem Auge, ja er hielt seinen Spazierstock krampfhaft fest geschlossen in der rechten Hand, und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenster aus nicht mehr gesehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und seinen Stock ebenfalls heftig auf- und abbewegte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von einem früheren österr. Offizier im Lager der südl. conföderirten Staaten von Nordamerika.

Seit ich mein letztes Briefpacket nach Europa abzusenden Gelegenheit fand, haben wir wieder mehrfache äußerst blutige Zusammenstöße mit den Unionisten gehabt. Wiederholt begünstigte der Sieg unsere Partei, und wir schlugen z. B. gerade auf demselben Schlachtfelde bei Manassas, wo wir im Juli vorigen Jahres unsere Feinde besiegten, unsere Gegner abermals auf das Empfindlichste, dann ward uns die launenhafte Fortuna wieder ungetreu! wir erhielten eine empfindliche Schlappe und mußten über den Potomac zurück. So geht es hier hin und her und seit den zwei Jahren, daß dieser wilde Krieg nun schon dauert, kann sich keine Partei rühmen, einen nur irgend nachhaltigen Erfolg errungen zu haben. Heute mir, morgen dir, heißt es hier bei uns, und genau genommen, stehen die Sachen jetzt ganz ebenso wieder, wie beim Beginn des Kampfes. Und welche unermeßlichen Opfer hat dieser Krieg nicht schon gekostet! Unser gesammtes Heer hat seit dem Herbst von 1860 nach einer kürzlich angestellten Berechnung bereits über 90,000 Mann Soldaten, die auf den Schlachtfeldern fielen, oder in den Lazarethen an ihren Wunden oder Krankheiten starben, verloren, und die Zahl der als Krüppel oder doch zeitlebens ungesund Entlassenen, beträgt mindestens das Doppelte hiervon. So haben die Südstaaten allein schon ungefähr 300,000 kräftige waffenfähige Männer eingebüßt. Die Verluste unserer Gegner kenne ich zwar nicht, da ihre Heere aber ungleich stärker, ihre Verluste in den Schlachten bedeutender und ihre Lazarethanstalten entschieden schlechter wie die unserigen sind, so müssen auch ihre Abgangslisten weit bedeutender sein. Wenn Jemand daher die Behauptung aufstellte, daß die früheren Vereinigten Staaten von Nordamerika in den letzten zwei Jahren eine Million Menschen eingebüßt haben, denn wie viele Kinder und Weiber sind in den vom Kriege gänzlich verwüsteten Landstrichen nicht auch schon vor Hunger und Elend verdorben und gestorben, so dürfte er sich in dieser Angabe nicht allzusehr irren. Das Geld, was dieser Krieg gekostet, geht aber schon weit in die Milliarden. Und doch ist noch gar kein Ende abzusehen. Man denkt in unserm Heere gar nicht an den Frieden, und besonders seitdem der Präsident Lincoln die Proclamation erlassen hat, daß alle Negersklaven in den Südstaaten ohne weiteres frei sein sollen, ist es ein Kampf auf Leben und Tod geworden, der nur mit der vollständigen Vernichtung des Südens enden kann.

Ich kann Euch gar nicht den Eindruck schildern, den diese Proclamation bei der Mehrzahl unserer südländischen Offiziere und Soldaten gemacht hat. Viele Scenen des äußersten politischen Hasses und der entfesselten Wuth der Menschen habe ich bereits mit erlebt, und war ein Theilnehmer, wie unsere österreichischen Truppen 1849 unter Haynau die empörte Stadt Brescia erstürmten und die Polen vom Regiment Parma im October 1848 in Wien eindrangen, aber von solchem Ingrimm, wie ihn viele Südländer jetzt gegen die Yankees hegen, hatte ich bisher keinen Begriff. Der Krieg wird leider von nun an auf das Grausamste geführt werden, denn viele unserer Offiziere aller Grade haben sich hoch und heilig verschworen, keinem Unionisten, der sich irgendwie bei der Befreiung der Negersklaven betheiligte, mehr Pardon zu geben. Unsere Gegner werden natürlich Gleiches mit Gleichem vergelten, und so kann es sich leicht ereignen, daß von nun an ein gegenseitiges Gemordе nur zu häufig stattfinden wird.

Wir Deutschen, die wir in den beiden Heeren in sehr bedeutender Zahl fechten und häufig mit den Waffen in der Hand uns feindlich gegenüberstehen, wollen dies üble Beispiel der Yankees und Creolen nicht nachahmen, sondern nach wie vor im Kampfe zwar unsere Schuldigkeit thun, im übrigen aber gegen Gefangene und Verwundete menschlich und gerecht verfahren, wie dies anständigen Soldaten geziemt. In letzter Zeit stand ich häufig unionistischen Regimentern gegenüber, deren Soldaten fast durchweg Deutsche, besonders Schwaben und Rheinländer waren. So machte ich kürzlich mit einigen Dutzend Soldaten eine Patrouille

am Potomacfluß und hörte wie drüben am jenseitigen Ufer desselben ein unionistischer Soldat mit klarer Stimme das schöne Soldatenlied: „Steh ich in finstrer Mitternacht", zu singen anfing. Kaum hatte er den ersten Vers vollendet, so fielen zwei Deutsche, die ich bei mir hatte, ein verunglückter Tübinger Student und ein ehemaliger bayerischer Chevauxlegers, in den zweiten Vers mit ein. „Seid Ihr da drüben auch Deutsche?" rief es in unverkennbar schwäbischem Dialect jetzt von der feindlichen Seite her. „Ja wohl, Landsmann, ich bin ein Tübinger, wo bist du her?" antwortete mein Bruder Studio. „Na da's isch denn eine kuriose Sach, daß wir zwei Württemberger uns hier als Feinde gegenüberstehen müssen. Ich bin ein Heilbronner und war früher Buchdrucker, bis mich der Teufel hierher zu diesen verfluchten Amerikanern geführt hat", entgegnete der Unionist. Beide, der Conföderirte und der Unionist, unterhielten sich nun noch längere Zeit auf die freundschaftlichste Weise miteinander und versicherten sich gegenseitig, daß sie eigentlich gar nicht wüßten, warum sie jetzt kämpften und der Zweck des Kriegs ihnen vollständig gleichgültig sei. Der Exstudent war gerade in Neuorleans gewesen, als der Kampf ausbrach und den conföderirten Werbern in die Hände gefallen, während der Buchdrucker in Neuyork ein gleiches Schicksal bei unionistischen hatte. Hätten beide sich zufällig in den entgegengesetzten Städten befunden, so dienten sie jetzt auch in den entgegengesetzten Heeren. Und so geht es Tausenden von deutschen Soldaten, bei uns und drüben, und wir tragen hier wieder unsere Haut zu Markte für einen Kampf, der uns im Grunde ziemlich gleichgültig sein kann, wie dies stets von alten Zeiten her das Schicksal so vieler Deutschen gewesen ist. (Forts. folgt.)

* Gott Silvan im Westrich.

Silvan, der alte Gott in Wald und Hain,
Kann nicht mehr länger weilen am Rhein.
Der sorgende Gott ist nicht mehr lustig und heiter,
Der so sehr gelichtete Wald zieht ihn weiter.

Er ist vor Sorge betrübt bis in's Herz;
Da nimmt ein Förster sich das Herz
Und spricht: Herr Gott, Ihr seid so gut,
Drum faß ich mir zur Red' den Muth.
Ich hab' Euch vielerlei zu klagen,
Was wir Jahr aus, Jahr ein ertragen!
Im Walde will kein Nachwuchs mehr gelingen
Wegen der argen Streuentnahm' zum Düngen.
Das will der Förster aber durchaus nicht zugeben,
Ihr seht, Herr Gott, dem Wald geht's an's Leben!
Da rief der Gott ganz sorgenvoll und ärgerlich:
Ich glaub' dir, Mann, du liebest mich!
Die Winzer, ja die sind im Wald nicht fein,
Sie verkaufen theuer und trinken auch den Wein!
Nicht immer in vino est veritas,
Mein Lieber, merkt euch das!
Da stand dem Förster aber Keiner bei,
Sie schwuren bei alter Lieb' und Treu':
Die Förster sind uns Feind.
Der Förster aber meint:
Ja freilich war's früher ganz anders hier,
Wegen dem theuern Wein trinkt auch der Förster Bier,
Und kein Winzer macht ihm ein freundlich Gesicht,
D'rum klagen wir vor Euerm hohen Gericht:
Und wenn Ihr uns nicht schafft Hülfe bald,
Dann heißt's: Gut Nacht, du schöner Wald!
Gott Silvan ist ein gerechter Mann,
Er hört die Klage ruhig an
Und sagt: Die Winzer sollen nicht länger mich berühren,
Sie sollen Kunstdünger in die Weinberg' führen,
Sie lösen für den Wein ja Geld in Haufen,
Die können sich auch etwas Dünger kaufen,
Wo nicht, so thu' ich sie in den Bann,
Daß Keiner ein Faß mehr haben kann.
Ob das wirkt? Man sieht, der Fall ist schwierig,
Drum ist man allerwärts begierig,
Wer diesen Streuprozeß gewinnt;
Ich hoff' zu Gott: des Waldes Kind,
Das bei jedem Waldfreund Gnade findt.

C. S.

* Palindrom.

Zwei Worte, die vor wenig Jahren
Fast in aller Munde waren:
Lies's vorwärts oder rückwärts du das Ganze,
Stets bleibt es bei dem alten Tanze.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 118. Speyer, Dienstag, 2. December 1862.

* Blicke in die Herbstnacht.

Dunkle Nacht! — kalt und gespenstig breiten
Nebel ihr Gewebe um das Thal,
Und des Wandrers müde Tritte gleiten,
In dem Dorfe schwand der Lichter Strahl.

Aus dem Walde tönt ein banges Flüstern,
Denn die Blätter fallen todesmatt
Und verschwinden in dem Grund, dem düstern,
Der Millionen schon verschlungen hat.

Was ist Leben? ein Blatt nach dem andern
Sinkt verwelkt von unsrer Hoffnung Baum!
Was ist Leben? ist's nicht ew'ges Wandern
In das Grab? ein räthselhafter Traum?

Blätter, die von stolzen Kronen kommen,
Und die niedern eint des Windes Spiel!
Droht den Sündern und den Edlen, Frommen
Und der Lüg' und Wahrheit nicht ein Ziel?

Kalte Nebelnacht, die mich umwoben! —
Weinend fliegt mein Blick zum Himmel auf;
Tausend Sterne grüßen mild von Oben,
Und nach ew'ger Ordnung geht ihr Lauf.

Freundlich hellt ihr Licht die Erdennächte,
Zeigt dem Wandrer seine Richtung an,
Schiffe, die verschlugen Sturmesmächte,
Weisen sie zurecht auf irrer Bahn.

Und der ew'ge Vater dieser Lichter
Ließ' uns lichtlos auf dem Erdenweg?
Nein, als Vater mit den Kindern spricht er,
Und sein Wort zeigt Ziel uns, Weg und Steg.

Düstrer Wandrer, folg' dem ew'gen Worte,
Und dir reift der Wahrheit süße Frucht:
Friede, und das Grab wird dir zur Pforte
In das Land, das heil'ge Sehnsucht sucht.

Ch. Böhmer.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zusammen in's Kreuz?"

„Ja, gehen wir in's Kreuz," sagte der Steuerdirektor mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin als in's Kreuz."

„Du bist sehr für das Kreuz"

„Ich bin Homöopath."

„Ich auch, also gehen wir in's Kreuz. Bei dir ist Theeabend?"

„Ja, bei mir ist Theeabend, wie lange werden sie wohl beisammen bleiben?"

„O, ich schätze nicht lange genug, höchstens bis zehn Uhr, aber dieß ist vollkommen gleichgültig."

„O, vollkommen gleichgültig," pflichtete Herr Scheppeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz"

„Bis zur Polizeistunde."

„Das versteht sich."

Und während die Beiden Arm in Arm ihrem Schicksal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirektorin seinen ungetrübten Fortgang, doch sei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab sich auch nicht viel Besonderes. Die Themas, welche bei einer regelrechten Damenvisite vorkommen müssen, wurden gründlich abgehandelt, theuere Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in stillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deinige, der meine, der ihre — o! die unsrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Masse von Unglück erfüllte diese gemüthlichen Frauenbusen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüthen gab

es, wie viel getäuschte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Lassen wir den Schleier fallen über dieses dunkle Gemälde.

— Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja lustig zu. Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor tranken ausnahmsweise Achtzehner, und Letzterer statt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab selbst hie und da eine Anekdote zum Besten, von denen, die man „unter uns" erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, ließ sich sogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er seinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, so daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeler, Scheppeler, du bist ein verfluchter Kerl, wenn das deine Frau gesehen hätte."

Endlich kam die Polizeistunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer sogar noch eine Viertelstunde bei einander sitzen, bis der Steuerdirektor auf die Uhr schaute und erschrocken bemerkte, jetzt sei es fast halb zwölf Uhr, und sich dabei schaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieser Lust, nach all' dieser Freude jetzt wahrscheinlich noch etwas Furchtbares bevorstehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor gingen am längsten mit einander, und als sie sich an der bewußten Straßenecke trennten, geschah dies fast mit Wehmuth. — „Schlaf wohl, Bruder," sagte der Eine zum Andern, „und wenn — dir was Menschliches begegnet, so denke an mich, ich will es ebenso machen."

Damit schieden sie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe sie sich auf ihr treues Schlachtroß schwangen, um den Drachen in seiner Höhle aufzusuchen.

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten Steuerdirektors hinschwand, je mehr er sich seinem Hause näherte, und wie er endlich, tief und schwer athmend, seinen Hausschlüssel in's Schlüsselloch steckte, so leise als möglich, um kein Geräusch zu machen. Die Treppe in den ersten Stock kam ihm heute so außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es so still im Hause, so todesstill, ja unangenehm still. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er noch einmal tief Athem geschöpft, und dann zwang er sich zu einem heiteren Tone, als er mit leiser Stimme in die Finsterniß hineinfragte, „schläfst du, mein Kind?" Bei der dritten Wiederholung dieser Frage wurde ihm ein tiefer und schwerer Seufzer zur Antwort. Langsam tappte er vorwärts, um zu seinem Tischchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug stand. Er wollte Licht machen, die herrschende Finsterniß lastete schwer auf ihm, da stieß er an einen Stuhl, welcher gerade in seinem Wege stand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel," vernahm er die Stimme seiner Frau, „sind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?"

„Nichts dergleichen, mein Kind," erwiderte er in sanftem Tone, „nur ich bin es."

„Gerechter Gott, du bist es, so spät in der Nacht oder vielmehr so früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!"

„Liebes Kind, es ist nicht früh am Morgen, es ist elf Uhr vorüber."

„Elf Uhr?" erwiderte sie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannst auf meine Uhr sehen, wann ich Licht gemacht habe."

„Elf Uhr? sehe ich nicht schon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß."

Der Steuerdirektor hatte sich unterdessen zu dem Tische hingetappt, hatte Licht gemacht, und trat nun vor das Bett seiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es schon Morgen sei, seine Uhr aus der Tasche zog. Sie aber richtete sich halb in die Höhe, schaute ihn kopfnickend mit einem festen Blicke an und sagte in einem furchtbar entschiedenen Tone, „natürlich, Scheppeler, ich soll vielleicht dir und deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden hast du sie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?

Er zuckte mit den Achseln und faßte den besten Entschluß, den er fassen konnte, nichts

mehr zu entgegnen, doch siegte seine natürliche Gutmüthigkeit und er sagte, während er sich langsam auszog, „wie ich vorhin bemerkte, ist es elf Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn du noch ein wenig warteſt, so kannſt du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und," setzte er Muth fassend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, einmal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hause zu kommen."

Da hatte sie nun drei Punkte, an denen sie anknüpfen konnte: das Factum des Nachhausekommens um halb zwölf Uhr selbst, seine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Positivere und sagte mit einem Anflug furchtbaren Humors, „auf den Nachtwächter willst du dich berufen? nun, wenn das nicht lächerlich ist, so gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjecte deinesgleichen den Nachtwächter zu bestechen im Stande sind, daß er vor den Fenstern der armen Frau statt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends schreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie du bist, wird leider Gottes in all' dergleichen schändliche Kniffe eingeweiht. Und auf deine Uhr soll ich sehen, die du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgestellt hast — o, ich Verlassene, ich Unglückliche!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von einem früheren österr. Offizier im Lager der südl. conföderirten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Hier in Nordamerika theilen aber diesmal alle übrigen fremden Nationen ein gleiches Loos mit uns. In unserm conföderirten Heere fechten nicht allein deutsche, sondern auch eine Menge englische, französische, polnische, ungarische, spanische und schweizerische Offiziere und Soldaten, und ein Gleiches findet auch bei den Unionisten statt. Die nordamerikanischen Freistaaten sind seit längerer Zeit der große Zufluchtsort für alle Schuldenmacher, verunglückte Genies, leichtsinnige Schwindler und politische Flüchtlinge aus ganz Europa geworden, und so findet man denn hier ein buntes Sammelsurium aller möglichen Nationalitäten. Wer sich nun gerade in den Südstaaten aufhielt, nahm bei diesen, wer in den Nordstaaten wohnte, bei jenen Dienste, und so ist Alles durcheinander gemischt, nur daß wir mehr Franzosen und Engländer, die Unionisten aber mehr Deutsche haben.

Unter allen den vielen deutschen Offizieren, die in den letzten Jahren über den Ocean segelten, um in Amerika Dienste zu nehmen, sind mindestens neun Zehntel wegen Schulden, die ihnen daheim das Fortdienen unmöglich machten, dazu gezwungen worden. Ja die bösen, bösen Schulden, wenn die nicht wären, commandirte ich wohl selbst noch meine schöne Jägercompagnie in Tyrol, statt daß ich mich jetzt mit diesen rohen, undisciplinirten Kerlen, die hier unter meinem Befehle stehen, herumplagen muß. Besonders auch die vielen preußischen und vier bis fünf sächsischen Offiziere, die in letzter Zeit, wie uns ein gefangener Offizier sagte, wieder bei den Unionisten als Hauptleute eingetreten sind, haben fast sämmtlich wegen Schulden die Heimath verlassen müssen. Uebrigens sind in der letzten Zeit sehr viele ehemalige deutsche Offiziere hier mit den Waffen in der Hand gefallen, da sie sich stets sehr zu exponiren pflegen und an die Spitze ihrer Mannschaft stellen. So nahm ich bei Manassas einen schwer verwundeten frühern preußischen Lieutenant, Frhr. v. G., gefangen, der sich hier als Hauptmann an der Spitze einer Compagnie von Riflemens ungemein auszeichnete und uns vielen Schaden zugefügt hatte. Er wollte anfänglich unter keinen Umständen Pardon annehmen, obgleich er mit der Hand voll Leute, die ihm geblieben waren, völlig abgeschnitten wurde, und sank endlich, von fünf bis sechs Kugeln getroffen, blutend zu Boden. Als das Gefecht beendet war, ging ich zu dem Sterbenden, den man unter einem Baum niedergelegt hatte. Er schien furchtbare Schmerzen zu dulden, denn das rechte Knie

war ihm zerschmettert, und zwei Kugeln saßen ihm in der Brust, so daß unser Regimentsarzt (ebenfalls ein Deutscher) schon gleich den baldigen Tod voraussagte. Als ich ihn deutsch anredete und mich als ehemaligen österreichischen Offizier zu erkennen gab, bat er mich mit matter Stimme, ich möge einen Brief an seinen alten Vater, einen pensionirten Major in Schlesien, dessen nähere Adresse er mir angab, schreiben und diesem seinen Tod und wie er mit dem Säbel in der Hand als guter Soldat gefallen sei, melden. Er ließ seine Eltern zugleich auf das Inständigste um Verzeihung bitten wegen des großen Kummers, den er ihnen früher mit seinem Leichtsinn gemacht habe und seinen jüngern Bruder, der noch als Offizier in einem preußischen Regimente diente, dringend ermahnen, sich ja vor Schulden zu hüten, da diese ihn selbst in das Verderben gestürzt hätten. Eine Stunde, nachdem der Verwundete, der sonst ein hübscher braver Jüngling zu sein schien, diese Bitte an mich gerichtet hatte, die ich auch nach besten Kräften erfüllte, war er schon eine Leiche, und ich habe ihm selbst die Augen zugedrückt und für ein gutes Begräbniß gesorgt. Schade um den braven Kerl. Auch deutsche Soldaten blieben bei Manassas zu vielen Hunderten, und es dauerte mich recht, wie eine gut aufgestellte Batterie von uns so furchtbar mit Shrapnels in ein deutsches Regiment hineinfeuerte, daß die Leute zu Dutzenden umstürzten. Drei oder vier solcher verheerenden Salven hielt das Regiment standhaft aus und wich und wankte nicht, dann aber lösten sich die Glieder und die Soldaten stürzten in unordentlicher Flucht davon. Diese Yankees danken es den Deutschen doch nicht, daß sie sich für sie aufopfern, und die Worte „damned dutchmen“ sind stets ihr Lieblingsgeschimpfe. Neulich wagte sogar ein gefangener unionistischer Major, so ein rechter Yankee, ein Kerl, der sich noch dazu feig benommen haben sollte, mich einen „damned dutchmen“ zu schelten, da ich ihm in der Nähe einer Fourragebaracke das Rauchen verbot. Diese Frechheit ging mir doch zu weit, und ich gab dem Lümmel eine Ohrfeige, daß meine fünf Finger sich sämmtlich in seinem branntweingerötheten Gesicht abdrückten.

(Schluß folgt.)

* Anagramm.

1. 2. 3. 4.
Die Stadt, die Völkerherrscherin
Im Süden müßt ihr kennen.
Nach dem Erbauer ließ sie sich
Mit stolzem Namen nennen.
Und setzt man noch ein A davor.
So duftet's süß wie Blumenflor.

4. 3. 2. 1.
Und sind die Lettern umgestellt,
So ist's der Flügelträger;
Der blinde Gott mit dem Geschoß,
Der beutesichre Jäger.
Wer das noch nicht erräth, ist blind
Weit mehr, als Aphrodites Kind.

3. 4. 1. 2.
In andrer Ordnung nennt das Wort
Den Dichter, hochgepriesen,
Der von dem frömmsten Helden singt,
Von Viehzucht, Wein und Wiesen.
Ist er auch todt, so lebt er doch
In Schulen und Gymnasien noch.

2. 3. 4. 1.
Und aber anders wird das Wort
Euch den Kalifen nennen,
Der — wie man zwar bezweifelt hat —
Viel Bücher ließ verbrennen.
Ein solcher Mann thät' jetzt recht noth,
Doch leider ist auch er nun todt.

3. 2. 1. 4.
In nochmals and'rer Ordnung ist's,
Wie Xenophon berichtet,
Ein Abschnitt vom Spartanerheer,
Wie es Lykurg geschichtet.
Auch heißt so ein lateinisch Wort,
Doch beim Errathen wünscht man's fort.

Auflösung des Palindroms in № 117:
El. Ole.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 119. Speyer, Donnerstag, 4. Dezember 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Wir glauben schon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler statt seines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu stärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er sich deßhalb in einem aufgeregten Zustand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie sich dieser aufgeregte Zustand bei diesem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zustand nennen können, nur eine etwas gehobenere, muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, still vergnügt, lächelnd, zu einem sanften, melodischen Pfeifen geneigt.

Also that der Steuerdirektor, während seine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und seine Ruhe war gerade nicht dazu gemacht, sie zu beruhigen.

„Scheppeler," sprach sie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, du hörst mich, ich will annehmen, daß dein Rausch nicht so furchtbarer Art ist, daß du nicht einmal mehr im Stande wärest, den wohlgemeinten Ermahnungen deines unglücklichen Weibes Gehör zu schenken. Du sprachst vorhin von deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott soll mich bewahren, daß ich dem Geklatsche böser Zungen nur im Geringsten Aufmerksamkeit schenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über dich aussagen, etwas zurückbleibt, das kannst du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich sage dir, dieses Etwas ist stark genug, daß Einem die Haare zu Berge steigen."

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirektor wahrscheinlich gesagt, aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringsten auf so müßiges Gerede der Leute gehen? Heute aber war er in Folge seines Achtzehners so verstockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, sondern sogar still in sich hineinlächelte, ja, wenn der schwache Schimmer des Lächelns nicht täuschte, so war er im Begriffe, seine Lippen zum Pfeifen zu spitzen.

„Soll ich dir vielleicht sagen, Scheppeler, was die Leute über dich sagen? Du behandelst deine Frau schlecht, du verachtest ihre respektable Familie, es sei dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Dasein hätten, wenn nur du dich im Wohlleben herumwälzest — o, schweige still, entgegne mir nichts darauf. Willst du mir vielleicht vorwerfen, es sei für eine Frau genug, wenn sie sich mit ihren armen Würmern satt essen kann, willst du vielleicht sagen, willst du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die Unglücklichste von allen Frauen bin, willst du das sagen?"

Aber Herr Scheppeler schien gar nicht Lust zu haben, überhaupt etwas zu sagen, ja er spitzte nicht nur seinen Mund, er pfiff sogar, freilich sehr leise, aber die leichtsinnige und gewissenlose Melodie des heiligen Augustin — unerhört!

„Es ist schon gut, Scheppeler," sagte seine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es ist schon gut, du thust, als ob du mich nicht hörst und willst sogar dein böses Gewissen durch Pfeifen übertäuben — ja, dein böses Gewissen, denn du hast ein schlechtes Gewissen — du hast

das schlechteste Gewissen von allen deinen sauberen Freunden, die doch gegen dich wahre Biedermänner sind. Da spricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath so Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm schon verzeihen — aber du! da sagt man von deinem Freunde Welser, er hätte jede Woche eine andere Liebschaft, — und das geht ja Niemand was an; Welser ist ledig — aber du! Daß der Sperber ein Verschwender ist, hat er nur bei sich allein zu verantworten — aber du hast Frau und Kinder, und daß dein lieber Oberrevisor Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe steht, gewiß nicht so unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paarmal schon hatte Herr Scheppeler seine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt saß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück bestehe, doch hatte er diese Frage schon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchtest du gerne wissen, du Heuchler, der doch am besten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanspruchen kann."

Der gute Steuerdirektor hatte sein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Augustin zu pfeifen; er stieg in sein Bett, löschte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelstunde, dann schlafe ich hoffentlich; o, es schlummert sich so leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie gewesen, er hatte sich nie unterstanden, nichts zu sagen oder sogar zu pfeifen, er hatte stets so lange begütigende Worte gesprochen, bis Madame ihm gesagt, nun, sie wolle es denn für dießmal gut sein lassen. Was sie aber gut sein lassen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' seiner Allwissenheit ebenso sehr im Unklaren als er selber.

„Ah," dachte sie, „er will einschlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — —

„So, Scheppeler, also so weit bist du gekommen und so tief schon gesunken, daß du ein Recht zu haben glaubst, allnächtlich gegen Morgen nach Hause zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen Rausch hat, der taumelt, und du hast einen Rausch — pfui, schäme dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den sein Chef etwas hält, wie er sich einbildet — aber du hast ein Recht dazu, jede Nacht in diesem Zustande nach Hause zu kommen, und du, der sich so beträgt, der so gar keine Schonung, keine Rücksicht kennt, der sich aus Frau und Kindern nicht das Geringste macht, willst nicht einmal zugestehen, daß ich das unglücklichste Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder dir Erlösung bringt."

Bei dieser Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentschlummerte Steuerdirektor unmuthig zusammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode sprach, und da diese Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme, „spreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge sie noch lange Jahre ferne von dir halten; und was mich anbetrifft, so glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes ist, selbst wenn man ein solches Ungeheuer zum Manne hat, wie du mich geschildert."

Damit legte er sich auf die andere Seite und hörte im Einschlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein solches Leben — wozu bin ich auf dieser traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — schlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die sich immer schwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr sich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirektor wirklich sanft eingeschlafen war, schloß auch sie die müden Augen, und schlief ebenfalls eine Minute darauf fest und ruhig ein, wie nur ein so unterdrücktes, unschuldiges und verkanntes Gemüth zu schlafen im Stande ist.

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute und mit falbem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die

Steuerdirektorin einen bösen und finsteren Traum. Ihr träumte, sie wäre erwacht und schaue noch voll des gestern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als sie dieß gethan, schloß sie hastig ihre Augen wieder zu und rieb sie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume zu erwachen, dann blickte sie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da sah sie ihn, nicht rosig angestrahlt, erquickt von gesundem Schlafe, sondern aschgrau anzusehen, mit erloschenen Augen, die aber weit aufstanden und furchtbar unheimlich die Decke anstarrten; seine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zusammengezogenen Finger hatten ein Stück derselben erfaßt. — — —

„Scheppe — —," sie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erstarb ihr im Munde, und obgleich sie es zwei- bis dreimal versuchte, brachte sie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie strich sich hastig das Haar aus dem Gesichte und dachte zusammenschauernd, „o, das ist ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott sei Dank, ich habe mich gestern Abend geärgert, ich war aufgeregt, da träumt man immer so furchtbar und schwer."

Entsetzt richtete sie sich in ihrem Bette auf und brachte kaum die Worte zwischen ihren Lippen hervor, „wenn — ich — nur — erwachen — wollte — aus — diesem — Traum — — — gerechter Gott, es muß ja ein Traum sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von einem früheren österr. Offizier im Lager der südl. conföderirten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Furchtbar blutig war das Gefecht bei Antietam Creek, wo uns der unionistische General M'Clellan endlich nach hartnäckiger Gegenwehr wieder über den Potomac zurückdrängte. Selbst bei Magenta und Solferino ging es nicht wilder zu, wie an manchen Stellen dieses Schlachtfeldes. Unsere Stärke betrug nicht über 60,000 Mann, die Unionisten hatten aber mindestens an 180,000 Mann im Feuer, und doch hielten wir einen ganzen Tag Stand, bis wir endlich in bester Ordnung und ohne weiter verfolgt zu werden, zurückgingen. Hätten wir nur noch eine Reserve von 20,000 Mann besessen, so wäre auch diese Schlacht entschieden von uns wieder gewonnen worden, so aber war die Uebermacht zu groß gegen uns; unsere Soldaten hatten sich zuletzt so gänzlich verschossen, daß z. B. meine Compagnie insgesammt keine zwanzig Patronen mehr hatte. Da half denn alles nichts, wir mußten schon nothgedrungen den Rückzug antreten. Unsere Soldaten sehen zwar zerlumpt wie die Strauchdiebe aus, und ein heiler Rock oder ein Paar nicht arg zerrissene Stiefel möchten in der ganzen Compagnie, welche ich befehlige, schwerlich gefunden werden, aber sie sind zähe und nachhaltig und schlagen sich jetzt vortrefflich. Alle weichlichen Muttersöhnchen sind längst den vielen Beschwerden, welche wir unausgesetzt seit Monaten zu bestehen hatten, erlegen, und die Feiglinge haben sich auf die eine oder die andere Weise loszuschwindeln gewußt. Der Rest aber, der nunmehr übrig geblieben, hält schon die Probe aus und geht wie die Teufel darauf los, wenn man ihn nur gut führt.

Jetzt werde ich wahrscheinlich mit dem Bataillon, welches ich interimistisch befehlige, denn unser Major ist so schwer verwundet worden, daß er schwerlich mit dem Leben davon kommt, unter dem General Bragg eine Expedition nach Kentucky unternehmen. Wir müssen uns frischen Proviant von dort zu holen suchen, denn das arme Virginien ist so aufgezehrt, daß es kaum noch eine Maus, geschweige denn ein Heer von so und so viel tausend hungrigen Mäulern zu ernähren vermag. Da uns die Communication mit dem Süden noch immer offen steht, so vermögen wir auch stets Proviant und Fourage von dorther zu beziehen, und wenn mitunter auch wohl auf einige Tage schon Knapphans bei uns Küchenmeister war, und es weiter nichts wie trocknen Schiffszwieback zu brechen und zu beißen gab, so haben wir doch noch keine eigentliche Noth

gelitten. Wie unionistische Gefangene und Deserteure sagen, soll es drüben mit der Verpflegung noch ungleich schlechter wie bei uns aussehen. Wir haben den großen Vortheil, eine sehr zahlreiche, kühne und vortrefflich berittene leichte Cavalerie zu besitzen, welche oft bis weit in die feindlichen Stellungen hinein Expeditionen unternimmt und Schlachtvieh und sonstige Lebensmittel mit zurückbringt. Hinsichtlich dieser Reiterei sind wir unseren Feinden weit überlegen, während sie hingegen in der Masse ihrer Infanterie und dann in ihrer ungleich zahlreicheren Kriegsflotte ein entschiedenes Uebergewicht über uns haben. Einer der wildverwegensten Reiterführer in unserm Heere, der als Parteigänger sich sehr bekannt gemacht hat, und mit seinen Reitern beständig mit den Feinden umherpiänkelt, ist ein früherer preußischer Husarenoffizier, so ein rechter Haudegen, aus dem bei günstigeren Verhältnissen leicht ein zweiter Ziethen oder Schlick geworden wäre. Er erinnert mich immer an unsern Oberst Edelsheim, der sich 1859 bei Magenta so sehr mit seinen Husaren auszeichnete.

Von der Verwüstung, die auf dem ganzen Kriegsschauplatze und besonders gar in Virginien jetzt herrscht, wird man sich in Europa kaum einen Begriff machen können. Unsere Soldaten plündern und sengen und brennen nur zu oft, und bei der großen Indisciplin, die bei uns stattfindet, sind wir Offiziere selbst beim besten Willen nicht im Stande, solchen Uebelständen energisch Einhalt zu thun. Um kein Haar besser, sondern eher noch schlechter wie wir, machen es in dieser Hinsicht auch die Unionisten, und so wird das arme Land von Freund und Feind entsetzlich verheert. Fast alle Farmhäuser sind niedergebrannt, die Städte halb zerstört, die Einwohner vor Hunger und Elend gestorben oder geflüchtet; kurz, es ist eine grausliche Wirthschaft, wie solche selbst 1849 in den Districten von Siebenbürgen, die am meisten vom Krieg mitgenommen wurden, nicht in der Art stattfand. Was sind auch Panduren und Kroaten und ungarische Honveds gegen diese Amerikaner, in deren Reihen jetzt alles Gesindel aus ganz Europa kämpft. Und nun diese schlechte Disciplin. Es geht selbst bei uns oft ärger zu wie in einem Wiener Freiwilligenbataillon von 1848, und doch herrscht in unseren Reihen eine musterhafte Ordnung im Vergleich zu der heillosen Wirthschaft bei den Unionisten. (Leipz. J.-B.)

Miscelle.

Das „Geldern'sche Wochenblatt" vom 26. November bringt folgende Anekdote: Als der bekannte Professor Bischoff noch Direktor am Gymnasium in Wesel war, trat er eines Tages als Lehrer der Prima in diese Classe und sah zu seinem Staunen und Entsetzen auf der Wandtafel geschrieben: „Der Bischoff ist ein Esel!" Unser Professor erholte sich jedoch alsbald, und da er bei dem ihm inwohnenden Taktgefühl sofort erkannte, daß eine Untersuchung den Attentäter nicht ans Licht bringen oder die Classe einen Verräther nicht in sich bergen werde, so beschloß er, sich wirksamer zu rächen und seine Primaner mit nachdrücklicher moralischer Strafe zu züchtigen. „Was treiben wir heute?" so hob der Professor im ernsten Tone an. „Wir haben die alten Classiker", gab einer der Schüler zur Antwort. „Ja, freilich, wir waren zuletzt beim Plutarch, und das ging nicht nach Wunsch, wir werden daher heute repetiren!" Und nun stellte der Herr Professor seine Fragen so schwierig, daß auch kein einziger Schüler nur eine richtig zu beantworten im Stande war. Hierauf ging Bischof ruhig zur Tafel und schrieb hinter: „Der Bischoff ist ein Esel!" das Wort „Treiber", und rief: „Schämt Euch, Ihr habt schlecht studirt, schert Euch nach Hause und sorgt dafür, daß Euer Lehrer bald einen anderen Titel erlange." Und tief beschämt zog die Classe ab.

Auflösung des Anagramms in Nr. 118:

Roma. Aroma. Amor. Maro.
Omar. Mora.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Heib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 120. Speyer, Samstag, 6. December 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Da knarrte leise die Thüre, und das Stubenmädchen trat herein mit einer Flasche frischen Wassers. Zu gleicher Zeit stahl sich auch zwischen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und sein helles Licht fiel gerade auf das Gesicht des Steuerdirektors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Wasserflasche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? —

Weil sie nicht träumte, sondern weil das, was sie sah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entsetzliche Wirklichkeit, die sich in den nächsten Stunden von Augenblick zu Augenblick steigerte. Als sie an das Lager ihres entschlafenen Mannes stürzte, sich über ihn hinwarf und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienstboten nun laut weinend das Bett umstanden und die Hände ihres Herrn küßten, der immer so gut und freundlich gegen sie gewesen war — und als nun die beiden Kinder von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeschreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erschienen, und, ohne die ganze Größe ihres Unglücks gleich ermessen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erschreckliches geschehen sein müsse — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater so ruhig und still daliege, daß er so blaß sei und so kalt, und daß sein Mund kein freundliches Wort für sie habe.

Der Knabe begriff schon eher die Größe seines Verlustes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten und Tönen, nachdem sie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater gestorben sei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr sprechen würde oder doch wenigstens übermorgen.

Daß er sie nie mehr mit liebendem Blicke anschauen würde, daß er sie nie mehr lächelnd auf ihren frischen Mund küssen würde, daß seine starren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt sei — todt — das konnte sie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß sie es nicht fassen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeschreiblichen Langsamkeit; jede schien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der sechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und fast jede dieser Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarschaft, denen das unerhörte Ereigniß unter stets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düster, alle gleich schmerzbringend: die Zeit, wo er gestern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dieß oder das gesagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern gespielt und bei ihnen noch so vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetassen klapperten — wo er vor der Thüre stehend mit Fräulein Klara gesprochen, und wo sie zu ihm gesagt, „Sie könnten endlich mit ihrer Frau Frieden halten!" — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirektor, langen, tiefen Frieden, ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen.

Fräulein Klara gestand es übrigens sich und Anderen nicht ein, daß sie ihn zum

Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott bewahre, das hatte sie nicht gethan, sie hatte nur gesagt, wann wird endlich in dem Hause einmal Friede werden, und damit hatte sie mehr ihre Schwester als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte sie sagen: unter hundertmal war er es nicht gewesen, der den Streit so eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tisch deckte, hätte sie um Alles in der Welt das Couvert für den Herrn nicht vergessen mögen; sie legte es an seinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, gestickt mit dem Namen Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette sah, klatschte es in seine Hände und sagte vergnügt, „seht ihr wohl, daß Papa zu Tische kommen wird?"

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirektorin fast unheimlich werden, als es nun zehn Uhr schlug, wo er gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweise Erlaubniß hatte in's Wirthshaus zu gehen, und da konnte sie sich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauschen, ob sie seine Schritte nicht vernehme und ob er den Schlüssel nicht in's Schloß steckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüssel rasch herum zu drehen, und daran erkannte sie ihn, wenn er nach Hause kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu husten, während er sich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, so sagte er, „guten Abend, Kinder," und wenn seine Frau allein war, „guten Abend, mein Kind."

Ueber das Alles sprachen die beiden Schwestern unter Thränen und mit einer Aengstlichkeit, als seien es die wichtigsten Ereignisse gewesen — „o, Gott, mein Gott!" rief schluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte und wieder sagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegeneilen, was ich so lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich stets versäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Gesicht empfangen, statt mürrisch und verdrießlich sitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war."

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leisen Geräusche schreckhaft zusammen, und um das zu überwinden, setzte sie sich an das Bett, auf dem der Entschlafene lag, nahm seine kalte Hand und sprach innig und herzlich mit ihm, wie sie mit dem Lebenden lange nicht gesprochen. Erst der anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja, während ein paar Stunden einen so tiefen, festen und gesunden Schlaf, daß sie mit dem Gedanken erwachte, der gestrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem gestrigen schweren Tage folgte heute ein noch schwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geschlossenen Fensterläden nur ein spärliches Licht durchlassen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leise hin- und herschleicht, als fürchte man sich einen tief Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einschleichen, sich in dem betreffenden Zimmer flüsternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der schwerste Tag folgt: der Blumenduft ist durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrscht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn sich Eisen auf Eisen bewegt, und dieser Ton dringt der Wittwe tief in's Herz; die schwarzgekleideten Dienstboten bringen ihre Taschentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder sitzen zusammengescheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig und umschließt mit den Armen sein Schwesterchen, das aus lauter unverstandener Alteration ermüdet in Schlaf gesunken ist, — der feste, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüsternde Menschenstimmen und den summenden Lärm einer zahlreich versammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und schläfrig auf dem Pflaster, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hause auf.

In der Wohnung füllen sich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten;

Digitized by Google

die genauen Freunde des Hauses treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr stumm mit zusammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Trostes, das sie ihr sagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Oberrevisor, da war Herr Welser und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen und sagte ihm mit vor Schluchzen erstickter Stimme, „Sie waren der letzte seiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen mit ihm nach Hause, hier Ihre Hand empfing seinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie mehr wieder sehen."

„Nie, nie," erwiderte der Rechnungsrath schmerzlich bewegt, indem seine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wiedersehen, aber ich werde fühlen, wie sehr er mir fehlt, ein so ehrliches, treues, ein so durch und durch braves Herz."

Mehr vermochte er nicht zu sprechen und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, dessen Thüre er in seinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie sank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taschentuch vor die Augen. In diesem Nebenzimmer befand sich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der selige Steuerdirektor gedient, und was die Herren dort zusammensprachen, konnte die Wittwe deutlich verstehen, und trafen einzelne Aeußerungen schwer ihr Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Amerika.

Dem Privatbriefe eines Württembergers aus Philadelphia, der in der Unionsarmee diente und während der Schlachten am Chikahominy zu Ende Juni in die Gefangenschaft der Südlichen gerieth, entnehmen wir Folgendes: „Es war im Juni, als wir immer näher an die feindliche Hauptstadt anrückten, wir waren so nahe, daß man schon die Glocken auf den Kirchen läuten hörte. Der Dienst wurde stets anstrengender und gefährlicher; Tag und Nacht waren wir zu Pferd, oft legte sich eine todtmüde Abtheilung um 11 Uhr Nachts hin und um 12 Uhr wurde trotz sündfluthartigem Regen wieder zu Pferd gesessen und in die stockfinstere Nacht hineingeritten. Die Hitze war furchtbar, Hunderte wurden vom Sonnenstich getroffen und das Schlimmste noch war, Tage lang nichts zu essen; die Leute fielen oft auf der Straße um, namentlich die armen Infanteristen. Endlich erkrankte auch ich am Typhus, nachdem ich mich so lange gehalten hatte, bis ich zu schwach war, mehr in den Sattel zu steigen. Nun wurde ich in ein sogen. Hospitalzelt gelegt und auf den fast täglichen Märschen in einem Ambulanzwaggon vier Wochen lang nachgeschleppt; ich aß während dieser ganzen Zeit fast nichts, konnte nie schlafen und hatte häufiges Nasenbluten. Am 27. Juni wurde eine große Schlacht geschlagen, wobei allein von unserer Seite über 20,000 (?) Todte und Verwundete auf dem Platz blieben. Wir verloren, und unsere ganze Armee floh in wilder Unordnung. Das ist etwas anderes als in Europa, hier läuft in solchen Fällen Jeder hin, wo er will, um sein Leben zu retten, und so war's damals; man ließ Todte, Verwundete und Kranke dem Feind zurück, und unter diesen wenig Beneidenswerthen war auch ich. Am 29. Juni wurde auf dem Platz, wo ich und noch 1600 Verwundete lagen, noch eine Schlacht geliefert, der Platz hieß Savage Station, und als das Kanonenfeuer Abends 4 Uhr begann, waren wir mitten drinn, der Feind schoß jede Minute einen wahren Hagel von Bomben, die alle über unsern Köpfen platzten. Ich kann nie vergessen, welcher Jammer und Schrecken nun unter all diesen Unglücklichen ausbrach, die auf der bloßen Erde, viele mit frisch amputirten Armen und Füßen, herumlagen, alle wollten fort, keiner konnte gehen! Viele erhielten nun von den feindlichen Kugeln den Rest, mehrere in meiner unmittelbaren Nähe. Später sandten wir einen Parlamentär mit weißer Flagge zum Feind; am andern Morgen kam feindliche Cavalerie und nahm uns gefangen; Viele entkamen noch auf Pferden, die sie einfingen und die damals nach Dutzenden gesattelt ohne Herren herumliefen. Jetzt erst begann die rechte Noth, und wie wenig der Mensch zum Leben braucht, habe ich erfahren können,

Digitized by Google

mehrmals hatte ich zwei Tage lang nichts zu essen. Endlich gings mit der Eisenbahn nach Richmond und hier in eine Tabakfabrik, in welch elendes nasses Gebäude mehrere Hunderte gelegt wurden. Man erhielt da erst nach 3 Tagen den ersten Bissen; wessen Magen nicht so lange warten konnte, nun der ist eben verhungert, und Dutzende sind jeden Tag gestorben. Da sah es gar schaurig aus in diesen verpesteten Bühnen, das Gestöhne der Verwundeten, von denen viele wie Thiere brüllten, das Geächze der Sterbenden nach Hülfe, — aber da war keine Rettung, kein Arzt. Hatte einer die Augen geschlossen, so wurde er ohne Umstände in ein kaum zwei Fuß tiefes Loch geworfen und mit Erde bedeckt; — für die Ueberlebenden schlug endlich die Erlösungsstunde. Aber kaum mehr als die Hälfte verließ am 25. Juli die Stadt per Bahn und fuhr nach Petersburgh und City Point, beide im Staat Virginien. An letzterem Ort standen unsere Dampfer, und welche Freude, als wir wieder zu unsern eigenen Leuten kamen! Da gab es nun wieder Kleider, Wäsche und, was das Beste war, zu essen; diese eigens erbauten Hospitaldampfer sind prachtvoll, und die großen Räume in denselben sind schön wie Ballsäle eingerichtet. Da kam ich nun seit 7 Monaten zum erstenmal wieder in ein Bett. Ich war 5 Tage auf diesem Schiff unterwegs hieher, nachdem noch der Obergeneral M'Clellan dasselbe besucht hatte. Auch waren viele Damen an Bord, die die Reise mitmachten, und die aus Patriotismus mit hergekommen waren, um die Verwundeten abzuholen und zu pflegen. So landeten wir in Philadelphia, wo schon Hunderte am Ufer warteten, Frauen mit Eß- und Trinkwaaren für die Ausgehungerten, Männer, bereit, sie in die Hospitäler zu tragen oder zu führen. Die Polizisten halfen die Leute aus dem Schiff heraustragen, und hatten ordentlich Mühe, dieselben vor dem theilnehmenden Andringen der gerührten Menge zu schützen. Solche Augenblicke sind unvergeßlich, sie entschädigen wieder für all das erduldete Ungemach." (Schw. M.)

* Hans Trapp.

(Weißenburger Sage.)

Wenn Kinder schrei'n zu Weißenburg
Und Wort' und Ruth' nicht frommt,
So schlägt gewiß zuletzt noch durch
Der Ruf: Hans Trapp, der kommt!

Wer ist Hans Trapp? Von Bärbelstein
Der Ritter Hans von Drot;
Der grübt' einst Weißenburg nicht fein
Und bracht's in schwere Noth.

Denn mit dem Kloster und dem Abt
Lebt' er in schlimmem Streit,
Drum hat's sein böses Herz gelabt,
Im anzuthun ein Leid.

Voll arger List hemmt' er einmal
Der Lauter raschen Lauf,
Da schwoll der Bach durch's ganze Thal
Gleich einem Strome auf.

Dann riß er ein den hohen Damm,
Fort stürzte wild die Fluth,
Riß mit sich manchen Fels und Stamm,
Als ächter Bot' der Wuth.

Ganz Weißenburg ist Schreck und Graus,
Die Fluren sind ein See!
Ach, mit der Ernte ist's nun aus!
Der Streich thut lange weh.

Und Alles heult; was gibt's, o Gott!
Der Abt zornflammend ruft:
Das hat gethan der Hans von Drot,
Den Gott verdamm', der Schuft.

Drum hat die Stadt vergessen nicht
Den furchtbar'n Ritter Hans;
Packt nichts so'n kleinen bösen Wicht,
Gewiß Hans Trapp, der kann's.

Ch. Böhmer.

Bemerkung. In einem leider! halb zerfallenen schönen gothischen Kirchlein bei Schlettenbach im Lauterthal (½ Stunde unweit der Burg Berbelstein) steht des Ritters Figur, aus Sandstein gehauen, über seinem Grab, durch rohe Hände vielfach verstümmelt. Die Umschrift der Steinplatte lautet: Anno domin 1503 off das Tag vor Simon Und Jude Ser. Apostoln starb der streng Her Hans QO m. Drot Ritter dem Got genedig sy Amen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 121. Speyer, Dienstag, 9. Dezember 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Alle lobten den Verstorbenen als Menschen und Geschäftsmann, Jeder erwähnte einer neuen vortrefflichen Seite desselben.

Von ihr war nicht die Rede

Wie er stets mehr als seine Pflicht gethan, davon sprach Seine Excellenz der Departementschef, wie er häufig lange nach den Bureaustunden gearbeitet, um ungestört eine schwierige Ausarbeitung zu machen, wie er das Muster eines Beamten in jeder Richtung gewesen sei, wie man schwer einen Ersatz für ihn finden könne. Und wie brachte er seine Freistunden zu, fuhr Seine Excellenz fort, meistens im Kreise seiner Familie, mit seiner Frau oder mit seinen Kindern spazieren gehend.

Von ihr war weiter nicht die Rede.

„Ich glaube," sprach der Departements-Chef nach einer Pause, „in's Wirthshaus ging der gute Scheppeler wenig."

„Excellenz," entgegnete der Rechnungsrath, „ich weiß das genau, höchstens die Woche einmal trank er in unserer Gesellschaft von halb neun bis zehn Uhr einen einzigen Schoppen — er war ein zuverlässiger, vortrefflicher Freund."

„Ein Mann, auf den man sich verlassen konnte."

„Die Redlichkeit selber."

„Solid und sparsam."

„Ich glaube nicht, daß er je einen Kreuzer Schulden gemacht hat, und doch hatte er große Ausgaben, wie man sagt."

„Ja, ja, in diesem Hause wurde viel verbraucht, man lebte auf einem fast mehr als anständigen Fuße"

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Der arme Scheppeler, er hat, wie man sagt, nicht besonders viel davon gehabt."

„Tröst' ihn Gott, er hatte seine Last, die er nun niedergelegt hat."

„Er war in jener Richtung zu gut."

„Und wurde nicht anerkannt."

„Gewiß nicht, von jener Seite her"

„Armer Scheppeler, armer Freund!"

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Wird Vermögen da sein?„ fragte Seine Excellenz.

„Nicht viel," erwiderte der Rechnungsrath.

„Mich dauern in diesem Falle nur die armen Kinder."

„Ja, die armen Kinder, er hatte sie so lieb, der gute Scheppeler."

Von ihr war noch immer nicht die Rede.

Ein furchtbarer, herzdurchzitternder Klang machte dieser Unterhaltung im Nebenzimmer ein Ende und brachte die Wittwe einer Ohnmacht nahe: es waren die Glocken, die von dem Kirchthurme herab ein Zwiegespräch begannen über ihre traurige Pflicht, wiederum einem braven Bürger ihr melodisches Geleite geben zu müssen Wenn man, erfüllt mit tiefem Schmerze, auf diese Klänge lauscht, so hört man die guten Glocken, unsere treuen Freunde, welche uns in das Leben einführten, uns bei allen feierlichen Veranlassungen in demselben treulich zur Seite standen, tröstend und ermunternd, förmlich zusammenreden, und es ist gerade bei einer Veranlassung, wie die heutige, als klagten sie mit uns und sängen das Loblied des Dahingeschiedenen.

Daher mag es denn wohl auch kommen, daß diese Klänge so furchtbar unser Herz ergreifen. Glauben wir doch in solchen Augenblicken, unser Schmerz sei keiner Steigerung fähig, und doch gibt es hier noch eine entsetzliche Steigerung, es ist jener nie zu vergessende Moment, wo das dumpfe Rollen des Wagens vor dem Hause wieder

beginnt, wo sich die zurückbleibende Wittwe rücksichtslos an das Fenster wirft, um einen letzten Blick zu schenken dem blumengeschmückten Wagen, der ihr das Theuerste, was sie besaß, für immer und immer entführt. Unaufhaltsam schwankt der Wagen dahin, noch zwei Umdrehungen der Räder und er ist ihrem Auge entschwunden.

Fahre wohl! Fahre wohl!

Diesem schrecklichen Tage folgte nun, was folgen mußte, aber es war gerade nicht so, wie es die Frau Scheppeler erwartete. Die Bekannten, die guten Freunde und Freundinnen bezeigten ihr allerdings das herkömmliche Beileid, aber durch ihre Reden wehte häufig ein verletzend kalter Hauch, unter ihre Trostesworte war manches Tröpfchen Wermuth gemischt. „Ja," sagte die Rechnungsräthin, „wie rasch uns ein solches Unglück treffen kann, wie sehr würde sich Manche bemühen, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, gewiß, werthe Scheppeler. Manche läßt sich oft durch Kleinigkeiten hinreißen, und glaubt, durch Verdruß und böse Worte das zu erreichen, was durch freundliches Entgegenkommen und gute Worte viel leichter zu erringen wäre; namentlich sollten wir uns hüten, dem Gerede der Leute Glauben zu schenken, und das thut doch Manche, leider Gottes. Bei Ihnen hat das freilich wohl nie der Fall sein können, denn war der selige Scheppeler nicht das Muster eines Mannes? Wie oft hat mir der Rechnungsrath erzählt, daß er immer Punkt zehn Uhr nach Hause gegangen sei, um Ihre Nachtruhe nicht zu stören. Ach so viel Liebe und Aufmerksamkeit — nicht wahr, liebe Scheppeler, Sie haben ihm das während seines Lebens mit gleicher Liebe vergolten? Ach, es müßte für eine Wittwe eine fürchterliche Erinnerung sein, wenn sie sich sagen müßte, sie habe ihren Mann nicht so behandelt, wie er es verdient. Sie sehen die Thränen in meinen Augen, glauben Sie mir, ich fühle Ihr ganzes Unglück, o, das Loos der Wittwe, die einen guten, lieben und treuen Mann begraben hat, muß fürchterlich sein. Und was machen die Kinder, die guten, lieben, armen Kinder? Wie hing der Steuerdirektor mit ganzer Seele an ihnen! Gewiß fühlen sie sich recht verlassen; o, ich kann mirs denken, ach, es wird ja mit den armen Kleinen so Manches anders werden müssen, ich kann mir das lebhaft denken, und auch mit Ihnen, beste Frau Scheppeler, eines folgt aus dem andern. — Ist es wahr, haben Sie draußen in dem Birkengäßchen gemiethet? die Kriegsräthin hat es mir gesagt."

Madame Scheppeler schüttelte mit dem Kopfe, ehe sie zur Antwort gab, „von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe sie lange nicht gesehen."

„Lange nicht gesehen? o, das ist Unrecht von der Kriegsräthin, so muß man seine Freunde nicht vernachlässigen — ja, sie war es," fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „sie hat es mir gesagt, neulich im Theekranz — — Sie gehen wohl noch nirgends hin, liebe Scheppeler?"

Die Wittwe schüttelte stumm mit dem Kopfe, dann sagte sie, „nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es ist besser so, finden Sie es nicht auch?"

„Im Grunde haben Sie Recht," entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Gesellschaft zurück, wenn Sie aber nächstens eine Tasse Kaffee ganz unter uns trinken wollen, so bitte ich, es mir sagen zu lassen."

„Ich danke recht sehr", erwiderte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, sie hatte mit denen, die sich ihre vertrautesten Freundinnen früher nannten, schon bittere Erfahrungen gemacht, sie hatte es schon schmerzlich empfunden, sie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe sei. Oft, wenn sie wieder eine herbe Erfahrung machte, stützte sie den Kopf in beide Hände, und saß stundenlang brütend so da, alsdann zogen langsam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finstern, mißvergnügten Gesichtern meistens ihr eigenes Bild.

(Schluß folgt.)

Die Kämpfe zur See zwischen der nordamerikanischen Union und den conföderirten Südstaaten

von E. F.

In noch weit höherem Maße, wie die blutigen Schlachten der beiderseitigen Landheere, welche mehr das Prädicat eines verzweifelten Mordens als das einer geregelten Schlacht verdienen, nehmen die Kämpfe der amerikanischen Nord- und Südstaaten auf der hohen See und dem gewaltigen Mississippi die Aufmerksamkeit des militärischen Europa's in Anspruch.

Diesen Seetreffen war es vorbehalten, die Fortschritte der Wissenschaft und Industrie in ihrer Anwendung auf dem Gebiete der Marine im glänzendsten Lichte zu zeigen, zugleich aber alle Seemächte Europa's auf eine höchst unsanfte Weise aus einem langjährigen Bewußtsein ruhiger Sicherheit aufzurütteln.

Doch, konnten sich die beiden großen europäischen Seemächte nicht in Träumen der Sicherheit und des Selbstbewußtseins einwiegen? Galt ja doch ein hölzernes Schraubenlinienschiff von 91 oder 121 48- oder 84-Pfündern nach menschlicher Berechnung für etwas Furchtbares und nach Umständen ebenso Unüberwindliches, wie z. B. zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges eine mit langen 24-Pfündern bewaffnete 32er Fregatte. War doch die Hauptfrage am Ende nur jene der Stückzahl und hatte sich doch England nach diesem Prinzipe stets bestrebt, zum Mindesten 2 neue Kriegsfahrzeuge in Angriff zu nehmen, sobald aus Toulon die Nachricht von einem neuen Stapellaufe einging.

Wohl war England die Gelegenheit geboten, sich die Erfindung Ericson's vor allen andern Mächten anzueignen, hätte die siegesgewisse Zuversicht der Lords der Admiralität derartige Anerbietungen, wie noch mehrere andere, nicht stolz von der Hand gewiesen.

Unter solchen Verhältnissen war es den kriegführenden Mächten jenseits des Oceans vorbehalten, die Stichhaltigkeit dieser Projecte zu erproben und wahrlich, diese Probe, sie wurde glänzend bestanden!

Die ersten Kugeln des „Merrimac," welche derselbe abschoß, als er bei Cap Hatteras die Flotte der Union wie einen Flug Rebhühner aufscheuchte, um dieselbe, nach ohnmächtiger Gegenwehr, in den Grund zu bohren, sind zugleich mit schrecklichem Gepraßel in den verschiedenen Admiralitäts-Gebäuden des Continents zerplatzt Sie waren das Signal für die beiden Hauptseemächte Europa's zu einem Kampfe auf Leben und Tod — vorläufig nur in ihren gegenseitigen Arsenalen, Werften und Kriegswerkstätten.

Shoeburyneß, das öde Eiland an der Temse, wo alle gefährlichen artilleristischen Versuche vorgenommen werden, zitterte von dem furchtbaren Dröhnen riesiger Geschütze, zerschmetterter Eisenscheiben und platzender Monstregeschosse. Jeder Tag brachte der englischen Admiralität neue Anerbietungen von Erfindungen ungeheuerlicher Zerstörungsmittel und Sir Armstrong, der Meister des Stahles und des Eisens, triumphirte und stand sich wohl dabei. Auch in Toulon und den übrigen Kriegsplätzen Frankreichs rührte man fleißig die Hände Kiel um Kiel wurde gelegt, das Kriegslaboratorium zu Lorient entwickelte eine wunderbare Thätigkeit und sämmtliche vorläufig projectirte Panzerschiffe der „grande nation" werden auf Befehl des Marineministeriums bis zum März k. J. vollendet sein.

Während die Mächte Europa's sich dergestalt in Bestrebungen für das Wohl der Menschheit zu überbieten suchen und selbst das winzige Dänemark darauf sinnt, wenigstens einen gepanzerten Schooner oder Kutter anzulegen, um mittelst dessen eventuell die preußische Flotte zu Paaren zu treiben, ist man auf diesem Gebiete des Fortschritts auch jenseits des Oceans nicht bei den seitherigen Erfolgen stehen geblieben. Nachdem die Frage der Bepanzerungsart durch die manigfachsten Versuche mit Eisen, Stahl, Baumwolle und Cautchouk ihre definitive Erledigung gefunden, hat man sein Augenmerk auf Vergrößerung des Kalibers der Geschütze gerichtet und hierin des Ungeheuerlichen Vieles gethan und noch mehr geschrieben.

Daß die südliche Conföderation seither in dieser Frage eine kluge Taktik verfolgte, werden selbst ihre Gegner zugestehen und hat dieß die Flotte der Union schon häufig genug zu ihrem Schaden empfinden müssen. Der Süden, welcher in dieser Hinsicht keineswegs über Mittel und Hilfsquellen gebieten kann, wie sie der Union zu Gebote stehen, war bei Ausbruch des Krieges, einige bewaffnete Handelsschiffe nicht gerechnet, ohne Flotte, während die Seestreitkräfte des Nordens, obgleich in den letzten Decennien sehr herabgekommen, mehr als hinreichend waren, die Oberherrschaft zur See in Anspruch zu nehmen. Die Union besaß Arsenale, treffliche Werften, große Geschützgießereien und alle derartigen Erfordernisse, während der Süden sich solche erst anlegen und das nothwendigste Geschütz unter den Augen der Unionsflotte aus Europa beziehen mußte.

Die Staatsmänner der Conföderation hatten denn auch die Unmöglichkeit der Herstellung einer die Unionsflotte überwiegenden Seestreitkraft, während des in seinen Erfolgen vielfach wechselnden Landkrieges, mit richtigem Blicke erkannt und demgemäß die ganze Force in den Bau einzelner Fahrzeuge gesetzt, welche vermöge außergewöhnlicher Stärke oder Geschwindigkeit geeignet waren, als einzelne Kreuzer gegen die Flotte des Nordens dennoch mit Aussicht auf Erfolg operiren zu können.

Die bekannten ersten Versuche mit dem „unerreichbaren" Sumter und dem „Nashville," welche dem Handel der Nordstaaten empfindlichen Schaden zufügten, gelangen vortrefflich und setzten den Handelsstand Englands nicht minder in Schrecken, wie z. B. die Expeditionen des kühnen Capitäns Paul Jones an den Küsten Englands und Schottlands im Laufe des amerikanischen Befreiungskrieges.

Der Bau des ersten Panzerschiffes „Merrimac," welches mit dem nordstaatlichen Collegen „Monitor" den epochemachenden Kampf bei Cap Hatteras bestand, war ebenfalls ein rentables Unternehmen, denn es hat dem Norden schwere Verluste zugefügt — reichlicher Ersatz für einige Tausend Zentner alter Eisenbahnschienen, die zu dessen Panzerung verwendet worden waren und welche seinen Hauptwerth bildeten.

Das weiter erbaute südstaatliche Panzerschiff „Arcansas" war weniger von Fortuna begünstigt, denn nach dem ersten Debut schon wurde dasselbe bekanntlich von dem Unionsschiff „Essex" in Brand geschossen und zerstört. Aus dessen Asche scheint jedoch ein furchtbarer Rächer in der Gestalt des „Alabama", eines neuen Ungethüms, entstanden zu sein, welches der nordstaatlichen Marine jetzt schon in dem Maße Schaden zugefügt hat, daß auf dessen Zerstörung eine Prämie von 300,000 Dollars ausgesetzt worden ist.

Drei panzerschiffliche Heißsporne des Nordens, die wohl auch manches Unheimliche in ihren Rümpfen bergen mögen, haben sich, durch den anständigen Preis verlockt, denn auch auf den Weg gemacht, den gefürchteten „Alabama" aufzuspüren und zu bekämpfen. Interessanten Nachrichten über den Ausfall ihrer Mission dürfen wir mit Nächstem entgegensehen.

Jedenfalls aber sind diese Kämpfe jenseits des Oceans, namentlich in maritimer Beziehung, der aufmerksamsten Beobachtung der continentalen Mächte werth, indem dieselben andernfalls manche Millionen für Marinezwecke vorausgaben dürften, die für einen andern Zweig weit nützlicher angewendet werden können. In richtiger Würdigung dessen haben verschiedene Regierungen auch bereits sachkundige Leute abgeordnet, deren Aufgabe es ist, an Ort und Stelle nützliche Erfahrungen auf diesem Gebiet zu sammeln.

Räthsel.

Mich in's Leben rufen, heißt:
Meine Existenz vernichten;
Mein Beruf ist allermeist:
Unheil, Schaden anzurichten.
Doch, um And're zu verderben,
Muß zuvor ich selber sterben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 122. Speyer, Donnerstag, 11. December 1862.

Das Loos der Wittwe.

(Schluß.)

Andere noch schlimmere Schatten legten sich an ihr Ohr und flüsterten ihr wie in hämischer Schadenfreude zu: „Bist du jetzt endlich zufrieden geworden? hast du das Glück gefunden, das dich, wie du damals behauptetest, so hartnäckig floh? sind dir die Menschen jetzt recht, an denen du in jener Zeit etwas auszusetzen hattest? lebst du jetzt behaglich und glücklich, seit er dich nicht mehr quält und plagt, er, der dich ja, wie du beständig klagtest, auf alle Weise vernachlässigte, er, der sich um dich nicht bekümmerte, der dich nicht achtete, der deine Familie verdammte, der in den Wirthshäusern herumzog, statt bei seinen Kindern zu bleibleiben, er, der trotz seiner angestrengten Arbeit nie genug thun konnte, um dir das Leben leicht und angenehm zu machen, dein freudloses, elendes Dasein, wie du damals sagtest, deine harte, verkümmerte Existenz."

Wenn die Erinnerung vergangener Tage so auf sie einstürmte, dann glitt ihr Haupt langsam auf den Tisch nieder, an dem sie saß, oder sie sprang empor und drückte ihre Kinder an sich, als sollten die armen, unschuldigen Geschöpfe sie in Schutz nehmen vor jenen finsteren Gedanken, doch ließen sich diese nicht so leicht verscheuchen; o, es war furchtbar, sie klangen schwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den schönen Garten, wo wir damals so oft waren, als mein lieber Vater noch da war," klagte das Mädchen.

„Und gefahren sind wir auch seit jener Zeit nicht mehr," sagte der Bube, „ich habe unseren Wagen oft gesehen, aber es saßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutscher grüßte, so hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich solle zu ihm auf den Bock steigen."

„Und Steiners Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen in ihrem Hause, mich hat sie vergessen."

„Ja, Herr Welzer, der immer so lustig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberrevisor schien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, sah er mich lange durch seine Brillengläser an, ehe er sagte: „ah, du bist es, Kleiner." Sonst nahm er mich mit und schenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden."

„Sei zufrieden," sagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wieder kommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unsere Wohnung, dann ziehst du hübschere Kleider an, dann kommt der Kutscher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann ist Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt."

O, das ist furchtbar, unerträglich," seufzte in solchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Gesichtskreise aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand sie gerade so, nur ernster, gehässiger und verletzender.

Wie waren die meisten Freunde des seligen Scheppeler so verwandelt gegen sie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er sie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite,

wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht Eine war sich gleich geblieben, Alle schienen sich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirektorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über sie gesagt: „Wenn es Jemand Recht geschehen ist," sprachen die guten Freundinnen unter sich, „einmal zu fühlen, wie es nach solchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief und unten zu sitzen kommt, so dieser Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieser Frau etwas recht oder gut genug, hätte man nicht glauben sollen, sie sei eine geborene Prinzessin und lasse sich nur so allergnädigst unseren schlechten Umgang gefallen? Und wie hat sie es dem guten Steuerdirektor gemacht? diesem redlichen, braven Manne. O, einen besseren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat sie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache," setzte die Rechnungsräthin entrüstet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte; mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend sei der gute Scheppeler ganz zerstört in's Kreuz geschlichen, es ist das eines der anständigsten Weinhäuser, die es gibt, aber sie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, diese böse Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott, und er kam so selten, höchstens die Woche einmal. An jenem Abende nun sei er in so gedrückter Stimmung gewesen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geseufzt, und da sie zufällig von einem Bekannten gesprochen, der vor einigen Tagen gestorben, so habe er gesagt: „Dem ist wohl, was ist das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen sein als Ende unserer Leiden."

„Sagt," schloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüstet, „wie haben wir uns in der Frau getäuscht!"

„Und sie will gegen uns thun, als sei nichts vorgefallen," meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe sie's fühlen lassen; wenn man einen so braven Mann hat, wie der Scheppeler war, so muß man ihn auch darnach behandeln; o, es ist jammervoll."

„Herzbrechend, unerhört!" Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geschlossen.

Das Loos der Wittwe — — — O, so herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einstürmten, so war in ihrem Innern doch etwas, was alles das Bittere, was sie erleben mußte, gewissermaßen abschwächte und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; sie schaute und empfand die Dinge um sich her im Entferntesten nicht mehr so scharf und bestimmt wie früher. Vielleicht waren ihre sonst so hellen Augen von dem vielen Weinen geschwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an seiner Kraft verloren; es war ihr, als seien die Menschen um sie her, sowie alle übrigen Gegenstände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur etwas blieb bei Allem dem in einer Klarheit vor ihr stehen, die sie häufig schaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn diese Erinnerung so recht grausam über sie hereinbrach, so fand sie einen Trost, einen Balsam für ihr wundes Herz, das war ein Besuch auf seinem Grabe. Da saß sie stundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Rosen, welche seine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen bescheidenen Blumenstrauß auf den grünen Rasen. Die Kinder standen eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder, und erginnen sich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er sei, ob er sie sähe und an sie denke.

Die Mutter ließ es gerne geschehen, wenn sie sich darauf zwischen niedrigen Grabsteinen und Kreuzen verloren, um sie mit ihren schmerzlichen Gedanken allein zu lassen; ach, die Ruhe hier that ihr so wohl, das wehende, flüsternde Gras, der Gesang eines Vogels, der goldene Kuß der sinkenden Sonne, das Alles löste den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, sanft und lindernd auf, und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine

Wiedervereinigung, eine Ruhe, einen solchen Frieden, wie sie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des Grases und der Blumen betäubte sie, schläferte sie ein, und in einem solchen Augenblicke lehnte sie ihren Kopf an das schmucklose hölzerne Kreuz und entschlummerte.

Ja, niedergesunken auf das Kreuz war sie eingeschlafen, und während dieses Schlummers war es ihr, als spräche die ihr so wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübsches Kreuz sei, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, daß eine Menge der anständigsten Leute unter keinem besseren schlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz sei, daß Jedermann sein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — —

Damit erwachte sie, fuhr empor und strich sich erschreckt, fast entsetzt ihr herabgesunkenes Haar aus dem Gesichte — sie war nicht auf dem Friedhofe, sie befand sich in ihrem Zimmer, sie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, sie saß aufrecht in ihrem Bette; etwas nur blieb, wie es soeben gewesen, ihre gefalteten Hände, ihre strömenden Zähren. Dann erhob sie diese gefalteten Hände an ihre nassen Augen, und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr sprach. O, wie fürchtete sie, sie möchte in der nächsten Sekunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte sie um sich her in fast wahnsinniger Angst, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde sich mit einem Male verwandeln in den friedlichen aber so traurigen Ort, an dem sie im Geiste soeben gewesen. Aber es blieb wie es war: die Sonne schien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte sich nicht im Geringsten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derselbe, als diese liebe, gute, so lange nicht mehr gehörte Stimme sprach: „Kind, du hast einen schweren Traum gehabt, ich hätte dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil du es nicht gerne hast."

„O, hättest du mich geweckt," sagte sie mit vor Freude zitternder Stimme, und mit einem so herzlichen Ausdrucke derselben, wie er ihn lange nicht gehört, „hättest du mich schon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie du dich gestern Abend amüsirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeler?"

„O, laß das gut sein, liebes Kind," sagte er etwas befangen, „du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath ist mein guter Freund, wir plaudern so behaglich zusammen, und der Rechnungsrath schwört hoch und theuer, das Kreuz sei das anständigste Wirthshaus, das er kenne."

„Und der Rechnungsrath hat Recht, sagte sie eifrig, „ich habe es aus sehr guten Quellen erfahren, und wenn du auch ein paarmal wöchentlich in's Kreuz gehst, lieber Scheppeler "

„Wöchentlich ein paarmal? du irrst liebes Kind "

„Nun, ich meine nur so, es könnte ja sein, und es würde mich wahrhaftig freuen, wenn du also auch wöchentlich ein paarmal in's Kreuz gehst, so solltest du doch darüber andere solide Wirthshäuser, wo du auch Freunde findest, nicht so ganz vernachlässigen, man lobt sehr den Hirsch und den russischen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angestrengt arbeitet wie du, der kann sich Abends schon eine anständige Erholung gönnen "

Der gute Steuerdirektor wußte nicht, wie ihm geschah, er schaute seine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Gesichte nichts von dem bekannten stechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlassungen zusammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; sie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er fast stotternd sagte, „gestern Abend war es ein bischen spät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten," gab sie freundlich zur Antwort, „wie spät wird es gewesen sein, vielleicht zwölf Uhr vorüber, wenn du nur heute Morgen keine Kopfschmerzen hast, so mußt du dir daraus nichts machen."

Kopfschmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, sauste ihm sonderbar durch das Gehirn. Während er sich ankleidete,

blickte er einige Male verſtohlen und mißtrauiſch auf ſeine Gattin, ob ihm nicht ein höhniſches Lachen anzeige, das Alles von vorhin ſei nur ein grauſamer Scherz geweſen.

Aber ſie lachte nicht höhniſch, ſie that alle ihre Geſchäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz geweſen — — mit der Frau mußte was ganz Abſonderliches vorgefallen ſein. Wie freute ſich der gute Steuerdirektor, wie heiterte ſich ſein ſorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum luſtig, wie war er luſtig und darum einer der angenehmſten Ehemänner, die man ſich denken konnte.

Einmal während des Kaffeetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerdoſe, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann ſagte ſie in gutmüthigem Tone, „pah, was thut's auch, das ſoll uns die Laune nicht verderben."

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die ſie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirektor erfuhr niemals, welche Veranlaſſung an dieſer plötzlichen und auffälligen Umwandlung ſchuld geweſen. Er war mit dem Reſultate zufrieden, das ihn zum glücklichſten Manne gemacht.

Miscelle.

Ueber den auch am Rhein durch ſeine Wirkſamkeit in Köln und Bonn bekannten Eulogius Schneider, den ſpäteren Terroriſten der Revolutionszeit, iſt ſoeben in Straßburg eine Schrift erſchienen: Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, accusateur public du département du Bas-Rhin, publiées par F. Heitz, welche durch zahlreiche charakteriſtiſche Details ein recht lebendiges Bild des revolutionären Fanatismus aufrollt und durch die Aufzählung und Beſprechung der von Schneider vom Jahre 1785 bis 1790 herausgegebenen Schriften zur Literatur der Revolutionszeit einen beachtenswerthen Beitrag liefert. Schneider ſchwur am 20. November 1793 im Tempel der Vernunft in Paris ſeine Prieſterwürde ab und heirathete am 14. Dezember ein Fräulein Sara Stanne. Nach Ausſage der Anklageacte hatte er bewaffnete Mitglieder des Revolutionstribunals zu dem in Barr wohnenden Vater des Mädchens geſchickt und ihn ſo durch Gewalt gezwungen, ihm ſeine Tochter zur Ehe zu geben. Mit ſeiner Braut und der Guillotine auf dem Wagen zog Schneider in Straßburg ein, wo er Ströme Bluts fließen ließ und derart wüthete, daß ſelbſt Robespierre ihn einen Caligula und Heliogabal nannte, und da er mit Gewalt Frauen ſeiner Leidenſchaft dienſtbar gemacht, der Präſident Mainoni ihn in ſeinem Bericht als einen „nouveau Catilina" bezeichnete. Er galt ſchlechthin als „anthropophage." Am 10. April 1794 wurde er hingerichtet, nachdem er vorher, als der „Unglücklichſte der Sterblichen," alle möglichen Mittel, dem Tode zu entrinnen, vergebens angewandt hatte.

* Charade.

In der Natur kannſt leicht du überſteigen
Die beiden Erſten; doch im Leben zeigen
Den Stand ſie an, den oft drückt ſchwere Laſt;
Ich fliehe dich, wenn ſolchen Sinn du haſt.

Die beiden Letzten nennen die Gebäude,
Worin der Geiſt genießet heil'ge Freude;
Auch ſolche, die gemacht hat keine Hand:
Das Ganze hat dreifach das Pfälzer Land.

r.

Auflöſung des Räthſels in № 121:

Pulver.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 123. Speyer, Samstag, 13. December 1862.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

Von

E. von Barfus.*)

Im Juni des Jahres 185— erhielt ich den Auftrag, mich von Surabaja nach den Molukken zu begeben, um dort Vermessungen auf Dschilolo und einigen kleineren Inseln vorzunehmen. Da kein Regierungsschiff auf der Rhede lag, das in der nächsten Zeit dorthin segelte, nahm ich meinen Platz auf dem Barkschiff „die schöne Amalie", Kapitän Hendriks, das nach den Gewürzinseln bestimmt war und in wenigen Tagen unter Segel gehen sollte. Der Kapitän theilte mir die angenehme Nachricht mit, daß ich zahlreiche Reisegesellschaft haben würde, da noch vier Offiziere und ein Arzt der holländisch-indischen Armee, ein Geistlicher mit seiner Frau und ein Missionär die übrigen Plätze der Kajüte genommen hätten. — Am Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tag begaben sich sämmtliche Passagiere an Bord, da die „schöne Amalie" am nächsten Morgen in aller Frühe mit dem Landwinde, der jeden Morgen vom Gebirge her weht, die Rhede verlassen wollte. Ich kam zu spät an Bord, um noch am selben Abend die Bekanntschaft des mir noch unbekannten Theiles meiner Reisegefährten zu machen, zu welchem die beiden geistlichen Herren und die Lieutenants Engel und Meerfeld, zwei der mitreisenden Offiziere, gehörten, während ich mit dem Kapitän Bruins, dem Lieutenant Straaten und dem Militärarzt Stroombeek, den übrigen Passagieren, schon seit längerer Zeit bekannt war.

*) Hausblätter.

Das Rasseln und Poltern der Kette beim Aufwinden des Ankers weckte mich am andern Morgen, und als ich nach kurzer Toilette auf das Deck ging, war das Schiff schon in Bewegung und zog leicht und anmuthig vor dem frischen Morgenwinde in die offene See hinaus. Bald hatten sich sämmtliche Passagiere auf der Kampanje versammelt, und nachdem der Schiffskapitän die verschiedenen Herren mit einander bekannt gemacht hatte, entspann sich schnell ein lebhaftes Gespräch in der frischen, angenehmen Stimmung, die ein schönes, mit gutem Winde sich rasch fortbewegendes Schiff nie verfehlt, auf das Gemüth eines Landmenschen hervorzubringen, vorausgesetzt, daß dieser Landmensch nicht seekrank wird. Wir hatten aber sämmtlich schon so oft dem Gotte Neptun unsern Tribut bezahlt, daß wir alle seetüchtig waren und trotz dem besten Matrosen das Wiegen und Schaukeln des Schiffes vertrugen.

Beim Frühstück wurde unsere Gesellschaft durch die Gemahlin des Domine (Geistlichen), Herrn Schmit, vermehrt, die ihren Mann nach Amboina begleitete, wo derselbe eine Anstellung erhalten hatte. Der andere geistliche Herr, der Missionär Erard, wollte nach Monado, auf der Nordostküste von Celebes, gehen, wo eine Missionsanstalt etablirt war. Kapitän Bruins, Lieutenant Engel und ich gingen nach Dschilolo, während die Lieutenants Straaten und Meerfeld für Ternate bestimmt waren. — Gegen Mittag verloren wir sowohl die Küste von Java als auch die Insel Madura aus dem Gesicht, und als wir uns um fünf Uhr zur Tafel niedersetzten, war nichts als Himmel und Wasser zu sehen.

Kapitän Hendriks erklärte uns bei Tische daß er nördlich durch die Straße von Makassar segeln werde, theils wegen der in

dieser Jahreszeit herrschenden Ostwinde, die den kürzeren östlichen Curs sehr erschwerten, theils wegen des Herrn Crard, den er in Monado landen müsse. Die Reise würde zwar durch diesen Umweg beinahe um eine Woche verlängert, wir würden aber einigermaßen entschädigt werden durch den schönen Anblick und die herrlichen Scenerien, welche die Westküste von Celebes und die Ostküste von Borneo bei der Fahrt durch die Makassarstraße uns darbieten dürften. Da wir Passagiere sämmtlich nicht sehr große Eile hatten, unsere verschiedenen Bestimmungsorte zu erreichen, war uns die angekündigte Verlängerung der Reise durchaus nicht unangenehm, besonders da wir uns sehr bald zu einander gefunden hatten, wie dies auf Seereisen gewöhnlich leichter geschieht, als auf dem Lande. Man lebt ganz en famille mit einander, wenn die verschiedenen Elemente der Gesellschaft nur einigermaßen zu einander passen; man ist den ganzen Tag fast zusammen. Die häufigen Mahlzeiten an Bord eines Schiffes tragen auch viel zur Geselligkeit und zum schnellen Bekanntwerden bei; und dann vor allem diese köstlichen Abende auf der Kampanje! Nur ein Menschenfeind, ein menschenscheuer Sonderling könnte dem wohlthuenden, geselligen Einflusse eines solchen wundervollen Abends auf der Kampanje eines leicht dahinsegelnden Schiffes in den Tropen widerstehen. In angenehmem, leichtem Geplauder, bei einem Glas Wein oder Grog und dem Duft einer Manilla schwinden die Stunden unmerklich dahin, und oft überraschte uns Mitternacht und das Anschlagen der acht Glocken — d. h. hier die vierte Stunde oder das Ende einer Wache — und erinnerte uns daran, daß es Zeit sei, unsere Hängematten oder Kojen aufzusuchen.

Bei Tage wurde gelesen, gespielt, geschlafen, und wenn die Hitze nicht zu arg war, unter dem Sonnenzelte auf und ab gegangen; die Abende wurden auf die eben angegebene Weise zugebracht, und so verflossen uns die ersten Tage auf die angenehmste Art.

Am fünften Tage gelangten wir in die Straße von Makassar und hatten bei dem ziemlich schwachen und unstäten Winde hinreichende Zeit, die Schönheiten der Küsten von Celebes und Borneo zu betrachten, um so mehr, da häufiges Wenden und Laviren uns in die Nähe bald der einen, bald der anderen Küste brachte. Nach drei Tagen hatten wir die Straße passirt, die Nordwestspitze von Celebes doublirt und begannen nun einen östlichen Curs zu nehmen, um das nächste Ziel unserer Reise, Monado, zu erreichen.

Als wir am Morgen des neunten Tages nach dem Frühstück auf Deck kamen, sahen wir unsern ersten Steuermann eifrig beschäftigt, mit dem Fernrohr den nördlichen Horizont zu betrachten. „Es war mir vorhin so," sagte er zum Kapitän, „als ob ich zwei Segel dort gesehen hätte; sie sind aber jetzt verschwunden, denn ich kann sie beim besten Willen nicht wiederfinden. Ich kann mich auch getäuscht haben, glaube es aber schwerlich." — „Geben Sie mir das Glas, ich will selbst nachsehen. In dieser See muß man vorsichtig und mißtrauisch sein, wenn man ein fremdes Segel sieht. Trotz aller schönen Berichte unserer Kreuzer, und trotz dem Aufhängen einiger von den Schuften treiben doch die Seeräuber von Sulu vor wie nach ihr Unwesen, und wir sind hier kaum hundert Meilen von ihren Inseln und Schlupfwinkeln entfernt."

Mit diesen Worten stieg der Kapitän in die Wanten des Besanmastes und betrachtete aufmerksam durch sein Glas den Horizont in der angegebenen Richtung. Auch wir holten unsere Fernrohre hervor und ahmten das Beispiel unseres Kapitäns nach. Wohl eine Viertelstunde verging, bevor dieser wieder zu uns herabkam. „Es liegen dort im Nordosten zwei Fahrzeuge," bemerkte er, als er auf der Kampanje war, „des Dunstes am Horizont wegen kann ich aber nicht unterscheiden, von welcher Art dieselben sind. Binnen wenigen Stunden werden wir indeß darüber im Klaren sein, denn ich will etwas nördlicher abhalten lassen." — Als Mittags die Sonnenhöhe genommen war, ergab die Berechnung, daß wir uns auf ungefähr 3 Grad N. B. und 120 Gr. W. L. von Greenwich befanden, also gegen 25 Meilen von der Nordküste der Insel Celebes entfernt.

Digitized by Google

Wie unser Kapitän vorausgesagt hatte, konnten wir bald von der Kampanje aus zwei Schiffe in nordöstlicher Richtung sehen, die sich bei dem sehr flauen Winde langsam näherten. Es waren, wie man mit Hülfe des Fernrohrs bemerken konnte, zwei große einheimische Fahrzeuge, Praauwen, mit einem hohen Maste und großem dreieckigem Segel.

Nach längerem aufmerksamen Betrachten der beiden fremden Segel sagte Kapitän Bruins zum Schiffskapitän: „Wenn ich mich nicht täusche, so sind jene Beiden zwei sulusche Räuberpraauwen. Ich habe soeben an Bord der einen eine große Anzahl Köpfe gesehen, viel mehr, als zur gewöhnlichen Bemannung einer Handelspraauw erforderlich sind.“ — „Sie haben ganz Recht, Kapitän. Auch ich habe den Charakter der beiden Praauwen gleich erkannt, wollte aber die Herrschaften nicht vor der Zeit beunruhigen. Wenn der Wind nur ein wenig auffrischt,“ fuhr Kapitän Hendriks fort, als er einige Unruhe auf den Gesichtern seiner Passagiere bemerkte, „so haben wir nicht das Geringste von jenen Burschen zu fürchten. Die „schöne Amalie“ segelt viel zu gut, um sich von solchen plumpen Fahrzeugen einholen zu lassen, wenn sie nur etwas Wind hat.“

„Ich habe aber noch immer gehört, daß die suluschen Seeräuber vorzugsweise leichte und sehr schnellsegelnde Praauwen haben,“ bemerkte der Lieutenant Straaten, „und weiß dies auch aus Erfahrung, denn ich bin einmal auf einem Gouvernements-Kreuzer mit ihnen in einem kurzen Gefecht gewesen, aus welchem sie sich mit so großer Geschwindigkeit zurückzogen, daß wir ihnen sehr bald nichts mehr anhaben konnten.“ — „Das kann sein,“ erwiderte Kapitän Hendriks, „und ich will auch das Schiff in den Stand setzen, allen Eventualitäten mit Nachdruck begegnen zu können.“ — Während der Kapitän den Steuermännern und dem Bootsmanne, einem riesigen Friesländer, die nöthigen Befehle ertheilte, waren wir bemüht, Frau Schmit und die beiden geistlichen Herren zu beruhigen, die sehr ängstlich geworden waren, als sie die vier Karronaden auf dem Hinterdeck zum Gefecht klar machen sahen, sowie Flinten und Säbel am Hauptmast niederlegen. — „Sie können ganz ruhig sein, Frau Schmit,“ tröstete Kapitän Bruins, „wenn die Schufte sehen, daß wir vorbereitet sind, sie zu empfangen, werden sie es nicht wagen, uns anzugreifen.“

„Sie können es mir nicht verargen, Kapitän,“ entgegnete die Dame, „daß ich ängstlich bin; ich habe so viel gehört und gelesen von den schauderhaften Grausamkeiten und den blutdürstigen Schandthaten der Sulu-Räuber, daß ich außer mir gerathe bei dem Gedanken an die Möglichkeit, in die Hände dieser Wilden zu fallen.“ — „Wie ich noch kürzlich in Batavia von einem Seeoffizier gehört,“ bemerkte Herr Erard, „sollen die Seeräuber in letzter Zeit nicht mehr, wie früher, alle ihre Gefangenen massacriren, besonders Europäer nicht, sondern dieselben mit nach ihren Inseln nehmen, um sich ihrer als Geißeln zu bedienen.“ — „Ja das ist war,“ bestätigte Kapitän Bruins. „Als vor zwei Jahren der „Aetna“ mit einigen Regierungs-Kreuzern das Hauptnest der Räuber auf Sulu zerstörte, fand man dort einige gefangene Europäer vor.“ — „Ich weiß nicht, ob ich nicht einen schnellen Tod der Gefangenschaft bei diesen schrecklichen Menschen vorziehen würde,“ bemerkte Frau Schmit schaudernd. — „Mit Gottes Hülfe werden wir vor einem so traurigen Loose wohl bewahrt bleiben, liebe Frau,“ bemerkte der Domine. „Doch hier kommt der Hofmeister, um uns das Diner anzukündigen. Wir wollen uns nicht durch frühzeitige Angst den Appetit verderben lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zur Weihnachts-Literatur.

Auf dem Weihnachtsbüchermarkt, der natürlich wieder mit Kinder- und Jugendschriften am reichlichsten versehen ist, begegnet uns in diesem Jahre auch einer unserer pfälzischen Landsleute. Karl Otto Thelemann ist es, früher Pfarrer zu Iggelheim und Winnweiler, jetzt in Erlangen. Von ihm sind zwei kleine Bändchen: „Erzählungen aus der Pfalz“, bei Steinkopf in

Stuttgart erschienen, die uns in ihrer schlichten Art und Weise um so mehr angemuthet haben, als sie uns so recht in das heimathliche Volks- oder Dorfleben hineinführen und an geeigneter Stelle den ächten pfälzischen Volkston glücklich zu treffen wissen. Die erste der vier kleinen Erzählungen, „Reiterlud", ist wohl vielen Lesern der Palatina schon aus dem Retscheralmanach bekannt; die zweite führt uns in die Umgebung von Bergzabern auf die „Böhemmerjagd"; die dritte schildert kurz und in schlichtester Weise „ein Vogelleben", nämlich das Leben und Sterben eines armen Mannes, Namens Vogel; und die vierte, die wir als die anziehendste bezeichnen möchten, führt den Titel „die Sternbuben" und versetzt uns in die Vogesenthäler hinter Klingenmünster und in die unerquickliche Zeit des Jahres 1849. Diese für das Volk wahrhaft poetischen Figuren der Stern- oder Dreikönigsbuben haben schon mehre Erzählungen hervorgerufen, die eben in jener Gegend unseres Wasgaugebirges spielen. Der dort heimische Dichter August Becker hat vor Jahren eine recht nette Erzählung unter dem Titel „die Sternbuben" in Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd veröffentlicht. Diese hat dem bekannten fruchtbaren Jugendschriftsteller Gustav Nieritz den Grundstoff zu der etwas weiter ausgesponnenen Erzählung „Stern, Stab und Pfeife" gegeben, und hier haben wir nun eine dritte, unabhängig von den beiden andern und anziehend durch ihren Inhalt, wie durch volksthümliche Form und Sprache. Jedenfalls hat Thelemann durch die vorliegenden Erzählungen den Beweis geliefert, daß er das Volksleben kennt und das Zeug dazu hat, anziehende und auch wirksame Bilder aus demselben in volksthümlicher Weise auszugestalten, so daß wir uns freuen werden, wenn es mit seinen „Erzählungen aus der Pfalz" nicht bei den zwei ersten Bändchen bleibt.

Miscellen.

Durch die Zeitungen läuft folgende heitere Anekdote, deren Schauplatz angeblich Baden-Baden in dem letzten Sommer gewesen sein soll. In der Nähe des grünen Tisches sahen ein reicher Franzose und seine Gemahlin als aufmerksame Zuschauer. „Wie wär's," sagte endlich die Dame laut scherzend zu ihrem Gemahl, „wenn ich einmal auf mein Alter spielte?" — „Ja," antwortete der Franzose, „das ist ausgemacht, eine Frau, die zum ersten Mal ihre Alterszahl besetzt, gewinnt immer." Alles schaut auf, um zu sehen, welche Nummer die Dame besetzen werde. Sie zieht aus einer Börse zwei Louisd'or und setzt dieselben auf Dreißig. „Sechsunddreißig!" lautet nach einer erwartungsvollen Pause der Ruf des Croupiers. „Siehst du?", sagte der Herr, sich an seine Frau wendend, „wärst du aufrichtig gewesen, so hättest du zweiundsiebzig Louisd'or gewonnen."

Die „Newyork World" schreibt: „Es sind täglich 4,000,000 Dollars erforderlich, um unsere (der Union) Ausgaben zu bestreiten. 4,000,000 Dollar-Scheine, der Länge nach nebeneinander gelegt, würden sich über eine Strecke von 431 englische Meilen erstrecken und in 54 Tagen den ganzen Erdball umspannen. In einem Jahre würde ein etwa 20 Zoll breiter aus Dollar-Billets bestehender Gurt gebildet sein, der sich um die ganze Erde, d. h. auf einer Strecke von 24,000 Meilen hinzöge. Ein Eisenbahnzug würde täglich 12 Stunden in der Geschwindigkeit von 36 Meilen per Stunde zu fahren haben, wenn er die mit den Dollar-Scheinen, welche zur Bestreitung der Kriegskosten täglich ausgegeben werden, bedeckte Strecke zurücklegen wollte."

Logogryph.

Mit lieblichem Klang erfreut es Dein Ohr;
Wenn aber es Anfang und Ende verlor,
So klingt es zwar dennoch zuweilen recht schön,
Doch will es in Dir den Betrogenen seh'n.

Auflösung der Charade in № 122:
Niederkirchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 124. Speyer, Dienstag, 16. Dezember 1862.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

(Fortsetzung.)

Als die Sonne unterging, hatten sich die beiden verdächtigen Fahrzeuge nur wenig genähert; indeß wurde der Wache dennoch die größte Wachsamkeit anempfohlen, da es bei dem sehr flauen Winde leicht möglich war, daß die Praauwen, wenn sie feindselige Absichten gegen uns hegten, versuchen würden, mit Hülfe ihrer langen Ruder zu uns heranzukommen. Bald ging der Mond auf und gestattete wenigstens den nächsten Umkreis des Schiffes genau zu beobachten. An geeigneten Punkten waren mit Gewehren bewaffnete Matrosen aufgestellt, um ein unbemerktes Herannahen des Feindes zu verhindern. Auch wir Passagiere hatten uns mit unseren Pistolen versehen und dieselben, sowie einige Schiffssäbel auf der Kampanje in Bereitschaft gelegt; selbst die beiden Geistlichen hatten sich bewaffnet. Wir hatten beschlossen, die Nacht auf dem Verdeck zuzubringen, um bei einem Angriffe gleich bei der Hand zu sein.

Gegen zehn Uhr Nachts hatten wir uns, ermüdet durch die Anregung, in der wir den Tag über zugebracht, auf ein altes Segel hingelegt und waren bald eingeschlafen. Wir mochten eine Stunde geschlafen haben, als Kapitän Hendriks uns weckte. „Stehen Sie ganz leise auf, meine Herren, die Praauwen nähern sich uns; man kann sie zwar noch nicht sehen, vor einem Augenblicke aber hörte ich noch ganz deutlich Ruderschlag. Machen Sie ja kein Geräusch, denn man kann in der Nacht auf dem Wasser sehr weit auch das leiseste hören, besonders bei einer solchen unglückseligen Windstille.

Wir stiegen langsam von der Kampanje auf das Hinterdeck herab, wo wir bereits die ganze Equipage des Schiffes, 22 Matrosen, die beiden Steuerleute und den Bootsmann, versammelt fanden. Der Kapitän hielt eine kurze, leise Ansprache an seine Leute und forderte sie zum hartnäckigsten Widerstande in dem bevorstehenden Kampfe auf, da sie auf keine Gnade von den Räubern zu rechnen hätten. Kapitän Bruins, Lieutenant Engel und ich wurden auf unsere Bitte den beiden Backbordkarronaden zugetheilt, während die Herren Straaten und Meerfeld, sowie der Doktor mit den beiden Geistlichen die Bedienung der Steuerbordkanonen übernahmen. — „Lassen Sie die Kerle recht in sichere Schußweite kommen, bevor sie feuern; wir wollen versuchen, sie in Grund zu schießen. Die Geschütze sind mit Vollkugeln geladen," flüsterte der Kapitän.

An dem Bugspriet, dem schwächsten Punkte des Schiffes, übernahm der Obersteuermann mit einer auserlesenen Schaar die Vertheidigung, während der Kapitän wieder auf die Kampanje stieg, um einen freieren Ueberblick zu haben. Munition lag in hinreichender Menge zwischen den Geschützen.

„Es wird einen harten Strauß geben," flüsterte mir Kapitän Bruins zu, der neben mir an einer Karronade stand. „Ich kenne diese braunen Schurken, sie sind verwegen und wild wie der Teufel, und wenn es uns nicht gelingt, wenigstens eine Praauw zum Sinken zu bringen, so kann es uns schlimm ergehen. Ein guter Wind wäre jetzt unendlich viel werth für uns. Doch still, hören Sie dort nicht Ruderschlag?" Ich horchte genau auf und konnte bald deutlich das Geräusch von Rudern vernehmen.

In diesem Augenblicke trat Kapitän Hendriks zu uns und flüsterte uns leise zu,

damit die umstehenden Matrosen seine Worte nicht hören sollten: „In einer Viertelstunde haben wir die Räuber an Bord. Ich habe eben durch mein Nachtrohr deutlich die beiden Praauwen gesehen, sie sind sehr groß und dicht bemannt. Sie beide, meine Herren, sind alte Soldaten, und ich brauche mich Ihnen gegenüber nicht zu geniren: unsere Lage ist eine sehr verzweiflungsvolle und wir sind verloren, wenn der Wind nicht auffrischt. Indeß wollen wir unsere Haut so theuer wie möglich verkaufen und alles versuchen, uns die Hallunken so lange als möglich vom Halse zu halten. Ich werde das Schiff ein wenig auflaufen lassen, damit Sie feuern können, sobald die Praauwen in den vom Monde erhellten Kreis treten; vielleicht ziehen sie sich zurück, wenn sie uns vorbereitet finden." — In diesem Augenblicke meldete der Obersteuermann, daß er eine der Steuerbordkanonen nach vornen an den Bug habe bringen lassen, um diesen schwachen Punkt zu verstärken.

Kaum hatte das Schiff seinem Steuer gehorcht und ein wenig sich gedreht, als uns der Kapitän, der wieder nach der Kampanje zurückgekehrt war, leise zurief: „Aufgepaßt, sie kommen!" — Wir sahen scharf durch die Kanonenluke und bemerkten deutlich die beiden feindlichen Fahrzeuge, die eben aus dem dunklen Horizont in das helle Wasser traten und, vielleicht hundert Schritte von einander entfernt, stetig auf uns zuruderten. Schnell nahmen Kapitän Bruins und ich unser Ziel und zwar, nach des ersteren sehr richtiger Idee, beide dieselbe Praauw, um durch ein vereintes Feuern zu versuchen, wenigstens eins der Fahrzeuge in Grund zu bohren. „Feuer!" commandirte Bruins, und plötzlich wurde die fast unheimliche Stille, die bis dahin geherrscht hatte, durch das donernde Gebrüll unserer Geschütze unterbrochen.

„Bravo, bravo!" schrie Kapitän Hendriks von der Kampanje herab. „Das hat gut getroffen! Auf der einen Praauw herrscht große Verwirrung!" — Ein furchtbares Geheul und Geschrei antwortete unsern beiden Schüssen von den Praauwen her. — „Kugeln und Kartätschen!" commandirte Kapitän Bruins, und nach zwei Minuten: „Feuer!" und zischend flog das Eisen über das Wasser an Bord des feindlichen Fahrzeuges. — „Aufgepaßt am Steuerbord!" schrie Kapitän Hendriks. „Die unbeschädigte Praauw hat sich von ihrem Gefährten getrennt und will uns von der andern Seite oder am Bug angreifen!"

Noch einmal hatten wir gefeuert und konnten jetzt deutlich sehen, daß das von uns beschossene Fahrzeug nicht mehr vorwärts rückte und große Verwirrung an dessen Bord herrschte. „Munter, munter!" schrie Bruins. „Gebt den Schuften den Rest!" — Wir warfen die hinderlichen Röcke und Jacken fort und bearbeiteten unausgesetzt mit unseren beiden Kanonen die feindliche Praauw, bis nach einigen Minuten Kapitän Hendriks rief: „Hurrah, sie sinkt, sie sinkt! Die See wimmelt von weißen Turbans!" — Wir holten einen Augenblick Athem und trockneten uns den triefenden Schweiß ab, und wollten eben auf die schwimmend sich uns nähernden Räuber mit Kartätschen feuern, als das laute Getöse des Kampfes, der sich in diesem Augenblick am Bug entsponnen hatte, unsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkte.

„Bleiben Sie mit sechs Mann hier, Mynheer Engel," befahl Kapitän Bruins dem jungen Offizier, „und halten Sie mit Kartätschen die Schwimmer dort zurück; wir Andern wollen nach vorne gehen, Kapitän Hendriks ist, wie ich sehe, auch dorthin geeilt."

Ein hitziger Kampf, Mann gegen Mann, hatte sich auf dem Vorderschiff entsponnen. Den Seeräubern war es trotz des heftigen Feuerns gelungen, das Bugspriet und das Gallion zu erklimmen, und sie wälzten sich nun, wohl sechszig Mann an der Zahl, auf das kleine Häuflein der Vertheidiger. Kapitän Hendriks, der Obersteuermann und der Bootsmann, jeder mit einem Enterbeil bewaffnet, fochten wie die Helden; und als wir mit dem größten Theil der Bedienungsmannschaft der Karronaden mit Pistolen, Säbel und Beilen auf die eingedrungenen Feinde stürzten, gelang es uns, dieselben etwas zurückzudrängen.

Es war ein wüthendes Handgemenge, dieser Kampf mit der blanken Waffe gegen

die dunklen, behenden Malayen die unter lautem „Amok, Amok"-Geschrei (schlag todt) sich immer wieder von Neuem, mit dem Kriß in der Hand, auf uns warfen. Dennoch wäre es uns sicherlich gelungen, die Angreifer in ihr Fahrzeug zurückzutreiben, wenn nicht in diesem Augenblick ein lautes Geschrei über das Wasser aus geringer Entfernung zu uns herüber geschallt wäre und ein kurzer Blick uns die schreckliche Gewißheit gegeben hätte, daß eine dritte, stark bemannte Räuber-Praauw sich uns von Südosten her näherte und kaum einen Büchsenschuß entfernt war. Unter diesen Umständen war es unmöglich, das Vorderschiff zu halten; durch einen kräftigen Angriff trieben wir den eingedrungenen Feind über das Gallion hinaus und zogen uns dann schnell auf den Zuruf des Kapitäns Hendriks nach dem Hinterdeck und der Kampanje zurück.

Hier fanden wir den Lieutenant Engel mit seiner handvoll Leute im hitzigsten Kampfe mit den von allen Seiten das Schiff erkletternden Räubern der zusammengeschossenen Praauw; wacker unterstützten die beiden Geistlichen die Vertheidiger und hieben mit ihren Enterbeilen muthig den Angreifern auf die Köpfe.

Der Feind auf dem Vorderdeck gönnte uns einen Augenblick Ruhe, die wir benützten, Gewehre und Pistolen wieder zu laden; doch kaum waren wir hiermit fertig geworden, als die dritte Praauw das Schiff erreichte, ihre zahlreiche Bemannung an Bord kletterte und der gesammte Haufe unserer Feinde, wohl über hundert an der Zahl, auf uns losstürmte.

Kapitän Bruins, ein in den Kriegen Ostindiens erfahrener Offizier, hatte eine der Karronaden mittschiffs bringen und mit Kartätschen ganz voll laden lassen. Als nun die dichte Masse der Räuber vorwärts drang, gab Bruins Feuer und richtete durch diesen einzigen Schuß eine solche Verheerung an, daß die Feinde stutzten und zurückwichen. Leider ließen sich die Matrosen dadurch verleiten, sich auf die Weichenden zu stürzen, wodurch sie den Kapitän verhinderten, nochmals von dem Geschütz Gebrauch zu machen. Und dennoch wäre uns vielleicht der Sieg geblieben, wenn der Feind nicht zu unserem Unglück auch mit Feuerwaffen versehen gewesen wäre. Wir hatten die Masse der Räuber schon bis vor den Hauptmast zurückgedrängt, als wir aus der niederen Takelage und von der Verschanzung herab ein so heftiges Gewehrfeuer erhielten, daß wir wieder zurückweichen mußten. Nun stürzte sich die ganze Schaar der Räuber mit unwiderstehlicher Gewalt auf unser sehr gelichtetes Häuflein, so daß wir bis an den Fuß der Kampanje zurückgetrieben wurden. In diesem Augenblicke erhielt ich einen Schuß in die linke Schulter und einen schweren Schlag auf den Kopf, so daß ich besinnungslos niedersank. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Theatercensur in England.) Im Lande der Preßfreiheit, in England, existirt noch eine Censur — die Theatercensur, die zum Ressort des Oberkammerherrn gehört, der sein Amt mit drakonischer Strenge verwaltet. So unterliegen alle der heiligen Schrift entlehnten Themata einem unerbittlichen Ostracismus; Rossini's „Moses in Egypten" mußte in „Zoroaster", Verdi's „Nabucodonosor" in „Nino" umgetauft werden, ehe sie die Bretter von Ihrer Majestät Theater betreten durften. Aber auch auf dem Gebiet der profanen Geschichte findet von Seiten des kammerherrlichen Obercensors eine nicht weniger sorgsame Bevormundung statt. Während selbst in Preußen das Verbot, Mitglieder der königlichen Familie auf die Bühne zu bringen, allmählig in Vergessenheit geräth, wird es in England sogar in Bezug auf fürstliche Personen aufrecht erhalten, die mit der jetzt regierenden Dynastie eigentlich in keiner Verbindung stehen. Wir erfahren z. B. aus der Times, daß Scribe's bekanntes Stück „Das Glas Wasser" bisher in London nicht zur Aufführung gelangen konnte, weil die Königin Anna (gestorben 1714!) darin auftritt und ihr zärtliche Gefühle zugeschrieben werden, die dem Herrn Oberkammerherrn für eine englische Königin höchst unpassend schienen. In einer Version des Scribe'schen Lustspiels, die jetzt im Princeß-Theater gegeben wird, ist daher die

Handlung nach Liſſabon verlegt, die Königin von England in eine Königin von Portugal, die Herzogin von Marlborough in eine Herzogin von Marialon, Lord Bolingbroke in einen Don Eſtevan verwandelt. Wenn man bedenkt, daß Shakeſpeare unter der Regierung Eliſabeth's ſogar den Vater und die Mutter der Königin ungehindert auf das Theater bringen konnte, ſo muß man geſtehen, daß England in dieſer Beziehung ſeit den letzten paar Jahrhunderten bedeutende Rückſchritte gemacht hat.

---

§. (Für die Beſchwerden der Wintertage) den Leſern der Palatina vielleicht einige Hilfe oder Erleichterung zu verſchaffen, iſt der Zweck der nachſtehenden Zeilen. Oft dient ja ein einfaches Hausmittel mehr zur Bewältigung körperlicher Gebrechen, als eine mühſame ärztliche Kur. Einige, die erprobt ſind, ſollen hier genannt werden.

Wer in den trüben nebligen Tagen und langen Nächten an Athem leidet und mit Beengung zu kämpfen hat, der verſuche es doch mit dem Salpeterpapier. Eine Hand groß davon im Zimmer verbrannt und den durch die Luft ziehenden Dampf eingeathmet, hat ſchon manchem Engbrüſtigen große Erleichterung verſchafft, unzweifelhaft in Folge des reichlichen Sauerſtoffgaſes, das der Salpeter beim Verbrennen entwickelt. Man laſſe ſich das Papier in einer Apotheke machen, kann es aber auch ſelbſt bereiten, indem man reines Waſſer mit Salpeter ſättigt, weiches Papier (am beſten weißes Filtrirpapier) hineinlegt und dieſes dann trocknen läßt.

Welch eine Plage die erfrornen Hände und Füße in den Wintertagen ſind, weiß nur der nicht, der noch keine gehabt hat. Viele Mittel werden dagegen angewendet, häufig ohne Erfolg. Einſender dieſes hat in ſehr zahlreichen Fällen mit dem beſten Erfolge eine Flüſſigkeit empfohlen, die in jeder Apotheke zu bekommen iſt. Man laſſe ſich nur zu gleichen Theilen miſchen: Acidum aceticum concentratum camphoratum und Spiritus vini rectificatissimus. Nur halte man darauf, daß man dieſe Ingredienzen bekommt, und keine ſchwächern, oder von ihnen auch nur durch eine Benennung abweichenden. Damit werden die erfrorenen Stellen Morgens und Abends tüchtig eingerieben. Wunde Plätze muß man aber vermeiden.

Der Umlauf oder Wurm am Finger iſt zwar zu jeder Zeit eine große Plage, am ärgſten aber doch im Winter, zumal für Solche, die in der Näſſe und Kälte arbeiten müſſen. Wer ſich um einen ſolchen wehen Finger einen Umſchlag macht, beſtehend aus friſchem Sauerteig, wohl zerdrückter Peterſilie und gutem Nußöl, welche Stoffe zu einem geſchmeidigen Teige durchgearbeitet ſein müſſen, und dann dieſen Umſchlag erneuert, ſo oft er trocken werden will, der wird in den meiſten Fällen Linderung der Schmerzen und raſchere Heilung zu hoffen haben.

Naſſe Füße endlich ſind zwar keine Krankheit, aber die Urſache von ſehr vielen. Da dieſe aber von kranken Schuhen herrühren, ſo dürfte Manchem auch ein Mittel willkommen ſein, durch das er mit leichter Mühe und geringen Koſten ſeine und ſeiner Kinder Schuhe feſter und dauerhafter machen kann. Er nehme vom ſtärkſten Leinölfirniß, erwärme dieſen und beſtreiche damit, im Sommer an der Sonne, im Winter an der Ofenwärme, die vorher wohlgetrockneten Sohlen ſeiner Schuhe und Stiefel. Das wiederhole er ſo oft, bis kein Firniß mehr einzieht und laſſe dann den letzten auf der Oberfläche, die man auch noch mit feinem Sande beſtreuen kann, wohl trocknen. Dadurch wird das Leder waſſerdicht und hält wohl um ein Drittel länger als das gewöhnliche Sohlleder. Will man nach 6 bis 8 Wochen die Operation wiederholen, ſo iſt es um ſo beſſer. Auch die Sohlen der Filzſchuhe werden feſt und waſſerdicht, wenn man den Filz mit dieſem Firniß tüchtig tränkt, dann die Oberfläche mit feinem Sande beſtreut und das Ganze an der Wärme trocknen läßt.

Möge das Mitgetheilte nicht ohne Nutzen ſein!

Auflöſung des Logogryphs in № 123:

Flügel. Lüge.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 125. Speyer, Donnerstag, 18. December 1862.

*Trost an Uhland's Grabe.

Für seinen Freund, den Naturdichter Carl Mayer in Tübingen.

Schwand er Dir in ungemess'ne Fernen,
Den Dein ganzes volles Herz geliebt?
Sucht Dein Blick ihn unter jenen Sternen,
Wo den Geist kein Erdenwahn mehr trübt,
Harmonie'n um lichte Thaten schweben,
Und wohin auf Seraphsflügeln schon
Ihm voraus sein Seelenfreund im Leben,
Weinsberg holder Genius*) entfloh'n?

Was das Dasein seelenvoll beweget
In des Lebens schönster Blüthenzeit,
Was der Größe Keim im Busen pfleget,
Hatte Uhland seinem Freund geweiht.
Aus des Wissens tiefgesenkten Schachten
Trug er Dir das Gold der Treue zu;
Und der großen Seele höchstes Trachten
War Dein Beifall, und sein Stolz warst Du!

Und nun ist der Schleier weggesunken,
Hoch empor der lichte Geist geschwebt!
Ach, entsteigt der Gruft kein Lebensfunken,
Der mit Glanz des Freundes Herz durchbebt?
Stumm für immer ist sein Mund; verklungen
Seine Brust, die reiche Spenderin
Gold'ner Lieder, die auf tausend Zungen
Leben, und in tausend Herzen glüh'n.

Tröstung wollt' ich spenden, und nur weinen
Kann mein tiefbewegtes Herz mit Dir
Um den Hohen, Herrlichen und Reinen,
Unsers Vaterlandes Schmuck und Zier!
Ach, um ihn, an dessen Liedermunde
Stolz und zärtlich jedes Auge hing,
Den vom Ortler bis zum Ottersunde
Gastlich-froh jedwedes Haus empfing! —

Blick hinab in's düst're Thal der Zeiten,
Dort verschlingt sich Euer Lebenspfad;
Was er sang, ist Saat für Ewigkeiten,
Der Gedanke reist aus ihr zur That.
Was Du ihm, und was er Dir gewesen,
Blühet zur Vollendung kühn empor;
Kann nicht mit ihm in der Gruft verwesen,
Was vom Licht kam, steigt an's Licht hervor!

Dort, wo Weltenbahnen sich vereinen,
Fließt auch in die Deine seine Bahn;
Auch der stille Lebensbach der meinen
Rinnt, ein Tröpfchen, in den Ocean.
Deren Seelen innig sich empfunden,
Knüpft die Zukunft fest und fester nur.
Ew'ger Ruhm ist Frucht von heil'gen Stunden,
Unvertilgbar hoher Geister Spur.

Gleich der Vorzeit hehren Zwillingssternen
Hoch am Freundschaftshimmel schwebet Ihr!
Sehnend strebt in diese hellen Fernen
Edler Jugend schüchterne Begier!
Und so lange deutsche Sprache tönet,
Deutsches Lied die Herzen stärkt und eint,
Deutschland seine Dichter ehrt und krönet,
Nennt man Uhland, nennt man seinen Freund!

Waldfischbach. A.

*) Justinus Kerner.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

(Fortsetzung.)

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Hintertheile einer der beiden Praauwen auf dem Boden ausgestreckt; neben mir kniete der Doktor Stroombeek, wusch die Wunde an meiner Schulter mit Seewasser aus und legte einen leichten Verband an; die Schmerzen dieser Operation hatten mich wahrscheinlich

wieder zur Besinnung gebracht. Als ich meine Gedanken etwas gesammelt hatte, bemerkte ich außer dem Doctor noch den Kapitän Bruins, den Bootsmann und zwei Matrosen der „schönen Amalie" neben mir, sämmtlich mit auf dem Rücken gebundenen Armen und blutigen Gesichtern. Der Doktor schien ganz unverletzt zu sein, während der Kapitän eine breite Hiebwunde über Stirn und Wange und die drei Seeleute ebenfalls mehr oder weniger schwere Verletzungen im Gesichte hatten. Als ich mich etwas aufrichtete, um mich umschauen zu können, bemerkte ich in geringer Entfernung die zweite Praauw, die, wie wir, rasch vorwärts ruderte; von der „schönen Amalie" war keine Spur zu entdecken.

Auf mein Befragen erfuhr ich vom Doktor, daß sich auf der anderen Praauw Kapitän Hendriks, schwer verwundet, mit Herrn und Frau Schmit nebst drei ebenfalls verwundeten Matrosen befinde; der Oberstenermann nebst Herrn Erard und der ganzen übrigen Equipage sei in dem furchtbaren Kampfe am Fuße der Kampanje geblieben. Die „schöne Amalie" war des werthvollsten Theiles ihrer Ladung, der Waffen und Munition beraubt und dann in Brand gesteckt worden. — Das waren traurige Nachrichten! Dabei noch die Ungewißheit über unser eigenes Schicksal — vielleicht ein martervoller Tod zur Sühne für die gefallenen und ertrunkenen Seeräuber, im glücklichsten Falle eine lange, qualvolle Gefangenschaft! Die Mienen meiner Leidensgefährten drückten tiefe Niedergeschlagenheit aus, mit Ausnahme des Kapitän Bruins, der in finsterem Schweigen dasaß, und auf dessen Gesicht mehr Wuth als Hoffnungslosigkeit zu lesen war.

Seufzend legte ich mich wieder nieder, da mein heftig schmerzender Kopf mir es unmöglich machte, länger aufrecht zu bleiben; ich versank bald, überwältigt von Mattigkeit, in eine Art Halbschlummer. Als ich gegen Morgen erwachte, blies ein frischer Wind, mit dessen Hülfe die beiden Praauwen schnell dahin segelten. Wir erhielten während des ganzen Tages nur eine Handvoll Reis zu unserer Nahrung und etwas kaum trinkbares Wasser, so daß wir, wenigstens ich, entsetzlich vom Durste geplagt waren, zumal wir ohne allen Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne blieben. Mit Ausnahme des Doktors sprach fast niemand von uns ein Wort, und auch unsere Sieger schienen sich gar nicht um uns zu bekümmern; nur einigemal wurde der Doktor nach dem Vordertheile des Schiffes geholt, um einigen schwer verwundeten Räubern seinen Beistand zu leihen. Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß am Morgen der Leutenant Engel zu uns gebracht wurde; der arme junge Mann hatte eine schwere Verwundung in der Brust erhalten und war während der Nacht ganz unbeachtet im Vordertheile der Praauw liegen geblieben.

Am Morgen des zweiten Tages erreichten wir eine Insel. Wie wir später erfuhren, war es Sulu, die Hauptinsel dieser ganzen Inselreihe, welche sich von der Nordostküste Borneo's bis zur Westküste der Insel Mindanao hinzieht, und die bekannt ist unter dem Namen der suluschen Inseln und berüchtigt wegen des räuberischen und wilden Charakters ihrer Bewohner. Eine große Anzahl Männer und Weiber empfing mit lautem Jubel die beiden Fahrzeuge. Wir Gefangenen wurden sofort an's Land gebracht, von einer wild dreinblickenden Schaar in Empfang genommen, in einen wenige Minuten vom Strande entfernten Kampong geführt und dort sämmtlich in einer großen Hütte eingesperrt. Wie wir später erfuhren, hatten wir diesem schnellen Einsperren, einer Maßregel des obersten Anführers der Räuberexpedition, unser Leben zu verdanken, da die Verwandten der auf der zusammengeschossenen Praauw gebliebenen und ertrunkenen Seeräuber, unter denen sich ein angesehener Häuptling befand, durch ihren Verlust so in Wuth geriethen, daß sie unsern sofortigen Tod als Sühne verlangt hatten.

Das Wiedersehen mit den Gefangenen der zweiten Praauw war ein sehr trauriges. Der arme Kapitän Hendriks war ganz untröstlich über den Verlust seines schönen Schiffes und den Tod so vieler von seinen wackeren Leuten. Am ergebensten in ihr Schicksal waren Herr und Frau Schmit; besonders die letztere, beruhigt durch das Zusammensein mit ihrem Manne, ertrug

ihr Geſchick mit einer bewunderungswürdigen Ruhe, und tröſtete ſowohl durch liebreichen Zuſpruch als auch hauptſächlich durch ihr Beiſpiel frommer Ergebenheit mehrere von den jüngeren Gefangenen, die ſich finſterer Verzweiflung überlaſſen hatten. Von den fünfunddreißig Menſchen, die ſich an Bord der „ſchönen Amalie“ befunden hatten, waren nur dreizehn übrig geblieben, und auch von dieſen waren nur Herr und Frau Schmit, der Doktor und ein Matroſe ganz unverletzt; wir Uebrigen hatten mehr oder weniger ſchwere Verwundungen davongetragen. —

Gegen Mittag öffnete ſich die Thüre unſeres Gefängniſſes, wir wurden unter das leichte Vordach, das die ganze Hütte umgab, geführt, und fanden dort einen reich gekleideten, bejahrten Malayen, umgeben von einem Dutzend kaum weniger koſtbar ausgerüſteter Männer. Es war der Radjah Sidin ben Hamet, der oberſte Häuptling der Sulu-Inſeln, mit ſeinen Häuptlingen. Auf den Wink des Radjah brachten uns einige Diener ein ziemlich reichliches Mahl, beſtehend aus Reis und gebackenen Fiſchen nebſt einer Anzahl Krüge friſchen Waſſers, eines Labſals, deſſen wir alle äußerſt bedürftig waren.

„Wer von euch ſpricht malayiſch?“ fragte Sidin ben Hamet, als wir unſere Mahlzeit beendigt hatten, in malayiſcher Sprache, dieſer Art lingua franca, die im ganzen indiſchen Archipel in den mannigfachſten Dialekten geſprochen wird. — Der Doktor, Herr Schmit und ich verbeugten uns zuſtimmend, während Kapitän Hendriks und Bruins unbeweglich ſitzen blieben, obſchon beide ſehr gut malayiſch ſprachen. — „Gut!“ machte der Radjah. „Meine tapferen Krieger haben euer Schiff erobert, und, obſchon es in ihrer Macht lag, euch zu tödten, eures Lebens geſchont, weil ſie eben ſo gut als tapfer ſind.“ — „Nein! anak antjing (Hundeſohn)!“ rief Kapitän Bruins plötzlich wüthend dem Räuberchef zu. „Nein, nicht weil deine ſchurkiſchen Räuber gut und tapfer ſind, ſondern weil unſer Leben von großem Werthe für euch Hunde iſt! Ihr wollt damit Gnade für euch erkaufen, wenn die Schiffe der Orang Iwandah (Holländer) wieder hierher kommen, um euerem nichtswürdigen Treiben ein Ende zu machen!“

„Wer biſt du, daß du es wageſt, ſo mit Sidin ben Hamet zu ſprechen? Biſt du deines Lebens ſo müde?“ fragte der Räuber mit großer äußerer Ruhe den Kapitän, obgleich ſein dunkles Auge aufblitzte. — „Ich bin holländiſcher Offizier,“ erwiderte Bruins, „und ſage dir, daß blutige Rache für alles Unrecht und alle Leiden, die du mir und meinen Gefährten zufügſt, an dir und den Deinigen genommen werden wird. Der ſtarke Arm meiner Landsleute reicht weit.“ — „Wird er auch dorthin reichen, wohin ich dich bringen laſſen kann und werde, wenn du meine Güte mißachteſt?“ fragte der Radjah. — „Verſchlimmern Sie nicht unſere Lage noch mehr, Kapitän, durch die zwar gerechten, aber jetzt doch ganz unfruchtbaren Ausbrüche Ihres Zornes und durch Drohungen, die nur erbittern können,“ bat Domine Schmit. „Wir ſind bereit, deinen Willen zu hören, Radjah!“ fügte er gegen dieſen gewendet hinzu. —

„Du ſcheinſt vernünftiger zu ſein, als dein heißblütiger Freund,“ erwiderte der Räuberfürſt. „Vorläufig werdet ihr in dieſer Hütte bleiben, bis eure Wunden geheilt ſind; doch rathe ich euch, zeiget euch nicht außerhalb eurer Wohnung, denn es herrſcht große Erbitterung gegen euch unter einigen Familien des Kampongs. Für euere Bedürfniſſe werde ich ſelbſt ſorgen. Saget mir noch, wer und was ihr ſeid, dann will ich euch für heute der Ruhe überlaſſen.“ Nachdem wir dieſem Begehren willfahrt hatten, brach Sidin ben Hamet mit ſeinem Gefolge auf und ließ uns in dem ungeſtörten Beſitze der Hütte. Anfänglich wunderten wir uns, daß wir weder eingeſchloſſen wurden, noch eine Wache vor der Hütte uns beobachtete; ein kurzes Nachdenken ließ uns aber bald das Ueberflüſſige ſolcher Maßregeln einſehen, denn wie und wohin hätten wir fliehen ſollen?

Unſere erſte Sorge war, uns in der geräumigen Hütte häuslich einzurichten. Von den vier Gemächern, die dieſelbe enthielt, wurde eins für die Schwerverwundeten, Kapitän Hendriks, Lieutenant Engel und einen Matroſen, eingerichtet; ein zweites

Gemach wurde dem Schmit'schen Ehepaar überlassen, während wir Uebrigen uns in die beiden andern Kammern theilten Unser ganzes Ameublement bestand aus einer Anzahl Matten und einigen Wasserkrügen. Auf Anordnung unseres Doktors legten wir uns sämmtlich zum Schlafen nieder, und wachten erst gegen Abend auf, als der Radjah uns durch seine Diener ein reichliches Mahl, wieder aus Reis und Fischen bestehend, sandte.

Als wir unser Abendbrod unter dem Vordache verzehrt und die drei Kranken, die zu schwach waren, ihr Lager zu verlassen, versorgt hatten, legte Stroombeek auch uns leichter Verwundeten einen frischen Verband an und erlaubte uns, noch einige Stunden die Frische des Abends im Freien zu genießen.

„Unser Leben wenigstens scheint mir gesichert zu sein," bemerkte Frau Schmit im Laufe des Gesprächs, das sich allmälig entsponnen hatte. „Der Radjah der Räuber sieht gar nicht so wild und blutgierig aus, wie ich mir diese Menschen vorgestellt habe. Was wollen sie aber mit uns anfangen? Sie können uns doch nicht immer hier behalten?" — „Vielleicht wird man uns gegen ein hohes Lösegeld freilassen," sagte Herr Schmit. — „Glauben Sie das nicht, Domine," entgegnete Bruins. „Was ich heute Mittag im Zorne über unsere schmähliche Behandlung dem alten Schurken in's Gesicht gesagt habe, ist die Wahrheit gewesen — man wird uns hier gefangen halten, bis wieder einmal das Gouvernement es für gut findet, einige Schiffe herzuschicken, um diese Räubernester zu zerstören. Dann wird man uns benützen, um das Leben irgend eines gefangenen Sulu-Häuptlings durch unsere Freilassung loszukaufen." — (Forts. folgt.)

Miscelle.

Welche wichtige Rolle der Unterrock schon im vorigen Jahrhundert, lange bevor an die Kaiserin Eugenie noch zu denken war, gespielt hat, ergibt sich aus der nachstehenden eigenthümlichen Bittschrift, deren Original sich unseres Wissens noch gegenwärtig im Archiv zu Coblenz befindet. Dieselbe lautet nämlich:

Hochwürdigster, Großmächtigster, Unüberwindlicher Herr Kurfürst!

Euch thue ich kund und zu wissen, wie daß der Küsterdienst in Langen-Lonsheim nun Gottlob einmal ledig geworden ist, worauf ich so lange gewartet und ich solchen Dienst mehr als würdig bin, und auch Lust dazu habe. — Ja wenn Euer Kurfürstl. Durchlaucht nur erst meine Personne sehen sollte oder singen hörten, so würden Sie sagen, der Kerl meritirt meiner Seel ein Küster zu sein. — Daß aber in diesem Dorf der Schultheiß, der Bärenheuter, mein Feind ist, das macht Parol, daß meine Frau einen eben so rothen Rock mit weißen Schnüren trägt, als wie des Schultheißen seine Frau und sich deswegen bei den Haaren gerauset haben, meine Frau aber oben gelegen. Und wenn ich den Dienst bekomme, so mir gewiß denn angenehm ist, so will ich demnach meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen als des Schultheißen seine Frau hat, es mag den Hundsfutt verdrießen oder nicht. — Und wenn ich den Dienst habe, so denn dazu gewiß ist, so müßt Ihr, mein Hochgeehrtester Herr Kurfürst, es dem Schultheißen nicht zu wissen lassen, sonst stoßt der Hundsfott gewiß wieder alles um. Und hiermit Gott befohlen, und verlasse mich ganz gewiß darauf und verbleibe dem Hochwürdigsten Herrn Kurfürst mit Gnaden gewogen bis in mein Grab; sodann nicht ermangele mit meinen Gegendiensten weder bei Tag als Nacht als ein treuer Freund aufzuwarten.

Langen-Lonsheim, den 11. April 1788.

Euer Kurfürstl. Durchlaucht Dienstwilliger
Ernest Fundeer daselben.

Seiner Kurfürstl. Durchlaucht willigen dem Supplicanten, sofern er des Dienstes fähig ist, vor allen andern, nebst 6 Dukaten, den Dienst.

Räthsel.

Bisweilen, wenn ich blitzend krache,
Verkünd' ich Scherz und heit're Lust;
Doch meistens schleudert Haß und Rache
Aus mir den Tod in Feindes Brust.
Das Wort ist in anderer Deutung genommen,
Bedrängten als reichliche Spende willkommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 126. Speyer, Samstag, 20. December 1862.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott, das kann aber noch lange, lange dauern,“ bemerkte der Doktor. „Monate werden vergehen, bevor man auf Java Gewißheit über den Verlust der „schönen Amalie“ hat, da jede Spur des Schiffes verschwunden ist, und dann kann man doch auch nicht gleich auf die Vermuthung kommen, daß das Schiff von Seeräubern geplündert und in Brand gesteckt worden ist. Es können also viele Monate, wenn nicht Jahre vergehen, bevor das Gouvernement sich entschließt, das Schicksal der „schönen Amalie“ zu rächen.“

„Wir sind nun einmal außer Stande, selbst unser Loos zu ändern,“ sagte Frau Schmit, „und wollen dasselbe daher mit so viel Ruhe und Ergebenheit tragen, als in unsern Kräften steht, bis Gott uns aus der Gefangenschaft erlöst.“

„Zu dieser erhabenen Philosophie der Passivität habe ich es noch nicht gebracht,“ bemerkte Bruins, „und wenn unser guter Doktor erst wieder das Aeußere meines armen Kopfes wird in Ordnung gebracht haben, soll das Innere desselben nicht einen Augenblick ruhen, bevor es nicht ein Mittel gefunden hat, uns aus den Händen dieser Amalekiter zu erlösen.“

„Wobei wir Ihnen aus allen Kräften helfen wollen,“ fügten wir einstimmig hinzu und schwiegen dann eine Zeitlang, um dem Lärm und Geräusch zuzuhören, die aus dem nahen Kampong zu uns herüber schallten.

„Der Radjah gibt den heimgekehrten Räubern einen großen Slamat (Fest), wie mir einer der Diener gesagt, die unser Abendessen gebracht hatten,“ erklärte Stroombeck uns die Ursache des Lärms.

Bald hörten wir auch die Töne des Gongong und des Gamelang*), welche die Bewegungen der Bajaderen beim Tanze begleiteten und regelten.

„Ich kann nicht ruhig zuhören, wenn diese Hunde ihren Triumph über uns laut feiern,“ sagte Kapitän Bruins und ging in das Innere der Hütte, wohin auch wir ihm folgten, um unsere Matten aufzusuchen.

Vier Monate waren verstrichen und nichts hatte sich in unserer Lage geändert, außer daß wir sämmtlich von unseren Wunden geheilt waren. Der Radjah hatte uns oft besucht und reichlich für unsere Bedürfnisse Sorge getragen, auch uns mit der nöthigen Kleidung versehen, natürlich nur mit der bei den Eingeborenen gebräuchlichen, den uns bereits von Java her bekannten Kabaja, Sarong**) und kurzen Beinkleidern, nebst Kopftuch, so daß wir bald das Aussehen von Malayen hatten. Auch von anderen angesehenen Einwohnern des Kampongs hatten wir uns mancher Aufmerksamkeiten zu erfreuen; man sandte uns oft Früchte, Gaasren, Hühner u. s. w. Wir hatten dieses unserem Doktor zu verdanken, dessen ärztlicher Beistand vielfach von den Eingeborenen in Anspruch genommen wurde.

Während der heißen Stunden des Tages blieben wir in unserer Hütte, in den kühlen Morgen- und Abendstunden jedoch machten wir kleine Spaziergänge längs des Strandes und durch den großen Kampong. Die Länge

*) Metallbecken von verschiedener Größe, die abgestimmt sind und durch das Schlagen mit kleinen hölzernen Hämmern ganz melodische Töne von sich geben.

**) Sarong — ein baumgedrucktes Stück Zeug, das um die Hüften geschlungen wird und bis auf die halbe Wade herabreicht.

weile plagte uns jedoch sehr, da wir gar keine Beschäftigung hatten. Die Einrichtungen und das Leben der Sulu-Insulaner boten uns nichts Neues oder Besonderes dar, da es ganz analog dem Leben der Javanen und überhaupt der Bewohner der Inseln des Archipels war. Fischfang, Jagd, die geringe Bearbeitung einiger Reisfelder beschäftigten die Bevölkerung, wenn sie nicht auf Raubzügen abwesend war.

Wir hatten den Gedanken aufgegeben, uns von der stark bevölkerten Insel Sulu durch die Flucht zu retten, da wir nicht hoffen konnten, unbemerkt in den Besitz einer Praauw zu gelangen, mit der wir hätten versuchen können, Borneo oder Celebes zu erreichen. Eine Flucht in das waldige Innere der nicht großen Insel wäre Wahnsinn gewesen. So hatten wir uns denn in unser Schicksal ergeben, mit Ausnahme des Kapitän Bruins, der behauptete, er würde dennoch ein Mittel finden, uns aus der Gefangenschaft zu befreien.

Eines Abends kam Sidin ben Hamet zu uns und kündigte uns an, daß er sich auf eine Zeitlang von uns trennen müsse. Auf unsere erstaunten Fragen erfuhren wir, daß die Seeräuber eine große Expedition nach der Insel Luzon beabsichtigten, an welcher sich beinahe die ganze männliche Bevölkerung Sulu's und der Radjah selbst betheiligen würde. Wir Gefangenen sollten am andern Morgen nach zwei kleinen, ganz unbewohnten Eilanden zwischen Sulu und den Inseln Bassilan und Belauw gebracht werden, um dort so lange zu bleiben, bis die Räuber von ihrem Zuge zurückgekehrt seien. Wir sollten durch diese Maßregel verhindert werden, die Entfernung der Männer von Sulu zu einem Fluchtversuche zu benützen. Wir würden auf den Eilanden täglich von dem nur ein bis zwei Meilen entfernten Belauw aus durch den dortigen Kapella (Häuptling) mit frischen Lebensmitteln versehen werden, und in einigen Wochen, spätestens einem Monat, wieder nach Sulu zurückkehren. Der Radjah beschenkte uns noch mit einigem Fischgeräth, um uns die Zeit mit Fischfang zu vertreiben, und nahm darauf Abschied von uns. Wir waren über die empfangene Nachricht recht froh, es war doch wenigstens eine Abwechslung in unserem eintönigen Leben.

Am folgenden Morgen wurden wir von einem niederen Häuptling aufgefordert, ihm nach dem Strande zu folgen, während einige Diener unsere Matten und Wasserkrüge trügen. Eine kleine Praauw nahm uns auf und segelte in südlicher Richtung nach einem dunkeln Punkte, der das eine der beiden kleinen Eilande war und ungefähr vier Meilen von Sulu entfernt sein mochte. Nach einer Fahrt von fünf bis sechs Stunden — der Wind war etwas flau — erreichten wir unser Ziel. Es war eine kleine, kaum eine Viertelmeile im Durchmesser haltende, mit üppiger Vegetation bedeckte, reizende Insel. Kapitän Bruins, Heudriks, der Bootsmann, zwei Matrosen und ich wurden hier gelandet. — Das zweite Eiland, für Herrn und Frau Schmit, den Doktor, Lieutenant Engel und die übrigen drei Matrosen bestimmt, lag in nordöstlicher Richtung, kaum eine kleine Meile von uns entfernt, während die größere Insel Belauw ungefähr doppelt so weit von uns gerade östlich lag.

Wir hatten nicht lange Zeit, Abschied von unseren Leidensgefährten zu nehmen, da der uns begleitende Häuptling, nachdem er unsere Matten und für einige Tage Lebensmittel an's Land hatte bringen lassen, zur Weiterfahrt drängte. Wir blieben so lange am Ufer stehen, bis wir nach ungefähr einer halben Stunde die Praauw an dem zweiten Eilande hatten anlegen und die Insassen derselben an's Land gehen sehen.

Als die Praauw wieder abstieß und, wie wir bemerken konnten, nach Belauw segelte, verließen wir den Strand und begannen gemeinschaftlich unsere kleine Welt, auf der wir die nächste Zeit zubringen sollten, in Augenschein zu nehmen. Es war ein kleines Paradies. Ein Dutzend Kokuspalmen erhoben ihre schlanken Gipfel über eine so dichte, üppige Vegetation, daß es schwierig war, an manchen Stellen in das Dickicht einzudringen, welches den Mittelpunkt der Insel einnahm. Einige Bananen und eine riesige Tamarinde verbreiteten am östlichen Ufer einen so köstlichen Schatten, daß wir beschlossen, an diesem Platze unser Lager aufzuschlagen, besonders da ganz in

der Nähe deſſelben eine kleine Quelle ihr klares Waſſer dem Meere zuſandte. Während die beiden Matroſen nach der Landungsſtelle zurückkehrten, um die dort zurückgelaſſenen Matten und Lebensmittel nach unſerem Lager zu bringen, waren Bruins, Hendriks und ich beſchäftigt; eine Anzahl großer Bananenblätter abzuſchneiden, die mit einigen Stangen das Material zu ſechs kleinen Hütchen bildeten, die wir noch im Laufe des Nachmittags aufſchlugen.

(Fortſetzung folgt.)

Drei Züge aus dem Leben des Kunſtmalers Horaz Vernet.

Horaz Vernet fuhr einmal mit großer Schnelligkeit in einem Tilbury durch die Straße Dauphiné in Paris und rannte dabei ſo ſtark wider einen ſchweren mit Steinen beladenen Wagen, daß die Deichſel ſeines Fuhrwerkes brach.

Ganz in der Nähe dieſes Unfalls ſaß auf einem Gerüſte ein Schildenmaler und malte für einen Wurſthändler ſehr ſchöne Würſte auf eine Tafel. Kaum hatte er den Künſtler erkannt, als er ſchnell von ſeinem Gerüſte herabſtieg und die zerbrochene Deichſel mit Stricken ſo gut zuſammenband, daß Herr Vernet ſeinen Weg fortſetzen konnte. Bevor aber der Künſtler wieder aufſaß, reichte er dem Attributen-Maler ein Goldſtück hin. Dieſer aber, das Geld nicht annehmend, ſprach mit einer etwas vorwurfsvollen Miene:

„Wie! Herr Vernet! .... ein Mitbruder! ...."

„Ich bitte um Verzeihung," .... entgegnete Vernet; — „wie ſoll ich Ihnen aber meine Erkenntlichkeit ausdrücken?"

„Nun", — erwiderte der Andere, — „ſo malen ſie dort auf meiner Tafel nur einen Pinſelſtrich."

„Herzlich gern," erwiderte Vernet.

Und ſchnell ſtieg er die Leiter hinan und malte — den appetitlichſten Schinken von der Welt.

„O, Herr Vernet, Herr Vernet!" rief der Schildenmaler unter Freudenthränen aus und küßte Vernet's Hand, „ich werde mich von nun an weder dieſes Pinſels noch dieſer Leiter bedienen: das ſind nun Schätze, die ich auf meine Kinder vererben will."

* * *

Eines Tages erſchien zu Verſailles, wo Horaz Vernet arbeitete, in deſſen Atelier ein Rekrut mit der ſonderbarſten Figur. Seine Militärmütze hatte er ſo weit nach hinten gerückt, daß ſie kaum den Kopf berührte, und dabei ſchlenderte er auf ganz komiſche Weiſe mit den Armen und Beinen.

„Was willſt du, mein Freund?" fragte der Maler.

„Ich wünſchte mein Porträt," antwortete entſchieden der Burſche, „um es in meine Heimath ſchicken zu können," und zog zugleich 25 Frcs. aus der Taſche.

„An wen willſt du es ſchicken?" fragte Horaz weiter; „gewiß an dein Liebchen?"

„Nein, nein," erwiderte der Rekrut, „Katharine iſt zu leichtſinnig, es iſt für meine Mutter."

„Für deine Mutter?"

„Ja, ſie weint, weil ſie mich nicht mehr ſehen kann. Die Kameraden haben mir nun geſagt: „Geh' zum Maler Vernet, der trifft die Soldaten am beſten! und ſo bin ich denn gekommen. Aber mehr als 25 Franken kann ich nicht geben" — murmelte der Burſche, und ſah dabei den Maler von der Seite an, als fürchtete er, eine abſchlägige Antwort zu erhalten.

„Gut!" ſagte der Maler, „ich werde dich nicht überfordern. Setze dich dorthin. Nimm aber zuvor deine Mütze ab. Sapperlot! Soll ich dir auch einen Bart malen?"

„O ja, das wär' nicht übel, der Bart fängt ja ſchon zu wachſen an," und der Rekrut fühlte mit der Hand ſich unter der Naſe und an dem Kinn.

Der Maler vollendete das Bild in zwei Sitzungen; und als der entzückte Soldat ihm dann die 25 Fr. anbot, ſagte Vernet: „Behalte dein Geld und trinke auf meine Geſundheit!"

Dieſe Geſchichte verbreitete ſich bald, und Vernet wurde der Abgott der Garniſon zu Verſailles.

* * *

König Ludwig Philipp war ein Freund von schönen militärischen Physiognomien, und er ließ deren viele, unter andern in dem großen Stiegenhause des Schlosses zu Versailles, durch Horaz Vernet malen. Ein alter, von der Sonne verbrannter Soldat, der gleichsam den Pulverdampf personificirt vorstellte, hatte besonders seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und wurde auch in das Atelier Vernet's beordert, um gezeichnet und später in obengenanntem Schlosse gemalt zu werden. Obschon derselbe bisher keines der militärischen Ehrenzeichen erhalten hatte, malte ihn Vernet dennoch mit dem Ehrenkreuz auf der Brust; und als er eben mit dem herrlich gelungenen Bilde fertig geworden, kam der König, betrachtete es und sprach seine große Zufriedenheit darüber aus.

„Es war mir auch eine rechte Freude, diesen Mann zu zeichnen," bemerkte Vernet dem König; „ich kenne ihn, und schon zwölf Jahre hat er mit ausgezeichneter Bravour in Afrika gedient."

„Auch ist er, wie Sie sehen, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt," fügte der König hinzu.

„Mit dem Kreuze der Ehrenlegion?" wiederholte der Künstler nachsinnend. „Pardon Sire, Pardon! ich habe mich betrogen, der Mann ist ja nicht decorirt." — Und mit einer ärgerlichen Miene ergriff Vernet den Pinsel und stellte sich an, das gemalte Ehrenzeichen auszulöschen. Der König hielt schnell seinen Arm zurück und sagte lächelnd: „Warum wollen Sie dieses herrliche Bild verderben, mein lieber Horaz? Man würde es ja stets sehen, daß hier etwas retouchirt worden ist. Ich weiß ein besseres Mittel, Ihren Irrthum wieder gut zu machen . . . man muß den braven Soldaten decoriren."

„Ich danke, Sire, dies erwartete ich! nun bin ich glücklich!" sprach hierauf der seelenvergnügte Künstler.

(Karls. Anz.)

* Germania auf der Kallmit.

Dort wo am Fuße der Vogesen,
An sanften Hügeln gold belaubt,
Die Purpurtraube wird gelesen,
Im Burgschmuck glänzt der Berge Haupt;

Wo prangend noch die alte Veste,
Erbaut durch Barbarossa's Macht,
Sich hebt gleich einem Adlerneste,
Die deutsche Grenze treu bewacht:

Da liegt, von Landmanns Fleiß umringet
Ein Bergesrücken ganz allein,
Um den ein Wiesenthal sich schlinget
Und schmucker Dörfer Giebelreih'n.

Dort soll im Bilde sich verklären
Das Vaterland in seiner Macht,
Dort soll, wie aus des Himmels Sphären
Der Mahnruf schallen: Halte Wacht!

Dort soll im Bild die Sonne zünden
In jeder Brust beim Morgenglanz,
Daß weithin späte Zeiten künden
Germania im Siegeskranz.

Obiges Gedicht bezieht sich auf das colossale Germania-Standbild, welches auf der herrlich gelegenen Kallmit bei Landau errichtet werden soll und wozu der rühmlichst bekannte pfälzische Bildhauer Hornberger bereits ein Modell gefertigt hat. Von diesem Modell sind in Landau gelungene Photographien angefertigt worden. Darnach ist die Germania dargestellt in ruhiger, würdevoller Haltung, den Blick nach Frankreich gerichtet und das kurze, in der Scheide befindliche Schwert an die Brust gedrückt. Den Kopf schmückt der Eichenkranz. Die Linke stützt sich auf eine altdeutsche Harfe und der eine Fuß ruht auf der Urne des Rheins. Die Gewandung ist leicht und gefällig und und läßt die Formen des Körpers angenehm hervortreten. Das ganze Bild macht einen freundlichen Eindruck und würde, nach dem Plane ausgeführt, gewiß eine Zierde der Gegend und der Pfalz werden. Hr. Hornberger beabsichtigt, das größere Modell in der Künstlerstadt München auszuführen. Ist dasselbe einmal vollendet, dann wird sicherlich die Theilnahme des deutschen Volkes sich dem Unternehmen zuwenden und die Beschaffung der allerdings ansehnlichen Kosten ermöglichen.

Auflösung des Räthsels in № 125:
Pistole.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Reich.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 127. Speyer, Dienstag, 23. December 1862.

* Der Wanderer in der hl. Nacht.

Ach, wie still ist's nah und ferne
Und wie öd' und kalt die Welt!
Rings im bleichen Licht der Sterne
Glänzt ein weites Todtenfeld.

Bild des Lebens, das erstorben,
Und des schönern Lebens Grab,
Dem ein Winterfrost verdorben,
Was ihm Fried' und Freude gab.

Ferne Glocken hör' ich läuten!
Nacht der Kinderseligkeit! —
Heimweh, Herz? Was soll's bedeuten?
Lieb' und Heimath liegt mir weit!

Aber sieh'! vor Augen malet
Mir ein Bild Erinnerung,
Das in's öde Leben strahlet
Wie der Frühling hell und jung:

Weihnachtsbaum mit gold'nen Lichtern!
Kinder steh'n um ihn herum
Mit verklärten Angesichtern,
Schau'n entzückt und selig stumm.

Mutter — ach, mit sel'gem Weinen
Senkst das Haupt du, betest leis —
Vater, Du hebst hoch die Kleinen —
Drüber schwebt der Engel Kreis.

Und ob dunk'lem Erdenraume
Wird des Himmels Sternenzelt
Mir zum großen Weihnachtsbaume,
Der umglänzt die weite Welt.

Ueberall sind ausgebreitet
Mutterarme weit und weich
Und die Liebe hat bereitet
Jedem Gaben süß und reich.

Wie ein Gruß aus sel'gem Lande
Weht mir Friede sanft durch's Herz
Und ich knie' am Heimathstrande,
Weine aus den alten Schmerz.

Ch. Böhmer.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

(Fortsetzung.)

Da wir uns nur unserer Messer bedienen konnten, weil man uns weder Beil noch Säge mitgegeben hatte, so hielt uns das Abschneiden der Stangen sehr lange auf, und es wurde dunkel, bevor unser kleines Lager fertig war. Die Hüttchen waren weiter nichts, als ein auf der Erde ruhendes Dach, in der Art etwa, wie in einigen Gegenden Deutschlands die kleinen Strohhütten sind, in denen die Feldhüter zur Zeit der Ernte die Nächte zubringen, — doch waren sie genügend, uns vor dem starken Nachtthau und den sich jetzt schon öfters einstellenden Regenschauern zu schützen.

Nach dem Abendessen wurde ein hübsches Feuer am Strande vor unserem Lagerplatze angezündet, die Cigarren in Brand gesetzt, und nachdem wir auf einigen Steinen am Feuer Platz genommen hatten, begann sehr bald ein munteres Gespräch. —

„Ich wollte, wir blieben hier, und kehrten nicht mehr nach dem verdammten Sulu zurück," sagte Hendriks. „Wir sind hier unter uns, und wenn man uns nicht Mangel an Lebensmittel leiden läßt, bin ich ganz zufrieden, wenn man uns hier läßt, bis auf die eine oder andere Weise unserer Gefangenschaft ein Ende gemacht wird."

„Wir können uns am Tage mit Fischfang die Zeit vertreiben," bemerkte ich, „und wenn uns die Zeit zu lang wird, können wir ja Herrn Schmit und seiner Gesellschaft einen Besuch machen; ihr Eiland ist für gute Schwimmer gewiß in einer guten halben Stunde zu erreichen." — „Aber gewiß nicht, wenn wir solche Gesellschaft haben," fügte der Bootsmann hinzu, auf das Wasser vor uns deutend, in dessen vom Feuer glänzend erhellten Wogen zwei große Haifische auf und ab schwammen; mit dieser Begleitung würden wir wohl nicht weit kommen." — „Das haben die Hallunken auf Sulu auch ganz gut gewußt, daß wir hier so furchtbare Wächter haben würden," bemerkte Hendriks, „sonst hätten sie schon einige Mann zu unserer Bewachung hier zurückgelassen."

„Können Sie sich ungefähr eine Idee machen, wie weit unsere Insel von einer der größeren Inseln des Archipels entfernt sein mag?" fragte Bruins, der noch kein Wort gesprochen hatte, plötzlich den Schiffskapitän. — „Soviel ich mich erinnere, liegen die Sulu-Inseln zwischen 118 und 125 Grad östlicher Länge bei 5 Gr. nördlicher Breite," antwortete Kapitän Hendriks. „Die Nordküste von Celebes liegt genau unter 1 Grad nördlicher Breite, also ungefähr 60 Meilen weit von uns entfernt. Die Ostküste von Borneo mag wohl in derselben Entfernung von uns liegen." — „Danke schön," erwiderte Bruins. „Und nun noch eine Frage, Kapitän; halten Sie es für möglich, in einem kleinen Nachen diese sechzig Meilen bis zur Küste von Celebes glücklich zurücklegen zu können?" — „Ich merke schon, bester Kapitän," sagte Hendriks lächelnd, „Ihnen trabt wieder einer Ihrer vielen Fluchtpläne durch den Kopf. Man könnte indeß schon, um Ihre Frage zu beantworten, in einem nicht zu kleinen Boote bei ruhiger See die Nordküste von Celebes oder Borneo erreichen, aber, wie gesagt, nur bei ruhiger See."

„Wo wollen Sie aber ein Boot hernehmen, Kapitän?" fragte ich. — „Das weiß ich freilich noch nicht," entgegnete er lächelnd; „doch werde ich schon Mittel und Wege finden, uns ein Boot zu verschaffen. Schlimmsten Falles machen wir selbst eins, und müßten wir unsere Tamarinde dazu nehmen." — „Und sie mit unseren kleinen Messern in Stücken schneiden, nicht wahr, Kapitän?" sagte lachend Hendriks. — „Lassen Sie's nur gut sein; wenn uns die Schurken nicht wieder nach Sulu zurückholen, so wird es mir mit der Zeit gelingen, ein Mittel zur Flucht zu finden, davon bin ich fest überzeugt." — „Sehen Sie dort, meine Herren," unterbrach einer der Matrosen, Jean Wyk mit Namen, den Kapitän; „die Herren auf dem andern Eiland haben auch ein Feuer angezündet."

Wir schauten hin und konnten deutlich in der Richtung, in der die Insel lag, den Schein eines Feuers bemerken. Einige von uns ergriffen ein flammendes Scheit und schwenkten es mehrmals hoch über unseren Köpfen hin und her; bald hatten wir die Freude, diese Art Gruß von unseren Gefährten auf dieselbe Weise erwiedert zu sehen, obschon die brennenden Scheite nur wie kleine helle Punkte in der Dunkelheit erschienen.

Bald erlöschte unser Feuer und wir zogen uns in unsere Hütten zum Schlafen zurück. Da auf einer so kleinen, nur von Vögeln bewohnten Insel von wilden Thieren nicht die Rede sein konnte, verging die Nacht ohne alle Störung, und wir erwachten erst, als die Sonne aufging. Nach dem Frühstück, das Jean Wyk, den wir zu unserm Koch ernannt hatten, bereitete, setzten wir unser Angelgeräth in Bereitschaft und überließen uns dem Vergnügen des Angelns. Einige große Steine, die etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt waren und zu denen man leicht hinwaten konnte, dienten uns dabei zu Sitzen, und so konnten wir mit großer Bequemlichkeit uns diesem Geschäfte hingeben, das nicht allein Vergnügen gewährte und einen angenehmen Zeitvertreib bildete, sondern auch einen sehr wünschenswerthen Beitrag zu unseren Mahlzeiten lieferte.

Als die Strahlen der Sonne zu glühend wurden, gingen wir wieder an's Ufer und lagerten uns im Schatten der Bäume, bis unser Koch uns zum Mittagessen rief. Im Laufe des Nachmittags kam der Kapella von Belawn in einer Praauw zu uns her-

über, brachte uns Reis, einige Hühner und Früchte, und kündigte uns an, daß wir wöchentlich zweimal eine gleiche Sendung Lebensmittel von ihm erhalten würden, so lange wir hier blieben. Der Häuptling war ein finsterer, mürrisch aussehender Mann, der nur die nothwendigsten Worte mit uns sprach und gleich darauf fortfuhr, um auch die Gefangenen auf der anderen Insel zu besuchen.

Vierzehn Tage waren so ohne irgend ein besonderes Ereigniß verstrichen. Am Tage fischten wir oder besuchten das Innere unseres kleinen Reiches, um Vogelnester aufzusuchen; am Abend lagerten wir uns am Strande und begrüßten die Bewohner der andern Insel wie am ersten Abend durch das Schwenken von Feuerbränden. Von Sulu hatten wir weder einen Besuch noch Nachricht erhalten; die Räuber schienen daher noch nicht von ihrem Zuge zurückgekehrt zu sein. Der Häuptling von Belawn hatte uns regelmäßig mit Lebensmitteln versehen. Wir befanden uns in der Mitte des Novembers und hatten schon einige Regenschauer als Vorläufer der Regenzeit gehabt, die in jenen Breiten gegen Ende December beginnt und bis zum Anfang des April dauert.

Als wir eines Tages beim Mittagessen versammelt waren, forderte uns Kapitän Bruins auf, ihm aufmerksam zuzuhören. „Ich glaube das einzige Mittel gefunden zu haben, uns durch die Flucht aus den Händen unserer jetzigen Herren und Meister zu retten," begann er. „Sie haben gewiß bemerkt, daß der Kapella von Belawu zuweilen nur vier Mann in seiner Praauw hat, wenn er uns Lebensmittel bringt, statt daß ihn, wie im Anfange, oft zehn bis zwölf Eingeborene begleiteten, wahrscheinlich aus Neugierde, um uns zu sehen. Auf diese geringe Bemannung der Praauw stützt sich mein Plan zur Flucht. Wenn der Kapella das nächstemal, also in drei Tagen, wieder in so kleiner Begleitung zu uns kommt, fallen wir über ihn und seine Leute her, fesseln oder tödten sie erforderlichenfalls, bemächtigen uns der Praauw, holen unsere Gefährten von der andern Insel ab und versuchen, Celebes oder eine andere dem Gouvernement befreundete Insel zu erreichen. Ich denke, der Plan ist einfach und leicht auszuführen, vorausgesetzt, daß Kapitän Hendriks glaubt im Stande zu sein, die Praauw ohne Kompaß eine so weite Strecke über das Wasser zu bringen."

„Das ist nicht so schwer, Kapitän," rief der Schiffskapitän fröhlich aus, „und Ihre ganze Idee ist herrlich und so einfach, daß ich mich schäme, nicht selbst schon lange auf dieselbe gekommen zu sein." — „Das Ei des Kolumbus, lieber Hendriks!" sagte Bruins lächelnd. — „Auch ich bin ganz entzückt von diesem Plane," bemerkte ich, „nur müssen wir ihn sobald als möglich in's Werk setzen, denn erstens können wir jeden Tag wieder nach Sulu zurückgebracht werden, und dann haben wir auch bald den Westmusson mit seinen schweren Stürmen zu erwarten." —

„Oh, was das Letztere anbelangt," sagte Hendriks, „so fürchte ich dieselben nicht, wenn ich nur eine gute Praauw und die Aussicht auf Befreiung vor mir habe; bei Tage werden uns die Sonne und Nachts die Sterne als Kompaß dienen. Wenn wir nur einigermaßen günstigen Wind haben, so hoffe ich in spätestens drei Tagen die Nordküste von Celebes zu erreichen. Wir haben Lebensmittel genug für diese Zeit, und Jean Wyk wird gleich morgen anfangen, unsern ganzen Vorrath an Reis abzukochen und so viel Fische zu backen, als wir fangen können; unsere Wasserkrüge können wir kurz vor der Abfahrt noch einmal frisch füllen, und dann sind wir, die Lebensmittel unserer Gefährten auf der anderen Insel mitgerechnet, hinreichend mit Proviant für die kurze Fahrt versehen." — Kapitän Bruins wurde von uns allen mit Lob und Dank für seinen guten Einfall überschüttet, und dann besprachen wir die zur Ueberwältigung der Bemannung der Praauw erforderlichen Maßregeln, bei der unserem starken Bootsmann ein Hauptantheil zufallen sollte.

Ruhig und geduldig hatten wir beinahe sechs Monate in der Gefangenschaft zugebracht; aber mit fieberhafter Unruhe und quälender Ungeduld sahen wir dem dritten Tage, der Ankunft der Praauw von Belawn entgegen. Wir konnten kaum fünf Minuten

still sitzen, ohne aufzuspringen und in der Richtung nach Sulu auszuschauen, in steter Furcht, von dort ein Fahrzeug kommen zu sehen, das uns von unserem Eilande abholen sollte. — Endlich war der Mittag des heißersehnten Tages gekommen, und wir konnten nun jede halbe Stunde der Ankunft des Häuptlings von Belawn entgegen sehen. Jeder von uns hatte sich mit einem starken Knüppel versehen, der einzigen Waffe außer unseren kleinen Messern, die wir uns hatten verschaffen können. —

„Da kommt die Praauw!" rief endlich Hendriks aus. „Zeigen wir keine ungewöhnliche Aufregung und bleiben wir nicht so dicht beisammen hier am Strande, das könnte auffallen. Ein jeder von uns weiß ja, was er zu thun hat." —

(Schluß folgt.)

Miscelle.

§. Zur Geschichte des Speyerer Theaters, dessen Räumlichkeiten gegenwärtig restaurirt werden, dürfte folgender Auszug aus einem alten Briefe, der uns ohnlängst in die Hände gefallen ist, einen komischen, aber instructiven Beitrag liefern. Unterm 3. Mai 1577 schreibt der kaiserliche Hofrath Hegenmüller von Speyer aus an den Herzog Albrecht von Bayern:

— „Die Burgerschafft allhie hat verschiener (jüngster) Tagen auff offnen Platz die comoediam vom Tobia gehalten; zu solichem Acte von den Jesuitern ihr gemachte Höll, so sy in iren Comoediis gebrauchen, entlehnt; wie nun die zween Burger zum Priore ternitarum komen und gebetten, man soll Inen die Höll leihen, hat der Jesuiter gesagt: liebe Herren, ich wollt Euch fürwar lieber den Himmel leihen, doch hat er ihnen die Höll geliehen. Dann weiß man nicht, wie die Teuffel in der Höll umgangen, die Höll ist brinnend (brennend) worden, und bei einem Stuck verprunnen, auch ein armer Teuffel darunter, so sich in der Flucht versaumt, das ein Ohr dahinten gelassen. Jetzund sollen die Speyrer den Jesuitern ein neu Höll machen; da ist Jammer und Nott."

Der geneigte Leser wolle sich zum bessern Verstande dieses Berichtes erinnern, daß das deutsche Theater gegen Ende des Mittelalters einen vorherrschend religiös-volksthümlichen Ursprung gehabt hat. Seit dem 15. Jahrhundert haben zuerst die Meistersänger mit ihren Schülern in den Städten, besonders in Augsburg, Trauerspiele biblischen Inhalts, mitunter auch Comödien des Terenz ausgeführt. Diese Sitte ging dann im 16. Jahrhundert aus dem Volke in die gelehrten Schulen über, deren Schüler an öffentlichen und Privatorten nicht selten dergleichen Schauspiele zum Besten gaben; in den Schulen der Jesuiten dauerte solcher Gebrauch bis in das 18. Jahrhundert fort, während er in andern, namentlich protestantischen Anstalten, bereits im 17. Jahrhundert nachgelassen hatte. Aus diesen Schulschauspielen bildeten sich dann die wandernden Schauspielergesellschaften (die fahrenden Schüler); erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die ersten stehenden Theater von Fürsten und größern Städten errichtet. —

Sylbenräthsel.

(Zwei Worte.)

1. und 2. Sylbe.

Ein Jeder kann's sich selber geben
Und kann ihm straflos untreu sein;
Doch mußt Du strenge darnach leben,
Trittst einmal in 3. 4. Du ein.

3. und 4. Sylbe.

Mein Glanz besticht; mich zu erlangen,
Sehnt sich so manches Eitlen Brust,
Und doch verbiet' ich anzuhangen
Der Welt und ihrer eitlen Lust.

1. und 4. Sylbe.

Stets wird's sich Dem gefahrlos zeigen,
Der sinnig Zeit und Ort bedenkt;
Oft ist gewalt'ge Kraft uns eigen,
Die ganzer Völker Schicksal lenkt.

3. und 2. Sylbe.

Bald läßt's, dem Zephyr gleich, erklingen
Des leisen Liedes Melodie,
Bald brauset, wie auf Sturmesschwingen,
Es in erhab'ner Harmonie.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 128. Speyer, Samstag, 27. December 1862.

Unter den See-Räubern auf den Sulu-Inseln.

(Schluß.)

Wir folgten seiner Mahnung und ließen die Praauw, die nur von dem Häuptling und vier Eingeborenen bemannt war, ruhig anlegen; der Kapella mit zwei Malayen stieg an's Land, um die für uns bestimmten Körbe voll Reis und anderen Lebensmitteln zu landen. Dies war der zum Ueberfall vorher bestimmte Augenblick.

Kapitän Hendriks und der Bootsmann sprangen plötzlich in die Praauw und versuchten, sich der beiden in ihr Zurückgebliebenen zu bemächtigen, während wir vier Uebrigen uns auf den Häuptling und seine beiden Leute stürzten und dieselben mit Leichtigkeit bewältigten, da sie sich eines so plötzlichen Ueberfalles durchaus nicht versehen hatten. Im Nu waren sie zu Boden geworfen und mit ihren und unseren Kopftüchern gefesselt. Hendriks hatte den Mann am Ruder ebenfalls so plötzlich bei der Gurgel gefaßt und halb erwürgt, daß er nur schwachen Widerstand leistete, bis Einer von uns zusprang und den Malayen binden half. Nicht so leicht hatte es der Bootsmann, der durch die ganze Länge der Praauw von dem Manne im Vordertheile des Schiffes getrennt war. Als dieser den Bootsmann auf sich zuspringen und den Tumult am Strande sah, zog er seinen langen Kriß und drang muthig auf den Bootsmann ein; dieser parirte jedoch geschickt die nach ihm geführten Stöße, bis er endlich die Gelegenheit wahrnahm und dem Malayen einen so furchtbaren Faustschlag auf den Kopf versetzte, daß derselbe lautlos zusammenbrach. Sofort wurde auch er an's Land gebracht und zu den übrigen Gefesselten gelegt, die in starrem Erstaunen uns unverrückt ansahen, ohne ein Wort zu sprechen, so vollständig hatte sie unser plötzlicher Ueberfall verwirrt.

Geschäftig gingen wir nun an die Arbeit, um unsere Lebensmittel, sowohl die bereits zubereiteten als auch die soeben mit der Praauw angekommenen, an Bord des Fahrzeugs zu bringen, und als auch die Krüge mit frischem Wasser, sorgfältig zugebunden, am Hintertheil weggestaut waren, gingen wir fröhlich an Bord. Kapitän Bruins sagte noch zu dem Häuptlinge, daß er nichts weiter für sich und seine Leute zu fürchten habe, als eine Nacht auf dem Eilande zubringen zu müssen, da seine Landsleute ihn wohl am folgenden Tage hier aufsuchen würden, wenn sie sähen, daß er nicht zurückkehre. Hierauf stießen wir von dem schönen Eilande ab, von dessen Lieblichkeit wir uns jedoch mit leichtem Herzen trennten, und segelten sogleich nach der kleinen Insel hin, auf der unsere Gefährten sich befanden, um allen Verdacht zu vermeiden, wenn etwa ein Fischerfahrzeug uns sehen und beobachten sollte, und es doch sicher auffallen würde, wenn die Praauw von Belawn sich außergewöhnlich lange bei unserer Insel aufhielte. — Unser Schiffchen erwies sich, nach dem Ausspruche des Kapitäns Hendriks, als ein zwar schon etwas altes, aber noch ganz brauchbares Fahrzeug, das sehr gut ein Dutzend Personen fassen könne, ohne überladen zu sein.

Ich übergehe mit Stillschweigen das freudige Erstaunen und den Jubel der Gefangenen auf der zweiten Insel bei unserem Anblicke und bei der Nachricht von unserer beabsichtigten oder vielmehr bereits begonnenen Flucht. Frau Schmit vergoß reichliche Freudenthränen, kniete am Strande nieder und pries laut betend Gottes Güte.

In kurzer Zeit waren die wenigen Hab-

Digitized by Google

seligkeiten an Bord gebracht und da wir es nicht wagen durften, vor Anbruch der Nacht die Insel zu verlassen, so benützten wir die kurze Zeit, die uns noch blieb, das Schiff zu der langen, bevorstehenden Fahrt bequemer und geeigneter zu machen. Während wir Landmenschen damit beschäftigt waren, im Hintertheile der Praauw vermittelst einiger Matten einen ganz kleinen Raum zum Schlafen für Frau Schmit einzurichten, versahen der Kapitän Hendriks und seine Seeleute das Vordertheil mit einer Art Schanddeck oder halben Verdeck durch das Ausspannen von doppelten Matten über einigen Stangen. Dieses halbe Deck sollte das Eindringen der Wellen in das Fahrzeug verhindern, was bei einem so niedrigen Boote, wie unsere Praauw, kaum zu vermeiden und nicht nur sehr lästig ist, sondern auch zu Zeiten sehr gefährlich werden kann.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang waren wir sämmtlich, dreizehn an der Zahl, an Bord der Praauw und segelten mit einem leichten Nordostwinde in südlicher Richtung fort, waren aber gezwungen, ein wenig westlich abzuhalten, um nicht zu nahe bei Belawn vorbeizukommen. Hierdurch kam es, daß wir kaum einen Büchsenschuß weit von unserer kleinen Insel vorbeisegelten und ganz deutlich die Gestalten der fünf Malayen im Mondschein auf dem Strande erkennen konnten, die sich also wahrscheinlich selbst von ihren Fesseln befreit hatten. Wir erreichten bald die offene See und nahmen nun wieder unsern eigentlichen südlichen Kurs auf. Kapitän Bruins hatte uns, natürlich mit Ausnahme von Frau Schmit, in zwei Wachen eingetheilt; er selbst mit dem Bootsmann übernahm das Steuer, da keiner von uns im Stande war, den Lauf des Fahrzeugs nach den Sternen zu lenken. Wir zehn Anderen sollten je fünf das große dreieckige Segel regieren, wie erforderlichenfalls die drei Ruder, welche sich an Bord vorgefunden hatten, bemannen. Vier Stunden währte immer eine Wache, gerade wie am Bord eines Schiffes.

In dieser ersten Nacht unserer Flucht schlief indeß niemand von uns. Wir waren zu glücklich, so ganz unverhofft der Gewalt dachte an die Gefahren, die mit einer so weiten Seereise in einem so wenig dazu geeigneten Fahrzeuge nothwendigerweise verbunden sein mußten. —

Gegen Morgen ließ der Wind ganz nach und wir mußten zu den Rudern greifen, eine sehr anstrengende Arbeit in der allmälig immer drückender werdenden Sonnenhitze; wir waren bald so erschöpft von dieser besonders für uns Nichtseeleute ungewohnten Arbeit, daß wir uns jede Viertelstunde ablösen mußten. Indeß waren wir alle munter und wohlgemuth und ließen uns den Reis und die gebackenen Fische recht gut schmecken, die uns Frau Schmit, unsere Proviantmeisterin, auftischte. Gegen Abend frischte der Wind etwas auf, und wir konnten nun wieder unser Segel benutzen. Nach der ungefähren Schätzung des Kapitäns hatten wir in diesen vierundzwanzig Stunden gegen zwanzig Meilen zurückgelegt.

In der zweiten Nacht hatten wir einige Regenschauer, die uns zwar sehr erfrischten, uns aber auch zwangen zu hosen, d. h. das eingedrungene Wasser aus dem Fahrzeug auszuschöpfen, was sehr langsam von statten ging, da wir uns dazu nur dreier leerer Wasserkrüge bedienten konnten. Der folgende Tag verging ohne ein besonderes Ereigniß, nur daß wir nicht genöthigt waren zu rudern, da der Wind recht frisch blies, zuweilen sogar so frisch, daß wir das Segel beschlagen mußten. Gegen Abend trat jedoch plötzlich völlige Windstille ein, und der Kapitän äußerte darüber mit einem etwas bedenklichen Gesichte, daß es kein gutes Zeichen sei, der Wind umschlagen würde und wir wahrscheinlich eine heftige Bö, wenn nicht gar einen Sturm bekommen würden. Wir griffen indeß zu den Rudern und suchten so rasch als möglich vorwärts zu kommen.

Einige Stunden nach Sonnenuntergang erhob sich denn auch, wie der Kapitän vorausgesagt hatte, eine so heftige Bö aus Westen, daß die See im Augenblick mit weißem Schaum bedeckt war, und dann so hoch ging, daß wir befürchteten, umzuschlagen. An rudern war gar nicht zu denken, der Mast war herunter genommen, und der Bootsmann mußte seine ganze Kraft auf-

gegen die furchtbaren Wogen zu halten, von denen eine einzige, wenn sie über dem kleinen Fahrzeuge zusammengebrochen wäre, hingereicht hätte, dasselbe zum Sinken zu bringen.

Es war eine furchtbare Nacht, die furchtbarste, die ich je erlebt! Nach Mitternacht nahm der Sturm noch an Heftigkeit zu, so daß selbst Kapitän Hendriks, ein erfahrener Seemann, alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte. Beim Grauen des Morgens hörten wir ganz in unserer Nähe das Brüllen einer Brandung, und der Kapitän erklärte uns sehr bald, daß kaum eine Viertelmeile von uns, in östlicher Richtung, eine kleine Insel läge, und daß die einzige Möglichkeit, uns zu retten, in dem Versuche bestehe, die Praauw durch die Brandung zu bringen und auf den Strand zu treiben. Ein schrecklicher Ausweg! Wir erstarrten beim Anblick der furchtbaren Brandung und bei dem Gedanken, dieselbe passiren zu müssen! Der Bootsmann warf geschickt die Praauw herum freilich nicht, ohne daß dieselbe halb mit Wasser gefüllt wurde und dem Sinken nahe war. Mit rasender Geschwindigkeit wurden wir nun auf die Brandung zugetrieben, der Kapitän schrie uns zu, uns festzuhalten, der Bootsmann stand aufrecht am Steuer und suchte einen möglichst günstigen Punkt aus, um durch den weißen Gischt vor uns zu dringen. Als wir in den tosenden Strudel eintraten, befahlen wir Gott unsere Seele und schlossen unwillkürlich die Augen. Ein furchtbarer Stoß warf uns auf den Boden des Fahrzeugs nieder; ein zweiter nicht weniger heftiger schleuderte uns auf den Strand, wo wir betäubt liegen blieben.

Glücklicherweise war die Gewalt dieses zweiten Stoßes so groß gewesen, daß wir weit genug auf den Strand geworfen wurden, um nicht von den zurückrollenden Wellen wieder in die See gespült zu werden. Wir waren mit einigen starken Contusionen davon gekommen, unser Fahrzeug jedoch war zerschellt und seine Trümmer wurden von den wüthenden Wogen hin und her geworfen.

Erschöpft von der Angst und den Anstrengungen dieser furchtbaren Nacht lagerten wir uns unter den ersten Bäumen am Strande und verfielen bald in tiefen Schlaf, aus dem uns erst die heißen Strahlen der Mittagssonne weckten. Wir boten einen kläglichen Anblick dar. Unsere Kleider waren zerrissen, unsere Gesichter arg geschunden, und Einige von uns konnten sich in Folge der erhaltenen Contusionen kaum bewegen. Der Kapitän Hendriks forderte uns jedoch auf, unsere Kräfte anzustrengen, um, längs des Strandes fortgehend, zu versuchen, einen Kampong aufzufinden, wo wir die so nöthigen Nahrungsmittel und Hülfe erhalten könnten. Wir waren völlig in Unkenntniß darüber, wo wir uns befinden mochten, da Hendriks erklärte, es könne nicht wohl Celebes sein, dessen Entfernung zu bedeutend sei, als daß wir sie in der kurzen Zeit schon hätten zurücklegen können.

Nach einer zweistündigen, äußerst mühevollen Wanderung gelangten wir richtig zu einem kleinen Fischerdorfe, dessen Bewohner uns mit großem Staunen, aber recht freundlich aufnahmen. Da wir nicht wissen konnten, ob diese Leute nicht mit den Seeräubern von Sulu eng verbündet waren, was doch gar nicht so unwahrscheinlich, erklärten wir unsere unfreiwillige Landung auf der Insel durch den Umstand, daß wir von Monado aus eine Lustfahrt gemacht hätten, vom Sturme überrascht und am Morgen auf der Insel gestrandet wären. Es war die kleine Insel Sangir, wie wir erfuhren, ungefähr fünfundzwanzig Meilen nordöstlich von Celebes liegend.

Wir wurden von den Eingeborenen, die oft mit der Niederlassung in Monado verkehrten, reichlich mit dem Nothwendigsten versehen und von ihnen am zweiten Tage, als der Sturm sich gelegt und die See ruhiger geworden war, in einer starken, schnell segelnden Praauw nach Monado gebracht, das wir am Abend desselben Tages glücklich erreichten. Der dortige Regierungsbeamte nahm uns auf das Liebreichste auf, versorgte uns reichlich mit Kleidungsstücken und war sehr erfreut, als er erfuhr, daß wir zu der Bemannung und den Passagieren der „schönen Amalie“ gehört hatten, da er über das Schicksal dieses Schiffes nur einige ungenaue Nachrichten von den eingeborenen Fischern erhalten. Er fertigte nun sofort

Digitized by Google

einen umfassenden Bericht über den Untergang des Schiffes und unsere Gefangenschaft bei den Seeräubern und sandte ihn mit dem nächsten Dampfboote nach Batavia.

Nachdem wir einige Tage auf die angenehmste Weise in Monado zugebracht hatten, segelten wir mit einem kleinen Regierungskutter nach Ternate und Dschilolo ab, und erreichten glücklich diese unsere eigentlichen Bestimmungsorte, nur sechs Monate später, als wir beim Antritt unserer Reise von Surabaja aus gedacht, und nachdem wir eine schwere Prüfungszeit hatten bestehen müssen.

Kapitän Bruins war ganz glücklich, daß es ihm doch gelungen war, einen guten Plan zur Flucht gefunden zu haben, und sagte oft, sich vergnügt die Hände reibend: „Ich möchte nur das wüthende Gesicht des alten Schurken Sidin bei Hamet sehen, wenn er nach Sulu zurückkommt und die Vögel aus dem Neste geflogen findet!“ —

Miscellen.

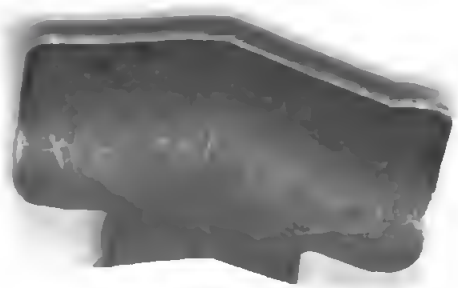
(Gesammelte Lustspiele und Volksstücke von Martin Schleich.) Von diesem im Verlag von E. J. Gummi dahier erscheinenden Werke liegt uns der erste Band in prachtvoller Ausstattung vor. Derselbe enthält die auf den meisten Bühnen Deutschlands mit glänzendem Erfolge gegebenen Stücke: „Bürger und Junker“, „das Versprechen“, „der Bürgermeister von Füssen“ und „die Haushälterin“: Herr Martin Schleich, als einer der ersten Repräsentanten der humoristischen Literatur Deutschlands und als Herausgeber des sehr beliebten „Punsch“ bekannt, hat sich durch Herausgabe seiner dramatischen Werke alle Freunde der heiteren Dichtkunst, insbesondere aber alle Diejenigen zu großem Dank verpflichtet, welche noch nicht Gelegenheit hatten, sich an der Bühnenwirkung dieser Stücke zu erfreuen. Die Gestalten und Figuren, welche uns von der Bühne herab so viele heitere Abende bereitet haben, treten uns hier aus einem Buche entgegen und erheitern uns, des Bühnengewandes entkleidet, ebensosehr, da sie sich durch kernigen Witz, Lebensfrische, Wahrheit der Charakteristik und überraschende Poesie auszeichnen, Eigenschaften, woran die Produkte anderer Dramatiker der Neuzeit sehr arm sind. Wir erfüllen daher nur eine sehr angenehme Pflicht, wenn wir unseren Lesern die Anschaffung der Werke Schleichs als erheiternde Lektüre bestens empfehlen.

(Ein unschuldiger Wilddieb.) Vor dem Schwurgerichtshof in einer schlesischen Stadt unweit des Zobten stand jüngst ein Mann, der Wilddieberei und der thätlichen Mißhandlung eines Forstschutzbeamten angeklagt. Der Angeklagte vertheidigte sich ungefähr mit folgenden Worten: „Ich war in Zobten und ging von da spät Abends fort nach Hause zu. Weil nun das Wetter sehr schlecht war, da es sehr regnete und stürmte, so dachte ich, du wirst den Weg über den Zobtenberg machen. Der Präsident constatirt, daß dieser Weg bedeutend weiter und beschwerlicher sei, als der gerade Weg nach dem Heimathsorte des Angeklagten. Dieser begründet jedoch seinen originellen Spaziergang über den Zobtenberg bei Nacht, Sturm und Regen mit der Erklärung: „Sehen Sie Herr Präsident, ich bin Naturfreund,“ und fährt dann fort: „Als ich nun so im Busche gehe, stolpere ich und falle über etwas. Wie ich greife, kommt mir ein Gewehr in die Hand. Ich sehe mir das Büchsel an und denke so, na, wer mag das Ding verloren haben? und auf einmal geht's los und ein Rehbock purzelt hin. Ich war sehr erschrocken, und da faßt mich der Förster und sagt, ich wäre ein Wilddieb. Sehen Sie da, Herr Gerichtshof, das kann doch Niemand sagen, und weil mich der Förster nicht gehen ließ, so habe ich mich gewehrt.“ Der unschuldige, biedere Naturfreund wurde trotzdem zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

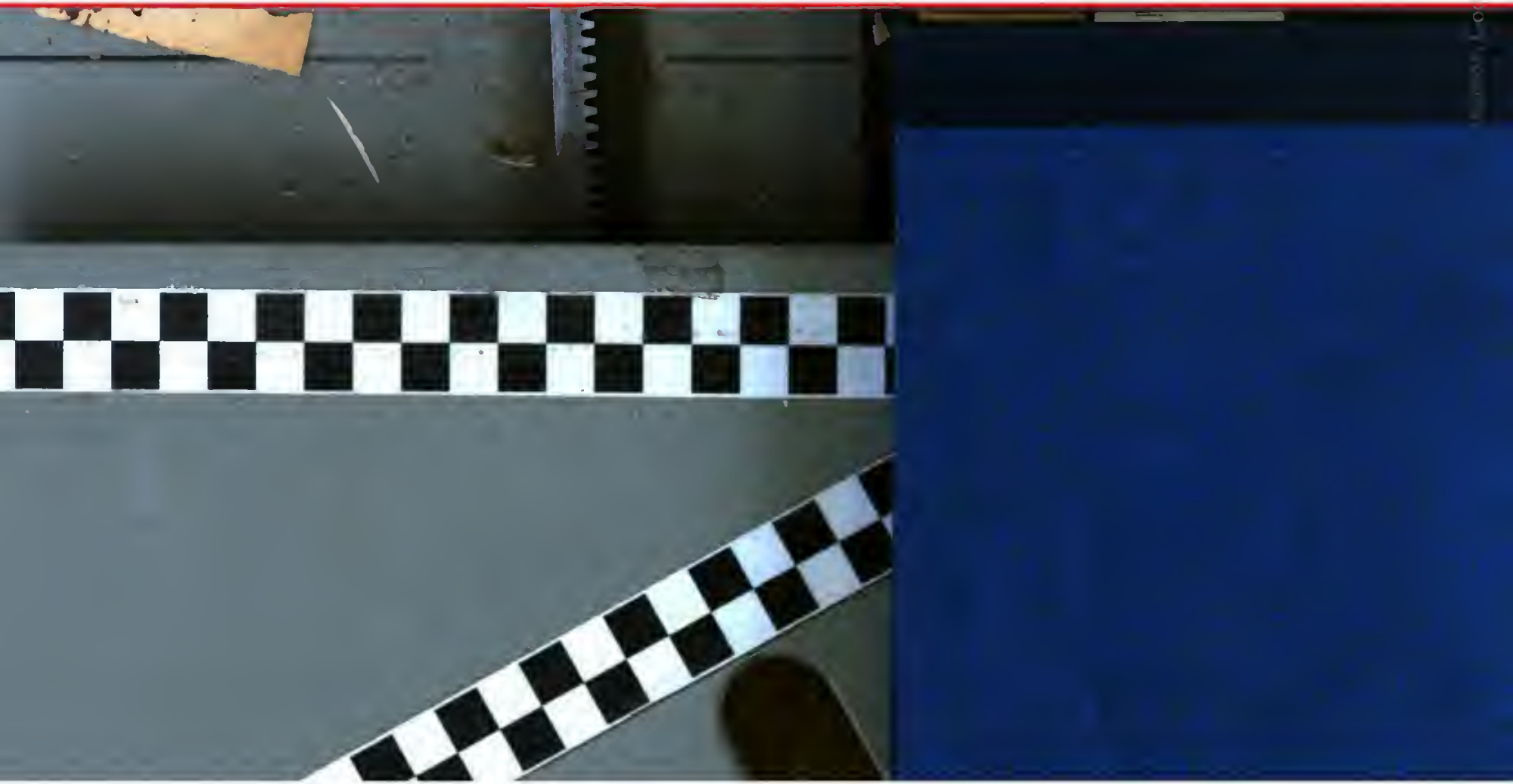
Auflösung des Sylbenräthsels in № 127:

Regel. Orden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Weib.



Digitized by Google



Digitized by Google